



Vereinsnachrichten

Unsere Ortsgruppe Gelsenkirchen ist unserem vormaligen Verzeichnis von Ortsgruppen und Arbeitskreisen noch hinzuzufügen. Die Anschrift lautet:
Lehrer F. Wilms, Gelsenkirchen, Ringstr. 36.

Anschriftenänderung unserer Ortsgruppe Heidelberg:

Dr. Otto Nebel, Heidelberg-Rohrbach, Odinspfad 3.

Freunde germanischer Vorgeschichte e. V. im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte Hauptstz Detmold

9. öffentliche Tagung in der Pfingstwoche 1936 in Mannheim

Es ist folgende Tagesordnung in Aussicht genommen:

Mittwoch, den 3. 6. 1936

Nach dem Begrüßungsabend am Dienstag im Ritteraal des Schlosses findet am Mittwoch der große Ausflug statt nach Dürtheim-Krimhildensstuhl (früher Brunholtsstuhl), Heidenmauer, Limburg oder Teufelsstein und Eberskopf.

Mittags Eintopfgericht im Wingerverein.

Nachmittags Weiterfahrt nach Speyer. Besichtigung des Domes und Museums (germanischer Teil).

Abends Vortrag in der Kunsthalle, Beisammensein im Rosengarten.

Donnerstag, den 4. 6. 1936

Fahrt nach den Heidenlöchern bei Deidesheim.

Mittags Eintopfgericht im Heidelberger Schloß.

Nachmittags Weiterfahrt zum Heiligenberg, Thingstätte, Ringwall, Michaelisbasilika.

Gemeinschaftsabend im Friedrichspark.

Freitag, den 5. 6. 1936

Ein Teil unserer Freunde besucht den Donnersberg, der andere folgt einer Einladung von Frau Merx nach Darmstadt.

Vorträge und Berichte:

Platzmann, Schmieder, Schöll, Sommer, Sprater, Teudt, Teuffel.

Genaueres und Endgültiges im Maiheft.

Anmeldungen und Wohnungsgesuche bis 25. Mai an den Altertumsverein in Mannheim, Schloß.

Diesem Heft liegen Prospekte folgender Firmen bei: Eugen Diederichs Verlag, Jena und B. G. Teubner Verlag, Leipzig. Wir empfehlen unseren Lesern, diese Beilagen zu beachten.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. F. D. Platzmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Bierguck, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. IV. Bj. 1935 3200. Pl. Nr. 3.

20. 5. 1936.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936

April

Heft 4

Otto Sigfrid Reuter: Germanische Himmelskunde

Rundfunkvortrag, gehalten am 9. Jan. 1936 17.40 im Reichsfender Leipzig

Wir wissen alle, daß vor mehr als einem Jahrtausend die mächtige südeuropäische Kulturwelle das geistige Erbgut unseres germanischen Lebenskreises zu einem nicht unerheblichen Teile verdrängt hat. Die Frage nach unserer Vorzeit: Wie lebten und dachten unsere Voreltern, als sie noch rein und unvermischt aus ihrem eingeborenen Wesen lebten?, soll von der allgemeinen Vorgeschichtswissenschaft beantwortet werden: Sie geht ja nicht nur den Gelehrten an, sondern jeder von uns, jeder Volksgenosse wird von dem Ergebnis dieser Forschung berührt. Es ist nicht gleichgültig, ob ich aus Eigenem, nicht gleichgültig, ob ich aus Fremdem gewachsen bin. In den großen Aufgaben der Gegenwart und Zukunft, in der Neugeburt einer germanischen Weltanschauung brauchen wir nicht nur etwa die willkommenen Mehrung einer Traditionsmasse, sondern auch das Bewußtsein einer geistigen Urverbundenheit, das sich der beglückenden Erfahrung eines rassischen Urwillens gefällt.

Den großen Bahnbrechern unserer Vorzeitforschung, vor 100 Jahren Jacob Grimm, in den letzten Jahrzehnten dem leidenschaftlichen Stürmergeist unseres Gustaf Rossinna, danken wir, daß Märchen und Götterfage, Sprach- und Rechtsaltertümer, daß die handwerkliche und künstlerische, die kriegerische und die Siedlungskultur unserer Vorzeit zu beträchtlichem Teile wieder ans Licht gekommen sind. Unerörtert ist aber bisher geblieben die Kunde vom gestirnten Himmel, der doch auch unseren Vorfahren gegläntzt hat. Während die Himmelskunde stets als ein besonderes Ruhmesblatt der antiken Kulturen, des ägyptischen, des babylonischen und griechischen Altertums, gegolten hat, hat man dem germanischen Norden selbst die bescheidensten Anfänge einer planmäßigen Beobachtung abgesprochen. Nun ist aber gerade die Himmelskunde ein Prüfstein für die selbstständig sich regende Kulturbegabung eines Volkes, und es ist daher begreiflich, daß auf

der anderen Seite leidenschaftliche Liebhaber unseres Altertums ihm, gerade weil schriftliche Beglaubigungen zerstört seien, einen außerordentlichen Hochstand früher Himmelswissenschaft beigelegt haben und diesen in Steinsetzungen, Geräten und Schmuckstücken nachzuweisen suchten.

Ich habe es unternommen, mitten zwischen diese beiden kämpfenden Gruppen das Zeugnis der Tatsachen zu stellen, die himmelskundliche Überlieferung aller germanischen Stämme zu sammeln, wie und wo sie im Ausgang der bodenständigen Entwicklung und im Beginne der schriftlichen Aufzeichnung sichtbar wird, und ihren Gehalt an unentlehneter Himmelskunde festzustellen. Nur so würde es, glaube ich, gelingen, unabhängig von den Irrwegen der Phantasie, unabhängig aber auch von übertriebener Zweifel- und Verkleinerungssucht ein Denkmal unserer germanischen Vorzeit wieder aufzurichten, das, offener Nachprüfung unterworfen, doch von sicheres Bestande wäre. Denn mit der Aufdeckung einer germanischen Himmelskunde treten wir in die geistige Gesamthaltung dieser Rasse ein. Wer sich selbst, ohne fremde Führung, unter den Anblick des gestirnten Himmels stellt, fühlt alsbald sein inneres Leben mächtig emporgehoben; den Ewigen steht er als ein Eigener gegenüber; aus dem Weltall und aus seinem Inneren nimmt er die Beantwortung der großen Urfragen des menschlichen Geschlechtes: Richtung und Zeitrechnung, ja die Welt des Glaubens empfangt er von überirdischen Mächten.

Fragen wir: Wie fand sich der Germane auf Wanderungen, auf fernen Meeren zu recht, als er noch keinen Kompaß besaß? Wie vermochte er die Tages- und Nachtzeit zu teilen, als ihm künstliche Uhren noch nicht zur Verfügung standen? Wie ordnete er die Monate und das Jahr, deren Ablauf doch durch Mond und Sonne bestimmt wird? Sind die heutigen arabischen und griechischen Sternbildnamen, die wir auf den Sternkarten lesen, vor einem Jahrtausend auf ein leeres Himmelsfeld geschrieben, oder hatten auch unsere Vorfahren den Sternen schon eigene Namen gegeben, sie zu Bildern zusammengefaßt? Sind sie zur Beobachtung und Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit der himmlischen Erscheinungen mit eigenen Mitteln gelangt?

Gewiß, wir haben in unserem Norden zur Winterzeit oft monatelang die Wolkendecke über uns, im Sommer die hellen Nächte, die besonders im höheren germanischen Norden, uns den Anblick des gestirnten Himmels entziehen. Der Süden hat es stets leichter gehabt. Andererseits gewähren unsere Breiten einen manchmal anderen Himmelsanblick als wie dem Süden. Sehr viel höher steht bei uns der Himmelspol mit dem Nordstern uns zu Häupten, sehr viel flacher legen sich darum auch die Gestirnbahnen über den germanischen Himmelsrand, so flach im höheren Norden, daß dieser allsommerlich den Anblick einer Mitternachts-sonne erfährt, von welcher der Süden nichts weiß. Diese Umstände gewähren uns aber auch die Möglichkeit, zu erkennen, ob gewisse himmelskundliche Überlieferungen im Norden oder im Süden Europas entstanden, ob sie selbständiges germanisches, oder ob sie fremdes Geistesgut enthalten.

Wie stand es also mit der Beobachtung und Kenntnis der Himmelsrichtungen? Wir wissen, daß schon fünfhundert Jahre vor Kolumbus die germanischen Hochseeschiffer Amerika entdeckten. Kolumbus hatte den Kompaß, der im 12. Jahrhundert in den Norden kam. Die Wikinger kannten ihn noch nicht. Haben wirklich, wie behauptet worden ist, die Kenntnis und Beobachtung von Windrichtungen und Meeresströmungen genügt, die Fahrt vom skandinavischen und deutschen Festland nach den britischen Inseln, nach den Färöern, nach Island und Grönland, nach Labrador und Neufundland, ja selbst nach der Küste Amerikas zu sichern? Der Schiffsverkehr quer über die Nordsee ist schon für die jüngere Steinzeit und die Bronzezeit durch die Funde bewiesen. Aber aus diesen vier bis fünf Jahrtausenden dringt keine schriftliche Nachricht zu uns. Im Beginne

der geschichtlichen Zeit aber weiß ein angelsächsisches Runenlied aus dem 9. oder 8. Jahrhundert, wonach der germanische Schiffer sich richtet, wie es denn nicht anders sein kann: Tagsüber nach der Sonne; nachts nach dem Nordgestirn.

Die Schiffsführung nach der Sonne zunächst ist aber keineswegs so leicht, wie es dem heutigen Menschen, der ihrer ja gar nicht bedarf, weil er den Kompaß hat, erscheinen möchte. Nicht nur der Buchgelehrte, auch der einfache Mensch, der nur beobachtet, weiß, daß zu jedem Jahrestage, 365 Tage hintereinander, ein anderer Aufgangsort und Untergangsort der Sonne gehört, daß die Höhe der Mittags-sonne von einem Halbjahr zum anderen steigt und wieder fällt. Wer sich also heute oder ehemals auf hoher See nach der Sonne, nach ihren Ständen auf dem Himmelsrand oder am freien Himmel, richten wollte, mußte zum mindesten die Tage zählen. Aber es kommt noch hinzu, daß sich Richtung und Höhe der Sonne mit dem nördlicheren oder südlicheren Standort des Schiffes ändern. Und erst der Vergleich einer Sonnenrichtung oder -höhe mit denen in der Heimat am selben Tage gewährt dem Hochseeschiffer die Kenntnis der Himmelsrichtung. Er muß Zahlenreihen kennen, im Gedächtnis tragen, die diese Vergleichung jederzeit und jedenorts ermöglichen. Zahlenreihen astronomischen Inhalts, und zwar von bewunderungswürdiger Genauigkeit sind uns erhalten.

Ein Beispiel: Im Jahre 1000, an der amerikanischen Ostküste, stellte Leif Ericsson mit seinen Leuten fest, daß dort, wo er überwinterte, kein Frost kam. Wo lag das Land, das sie wegen der dort vorgefundenen (und dort in der Tat einheimischen) Weinrebe, Vinland d. h. Weinland, nannten? Es ist eine für uns unschätzbare Nachricht, die diese Leute uns in ihrer Erzählung überliefert haben: Dort in Vinland sei die Sonne, anders wie in Grönland, am kürzesten Tage im Ostsüdostpunkt auf- und im Westsüdwestpunkt untergegangen. In Südgrönland, wo die Leute daheim waren, ging am gleichen Tage die Sonne sehr viel südlicher auf und unter. Wenn sie sagen, wo die Sonne, in welchem Punkte des Himmelsrandes sie in Vinland am kürzesten Tage untergegangen oder aufgegangen sei, nämlich in den genannten Westsüdwest- und Ostsüdostpunkten, dann haben wir die Entfernung zwischen Vinland und Südgrönland meßbar. Vinland liegt hiernach etwa dreißig Breitengrade südlicher, und zwar in Florida. Das heißt aber: Wir haben in dieser Nachricht ein astronomisches Ortsbestimmungsverfahren, das, unter Zuhilfenahme von Küstenbeschreibungen und Segelanweisungen den Nord-Südabstand zweier Schiffshorizonte mit verhältnismäßig geringem Fehler angeben konnte.

Wie recht hat also jenes angelsächsisches Runenlied, das uns die Sonne als Tagesführerin des Schiffers auf hohem Meere nannte. Aber das Verfahren Leifs zeigt uns noch mehr; daß es nämlich in der Mittelmeer-schiffahrt nicht angewandt werden konnte. Im Süden hocken die Aufgangspunkte der Sonne wie ihre Untergangsorte auf engerem Raume des Himmelsrandes dicht gedrängt, im Norden treten sie weit auseinander, weil die Gestirnbahnen im Norden flacher liegen. Geringe Meßbarkeit also im Süden, gute im Norden. Der Süden kennt das Verfahren nicht, der Norden wendet es an. Und wir erfahren so, daß dieses astronomische Ortsbestimmungsverfahren nicht nur nicht entlehnt, sondern auch nur im germanischen Raume und zwar in vorgeschichtlicher Zeit entstanden sein kann.

Das ist selbständige germanische Himmelskunde. Solche Kenntnisse allein waren es, die dem germanischen Schiffer den Mut stärken konnten, sich von allen ihm bekannten Küsten loszulösen, die Segel von jedem Sturme schwellen zu lassen, die Gefahr des Abgetriebens nicht zu scheuen. Als später, im Jahre 1267 germanische Schiffer von Südgrönland durch einen Sturm nordwärts verschlagen wurden, maßten sie noch die Höhe der Sonne um Mittag und Mitternacht und verglichen das Ergebnis mit den Sonnenhöhen

in ihrem Heimathafen. Die Nachrechnung ergibt, daß die Leute den 75. Breitengrad, an der Baffinsbay, erreicht haben. Aber wieder: Nicht dies ist wichtig, sondern daß sie den Vergleich ausführen konnten und ausführten, daß sie die entsprechenden Sonnenhöhen vom Horizonte ihres Heimathafens im Gedächtnis, wahrscheinlich in einer Zahlenreihe, bei sich trugen. Es ist ein anderes Verfahren als das in Vinland angewandte. Aber beide bewähren ihre Brauchbarkeit, weil wir in beiden Fällen noch heute mit ihrer Hilfe durch Nachrechnung den Schiffsort, sei es in Florida, sei es in Nordgrönland, bestimmen können. Aus den südlichen Kulturen kennen wir auch dieses Verfahren nicht; auch dieses ist im germanischen Gebiete erarbeitet.

Die sicherste Führung aber gewährte die gestirnte Nacht. Das angelsächsische Runenlied nennt uns das Zeitgestirn, das nie von seinem Orte weiche. Das würde nicht für unser Altertum gelten können, wenn der heutige Polarstern gemeint sein sollte, der da vor tausend Jahren um den Pol weitab noch einen Kreis von 23 Mondbreiten Durchmesser beschrieb. Island meldet in einer Quelle die Kenntnis zweier Zeitsterne, eines hellen und eines nicht hellen. Damit kann nur der in einem ziemlich sternleeren Felde trotz seiner geringeren Lichtstärke noch deutlich sichtbare Stern gemeint sein, der heute als Stern 32 der Giraffe bezeichnet wird. Diesem lag um 800 der Drehpunkt auf $\frac{1}{2}$ Grad nahe; er gewährte somit dem germanischen Norden eine sehr viel genauere Nordrichtung als unser heutiger Polarstern dem Mittelalter. Es ist also auch kein Wunder, daß die Hochseeschifffahrt Frühling und Herbst bevorzugte, wenn doch in den langen dunklen Nächten ihnen die Sterne die verlässlichste Führung über See gewährten.

Nach allem ist es auch selbstverständlich und überrascht uns nicht, daß die Himmelsgegenden und -richtungen, die für das germanische Leben von solcher Bedeutung waren, auf dem ganzen germanischen Gebiete auch einheitlich benannt wurden, und daß es dabei nicht auf Wind-, sondern auf wirkliche astronomische Richtungen ankam. Die germanischen, heute in der ganzen Welt gebrauchten Namen Nord, Süd, Ost und West sind vom Tageslaufe der Sonne genommen. Die küstennahe Mittelmeer-schifffahrt dagegen benannte die Winde nach Bergen und Ländern, von denen her sie wehten. Im Germanischen Gebiet finden wir den Himmelsrand zunächst in jene vier Gegenden und mit fortgesetzter Einteilung in 8, 16 und 32 Teile geteilt. Karl der Franke hat diese germanische Achtteilung durch eine mittelalterliche Zwölftteilung ersetzen wollen; es ist ihm nicht gelungen. Die 32teilige Kompaßrose herrscht heute auf allen Meeren.

Auch die vom Mittelalter aus dem Süden mitgebrachte Zwölftstunden teilung des Tages und ebenso der Nacht zwischen Aufgang und Untergang der Sonne hat vergeblich versucht, die für den Norden bessere einheimische Tagesteilung und Nachtteilung zu verdrängen. In unserem Norden teilte man die Zeit nach dem Sonnen- oder Stern gange über den sechzehn Himmelsrichtungen. Das war für die germanischen Gebiete eine vortreffliche Art. Unbrauchbar aber war die südliche Zeitteilung nach dem Temporalstunden-system, das die beiden Spannen zwischen Auf- und Untergang der Sonne in je zwölf Teile teilte. Auf Island z. B. hat der längste Tag einundzwanzig, der kürzeste drei Stunden unserer heutigen gleichen Stunden. So hätte dann damals die Sommerstunde eine Dauer von einunddreiviertel Stunden unserer Zeit, die Winterstunde nur fünfzehn Minuten Dauer gehabt. Man sah sich bald nach der Einführung der südlichen Tageszeitrechnung gezwungen, das einheimische Verfahren wieder einzuführen. Seit dem 14. Jahrhundert erst haben wir die heutige Rechnung mit vierundzwanzig gleichlangen Stunden von Mitternacht zu Mitternacht. In jener großartigen Einheitlichkeit der germanischen Richtungs- und Zeitbestimmung erkennen wir aber wieder die Selbstständigkeit der himmelskundlichen Grundlegung, die sich in noch weit höherem Grade dann in der so viel schwierigeren Monats- und Jahresrechnung nach Son-

nen- und Mondjahr und in der Ausbildung einer außerordentlich scharfsinnigen Schaltungsregel für eine Folge von immer acht vollen Jahren zeigt.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf den Sternhimmel unserer Vorfahren, den wir heute fast nur mit arabischen und griechischen Namen und Bildern geziert finden und kennen. Um den Leitstern, dem das Runenlied den Namen Thor des



Der germanische Himmelswagen.
Darstellung aus dem flämischen „Breviarium Grimani“, um 1490.

alten Himmelsgottes beilegt, freiste der Wodanswagen und der kleinere Frauen-, d. h. wohl Friggas Wagen. Was wir jetzt mit griechischen Namen Orion nennen, das herrlich prangende Wintersternbild, nannte Germanien Friggas Roken, aber auch die Drei Fischer, die Drei Mäher und den Pflug; alljährlich im August tauchte es in der Morgensfrühe vor der Sonne auf und mahnte an den Beginn der Ernte und der Flachszeit. Andere Sterne und Bilder waren nach den Großtaten der Himmelsgötter benannt, die griechischen „Zwillinge“ als Thiazis Augen, die Nördliche Krone als Aurvandils Zehe. Die Hyadengruppe schien einem kleinen Wolfsrahen zu ähneln und trug diesen Namen. Damit aber nähern wir uns der großen Bedeutung, die einigen anderen Sternbildern im Zuge der bekannten nordgermanischen Göttersage zukommt, in der sich die auch geistige Größe unseres Altertums zeigt. Diese Namen und Bilder sind der Edda entnommen, wir kennen sie aus Richard Wagners gewaltigem Musikdrama. Weltende steht noch einmal bevor; die Schöpfung ist noch nicht vollendet. Da scheint mit dem hellsten Fixstern, dem Sirius, Loki Weltbrand die Götterbrücke, die Milchstraße, zu betreten; vor ihm her zieht der Fackelschwinger; der Große Wolfsrahen, der am germanischen Himmel die griechischen Bilder Andromeda, Pegasus und Schwan vereinigt, reißt die gewaltigen Kiefer gegen den Göttersitz, gegen Thr, auf; aber schon haben die Himmlischen den Kampf gegen Loki aufgenommen; das Sternbild Aenkaampf in der Milchstraße bei der griechischen Bezeichnung Fuhrmann, also auf der Götterbrücke, die Loki heraufstürmt, ist Zeuge. So war der Himmelsanblick zugleich ein gewaltiges Glaubensbild, eindringlichste Mahnung an die kämpfenden Erdenkinder, den ewigen Kampf des Lichtes mitzukämpfen.

Wahrlich, die germanische Himmelskunde ist mit der griechischen in bezug auf die Entwicklung der Theorie nicht zu vergleichen. Sehen wir aber auf die germanischen Leistungen auf dem Gebiete der astronomischen Schiffsführung, der weit in die Jahrtausende zurückreichenden Zeitrechnung, bedenken wir die staunenswerte Genauigkeit der Zahlenreihen, in denen ein Oddi Selgason im Nordisland des 10. Jahrhunderts das Bewegungsgesetz der Sonne auszusprechen wußte, dessen Sternbeobachtungen, von denen er doch den Beinamen des Stern-Oddi trug, verloren sind, die sicherlich aber von gleichem Range gewesen sein werden, — erheben wir den Blick zum Nachthimmel und seinen glänzenden Bildern des großen kosmisch gesehenen und menschlich erschütternden Götterdramas, an deren Stelle wir heute nur griechische und arabische Gelehrsamkeit sehen, die dem einfachen Manne, der wir alle sind, die Freude am Himmel verwehrt, — bedenken wir, daß alles, was sich hat mühsam noch aus den zerstreuten Quellen herausholen lassen, doch schließlich nur ein kleiner Bruchteil sein kann dessen, was ehemals war, — dann wissen wir, daß wir auch auf dem Gebiete der Himmelskunde Erben einer geistigen Welt sind, die selbständig dem Himmel ins Auge schaute und seine Befehrmäßigkeit erkannte und nutzte, — so wird uns schließlich auch verständlich, daß der große Siegeszug der wissenschaftlichen Astronomie in unserem Jahrtausend seinen Ursprung und seine Entfaltung bis zur Weltgeltung mit den Namen eines Kopernik, eines Kepler, eines Newton gerade auf dem germanischen Boden genommen und gewonnen hat.

Wollten wir alles Vorchristliche in gedankenlosem Eifer verwerfen, so müßten wir uns notwendig auch der Freiheit des Glaubens an Unsterblichkeit und an ein allmächtiges ewiges Wesen entäußern; denn im Herzen keines anderen Volkes waren diese ewigen Beziehungen so tief und festgewurzelt als im deutschen.

Montanus, Die deutschen Volksfeste, S. 11.

Die Vernichtung der germanischen Musiküberlieferung durch Bonifatius und Kaiser Karl

Eine Quellenzusammenstellung von Otto Hebel

Es seien hier einige Auszüge aus Quellen, die bereits Moser in seiner „Geschichte der deutschen Musik“ 1920 anführt, zusammengestellt, die nicht nur die Befehrungszeit, sondern auch den Geist des Westfranken Karls I., der, wie seine Verteidiger behaupten, „so viel zur Erhaltung deutschen Volkstums getan hat“, kennzeichnen.

Hatten die irischen Mönche noch Verständnis und Achtung für die heiligen Dinge der alten Deutschen gezeigt und ihre neue Auffassung den „Heiden“ durch Überzeugung oder Überredung beizubringen gesucht, so brachte die mit Bonifaz, dem „Apostel der Deutschen“, einsetzende römische Richtung wie im Dogmatischen und Kirchenpolitischen auch im Liturgisch-Musikalischen einen vollkommenen Bruch: der römische Choralgesang wird alleinherrschend, und zwar mit derselben Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit, wie wir sie vom Dogmatischen her kennen.

Auf den nordischen Germanen mit seiner hochgemuten Weltanschauung, der bereits eine eigene mehrstimmige Musik kannte, mußte die Eintönigkeit der Gregorianischen Gesänge, die im wesentlichen auf der jüdischen Musik fußten, herzbedrückend wirken, zumal wenn sie von weltverneinenden, fanatischen Priestern in einer nichtverstandenen Sprache vorgelesen wurden; selbst ein Zisterzienser spricht noch spät von dem „Gesang der entmanneten Stimmen“. Hier werden die Rassengegensätze nordisch—orientalisch im Künstlerischen ebenso deutlich wie bei der Glaubenslehre im Weltanschaulichen.

Nach Walafried Strabo ordnete Pippin 754 an, daß weder die gallikanischen noch die fränkischen Gesangsweisen, sondern allein die römischen nach der Bestimmung Papst Gregors I. Geltung haben sollen. Die Klöster bonifazianischer Aufsicht (Ostervang), wie Fulda, Eichstätt, Würzburg, gehen hierbei in der Unterwerfung unter Rom voran, während die älteren Klöster der irisch-schottischen Richtung am alten Brauch festzuhalten versuchten. Um den römischen Brauch im Frankenreich durchzusetzen, erbittet sich Pippin ein Antiphonar und Responsale (Singbuch für Wechselgesang zwischen Priestern, bzw. diesen und dem Chor) aus Rom und gründet in Rouen eine Sängerschule nach dem Muster der römischen Schola cantorum; später sendet Pippin fränkische Geistliche nach Rom, um sie dort „an der Quelle“ den römischen Gesang studieren zu lassen. Am bedeutsamsten wird dann die Sängerschule von Metz, die Vorbild für die andern Sängerschulen im ganzen Frankenreich werden sollte.

Was Pippin begonnen, setzte Kaiser Karl fort, nur ist, wie im Politischen, auch hier die Tonart stärker: in der wichtigsten Sängerschule, der von Aachen, wird der „Tractat“ Altwins, den dieser dem Boetius nachgeschrieben hatte, dem Unterricht zugrunde gelegt. Ademar, der „Mönch von Angoulême“, berichtet in seiner „Geschichte der Franken“, daß Kaiser Karl einen Streit zwischen römischen und fränkischen Sängern dahin entschieden habe, daß, wie das Wasser am reinsten an der Quelle sei, so auch der Gesang am besten an der Quelle, d. h. in Rom, erkannt werde; sie sollten deshalb zum Gesang am besten an der Quelle, d. h. in Rom, erkannt werden; sie sollten deshalb zum Gesang des heiligen Gregor, den sie verdorben hätten, zurückkehren! Karl ließ sich vom Papst Hadrian zwei römische Musterfänger für sein Frankenland mitgeben. Von nun an wurden allerorten, an den Domschulen zu Mainz, Trier, Köln, Worms, Münster, Osnabrück, Hildesheim, Paderborn, Minden, ebenso fleißig wie in den Klosterschulen die römischen Noten, nun „Meister Neumen“ genannt, abgeschrieben.

In dem Kapitulare von 789 werden alle Geistlichen verpflichtet, den römischen Brauch „genau und vollständig“ zu lernen und das officium nocturnale und graduale (Teile der Tages- bzw. Messegesänge) in der vorgeschriebenen Weise auszuführen. Die Kapitu-

larien von 802 verlangen ausdrücklich, daß Psalmodie und römischer Gesang zu prüfen seien. Ja, der „deutsche“ Kaiser Karl war päpstlicher als der Papst: nach der Mailänder Chronik des Landulf ließ Karl auf einem seiner Langobardenzüge die ambrosianischen Gesangbücher, die nicht der gregorianischen Auffassung entsprachen, fast sämtlich verbrennen; sie waren dem „König David“, wie sich Karl bekanntlich in seiner „Akademie“ nennen ließ, offenbar zu germanisch.

Daß es Karl dabei nicht nur um die Durchsetzung der römischen gegen die altfränkische Art in der Liturgie, sondern um die von den Verteidigern Karls, u. a. auch von Moser, bestrittene Romanisierung der Franken überhaupt ging, zeigt schon der Umstand, daß nicht nur Geistliche, sondern auch junge Edelleute im gregorianischen Gesang unterrichtet wurden.

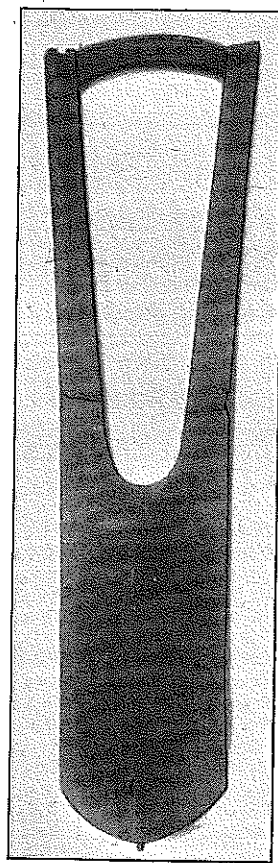
Die Quellen geben auch Auskunft, wie diese fremde Tonkunst von unseren Vätern aufgenommen wurde.

Johannes Diaconus spricht in seiner „Vita Gregorii I.“ (10. Jahrhundert) von der Schwierigkeit, die die Deutschen hätten, die „Süßigkeit des neuen Gesanges“ zu lernen. „Sie waren durchaus nicht imstande, ihn unverderbt zu bewahren, teils weil sie leichtsinnig Eigenes in die gregorianischen Gesänge einmischten, teils wegen ihrer natürlichen Wildheit. Denn bei ihrem mächtigen Körperbau haben sie gewaltige Stimmen und können die gehörten Melodien nicht sanft wiedergeben, weil die Heiserkeit ihrer Sängergurgeln (!) sie die zarten Weisen mit Holpern und Stolpern und Schreien ausführen läßt, wie wenn ein Lastwagen vom Berge über Stock und Stein herabpoltert, und verwirrt und betäubt so die Sinne der Zuhörer, statt ihnen wohlzutun.“ Zu diesen erbaulichen Auslassungen römischen Hochmuts bemerkt Notker der Stammler, der mit seiner Sequenz „das erste große germanische Kunstwerk im Mittelalter“ schuf, mit Recht: „Da sieht man wieder die gewohnte Frechheit der Römer gegen Deutsche und Franken.“

Welche Mühe die Kirche hatte, den gesunden, lebenbejahenden Geist des Volkes in ihrem Sinne zu wandeln, um nicht zu sagen zu zerbrechen, beweisen die sich über Jahrhunderte hinziehenden Verbote des Singens von Tanzliedern an den kirchlichen Festtagen; Bonifatius muß sich gegen den Lärm der Tanzleiche und die Schmausereien in der Kirche wenden, das Kapitular von 789 den Nonnen das Singen von „wineliern“ (Liebesliedern) verbieten.

Daß Karls Sohn, Ludwig der Frömmle, nur Sinn für die römische Musikübung hatte, versteht sich von selbst. Sein Biograph, Thegan von Trier, kennzeichnet diesen Mönch im Kaisermantel folgendermaßen: „Niemals erhob er seine Stimme zu einem Lachen, auch dann nicht, wenn an den höchsten Feiertagen zur Freude des Volkes die Späsmacher, Mimen und Taschenspieler an den Tisch vor ihm traten. Das Volk wollte sich vor Lachen ausschütten, er aber verzog niemals den Mund zu einem Lächeln, obwohl er doch so weiße Zähne hatte.“

Mit dem 10. Jahrhundert spätestens, stellen die Musikforscher Moser und Merxmann übereinstimmend fest, ist die volkshafte Musik entwurzelt, der Stand der volkhaften Sänger ausgestorben.



Germanische Harfe aus einem Grabe bei Oberflacht. Völkerwanderungszeit.

(Nach Hans Bahue, Deutsche Vorzeit.)

Doch letzten Endes geht es wie in jeder Kunstgattung auch hier: nachdem das Fremde zwangsweise eingeführt worden war, schafft sich die germanische Seele aus dem fremden Stoff einen neuen arteigenen Ausdruck: germanisches Formgefühl gestaltet den einstimmigen gregorianischen Gesang mehrstimmig und instrumental. Die Sequenz Notkers des Stammlers ist schon ein Beispiel dafür.

Aber erst die mittelhochdeutsche Blütezeit des Minnesangs und der Volksdichtung lassen die schlummernden Kräfte germanisch-deutscher Kunstübung über rasse- und artfremde Kunst entscheidend siegen; in der Musikgeschichte im engeren sehen wir in dem Sieg der Polyphonie, deren Hauptvertreter zwar nicht nur Deutsche, Niederländer und Engländer, sondern auch Norditaliener (Florentiner), alle aber durchgehends nordrassische Menschen sind, den Sieg des Nordens über die Gregorianik Roms.

Runenformen in brauchwürdigen Sinnbildern

Don A. O. Plafmann

Die Frage einer „geistigen“ Überlieferung innerhalb des geschlossenen germanischen Kulturkreises ist trotz zahlreicher Einzelarbeiten auf den verschiedensten Gebieten in den wesentlichsten Grundzügen kaum erst angeschnitten worden. Die Beantwortung einer solchen Frage richtet sich nämlich vollständig nach der Art der Fragestellung; und diese wieder nach dem Maßstab, den man für das Messen und damit das Werten einer Überlieferung wählt. Ja, die Frage selbst, ob man überhaupt eine erkennbare geistige Überlieferung vor sich hat, hängt im höchsten Maße davon ab, was man als Maßstab „geistiger“ Betätigung überhaupt gelten lassen will. Gewiß, eine jede Wissenschaft will in ihrer Art „exakt“ sein; das heißt, sie will messen, wägen und vergleichen und dadurch zu Feststellungen kommen, die als unwiderleglich oder wenigstens als augenscheinlich nicht mehr bestritten werden kann. Auch die Frage, was überhaupt „wahr“ ist, steht und fällt mit dem Vorhandensein eines Vergleichs-Maßstabes. Dieser Vergleichsmaßstab ergibt sich aus dem Bestande des bisher Gewußten, das immer die Grundlage dessen bildet, was an neuem Wissen hinzukommt. Für jede Wissenschaft ist es also von größter Wichtigkeit, von welchem vor ihr bestehenden Wissensschema sie ursprünglich ausgegangen und weiterentwickelt worden ist. Diese Herkunft bleibt ihr Schicksal; ihr bleibt sie dauernd verhaftet, wenn nicht endlich ihr Forschungsgegenstand selbst revolutionär das ihm auferlegte Schema sprengt, um sich nun denen, die ein Empfinden dafür haben, als etwas ganz Neues, von dessen Bestehen man vorher kaum eine schwache Ahnung hatte, zu zeigen und eine unerhoffte Lebendigkeit zu entwickeln; den anderen aber, die ihm nur von ihrem Schema her nähergekommen sind, und die ihn nur unter diesem Schema begreifen können, unverständlich, ärgerlich und selbst im höchsten Maße abstoßend zu werden. Deshalb sie denn auch für die Aufrechterhaltung ihrer Art zu sehen wie für eine Weltanschauung leidenschaftlich und erbittert kämpfen.

Die Theologie hat, um ein beliebiges Beispiel zu nennen, diese Erfahrung immer wieder gemacht. Sie kam ursprünglich von der Philosophie her an ihren Gegenstand heran und hoffte diesen — das Gebiet des übersinnlichen Erlebens — von jener her zu beherrschen; auch dann noch, wenn sie die Philosophie als ihre Dienerin ausgab. Sie mußte es aber immer wieder erleben, daß ihr Gegenstand sich ihrem System und seinen kunstvollen Fesseln revolutionär entzog und die eigene Autonomie verkündete, der sie dann mit ihren Mitteln nicht mehr beikommen konnte, weil diese keine Voraussetzung mehr für jene waren.

Bei anderen Wissenschaften folgen immer wieder entsprechende Revolutionen und Restaurationen aufeinander; und es wird immer Leute geben, die mit einer Bedrohung

ihres Blickstandpunktes das Ende der Logik und der Wissenschaft überhaupt gekommen sehen. Sie verwechseln nämlich zu leicht die Sammlung ihrer Vergleichsmaßstäbe mit den Gesetzen des Wissens selbst. Sie sind freilich um so schwerer zu befehren, als es bei diesen „Revolutionen des Forschungsgegenstandes“ immer eine große Anzahl von Leuten gibt, die eine grundlegende Änderung des Blickstandpunktes mit einer Abschaffung jeglicher Methodik selbst verwechseln um nun, anstatt dem Gegenstand sein Eigenrecht zurückzugeben und sich ihm nach diesem eigenen Recht zu nähern, den Forschungsgegenstand zum Tummelplatz ungehemmter Längen einer hemmungslosen Phantasie zu machen. Solche „Schwärmgeister“ haben noch jede Revolution begleitet; und zu ihrem unheilvollen Wirken gehörte es immer, daß sie es den orthodoxen Theo- oder sonstigen -logen leicht machen, wider sie zu wettern und damit in allererster Linie die echten Revolutionäre zu treffen. Mir scheint, in ähnlicher Lage befinden wir uns heute bezüglich jener Wissenschaften, deren Gegenstand eine Beziehung zu unserer völkischen, rassischen und damit geistigen Eigenüberlieferung hat, kurz gesagt mit unserer eigentlichen völkischen Substanz. Und diese Lage hat einen tiefen Grund:

Man ist an die Erforschung, Deutung und Wertung dieser Substanz bisher von außen herangegangen; von außen in mehrfachem Sinne: zunächst im Sinne einer völligen seelischen Unbetheiligung, die man mit Unrecht als „strenge Objektivität“ ausgab; von außen aber auch bezüglich der angewandten Vergleichsmaßstäbe. Wir hatten, bevor wir eine Germanenkunde hatten, eine Wissenschaft von der Antike, von ihren Sprachen und ihren Empfindungen, ihren Schriften und ihren Gebilden. Diese Wissenschaft hatte ihre Maßstäbe aus ihrem Gegenstande selbst entnommen; aber sie hatte sie nicht etwa auf dem Wege der Logik gewonnen, vielmehr waren sie ihr aus dem Erleben der Renaissance aufgegangen, sie waren die autonomen Gesetze des Gegenstandes selbst, vom ersten Rinascimento bis zu Winkelmann und Platen. Die Germanenkunde hat nicht solche Feen an ihrer Wiege gesehen. Zwar waren ihre Väter, die Grimm, Uhland, Arndt u. a. vom Erlebnis des Deutschtums hergekommen, untrennbar mit der gleichzeitigen völkischen und politischen Erhebung verbunden. Aber schon sie hatten, bei aller richtigen Art zu sehen, doch keine ganz autonome Methodik entwickeln können; sie waren im wesentlichen auf die Forschungsmittel der bestehenden Altphilologie angewiesen; und so gerieten vor allem ihre Nachfolger allgemach auch wieder in den Blickstandpunkt der Antikenkunde hinein. Ja, diese wurde allmählich wieder so herrschend, daß sie sich von der alten „Interpretatio Romana“ kaum mehr unterschied.

Im Laufe der Zeit hat man dann unterschiedliche Arten der Methodik auf die Germanenkunde angewandt; man kam, wie man sagte, „von irgendeiner Wissenschaft her“ an den Forschungsgegenstand heran und zwang damit auch die Vergleichsmaßstäbe dieser Wissenschaften dem Forschungsgegenstand auf. Soziologisch ausgerichtete Germanisten untersuchten „Gemeinschaftskulturen“, juristische Sachkenner Rechtsaltertümer, theologisch Beschlagene trieben germanische „Religionswissenschaft“, Männer, die sich über vergleichende Völkerkunde unterrichtet hatten, ordneten die angeblich deutsche Volkskunde in dieses ihr Schema ein. Und jeder brachte die Gesetze von auswärts in seine Heimat mit; darum kann man sich nicht wundern, wenn diese Heimat nach den verschiedensten Seiten hin die absonderlichsten Gesichter zeigte. Denn nun spukten plötzlich fremdländische Gespenster wie Totem, Tabu, Dämonismus, Apotropie und ähnliche im deutschen Volkstum herum, und sie haben ihr Untwesen bis heute nicht aufgegeben, ja, sie haben uns alle in ihren dämonischen Bann gezwungen. Wer etwa von einem „Hausgeist“ spräche, der redete unwissenschaftlich; wer aber von dem „Hausdämon“ spricht, hat Anspruch auf Autorität. Mit diesen Bezeichnungen aber werden den Begriffen seelische und geistige Inhalte untergeschoben, die sie nicht haben und durch die sie herabgewertet, zum mindesten aber uns völlig entfremdet werden. Grundsätzlich ist das gar nichts anderes, als

wenn man vor 1100 Jahren unsere guten Geister in Dämonen, unsere Götter in Götzen, unsere Weihstätten in „Idola“, das heißt Teufelsabbilder umtauschte.

Unser Thema macht solche Feststellungen dringend notwendig; denn was man heute als „Sinnbildforschung“ bezeichnet, das begegnet bei fast allen amtlich bestellten Pflägern unserer Volkstumswissenschaft völliger Verständnislosigkeit, wenn nicht leidenschaftlicher Ablehnung. Selbst sonst verdiente Männer tun dies Gebiet damit ab, daß sie es in den Bereich des „Nicht-wißbaren“ verweisen; das heißt also dessen, was an keinem der vorhandenen Maßstäbe gemessen werden kann, weil keine bisher „anerkannte“ Wissenschaft diese Maßstäbe hat. Erst recht erboht zeigt man sich, wenn einer diese Sinnbildforschung mit der Runenforschung in Verbindung bringen will, etwa in der Absicht, beider Entwicklung und Sinn wechselseitig zu erklären.

In der Tat ist für das „lineare“ oder „abstrakte“ Sinnbild, wie wir es meinen, kein Vergleichsmaßstab vorhanden in den Wissenschaften, von denen man ausschließlich ausgeht: in der südländischen Schriftgeschichte, in der Geschichte der Kunst und besonders der „Ornamentik“, und auch nicht in der landläufigen Religionsgeschichte. Da Runen nicht mehr praktisch angewandt werden, so fehlt hier die Vergleichsmöglichkeit mit dem Lebendigen — sie fehlt angeblich, denn Runen und Runenbetätigung werden dogmatisch als nicht mehr vorhanden angesehen. An die Runendenkmäler aber geht man ausschließlich schriftgeschichtlich heran, indem man Runen ausschließlich als Lautzeichen wertet, obschon bezeugt ist, daß sie ursprünglich Sinnzeichen gewesen sind. Wenn man schon eine selbständige Entstehung der Runen ablehnt, so verweist man erst recht eine Deutung ihres Sinngehaltes aus ihrer Form heraus in das Gebiet der Phantasie. Man konnte das um so leichter, als die Deutung von Runen als gewissermaßen vereinfachte Skizzen sinnfälliger Gegenstände, wie sie etwa B. Körner in seinem Handbuch der Heraldik versucht hatte, sich als völlig unhaltbar erwiesen hatte. Trotz aller Abwegigkeiten vor allem in der Etymologie hatte Körner doch richtig erkannt, daß die Namen der Runen in den germanischen Runenalphabeten irgend etwas mit ihrem ursprünglichen Sinn zu tun haben mußten. Den Weg zur Sinndeutung hat er jedoch nicht gefunden, zumal ihm dabei jede Methodik sprachgeschichtlicher Art völlig abging.

Der Schlüssel zur Sinndeutung liegt anderswo: nicht in der Abzeichnung der Umrisse eines sinnfälligen Gegenstandes, sondern in der Erfassung der wesenhaften Struktur, also der inneren Gesetze eines Gegenstandes, dessen Gestalt und Begriff sich in dieser Struktur treffen, weil sie sein vom Sinnfälligen her ins „Abstrakte“ reichendes Bildungsgesetz ausdrückt. Ich muß hier wieder auf den Aufsatz „Sinnfälliges und Sinnbildliches“ hinweisen (Februarheft 1933 dieser Zeitschrift), in dem ich das Verhältnis von Abbild und Sinnbild grundsätzlich dargelegt habe. Um es noch einmal kurz zusammenzufassen: ein Sinnbild im echten Sinne ist nicht etwa die „Konzeption eines Gegenstandes unter dem Bilde eines anderen“, wie es die landläufige Volkskunde ausdrückt; es ist etwas grundsätzlich anderes, nämlich die lineare Darstellung der wesenhaften Struktur eines Gegenstandes (auch eines Lebenden) in linearer oder sonst „abgezogener“ Form, wobei diese Form durch nachträgliche (sekundäre) Versinnlichung wieder eine scheinbar sinnfällige Gestalt annehmen kann. Gelingt es, in solchen Sinnbildern unzweideutig runische Formen und Begriffsinhalte nachzuweisen, so wäre damit nicht nur der Nachweis des wesenhaften Zusammenhanges von Rune und Sinnbild, sondern auch des ursprünglichen Sinnes wenigstens einer Reihe von Runen erbracht.

Wenn Herman Birth mit seiner Behauptung recht hat, die Runen seien im wesentlichen geometrische Darstellungen des Jahreslaufes der Sonne mit einem aus dem Erlebnis dieses Jahreslaufes hergeleiteten Sinngehalt, so müssen sich, wo man den Jahreslauf erlebnismäßig begeht und einen Bestand von brauchwürdigen Formen dafür geschaffen hat, in diesen Formen die Grundzüge der entsprechenden Runen wiederfinden —

sofern überhaupt Volkstum, Brauchtum und Runen auf eine gemeinsame Wurzel zurückgehen. Ist aber dieser Nachweis mit einer bis zur überzeugenden Anschaulichkeit (Evidenz) gehenden Sicherheit geführt, so ergibt sich daraus zunächst, daß die entsprechenden Runen mindestens in einer Zeit, für die der entsprechende Brauch nachweisbar ist, in Deutschland bodenständig gewesen sind und einen entsprechenden Sinn gehabt haben; daß aber andererseits dort, wo wir an einem vorgegeschichtlichen oder geschichtlichen Fundstück ein Runenzeichen angebracht sehen, wir mit dem Willen zu einer bestimmten Sinngebung rechnen dürfen. Wer hierbei die „Methodik“ beanstanden zu müssen meint, den muß ich immer wieder darauf hinweisen, daß wir die Vergleichsmaßstäbe nur aus der in dem Gegenstande selbst waltenden Gesetzmäßigkeit gewinnen können, da es sich um einen ganz neuartigen und hiermit eigentlich zum ersten Male untersuchten geistigen Vorgang handelt. Es wird ja auch schwerlich ein Gelehrter auf den Gedanken kommen, die Temperatur mit dem Metermaß, den elektrischen Strom mit der Uhr oder geistige Kapazität nach Pferdestärken zu messen.

Man sollte diese Frage einmal ganz unbefangen durch die über die Herkunft der Runen bestehenden Meinungen prüfen; wie man auch dazu übergehen sollte, alle erschließbaren Runendenkmäler unbefangen zusammenzustellen, um dann erst die Frage nach ihrer Herkunft zu untersuchen, wozu man dann fremdländische Alphabete heranziehen kann. So aber geht man seit L. Wimmers großem Werke (Die Runenschrift, 1887) immer erst von den süd- und ostländischen Schriftreihen aus und sucht von dort erst die Runen in ein schon fertiggestelltes System einzubauen. Auch das jüngste Runenwerk (Helmuth Arntz, Handbuch der Runenkunde. Halle 1935) geht keinen anderen Weg und ist dadurch von vornherein auf einen Blickstandpunkt festgelegt, der ihm die Annahme der nordischen Autonomie der Runen selbst dann nicht gestatten würde, wenn der Verfasser überhaupt dazu geneigt wäre. Die genannten und viele andere Untersuchungen stützen ihre Entlehnungstheorien allerdings auf genaue Formvergleiche mit fremden Schriftsystemen; ein ebenso genauer Formvergleich mit Zeichen, die keinem Schriftsystem angehören, wird jedoch weder in Betracht gezogen, noch als zulässig anerkannt. Das muß zwangsläufig eintreten, wenn man im Banne der überkommenen Theorie steht, anstatt den Formen des nordischen Kreises zunächst einmal eine Autonomie zuzugestehen und aus dieser heraus die Gesetze der Betrachtung zu entwickeln. Dann ist es nämlich gestattet, zunächst einmal den Formenbestand innerhalb des Bereiches nordischer Geisteszeugnisse — und das sind sowohl Schriftzeichen, wie auch Sinnbilder — für sich zu betrachten, zu vergleichen und daraus Beziehungen herzuleiten. Ich will das an einigen Beispielen versuchen; aus dem Ergebnis möge die Kritik schließen, ob es überhaupt gestattet ist, solche Vergleiche zu ziehen — das aber richtet sich nach dem mehr oder minder einleuchtenden Ergebnis der Untersuchung.

Ich beginne mit einer Form, die der unter dem Namen „Man“ bekannten Rune entspricht, und die man heute vielfach als die „Lebensrune“ bezeichnet. Wir wollen die Frage ganz beiseitelassen, ob sie in südlichen Alphabeten ein Gegenstück hat oder nicht — uns kommt es nur darauf an, sie in einen Formenbestand einzureihen, der mit Gewißheit als bei uns bodenständig angesehen werden muß; und das sind die Sinnbilder unseres Brauchtums. Als Schriftzeichen ist uns die Rune in mehreren Reihen und Inschriften belegt; erläutert wird sie in dem altnordwegischen Runengedicht und in dem isländischen Runenlied. In ersterem heißt es zur 14. Rune:

Y (maðr)er moldar auki;
mikil er graeip á hauki.

„Mann ist Vermehrung des Staubes;
groß ist die Klaue am Habicht“ (nach Wimmer).

Das isländische Runenlied hat an 14. Stelle:

Y (maðr)er manns gaman
ok moldar auki
ok skipa skreytir.

„Mann ist des Mannes Freude
und des Staubes Vermehrung
und der Schiffe Schmutz“ (nach Wimmer).

Übereinstimmend ist in beiden Reimen die Wendung „des Staubes Vermehrung“; das nordwegische Lied bringt den Vergleich mit der Klaue des Habichts, der offenbar das Sinnbild mit der sinnfälligen Form der Raubvogelklaue in Beziehung setzt. „Der Schiffe Schmutz“ ist als Vergleich nicht ohne weiteres zu erklären: ist damit der „Mann“ als Träger des Wortbegriffes gemeint, oder die Sinnbildform „Man“ als Wiedergabe eines Sinnbildes? Daß beide Möglichkeiten denkbar sind, geht daraus hervor, daß die Sinnbildform tatsächlich auf vorgegeschichtlichen Feldzeichen als Stebenaufsatz bei Schiffszeichnungen erscheint, worauf Herman Wirth hingewiesen hat. Man darf ganz gewiß nicht an dieser Tatsache vorbeisehen, zumal dasselbe Zeichen in ursprünglich gleicher Form (die als „Fegensbesen“ und als „Donnerbesen“ bezeugt ist), auch später noch als Zeichen an Schiffen angebracht worden ist. (Ich bin geneigt, den „Besen“, den Admiral Tromp an seinem Mast angebracht hatte, als er siegreich in die Themse einfuhr, für einen ganz ähnlichen Gegenstand zu halten). Der nordwegische Runendichter kann gewiß nur an die lineare Sinnbildform denken, wenn er „man“ mit der Habichtsklaue vergleicht; vermutlich hat er diese denn auch bei „moldar auki“ im Auge, und dasselbe kann man für „skipa skreytir“ schließen. Wichtig ist daher der Sinn von „moldar auki“, das Wimmer mit „des Staubes Vermehrung“ übersetzt, freilich ohne auch nur den Versuch einer Sinnbedeutung zu machen. Wirth meint, das Zeichen Y sei als Sinnbild „der Erde Vermehrer“, d. h. der Vermehrer des fruchtbaren Ackerlandes. Dem steht jedoch das Bedenken entgegen, daß „mold“ zunächst tatsächlich „Staub“ heißt. Andere haben an christ-

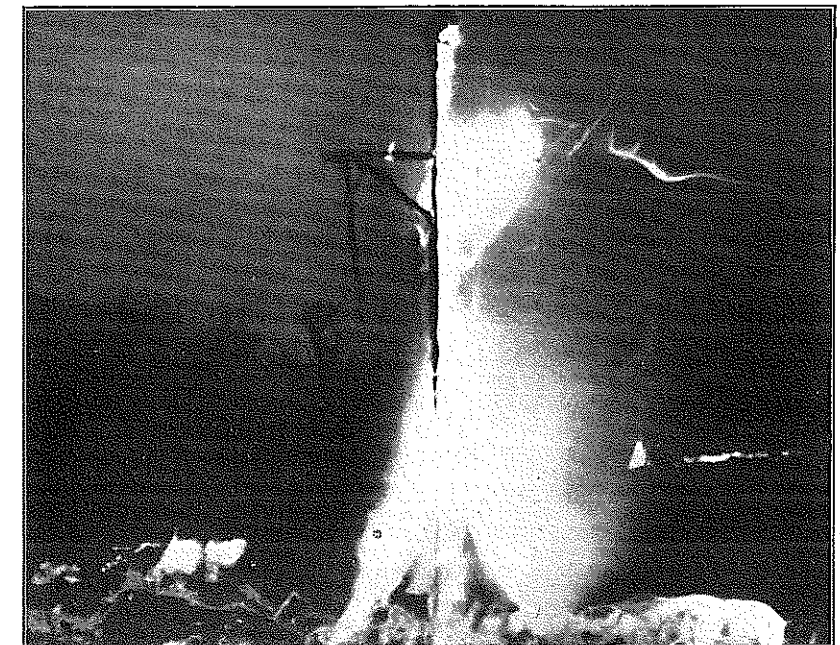


Abb. 1. „Der Menschenfreude“. Das Sommerzeichen zu Altendorn in Westfalen wird um die Osterzeit verbrannt. (Aufn. Deutsches Museum.)

lichen Einfluß gedacht: der Mensch als sterbliches Wesen sei des Staubes Vermehrer, weil er wieder zu Staub werden müsse. Das ist aber schon deshalb unwahrscheinlich, weil moldar in beiden Liedern mit *maðr* steht, die Verbindung ist also wohl älter als das Eindringen der christlichen Vorstellungen. Die Frage ist wieder, ob *maðr* hier als konkreter „Mann“, oder als Form des Sinnbilds zu verstehen ist. Das kann den Weg zu der eigentlichen Bedeutung des Wortes zeigen.

Wir haben nun im germanischen Volksbrauch mehrere Sinnbilder, die in ihrer Form genau der Rune entsprechen. Das bedeutendste ist die sogenannte „*Mittsommerstange*“ (*mismosquost*), die noch heute zu Seth bei Tondern in Gebrauch ist. Wie das entsprechende Bild von Attendorn zeigt, entspricht sie in ihrer Form genau der Rune *Man* (altnord. *maðr*). Sie wird zur Zeit der Sommersonnentwende aufgerichtet, dürfte also, wenn sie überhaupt einen mit der Form in Zusammenhang stehenden Sinn hat, ein Zeichen des hohen Sommers sein. Auf einen in der Form zum Ausdruck kommenden Sinn zu schließen, gebietet uns das unerbogene Denken und hindert uns nichts als die Meinung, die unter „Wissenschaft“ nur das mechanische Ergebnis einer logizistischen Dressur versteht. Ist nun dieses Zeichen, das in der Rune linear dargestellt ist, das Zeichen des hohen Sommers, so würde sich die Wendung „des Staubes Vermehrung“ erklären: der hohe Sommer vermehrt tatsächlich durch die Sonnenglut den Staub; er ist es also, der unter dem Zeichen dargestellt wird. Von hier bis zu der von Herman Wirth aufgestellten Ableitung aus dem Gesichtskreissonnenjahr ist nun kein weiter Weg mehr.

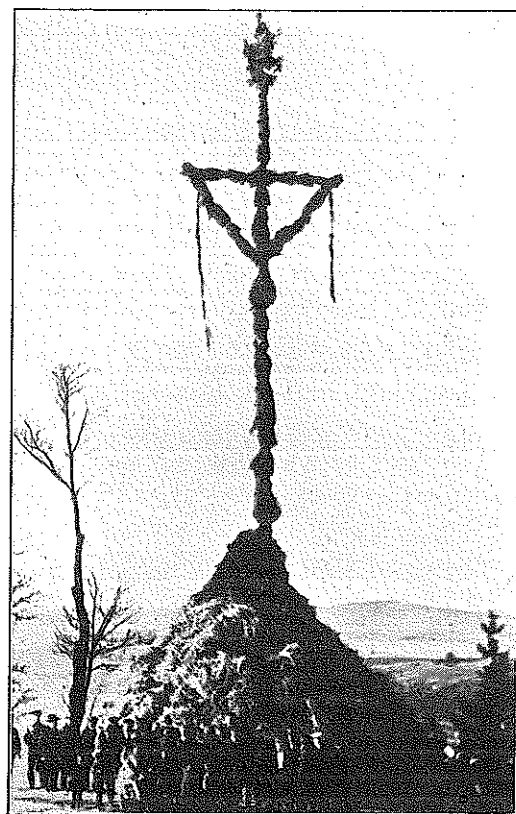


Abb. 2. Das Sommerzeichen von Attendorn in Westfalen.
(Ausu. Deutsches Ahnenerbe.)

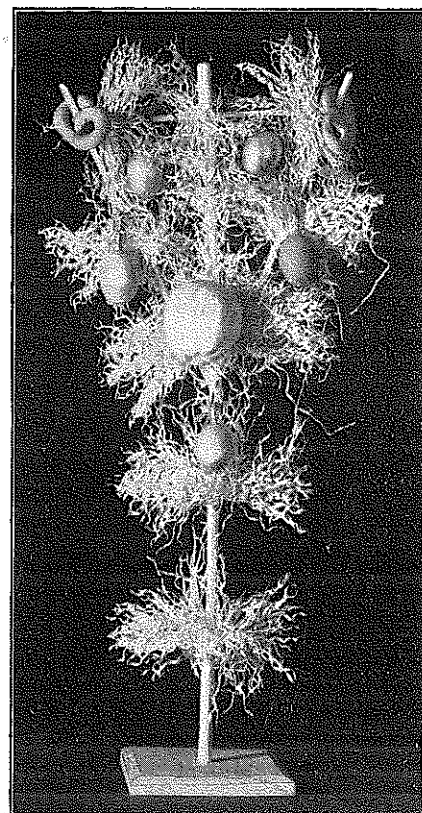


Abb. 3. „*Palmpaasch*“. Frühlingsinnbild aus Westfalen.
(Ausu. Deutsches Ahnenerbe.)



Abb. 4. Almabtrieb bei Berchtesgaden. Die Leitkuh mit dem *Y*.
(Ausu. Deutsches Ahnenerbe.)

Wir kennen dieselbe Sinnbildform in Gestalt der sogenannten „*Palmpaaschen*“, die in Westfalen und anderen nordwestdeutschen Gegenden um die Osterzeit in Gebrauch sind, also um die Zeit des Anstieges zur Sonnenhöhe im Sommer. Und wir sind berechtigt, daneben wieder die Symbolik des Taufsteins von Selde zu stellen, und zwar jene Seite, die das „*Sonnenrad*“, die sogenannte Rosette zwischen den beiden Zeichen zeigt, deren Übereinstimmung mit der Rune *maðr* schlechterdings nicht bestritten werden kann, obschon für die orthodoxen Runologen solche Tatsachen einfach nicht bestehen. — Auch Süddeutschland hat seine Zeugnisse für dasselbe Sinnbild: die Abbildung zeigt den Stirnschmuck der Leitkuh, die beim Almabtrieb führt, wie er in der Berchtesgadener Gegend üblich ist. Die Kuh bekommt den Schmuck dann, wenn den Sommer über kein Stüd von der Herde verlorengegangen ist; er drückt also wirklich „der Menschen Freude“ aus. Man wird nun freilich immer wieder einwenden, daß der formale Zusammenhang zwar da sei, daß es aber an jedem Anhaltspunkt dafür fehle, daß der brauchtümlige Gegenstand wirklich einmal mit dem Namen der Rune bezeichnet worden sei — und erst das sei ein exakter Beweis. An diesem „exakten“ Beweis fehlt es nicht; wir wollen zunächst jedoch an einem weiteren Beispiel den Sinngehalt untersuchen, der heute noch mit diesen Sinnbildern verbunden ist. Ich komme wieder auf den Taufstein von Selde zurück, und zwar auf das erste Feld, das den leeren Halbbogen zeigt, und auf das gegenüberliegende Feld mit den beiden Mittsommerstangen. Ob man in dem leeren Halbbogen die Rune *Ur* wiederfinden kann und von einem „*Arbogen*“ sprechen darf, will ich abwartend dahingestellt sein lassen; uns kommt es hier zunächst nur auf den Sinngehalt dieser Form an. Ich stelle sie mit Sinnbildern des heutigen

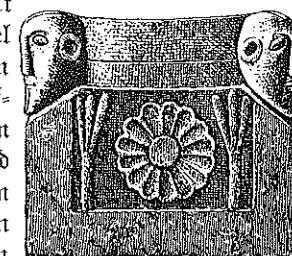


Abb. 5. Das Sommerzeichen auf dem Stein von Selde.

Volksbrauches zusammen, deren Sinngehalt ganz klar bezeichnet wird. Abbildung 6 stellt eine sogenannte „Wäperraut“ dar, wie sie in Nordwestdeutschland als Neujahrssinnbild gebräuchlich ist; Abbildung 7 eine „Lunschere“, die zu demselben Sinnbilderbestande gehört. Dazu schreibt R. Beitz in seiner „Deutschen Volkskunde“ (Berlin 1933, S. 198): „Am Silvesterabend werden von jungen Leuten ‚Wäperrauts‘ ins Haus gebracht. Wäperraut ist ein aus einem Brett und zwei Holzbügeln bestehendes, mit buntem Papier gezieres Gestell, das einen Apfel oder Kuchen enthält. Der Bringer muß den Wäperraut in die Küche bringen. Er ruft laut: ‚Wäap! Wäap!‘ Wird er dann ergriffen, so muß er sich unter Spott mit den besten Speisen bewirten lassen. Wird der Bringer nicht ergriffen, so hat die Familie des Empfängers die Pflicht, am Abend vor Dreikönige in das Haus des Bringers eine sogenannte ‚Lunschere‘ zu tragen unter gleichen Bedingungen und Bräuchen wie oben. Die Lunschere hat jedoch statt der Holzbügel mehrere grüne Fichtenzweige. Der Wäperraut darf nur aus trockenem (totem) Holz bestehen, die Lunschere dagegen muß möglichst aus grünem (lebendem) Holz, Zweigen usw. verfertigt sein (Garbel)“.

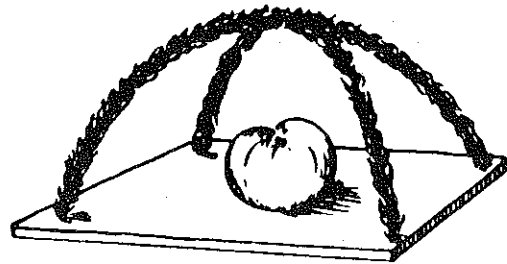


Abb. 6. „Wäperraut“. Der Halbbogen als Zeichen der Wintersonnentwende im weihnachtlichen Brauchtum. (Aus „Beitz, Deutsche Volkskunde“.)

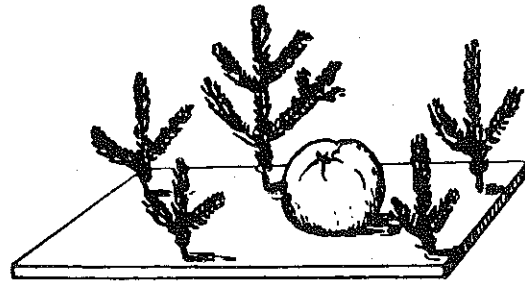


Abb. 7. „Lunschere“. (Aus „Beitz, Deutsche Volkskunde“.)

Der Wäperraut zeigt den Halbbogen; daß er aus trockenem Holze sein muß, ist kein Zufall, denn er bedeutet ja das alte Jahr. Die Lunschere zeigt die Fichtenzweige in Gestalt der Rune, zwischen ihnen liegt der Apfel, der ja bekanntlich ein uraltes Sinnbild der Sonne ist. Das Ganze erinnert handgreiflich an die Symbolik des Taufsteins von Selbe; aus diesem lebendigen Brauch geht vor allem hervor, daß es sich bei diesem wirklich um eine Jahreslauffymbolik handelt, wodurch denn auch die andern Bestandteile des Taufsteines ein ganz anderes Gewicht bekommen.

Wir haben noch andere sinnbildliche Gegenstände, die zu Weihnachten und Neujahr, also bei der alten Wintersonnentwende gebräuchlich sind; und ihre Formen sollten, wenn unsere Deutung der Mittsommerstange richtig ist, ebenfalls in einem formalen und sinnbildlichen Zusammenhang mit Runenformen stehen. Eine Vorform und Begleitform unseres heutigen Weihnachtsbaumes sind die „Paradeise“, auch „Weihnachtsgestelle“ genannt, in Bayern, und die gleichen Sinnbilder, die im Erzgebirge „Peremetten“ genannt werden. Es sind Gestelle aus drei Stäben, die meist mit Äpfeln an der Spitze und den Ecken miteinander verbunden sind, sie sind meist mit Buchsbaum geschmückt (in Schwaben heißt heute noch der Weihnachtsbaum selbst vielerorts der „Buchsbaum“). In der Form entsprechen ihnen genau die westfälischen „Lambertuspyramiden“, die allerdings zu Herbstbeginn, am Tage des Lambertus, des Patrons von Münster (17. September), aufgestellt werden und den Mittelpunkt von Reigenlängen und



Abb. 8. Der Rundbogen auf Stein von Selbe.

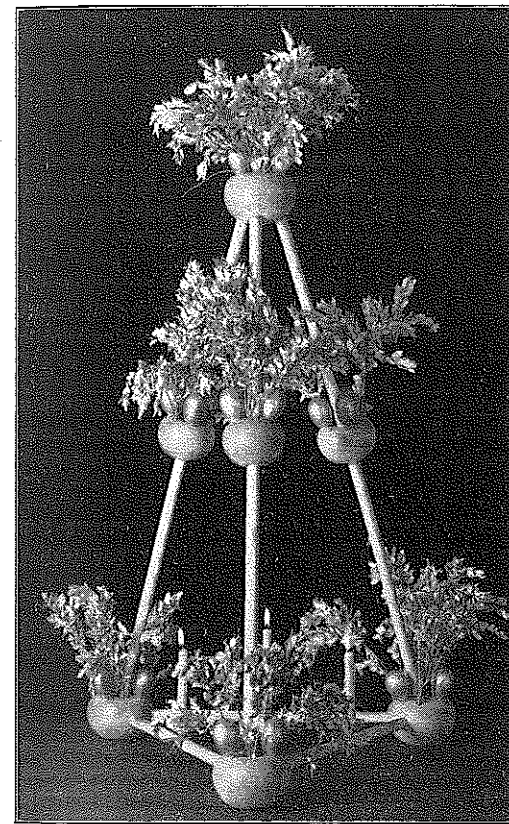


Abb. 9. „Parabeis“, das Sinnbild der Wintersonnentwende in Bayern. (Aus „Deutsches Ahnenerbe“.)

darauf hinweist, daß sie — als Gegenstück zu dieser — ein Sinnbild der Wintersonnentwende ist. Darauf deutet schon die Bezeichnung „wintergrünster Baum“; die Eibe wird, wie später die Tanne, sicher als Sinnbild der Wintersonnentwende verwendet worden sein. Der Zusammenhang mit dem Brennen und Sengen bleibt zunächst dunkel; noch unverständlicher erscheint der Vers des isländischen Liedes:

↓ (fr) er bendr bogi
ok brotgjarnt jár
ok fifu färbauti —

„Er ist gespannter Bogen und sprödes Eisen
und des Pfeiles Riese“ (Wimmer).

Die Form der Rune ist hier auch eine andere; aber in den ältesten ingwäonischen Denkmälern zeigt sie eine entsprechende Form, wie in dem norwegischen Lied, jedenfalls ist sie dreiteilig: A A (Arnk S. 147). Das Abecedarium Nordmannicum (Arnk S. 103) schließt ebenfalls mit dieser Rune: „Yr al bihabet“ = Eibe umschließt alles; was sowohl auf den Schluß des Alphabets, wie auch auf das Ende des Jahreslaufes gehen kann, wenn das Wintersinnbild wirklich die Runenform wiedergibt. Und daß dies der Fall ist, schließe ich aus dem lebendigen Volksbrauch, in dem an anderer Stelle tatsächlich nicht nur die Form vorkommt, sondern sogar der Name „Eibe“ erhalten ist. In Sachs-Willets französisch-deutschem Wörterbuch (Band I, 4. Bearb., 1917, S. 492) ist zu lesen:

Spielen bilden. Ursprünglich handelt es sich offenbar um einen Gegenstand, der beim herbstlichen Totenfest üblich war. Früher waren diese Pyramiden mit durchscheinendem Papier beklebt und von innen durch „Lampionkes“ erhellt; heute schmückt man sie meistens mit Papierlaternen.

Vielleicht ist es kein Zufall, daß diese Gestelle, die offensichtlich ein Sinnbild der Wintersonnentwende darstellen, die Form jener Rune wiedergeben, die unter dem Namen „Yr“ = „Eibe“ (alt-hochdeutsch iwa) die letzte der kurzen Runenreihe ist. Im norwegischen Runenlied heißt es von ihr:

Λ (Yr)er vetrgrönstr vida;
vant er, er brennr, at svida —

„Eibe ist der wintergrünste Baum;
es pflegt zu sengen, wo (wenn) es
brennt“ (Wimmer).

Über die Herkunft der Form hat man die Vermutung ausgesprochen, sie solle den Bogen wiedergeben, der ja aus Eibenholz verfertigt wurde. Das mag anklingen, aber es ist nicht zu übersehen, daß die Rune eine Umkehrung der Rune madr = man darstellt, und daß manches

„if (ahd. Iwa = nhd. Eibe) 1. Eibe, Larbaum (Tarus). 2. dreieckiges Gestell zu Illuminationen, für Flaschen usw.“

Dieses Gestell ist in Brabant, sowohl im flämischen wie im welschen Teil, heute noch üblich; jedenfalls habe ich es dort 1917/18 selbst noch gesehen, und zwar als mit Kerzen bestecktes dreieckiges Gestell, wie das bayerische „Paradeis“, nur daß es beim Todesfall zu beiden Seiten des Sarges oder Katafaltes aufgestellt wurde. Bei den brabantischen Bauern war das ein Bestandteil der Totenfeier, in Übereinstimmung mit der alten Gleichung von Jahreslauf und Lebenslauf. Wir können annehmen, daß die Wallonen und Nordfranzosen mit dem Gegenstand auch das Wort von den eingewanderten Germanen übernommen haben; also muß mindestens in der Völkerwanderungszeit Form und Name der Rune noch bewußt mit dem Sinnbild in Verbindung gebracht sein. Ursprünglich wurden diese Gestelle wirklich aus Eibenholz hergestellt (so wie der Wäperraut aus Fichtenzweigen); Kerffenbrod berichtet in seiner Wiedertäufergeschichte aus Münster (1572): „Virides taxos impositis candelis erigunt, circum quas adolescentes et puellae cum pudicitiae interdum jactura choreas ducunt“ (bei Detmer, cap. IV, S. 85): „sie stellen grüne Eiben mit daraufgesteckten Kerzen auf, um die Knaben und Mädchen oft unter Gefährdung der guten Sitte Reigen führen“. Es handelt sich offenbar um Vorläufer jener „Pyramiden“, die dort heute noch mit demselben Brauche verbunden sind. Jedenfalls haben wir hier den seltenen Fall, daß ein brauchtmäßiges Sinnbild mit der Form einer Rune auch ihren Namen bewahrt hat; was wohl als wichtiges Zeugnis für den Zusammenhang von Rune und Sinnbild angesehen werden darf.

Der altgermanische Staat (Schluß)

Von Dr. Wolfgang Hofmann

Der bisher geschilderte Staatsbegriff der Germanen gilt im wesentlichen nur für die Urzeit, d. h. für die Zeit vor der Verührung mit den Römern und vor allem vor der Völkerwanderung. Sicher ist hiernach, daß die Germanen von Haus eigenes Staatswesen besaßen und daß ihr Staat in der sichtbaren Ordnung der Volksgemeinschaft bestand. Eine Tatsache, die den germanischen Staat von dem des Mittelalters ebenso sehr scheidet, wie sie ihn dem heutigen deutschen Volksstaate nahebringt.

Nun tritt aber durch die Völkerwanderung, durch die Ansiedlung ganzer Völkerverbände auf ehemaligem römischem Reichsboden und durch die Verbindung mit römischen und kirchlichen Rechtsideen allmählich eine völlige Umgestaltung des germanischen Urstaates ein. Freilich weiß sich der ursprüngliche germanische Volksstaat noch lange neben, ja auch gegen das bereits von römischer Staatsverfassung durchdrungene Königtum zu behaupten.

Gewisse Voraussetzungen zu dieser Wandlung führten die durch die germanischen Wanderzüge geschaffenen Verhältnisse im Keim bereits mit sich. Eine solche Wanderung bedeutete für das Volk immer mehr oder weniger einen Kriegszustand, in dem das Amt des Herzogs an Einfluß über das Thing gewann. Zudem hatte der unter dem Druck der Römerkämpfe notwendig gewordene politische Zusammenschluß der Gaue zu Völkerverbänden und Völkerverbänden eine straffere Staatsleitung erfordert. Viele der Namen kleiner Stämme, die Tacitus noch anführt, sind völlig verschwunden und die Namen großer Verbände an ihre Stelle getreten: Franken, Alamannen, Burgunden, Thüringer, Sachsen, Friesen, Langobarden, Goten.

Allmählich beginnt sich die Erblichkeit des Königtums durchzusetzen. Insofern ein Vorteil, als dem Volke in diesen unruhigen, gefährvollen Zeiten der doch immer und in solcher Lage besonders kritische Wahlgang erspart blieb. Dazu kam, daß die Teilnahme an

den neuen Dingen des gesamten Volkes und mithin an der Wahlhandlung dem Einzelnen durch die viel größeren räumlichen Entfernungen wesentlich erschwert wurde. Neben der Notwendigkeit einer starken autoritären Führung wirkte zur Kräftigung des Königtums und seines Erbrechtes auch der Umstand mit, daß der berufene Hüter der überkommenen Volksfreiheit, der alte Geschlechtsadel, der pflichtgemäß bei allen Kämpfen in vorderster Linie tritt, während der dauernden Kriege immer mehr zusammenschmilzt.

Die großen germanischen Heerkönige der Völkerwanderungszeit, die Chlodovech, die Theoderich, geniale, aber rücksichtslose Politiker, haben in dem alten Adel den gefährlichsten Feind ihrer Würde und Macht sehr bald erkannt. Und wo immer die alten Geschlechter und die Gemeinfreien dem Königtum gegenüber trotzig auf ihre alten Volksrechte und Freiheiten pochten, da haben die Herrscher durchgegriffen und, wenn es die Staatsraison erheischte, selbst ihrer eigenen Gesippen nicht geschont. Mag uns das heute unbegreiflich erscheinen: Die Verfassung des germanischen Urstaates paßte wohl auf die kleinen Staatsgebiete der Heimat mit ihrer geringen Bevölkerungszahl, aber für die durch die Stammverbände und Völkerverbände gewaltig gesteigerte Menge der Volksgenossen und die weit größere Ausdehnung der Siedlungsgebiete erwies sie sich in ihrer ursprünglichen Form nicht mehr als zweckmäßig. Ganz besonders mußte der alte Sippenverband, dessen Glieder im König immer nur einen ihresgleichen zu sehen gewohnt waren, dieser Entwicklung des Königtums zu einer unbeschränkten Autokratie widerstreben, verdankte doch der König letztlich ihm seine Macht und sollte auch wiederum in dieser Macht durch ihn beschränkt sein. Die Natur der Dinge aber forderte ein über dem Volke stehendes und von ihm unabhängiges Königtum. Daß dieses Ziel nur auf gewaltsamem Wege durchzusetzen war, dafür sorgte der echt germanische unbändige Freiheitstroz der alten Geschlechter. Soweit sie nicht in den endlosen Kämpfen der Völkerwanderung dahingesunken waren, erlagen sie zuletzt dem rücksichtslosen Zugriff des Königtums. Das blutigste Beispiel gab in dieser Beziehung das Frankenreich unter Chlodovech. Geradezu grauenvoll hat dieser gewaltige, aber despotische Herrscher unter seinen Gesippen ausgeräumt, um seinen Staat der Franken von innen her zu sichern.

Aber noch während der Wanderzeit beginnt sich an Stelle des mehr und mehr zusammenschmelzenden Geburtsadels ein neuer Adel unter bewußter Förderung des Königtums zu bilden. Es war der Beamten- oder Dienstadels, die Ministerialen, in deren Reihen sich nun scharenweise Gemeinfreie und ehrgeizige Freigelassene drängen. Diese Erscheinung hatte zwar auch ein altgermanisches Vorbild in den sogenannten Gefolgshäusern. Jetzt aber wurde sie zu einer Einrichtung von weittragender, staatsrechtlicher Bedeutung. Wie die alten Gefolgsmannen ihrem Führer, verpflichteten sich nun diese neuen Adligen dem König auf Tod und Leben und gaben ihm in ihrer unbedingten Treue und Ergebenheit das Mittel an die Hand, seine Macht gegenüber dem breiten Volke immer unabhängiger zu gestalten.

Die Größe der neuen Staatsgebiete erlaubte Regierung und Verwaltung durch ein Volksting nicht mehr, ganz abgesehen von der schon erwähnten Schwierigkeit einer regelmäßigen Teilnahme an einem solchen. Zwar bestand noch ein allgemeines Volksting, aber es war lediglich eine Heeresversammlung, im Frankenreich nach der Zeit seiner Tagung das Märzfeld, später das Matfeld genannt, und es stellte im wesentlichen nur eine Musterung der Wehrfähigen durch den König dar. Gesetzgebende Gewalt besaß es nicht mehr, bestand es doch zum größten Teil aus eben jenen, dem König treu ergebenen Dienstmännern, die nicht zusammenkamen, um Beschlüsse zu fassen, sondern um Befehle entgegenzunehmen. Denn abgesehen davon, daß die Gemeinfreien in immer geringerer Zahl die Reichsversammlungen besuchen konnten: ihr Stand, der ursprüngliche Hauptträger der Wehr- und Thingpflicht, war, wie vorher der des Geburtsadels im Schwinden begriffen. Ein großer Teil war in den Königsdienst getreten, ein anderer aber, der an den nun-

mehr räumlich und zeitlich weit über die früheren Verhältnisse ausgedehnten Feldzügen nicht mehr teilnehmen konnte, sollte seine Wirtschaft daheim nicht zugrunde gehen, entzog sich seiner Kriegspflicht, indem er seine Freiheit und wirtschaftliche Selbständigkeit opferte und sich als Höriger in den Dienst eines größeren Grundbesitzers begab. Er blieb damit zwar persönlich frei, mußte aber seinem neuen Herrn von seinem Grund und Boden bestimmte Abgaben entrichten. Diejenigen Freien, deren Wirtschaft auf diesem Wege bereits ruiniert war, begaben sich als Vasallen zu persönlicher Dienstleistung gegen Unterhalt in die Herrschaft eines Mächtigen. Sie bildeten zumeist den Kern eines Berufskriegerstandes. Es waren das die sogenannten „Haistaliden“ oder „Hagestolze“, die keine Familie gründen konnten.



Abb. 1. Der König bietet durch den Königsbrief die Fürsten zum Dienste auf
(Aus dem Sachsenspiegel.)

Zwar hat das alte Gauthing noch lange weiter bestanden, doch beschränkten sich seine Obliegenheiten nur noch auf die Rechtspflege. Politische Bedeutung besaß es nicht mehr. Den Vorsitz sowie die Aufsicht über den Gau führte kein vom Thing gewählter, sondern ein vom König bestellter Graf aus dem neuen Dienstadel.

Dieser neue Adel, der nun die herrschende Oberschicht im germanischen Staat bildete, hielt für seine dem König getätigte Leistung Grundbesitz aus dem umfangreichen Krongut, das den Königen bei der Eroberung ehemals römischer Gebiete zugefallen war. Diese Verleihung bedingte kein Eigentumsrecht, sondern nur das der Nutznießung. Es ist das sogenannte *Lehen*, das mit dem Todesfall des Inhabers oder wegen Verletzung der dem König gelobten Treue wieder an diesen zurückfiel. Andere wurden nicht belehnt, sondern erhielten Vergütungen aus den königlichen Gefällen. Die Hauptpflicht des Lehnsmannes bestand in der Heeresfolge, und die Lehen mußten demgemäß eine genügende Anzahl Unfreier und Höriger umfassen, die das Gut in der Abwesenheit des Lehnsmannes bewirtschaften konnten. Neben den Lehnleuten waren freilich noch große Grundbesitzer vorhanden, denen ihr Besitz meist im Wege der Eroberung anheimgefallen war. Sie verfahren nun ihren Vasallen gegenüber wie der König, indem sie aus ihrem Gut sogenannte *Asterlehen* weitergaben. Auch die großen Lehnsträger folgten ihrem Beispiel. Hierdurch wurde das Verhältnis der Regierten zum Regierenden aus einem staatsrechtlichen des

Urstaates zu einem privatrechtlichen. Lehnswesen und Vasallität sind ihrem Rechtsinn nach römischen Ursprungs und drängen den alten Gefolgschaftsgedanken immer mehr zurück. Aus dem Lehnstaate hat sich unter der Hülle des Mittelalters der Obrigkeitsstaat der Neuzeit entwickelt, in Deutschland freilich auf Kosten der kaiserlichen und königlichen Zentralgewalt. Denn schon unter den Söhnen Ludwigs des Frommen bildete sich der Grundsatz aus, daß Lehnspflicht vor Königspflicht geht, falls der König nicht selbst Lehnsherr war, ein Umstand, der die Zersplitterung des germanischen Staates in einzelne Territorialgewalten mit der Zeit begünstigen mußte.

Gleichwohl ist aber auch dieser Staat während und nach der Völkerwanderung seinem Wesen nach noch durchaus germanisch. Die Entwicklung zur Monarchie war, wie wir sahen, durch die äußeren Verhältnisse und Notwendigkeiten bedingt und vollzog sich ganz organisch aus dem urgermanischen Zustand heraus. Auch die Überschneidungen des alten Volksrechtes, das immer noch auf den Gaufingen gehandhabt wurde, durch das neue Königsrecht bedeuteten nur eine folgerichtige Weiterbildung alter Rechtsnormen, aber noch keine Überfremdung.

Nur bei den nicht an der Völkerwanderung teilnehmenden Stämmen, wie den Sachsen und Friesen, erhielt sich die alte Gauverfassung in ihrer ursprünglichen Form noch lange, bei den letzteren noch weit bis ins Mittelalter hinein, bei den Sachsen bis zu ihrer Unterwerfung unter die fränkische Herrschaft.

Allerdings tritt nun neben diesen germanischen Staat der Völkerwanderungszeit ein fremdes Element, das ihn allmählich immer mehr durchdringt. Mit der Eroberung römischen Reichsbodens nahmen die germanischen Staaten die dort sesshafte römische oder längst romanisierte Bevölkerung in ihren Untertanenverband auf. Die Eingliederung dieser meist städtischen und gewerbetreibenden Bevölkerung, den germanischen Einwanderern an Zahl weit überlegen, war unter Anwendung germanischen Rechtes nicht durchführbar. Sie vollzog sich mittelbar auf dem Wege über die Person des Königs. Denn das noch mühsam um die Anerkennung bei den eigenen Volksgenossen ringende germanische Königtum sah sich der einheimischen Bevölkerung gegenüber in einer weit vorteilhafteren Lage: es konnte hier einfach an die Stelle des römischen Kaisers treten und wurde von den in jenen unruhigen Zeiten eine geregelte Staatsführung erscheinenden Römern, die nun einmal die kaiserliche Gewalt gewöhnt waren, im Anfang wenigstens als kleineres Übel gern anerkannt. So wurde überall der germanische Herrscher Rechtsnachfolger der römischen Cäsaren und regierte seine römischen Untertanen nach ihrem römischen, seine germanischen nach germanischem Recht. Es entstand eine Art durch Personalunion verbundener Doppelmonarchie.

Dieses Regieren gestaltete sich aber für die Germanenfürsten nicht eben einfach: die Größe ihres neuen Staatsgebietes wie die Zahl der Bevölkerung stellten andere Ansprüche, als der bäuerliche germanische Urstaat zu befriedigen vermochte. Vor allem bedurfte es eines gewissen Maßes von Verwaltungsbürokratie. Den Königen aber mangelte hierzu ein erfahrenes und geschultes Personal unter ihren Landsleuten.

So mußten denn die Verwaltungskanzleien der neuen germanischen Staaten mit gebildeten Römern besetzt werden. Von solchen ist bekanntlich der Kanzler des Ostgotenkönigs Theoderich, Marcus Aurelius Cassiodorus, am berühmtesten geworden. Vielfach und im Laufe der Zeit trat aber auch die Geistlichkeit in solche Ämter ein, die als berufener Hüter der alten römischen Staatskunst und ihrer hochentwickelten Verwaltungspraxis, vor allem aber als Besitzer der höchsten damaligen Bildungswerte für diese Posten besonders berufen schienen.

Das Frankenreich bleibt nach dem Verbrauchen der Völkerwanderung der einzige bedeutende germanische Staat auf altem römischem Reichsgebiet. Hier hatte durch die Verwendung der Geistlichkeit in staatsmännischen Angelegenheiten die Kirche und ihre Bil-

dung immer mehr im Volke Wurzel geschlagen, so daß nun auch umgekehrt geborene Franken im Priesterstande erscheinen. Es begann sich so etwas wie eine fränkische Nationalkirche zu bilden.

Dieser Einbau der Kirche in den Staatsorganismus gewinnt jedoch unter den Karolingern einen ganz neuen Sinn, der auch dem germanischen Königtum allmählich eine seinem ursprünglichen Charakter völlig fremde Rechtsgrundlage verleihen sollte. Denn nachdem das Papsttum durch den Ausgang des byzantinischen Bilderstreites seinen Halt am oströmischen Kaisertum verloren hatte, suchte es bei den mächtigen Frankenkönigen der Karolinger Schutz und Anlehnung. So entwickelt sich wahrscheinlich gemäß der Religionshoheit des altgermanischen Staates das später so verhängnisvolle Schirmvogtamt des Königs über die Kirche. Als vollends Karl der Erste, von den Ideen des augustini- schen Gottesstaates erfüllt, das Königtum mit den Aufgaben eines religiösen Imperialis- mus belastet, erhält dieses durchaus theokratische Eigenschaft. Und mit diesem theo- kratischen Unterbau des Königtums in Verbindung mit dem privatrechtlichen Lehnsstaat ist der altgermanische Urstaat endgültig aufgelöst.



Abb. 2. Bauern verteidigen vor dem Burmeister ihr Dorfrecht gegen einen Fremden
(Aus dem Sachsenspiegel.)

Das in der Rasse wurzelnde urgermanische Staatsgefühl war gleichwohl im deutschen Volke niemals ganz zu Grabe getragen, ja es hatten sich vereinzelt urgermanische Staats- verhältnisse in kleineren Gemeinwesen, wo die Bedingungen günstig lagen, erhalten. Die Entfremdung, die seit der Völkerwanderung zwischen der Spitze des Staates und dem Volke immer mehr Platz griff, ist andererseits von den Deutschen niemals ganz ver- schmerzt worden. Denn wir begegnen in der deutschen Geschichte nunmehr einem ganz neuen staatsrechtlichen Begriff, den die Urzeit kaum gekannt haben wird. Zweifellos ist er erst durch jenes Mißverhältnis zwischen Volkswillen und königlicher Gewalt heraus- gebildet worden: ich meine das Revolutionsrecht, d. h. das legale Recht, der Staatsgewalt unter ganz bestimmten Voraussetzungen den Gehorsam aufzukündigen und sie nötigenfalls zu stürzen.

Wir kennen bereits ein Beispiel dafür aus der Völkerwanderungszeit. Als der Ost- gotenkönig Theodahad seine Base Amalastwintha hatte ermorden und sich zu einem schimpflichen Vertrage mit dem oströmischen Kaiser hatte bestimmen lassen, entsetzte ihn die ostgotische Volksversammlung zu Regeta seines Amtes und erhob den tapferen Wit- tichis auf den Thron: ein nach altgermanischem Staatsrecht völlig legitimer Akt, vom Standpunkte des neuen Königsrechtes jedoch eine Revolution.

Im späten Mittelalter ist das Ausscheiden der Schweizer Eidgenossen aus dem Ver- bande der habsburgischen Hausmacht ein typischer Fall für dies inzwischen geradezu ju- ristisch ausgebildete Revolutionsrecht. In seinem „Tell“ hat Schiller meisterhaft den Schwur auf dem Rütli, ein echtes Ding, geschildert. Wenn Zeit und Ort hier auch nicht geschichtlich sind, so müssen sich doch die Dinge in dieser Form vollzogen haben. Es wird dort in feierlichem Ritus festgestellt, daß die alten Freiheiten und Gerechtsame durch den König, bzw. den Grafen von Habsburg, verletzt sind, und mit ebenso feierlicher Symbo- lit des alten Rechtsganges der Abfall beschlossen. Überhaupt hatten sich gerade in den we- nig berührten Bergtälern der Schweiz die urgermanischen Verhältnisse fast getreu er- halten, die in wesentlichen Resten sogar heute noch fortbestehen. Dort gab es noch den Hunno, den alten Gaugrafen, der damals wie heute den Namen Ammann führt.

Zwei weitere Fälle einer Anwendung dieses Revolutionsrechtes in neuerer Zeit sind der Abfall der Niederlande von der spanischen Herrschaft und die Unabhängigkeitserklä- rung der Vereinigten Staaten von Amerika. Die Beurkundungen beider Akte besitzen einen fast völlig übereinstimmenden Wortlaut.

Endlich ist aber die nationale Revolution von 1933 selbst nichts anderes als ein solcher Akt altgermanischen Revolutionsrechtes, der sich merkwürdigerweise unter völlig legalen Formen vollzog.

Zum Schluß dürfen wir in unserem Staat des Deutschen Reiches, der nichts anderes sein will als die sichtbare Ordnung der Volksgemeinschaft, eine Wiedergeburt des germa- nischen Urstaates erblicken. Mögen seine Ausmaße und seine Formen andere sein: seinem Geiste nach ist er eins mit seinem Urbilde der Vorzeit, und das ist eben letzten Endes der Sinn dieser Umwälzung. Ist doch der Nationalsozialismus nichts anderes als die Rück- findung des deutschen Menschen zu seinem ursprünglichen Wesen.



Wenn wir heute aus einer Fülle gesicherter Tatsachen uns ein lebendiges Bild von dem Wesen, dem Leben und den Leistungen unserer Ahnen machen können, so müssen wir immer derer gedenken, die vor geraumer Zeit unter ungünstigsten Verhältnissen, alleinstehend gegen eine gleichgültige, feindliche oder hämische wissenschaftliche und unwissenschaftliche Welt aus tiefer seelischer Anteilnahme zuerst den Weg zum Erbe unserer Ahnen gebahnt haben. Trotz des großen Kulturbruchs um 800 hatten die germanischen Völker unbewußt in der Geborgen- heit ihres alten Geistesbesitzes weitergelebt; erst als dieser gewaltige Schatz infolge dauernder innerer Aushöhlung zu schwinden drohte, setzten die bewußten Erwecker des kostbaren Erbes mit ihrer Arbeit ein. Wertvolle und unersehbare Schätze sind uns durch sie in letzter Stunde vor dem ewigen Verderben bewahrt worden, um fortan in der Schatzkammer unseres Geistes wichtiges Rüstzeug für die Gestaltung der Zukunft zu werden. Es sind nicht nur Gelehrte von Ruf, sondern vor allem auch stille und zähe Forscher darunter, die aus dem engeren Boden ihrer Heimat manches vor dem Verderben gerettet haben, was heute erst in weiterem Rahmen seine eigentliche Bedeutung erweist.

Wir beginnen heute mit einer Reihe von Darstellungen des Lebens und Schaffens jener

großen Erwecker, deren Leistungen an dieser Stelle gewürdigt werden sollen. An der Spitze stehen die großen Humanisten des Nordens, deren „Humanismus“ noch so fest im eigenen Heimatboden verwurzelt war, daß sie vor dem Glanz des Südens nicht die starken Wurzeln der eigenen Kraft aus dem Auge verloren.

I. Johannes und Olaus Magnus

Von Professor Dr. Herman Wirth

Die Entstehung der Renaissance und das Aufkommen des Humanismus bedeutete, so unwahrscheinlich das zunächst klingen mag, auch für die germanische Altertumswissenschaft den Ausgangspunkt. Denn die Wiederentdeckung der Kulturen des klassischen Altertums, von Hellas und Rom, die Wiederbelebung der Literatur und Wissenschaft der Antike seit dem 15. Jahrhundert führte im 16. Jahrhundert auf dem Umwege über die Antike auch zur Entdeckung der germanischen Heimat. Der Bann des in engen Dogmen gefangenen mittelalterlichen Weltbildes wurde durchbrochen; Welt und Natur wurden nicht mehr als in ewigem Widerstreit mit Gott empfunden. Die Wissenschaft von der Antike zerriß den Nebel, der über den Äußerungen eines freien und selbständigen Menschentums gelegen und dem mittelalterlichen Menschen ein dauerndes Minderwertigkeitsgefühl eingeimpft hatte. Mit der Befreiung des „heidnischen“ südlichen Europas wurde der Fluch der Minderwertigkeit auch von der heidnischen Vergangenheit der eigenen nordischen Heimat genommen.

Die Wiederentdeckung der Welt und des Lebens, der freien Geisteskultur, die Entstehung einer Geschichtsforschung, eines Altertumsstudiums aus Quellen- und Denkmälerkunde zerbrach auch im germanischen Norden den Bann einer verfallenen Theologie. Die Humanisten der germanischen Länder des Nordens wandten sich nunmehr auch der Altertumswissenschaft, der Völker- und Volkskunde der Heimat zu.

Dieser erste Abschnitt des nordischen Humanismus ist ein geistesgeschichtlich äußerst wichtiger Abschnitt. Denn hier stieß der nordische Mensch zum ersten Male wieder ahnend zu seiner eigenen Vergangenheit vor. Er durchbrach also auch den Minderwertigkeitskomplex, den der Süden über seine eigene „heidnische“ Vergangenheit gelegt hatte, der aber als geistige Wertung der „nordischen Barbaren“ bereits eine Schau der arifremd gewordenen Großstadtbildung Roms vor seiner Verchristlichung gewesen war.

Hier sagte sich der nordische Humanist von der Autorität Roms los, d. h. von der einzigen geistigen Autorität und Tradition die es damals im Abendlande gab; er sagte sich los von der „interpretatio romana“, der römischen Deutung und Auslegung, und wandte sich auch hier der Gott- und Wahrheitsuche, der Heimat und dem Volkstum zu. Nicht wußte er noch, daß in ihm die Stimme des Blutes erwacht war; noch ruhten im Schoße seines Heimatbodens die Zeugnisse der Vergangenheit seiner Art, die erst später — und auch dann wieder im Entscheidungskampfe mit der „interpretatio romana“ — ans Licht gebracht werden sollten. Dieser verheißungsvolle Angriff des nordischen Humanismus aber endete in einer restlosen Abhängigkeit von der Antike, in einer formalen, äußeren Nachahmung, der ja auch die bildenden Künste anheimfielen. Noch war der Nebel nicht weit genug gewichen, als daß man den Zusammenhang mit der mittelländisch-römischen Reaktion klar erkannt und gewertet hätte. Noch war die Zeit nicht gekommen.

Dieser zweite Abschnitt der Auseinandersetzung zwischen der nordischen und der orientalisches-mitteländischen Geisteshaltung hebt erst jetzt wieder an.

Wenn wir nun am Anfange unserer Darstellung das Werk des letzten römisch-katholischen Erzbischofs von Schweden bringen, so ist dies in zweifacher Hinsicht kennzeichnend: einerseits für den geistigen Umbruch im Zeitalter der Renaissance, und andererseits für die Sonderstellung, die Schweden hierbei einnimmt. Die nächsten Bücher- und Lebenskundlichen Beschreibungen werden schwedischen und dänischen Humanisten gewidmet sein. Wir werden dabei feststellen können, daß der schwedische Humanismus im Gegensatz zum dänischen wie zum deutschen Humanismus, in der Dauerüberlieferung seiner bodenständigen Volkskultur wurzelt, welche nicht in dem römisch-christlichen Mittelalter versiegt war, sondern es überdauert hatte. Die schwedischen Humanisten, meistens selber Bauernsöhne, wie z. B. Johannis Bure (us), einem alten berühmten Bauerngeschlecht entsprossen, brachten auf die Universität und in ihr Studierzimmer die Überlieferung der heimatischen Scholle, des Hofes der Ahnen mit. Sie kannten die altangestammten Runenstäbe und Runenscheiben, die bäuerlichen hölzernen Kalenderferbstäbe

und Kerbscheiben, waren der Runenschrift noch kundig, die in Dalarna sich bis zur Wende des 18. Jahrhunderts noch vollständig erhalten hatte. Und stehend in diesem uralten Brauchtum trafen sie bewußt ein für die Rechte ihrer Heimat und ihres Volkes wider die nunmehr entstehende christlich-humanistische Ideologie, wie sie heute noch von Kirchenkanzeln und Universitätskathedern gelehrt wird. Nach dieser christlich-humanistischen Ideologie, einer theologisch-altphilologischen Geschichtsbetrachtung wird der germanische Norden erst vom Mittelmeer und Orient aus aufgewertet: kulturfähig wird der nordische Barbar erst durch die Berührung mit der römischen Zivilisation.

Geben wir nun dem vor vierhundert Jahren lebenden Erzbischof Johannes Magnus von Uppsala das Wort, als höchst unverdächtigem Kronzeugen. Johannes Magnus, wie er nach humanistischer Sitte seinen Geschlechtsnamen Store latinisierte, wurde am 19. März 1488 in Vinsöping geboren, und schon mit achtzehn Jahren Kanonikus (Domherr) von Vinsöping, erwarb sich auf längeren Universitätsstudien in Deutschland, Niederland (in Löwen) und Italien große Gelehrsamkeit und die höchsten Würden in der Fakultät der Theologie zu Brindisi oder Perugia. Von Sten Sture d. J. als Gesandter nach Rom geschickt, hielt er sich, nach dem Tode des Reichsvorstehers, daselbst als Privatmann auf, wurde dann im März 1523 vom Papst Hadrian VI. als Nuntius apostolicus nach Schweden gesandt, um die in der Kirche entstandenen Streitigkeiten beizulegen. Er ward zunächst vom König Gustaf I. Wasa gut aufgenommen und im selben Jahre noch zum Erzbischof von Uppsala gewählt. Der Nachfolger Hadrians VI., Clemens VII., bestätigte aber nicht ihn, sondern den landesflüchtigen Gustaf Trolle. Johannes Magnus wurde nur, bis zur Aufhebung des Urteils gegen Trolle, mit der Verwaltung des Erzbistums beauftragt.

Zwischen Gustaf Wasa, der Schweden mit Hilfe seiner Dalarnen Bauern vom Dänenjoch befreit hatte, und Joh. Magnus verschlechterte sich das Verhältnis. Im Jahre 1524 zog Joh. Magnus mit zweihundert Gefolgsmännern auf eine Visitationsreise, was die Verstimmlung und das Mißtrauen des Königs erregte, der dem Erzbischof empfahl und befahl, sich lieber nicht mit mittelalterlichem weltlichem Pomp zu umgeben, sondern bei der Bibelübersetzung für das Volk behilflich zu sein. Die Maßnahmen des Königs gegen die Kirche, die Einziehung der Kirchen- und Klostergüter auf Grund seiner reformatorischen Einstellung zur Hebung der finanziellen Not des Landes, führten zur Feindschaft zwischen Erzbischof und König. Joh. Magnus ging zunächst in politischer Mission nach Polen, ließ sich 1533 in Rom nunmehr zum Erzbischof von Uppsala weihen, ließ sich 1537 in Venedig nieder, wo er seiner Geschichtsschreibung oblag, und siedelte 1541 endgültig und völlig verarmt nach Rom über, wo er sich bis zu seinem Tode im Hospital zum Heiligen Geist, von Geldern, die Papst und Kardinäle vorstreckten, mußte unterhalten lassen. Er starb am 22. März 1544. Sein Lebenswerk ist die „Historia de omnibus Gothorum Sveonumque regibus“ und „Historia Metropolitanae ecclesiae Upsaliensis“.

Von mir verwendet wurde die Baseler Ausgabe von 1558, welche den Titel „Gothorum Sveonumque Historia“ führt.

Herausgeber ist der Bruder des Johannes, Olaus Magnus, der aus Gegensatz zur Reformationsbewegung in Schweden, seinem Bruder nach Rom ins Exil gefolgt war, und dessen kirchliche Ämter eingezogen worden waren. Nach dem Tode seines Bruders wurde er vom Papst zum Titular-Erzbischof zu Uppsala gemacht, ohne daß er je als römischer Kirchenfürst hat zurückkehren können. Die Reformation hatte das Mittelalter beendet.

Olaus Magnus nahm noch 1545–49 an dem Tridentinischen Konzil teil, das auf Wunsch von Kaiser Karl V. die katholische Kirche reformieren sollte, und ließ sich seitdem in dem Spital der Hlg. Brigitta in Rom bis zu seinem Tode (im August 1557) unterhalten.

Olaus Magnus, der Titular-Erzbischof von Uppsala, ist bekannt durch sein großes Werk Historia de gentibus septentrionalibus, earumque diversis statibus, conditionibus, moribus, ritibus, superstitionibus, etc.“. Rom 1555.

Verwendet wurden von mir diese Ausgabe und die Baseler Ausgabe in Folio von 1567. Das große mit Holzschnitten bebilderte Werk des Olaus Magnus wurde in verschiedenen Sprachen übersetzt, nicht aber ins Schwedische, und bringt eine Land-, Völkerkunde und Naturkunde Skandinaviens, die mit ausführlichen Kapiteln über Bienen und Bienenhaltung und Honig, und zwei über Ameisen und Perlentaupen schließen.

Diese beiden höchst unverdächtigsten schwedisch-päpstlichen Kronzeugen aus Rom, die noch die heimatische Dauerüberlieferung kannten, mögen hier jener „deutschen Wissenschaft“

antworten, auf die ihr Amtsbruder des 20. Jahrhunderts sich wider den nordischen Aufbruch berufen kann.

Wenn man die offizielle skandinavische und deutsche Rathederswissenschaft nach der Entstehung der Runenschrift befragt, so ist die gefestigte und „gesicherte“ Lehrmeinung, daß die Runenschrift von den Germanen aus dem Süden entlehnt wurde, sei es unmittelbar von Römern oder Griechen, oder durch Vermittlung von norditalischen oder alpenländischen Stämmen. Daß das altgriechische oder altitalische Alphabet wieder orientalischer, phönizischer Herkunft wäre, galt seit Ludwig Wimmer ebenfalls als „gesichert“. Was den germanischen bäuerlichen Holzkalender, den Runenlerbstab und die Runenlerbscheibe betrifft, so galt der Kalender als solcher für römischer Herkunft, und die Anwendung der Runen auf denselben als eine christlich mittelalterliche Herrichtung. Dies ist der „gesicherte“ letzte Stand der „wahrhaft wissenschaftlich aus den Geschichtsquellen schöpfenden deutschen Wissenschaft“, die „nicht mit Mutmaßungen sich begnügt“ — wie ein bekannter Kardinal sie lobt.

Wir werden uns in dieser Folge mit der Frage der Herkunft, des Ursprunges und der Geschichte,

1. der Runenschrift,
 2. des Runenkalenders
- eingehend befassen.

Erzbischof Johannis Magnus erklärt im Ersten Buch, Cap. VII seiner „Gothorum Sveonumque Historia“: „Es ist nicht glaubwürdig, daß diese nördlichen Völker keine Schriftsteller der großen Begebenheiten gehabt haben sollen, da lange bevor die lateinischen Buchstaben erfunden wurden und bevor Carmenta aus Griechenland mit Evander an die Mündung des Tiber und das römische Gestade gelangte, diesem barbarischen Volk (den Römern) Gesittung und Schrift gelehrt hatte, die Goten (Skandinavier, Schweden) ihre Schrift bereits gehabt haben.“

Er beruft sich dabei auf die großen Runengrabsteine, die den Grabhügeln und Höhlen beigelegt waren und es wahrscheinlich machten, daß sie von der Sintflut (universale Diluvium) oder kurz nachher, durch Riesenkraft dort errichtet worden wären.

Das „Alphabetum Gothicum“ dieser Runengrabsteine gibt er dann in einem Holzschnitt bei, der genau so von Claus Magnus im 1. Buch, Cap. XXXVI „De Alphabeto Gothorum“ seiner „Historia de Gentibus Septentrionalibus“ nachgebildet wird (Abb. 1).



Abb. 1. „Alphabetum Gothicum“
Die punktierte, jüngere skandinavische Runenreihe nach der Veröffentlichung von Johannis Magnus

Was wir hier sehen, ist die sogenannte punktierte, jüngere skandinavische Runenreihe, von der später noch in unserer Abhandlungenfolge die Rede sein soll.

Claus Magnus kommentiert dann das betreffende 7. Kapitel seines Bruders noch mit dem Hinweis, daß die nordischen Bauern früher „Briefe, auf Holz eingeritzt“ (litteras

ligno insculptas), sich gegenseitig zugesandt hätten. Ebenso verwendeten sie zum Briefschreiben Streifen der Birkenrinde, die in feine Blättchen gespalten wurde (codice arboris betulae in Caminas, immo subtiles bracteus discoisso, pro scribendis epistolis opportune utantur), um so mehr, als diese Baumrinde nicht von Regen oder Schnee angegriffen wurde. Auch das Schreiben auf Häuten erwähnt er.

Dieser Hinweis des Claus Magnus ist aus seiner Kenntnis des Volksbrauches geschöpft: denn tatsächlich gehören die Holztafel, die Birkenrinde und die Haut zu den Schreibstoffen des Thule-Kulturreis (vgl. meine „Heilige Urschrift der Menschheit“, Hauptstück 20).

Ebenso wertvoll ist, was Claus Magnus nun über die Runenstabkalender (runstaf) Schwedens berichtet (lib. I, cap. XXXIII, de baculis), daß diese Stäbe schon seit ältester Zeit (vetustissimo tempore) gebraucht wurden, als es noch keine Bücher gab (dum librorum usus non est) (Abb. 2). Der Stab wäre mannes-



Abb. 2. Das schwedische Bauernelternpaar unterrichtet seine Kinder im Gebrauch des Runenstabkalenders (nach Claus Magnus)

lang und trüge auf jeder Seite die Zahlen der Wochen des Jahres; für die Wochentage wurden sieben Runen (Gothicas litteras VII) verwendet, mit denen die güldne Zahl (aurei numeri) und die Sonntagsbuchstaben (litterae Dominicales) wie es in der Landessprache heißt, nach Annahme des Christentums unterschieden wurden (post acceptum Christianismum).

Der Erzbischof bestätigt uns,

1. daß der Runenstabkalender bodenständig schwedisch wäre und erst nach der Christianisierung mit den Runen für die güldene Zahl und die Sonntagsbuchstaben hergerichtet wurde.

Das Volk habe von seinen Ahnen die Sternenkunde und die Handhabung jener Kalenderstäbe und ihrer Zeichen überliefert erhalten und habe unabänderlich in dieser Überlieferung beharrt, auch nach Übernahme des wahren Glaubens (ita immobiliter in eadem accipienda, tradendaque, etiam post sacrae fidei susceptionem, perseverat), so daß die Landleute noch auf einen Tag genau vorhersehen können, der wievielte jeweilig die „güldne Zahl“ ist, der Sonntagsbuchstabe, das Schaltjahr, die beweglichen Feste, und auch die Mondwechsel, die nach zehn, oder sechshundert oder tausend Jahren stattfinden werden. Die Väter unterrichteten die Söhne und die Mütter die Töchter, zu Hause an den Festtagen oder auf dem Kirchgang, dermaßen, daß sie nicht weniger durch Unterweisung als durch die Anwendung dieser Kunst von Tag zu Tag sich vervollkommneten.

Abbildung 2, aus der Ausgabe von Rom 1555, veranschaulicht diesen Hausunterricht im Gebrauch des Runenkalenders durch die Eltern. Die Darstellung des Runenstabkalenders, die Wiedergabe der Runenzeichen ist hier mehr als primitiv, wie etwa die Darstellung der Runengrabsteine in den Holzschnitten zu Kap. VVIX und XXX des 1. Buches.

Daß der Brauch des Errichtens von Grabsteinen mit Runeninschriften in Schweden, zur Zeit der erzbischöflichen Brüder, noch vollklingig war, wissen wir aus den uns er-

haltenen Denkmälern von Gotland. Für das 14.—16. Jahrhundert sind uns fast zweihundert solcher Runengrabsteine bzw. Grabinschriften bekannt.

An Hand der Veröffentlichungen des großen Johannes Bure (us), aus altem Dalarner Bauerngeschlecht, des Begründers der wissenschaftlichen Runenforschung mit seiner Tafel „Runakäntslones Lærosplan h. e. Elementa Runica“ (Upsala 1599), werden wir in der nächsten Folge die Angaben der beiden Brüder Magnus nachprüfen.

Es bleibt diesen beiden die Ehre, erstmalig für das Recht der nordischen Heimat, das Alter der Überlieferung seines Volksbrauchtumes, eingetreten zu sein.

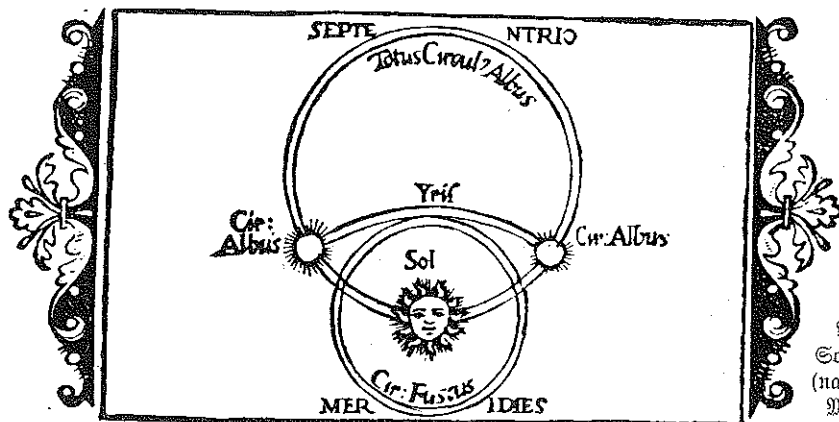


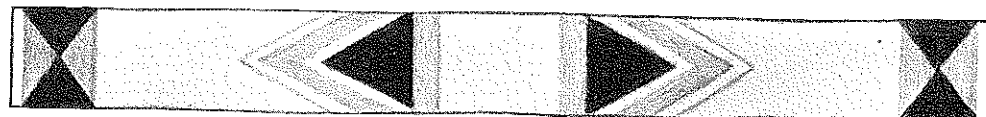
Abb. 3.
Sonnenhalo
(nach Claus
Magnus)

Die Fundgrube

Noch einmal das Dag-Zeichen. Das von Walter Propping in „Germanien“, Heft 5, Jahrgang 1935, beschriebene Dag-Zeichen befindet sich auch in der Wetterau. Es ist hier fast ausschließlich auf dem Querbalken über dem Scheementor angebracht und steht hier in Verbindung mit anderen Zeichen und Inschriften. Meist ist es zweifarbig, rot-schwarz, bemalt. Über den Sinn kann niemand Auskunft geben, höchstens hört man, daß das „so Verzierungen“ seien, für

Nachstehend die zeichnerische Nachbildung eines solchen Scheementbalkens aus Erbstadt, Kreis Hanau. Die Inschrift mit der Jahreszahl 1765 ist weggelassen. Das Mittelstück erklärt sich vielleicht als eine Halbierung und Auseinanderziehung der Rauten, die als Fruchtbarkeitssymbol in Verbindung mit dem Dag-Zeichen den von Walter Propping angeführten Sinn noch unterstreichen und klarer herausstellen würde.

Heinrich Schäfer



die heutigentages kein Geld mehr vorhanden sei. Recht oft läßt sich leider feststellen, daß die betreffenden Besitzer die verzierten Balken selbst noch nicht gesehen, zumindest nicht bewußt gesehen haben. Aus dem mangelnden Interesse, das aus Unkenntnis stammt, erklärt es sich, daß die Farbe vielfach kaum noch zu erkennen ist, die Balken z. B. stark beschädigt, mitunter in der Mitte auseinander gehauen sind.

Germanische Kunst in der Bronzezeit. Die Kunst ist in diesem Kreise ganz besonders deutlich als Funktion der Kultur erkennbar: nicht Luxus, dessen Fehlen das Gesamtbild des Lebens nicht entscheidend verändern würde, auch nicht Sonderbesitz einer bevorrechteten Oberschicht, sondern ganz einfach ein wesentliches Stück des Lebens selbst, und deswegen nach Inhalt, Ziel und Ausdehnung durchaus gebunden an die

zeitliche, räumliche und kulturelle Umwelt. Wenn wir in diesem Zusammenhange von Kunst sprechen, so verstehen wir darunter etwas grundsätzlich anderes als die klassischen Kulturen des Südens und Ostens. Die Kunst der germanischen Bronzezeit entspricht vielmehr einem Kunstgewerbe, wie wir es heute wieder fordern, das jeden Gegenstand des Lebens über seinen nüchternen Gebrauchszweck hinaus zum Kunstwerke machen soll. Wir dürfen jedoch niemals vergessen, daß das Bild, das uns die Funde geben, nur unvollständig und einseitig sein kann. Es fehlt uns z. B. jede Vermutung dafür, wie das Farbenempfinden jener Zeit entwickelt war, und ganze Gruppen sind verloren, wie fast alle Arbeiten aus Holz, das sicherlich schon damals wie in allen Abschnitten der germanischen Kunstentwicklung eine überragende Rolle gespielt und den Kunststil bestimmend beeinflusst haben wird. Plastische Kunstwerke in Metall sind jedenfalls sehr selten, dagegen sind die Schmuckgegenstände bevorzugte Träger der zeichnerischen Kunstäußerung sowohl im älteren wie im jüngeren Abschnitte dieser Zeit. (Behn, Alt-nordisches Leben vor 3000 Jahren.)

Zur Herkunft der Runen veröffentlicht Dr. H. Amberger in Heft 8/1935 der „Sonne“ umfangreiche Überlegungen, bei denen es ihm weniger um Einzelheiten als um einen Gesamtüberblick über die schwebenden Fragen zu tun ist. Amberger kommt zu dem Schluß, daß die endgültige Antwort auf die Frage nach Herkunft der Runenschrift von der Antwort auf eine andere abhängig sei: von der nämlich, wie

das Verhältnis der griechischen zur semitischen Schrift zu beurteilen sein wird. „Setzt sich die alte Anschauung durch, die die griechische von der semitischen Schrift ableiten will (wenn auch vielleicht mit bestimmten Abwandlungen), so müssen die Runen (da die nahe Verwandtschaft mit den mittelmeerländischen Alphabeten eine selbständige Entstehung ausschließt und die Ableitung vom lateinischen und selbst vom „nordetruskischen“ Alphabet unwahrscheinlich bleibt) im Anschluß an das griechische Alphabet entstanden sein. Hinsichtlich des Zeitpunktes sprächen dann äußere Gründe (enge Berührung der Goten mit der griechischen Schwarzmeerkultur) für das 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, während bei dieser Annahme die Ableitung der einzelnen Runen, selbst bei Heranziehung der griechischen und der lateinischen Kursive, vielfach gezwungen bleibt; trotz weniger enger Berührung der Germanen mit der griechischen Kultur in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung müßte man also die Entlehnung der Runen in diese Zeit verlegen, da ihre ungezwungene Herleitung am ehesten aus den damaligen altgriechischen Alphabeten möglich ist. Ergibt sich dagegen die Möglichkeit, die semitische Schrift von der altgriechischen abzuleiten, so treten die oben geltend gemachten Bedenken in Kraft und müssen zwangsläufig zu dem Schluß führen, in den Runen eine bodenständig germanische Schrift, als Schwester der Schriften der mittelmeerländischen Indogermanen auf altem indogermanischem Grund erwachsen, zu erblicken.“

Die Bücherwaage

Prof. Dr. Friedrich Langewiesche, **Sinnbilder germanischen Glaubens im Witterlandsland.** Mit 250 Bildern und 60 Kleinzeichnungen. 83 Seiten kartoniert 5.— RM. Eberswalde 1935, Verlag Hans Langewiesche.

Prof. Langewiesche — vielen durch seine erfolgreichen Grabungen und Landschaftsforschungen in Minden-Ravensberg bekannt — gibt hiermit ein Buch heraus, das in vollem Umfang das hält, was man von ihm erwartet. In 250 Bildern und 60 Kleinzeichnungen „bäuerlicher Hand-

werkskunst (insonderheit Holzschnittkunst) und heimischer Vorzeitfunde“ führt der Verfasser durch das Gebiet bäuerlicher Kultur, das uns in der Zeit der allgemeinen Verstädtterung reiflos fremd geworden ist. Wir müssen erst langsam wieder lesen lernen in dem großen Buch der Volksfunde, das überall da aufgeschlagen liegt, wo echtes bodenständiges Bauerntum das Erbe von Jahrtausenden treu bewahrt hat. Natürlich stammen all diese schönen Dinge aus Holz (Gebälk, Türrahmen, Giebelverzierungen, „Bed“, „Sahn“ und „Pferdekopf“, Betten, Biegen, Schränke, Truhen

und alles häuerliche Gerät, wie es uns hier im Bilde vorgeführt wird) aus den letzten 3—4 Jahrhunderten — „aber das Brauchtum, Haus und Hausrat mit Heilszeichen zu schmücken, ist uralte“. Das weist der Verfasser am Vergleich mit Bildern von Funden aus der Frühzeit unserer germanischen Heimat nach. Es ist ein Buch, das unendlich viel, mit Liebe zusammengetragenen und im Druck vorzüglich wiedergegebenen Stoff, sorgfältig ausgewählt zu einem hohen Lied auf die Kulturehre unserer Ahnen formt. Ricken.

Maschke, Erich: Der deutsche Ordensstaat. Gestalten seiner großen Meister. Hamburg 1935, Hanseatische Verlagsanstalt, 128 Seiten, kart. 3,60, Leinen 4,80 RM.

Der Königsberger Historiker Maschke legt ein vorzüglich geschriebenes Werk vor, das die Geschichte des deutschen Ritterordens in den Lebensbildern von fünf hervorragenden Hochmeistern darstellt. Vorangestellt ist ein Abschnitt, der vom „Wesen des Ordensstaates“ handelt und eindringlich die Grenzen des Ordens darstellt, die sein Schei-

tern notwendig erscheinen lassen. Die mönchische Heimatlosigkeit der Deutschritter verhindert ein völliges Hineinwachsen des Ordens in das deutsche Volkstum, so sehr er sich auch von Anfang an in den Dienst des „Reiches“ stellte. Sehr eindrucksvoll ist das Kapitel über Heinrich von Plauen, der „als einziger in der Geschichte des Ordens zur Gestalt einer Tragödie geworden“ ist. „Aus dem mächtig strömenden Epos der Ordensgeschichte ragt allein sein Schicksal als Drama hervor“ (S. 106).

Man vermißt ein Wort über die Missionsmethode des Ordens und muß bedauern, daß folgender Gesichtspunkt völlig fehlt: der Orden kämpfte gegen die heidnischen Preußen und Litauer, d. h. gegen die letzten heidnischen Indogermanen Europas! Trotz der verfehlten Grundthese, daß die alten Preußen Goten seien, und mancher andern Unzulänglichkeit, kann hier auf die Schrift von E. Ojwald, „Wie Alt-Preußen befehrt und Ordensland wurde“ (München 1934, Lüdendorffs Verlag) verwiesen werden, da sie vieles richtig beleuchtet.

Dr. D. Huth.

Zeitschriftenchau

Aus der Urzeit

Paul Woldstedt, Die Beziehungen zwischen den nordischen Vereisungen und den paläolithischen Stationen von Nord- und Mitteldeutschland. Mannus. Verlag Rabitsch, Leipzig, 27. Jahrg. Heft 3/4, 1935. Der Aufsatz stellt sich zur Aufgabe, unter besonderer Berücksichtigung der neuen Funde den Zusammenhang der altsteinzeitlichen Kulturfunde mit den verschiedenen norddeutschen Vereisungen erneut zu untersuchen, und insbesondere das zweifellos Gesicherte herauszustellen. Eine Karte, eine Tabelle und eine Schrifttumsübersicht begleiten die Arbeit. / **Karl Pielenz, Vorläufiger Bericht über den ersten altpaläolithischen Fund aus diluvialer Lagerung in Schleswig-Holstein.** Ebenda. In der Gemarkung Eidelstedt wurden erstmalig altpaläolithische Fundstücke aus diluvialer Lagerung im Altmoränengebiet geborgen, und zwar handelt es sich um eine ausgesprochene altpaläolithische Klingenkultur von levalloisienartigem Charakter mit Mousterien-Einschlag. Die Träger dieser

Kultur müssen in unmittelbarer Nähe des Eisrandes gelebt haben. / **Hans Mohr, Der vorgeschichtliche Mensch in Mähren älter als die Vögelbildung.** Forschungen und Fortschritte. 12. Jahrg. Nr. 5, 1936. Die erdgeschichtlichen Verhältnisse Mährens gestalten durchaus, anzunehmen, daß dies Gebiet schon zu Beginn des Diluviums Menschen beherbergt hat, ja, gewisse Funde aus der Gegend von Brünn sind auf das hohe Alter des Heidelberger Menschen (Untertertiär von Mauer) datiert worden. Die berühmten mährischen Altsteinzeitfunde dagegen gehören erst dem Aurignacien, also dem jüngeren Vögel, an, sind mithin sehr viel jünger. In sehr alten Flußterrassen und in Zweittlagerung von dort verfrachtet ist nunmehr eine sehr frühe Kultur erkannt worden, die in manchen Stücken eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem Neutälchen besitzt und unter keinen Umständen zu dem sogenannten Primitiv-Aurignacien in Beziehung gesetzt werden kann. Diese „protolithische“ Kultur muß an den Anfang des Diluviums gestellt werden; ob auch die vorausgehenden, spätertären Schichten

Kultureinschlüsse führen, hat noch nicht untersucht werden können. / **Alfred Rust, Die jungpaläolithischen und frühmesolithischen Kulturschichten aus einem Tunnelale bei Ahrensburg (Holstein) (Grabung Stellmoor).** Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. Verlag Rabitsch, Leipzig. 11. Jahrg. Heft 11, 1935. Bei planmäßiger Durchforschung des bekannten Ahrensburger Wohnplatzes wurden in einem versankenen Teich außer der erwarteten Ahrensburger Kulturschicht in 5 m Tiefe noch eine ältere, Hamburger Kulturschicht in 7 m Tiefe gefunden. Letztere trägt den üblichen Magdalenien-Charakter. Zwei junge Reentiere sind, mit Steinen beschwert, versenkt worden, und sind offenbar als Opfer zu deuten. Zahlreiche Knochen mit Schußverletzungen in beiden Fundschichten geben Aufschluß über die Jagdtechnik. Die jüngere Schicht führt Lyngbybeile, wodurch erwiesen ist, daß Ahrensburg und Lyngby etwa gleichzeitig sind. Die Arbeitsweise beider Kulturen ist so grundverschieden, daß eine Ableitung von einander nicht angenommen werden kann. Die ältere Schicht ist späteiszeitlich, die jüngere ist der frühesten Mittelsteinzeit zuzurechnen. / **Karl Gripp, Die erdgeschichtlichen Aufschlüsse der Grabung Stellmoor, ebenda, behandelt**

die Schichtenfolge desselben Fundplatzes. / **R. Schüttrumpf, Pollenanalytische Untersuchungen der Magdalenien- und Lyngby-Kulturschichten der Grabung Stellmoor.** Ebenda. Die Pollenanalyse hat ergeben, daß die ältere Schicht (Hamburger Kultur) ebenso wie auch der benachbarte Fundplatz Meiendorf noch der Tundrenzeit angehört. Die Ahrensburg-Lyngby-Stufe dagegen entspricht einer frühen Waldzeit, die den Tundrencharakter noch nicht völlig verloren hat. Sie ist wesentlich älter als die Rundakultur. / **E. Menke, Untersuchung eines Muschelhauses am Windebyer Moor.** Ebenda. Diese Untersuchung hat das seltsame Ergebnis, daß der Muschelhaufen durch das Vorkommen von Buche schon in den Grundschichten frühestens um die Wende von Stein- und Bronzezeit angelegt werden dürfte; andererseits ist die Auster, die bis in die obersten Schichten zahlreich vorkommt, um diese Zeit in der Ostsee längst ausgestorben. Auch grobe Feuersteinabschläge deuten auf steinzeitliche Verhältnisse. / **Peter Jylmann, Die mittlere Steinzeit in Ostfriesland.** Die Kunde. Hannover. 3. Jahrg. Heft 7/8, 1935. Die dort bisher nicht bekannte Mittelsteinzeit ist vom Verfasser jetzt auch für Ostfriesland festgestellt worden. Gertha Schemmel.

Vereinsnachrichten

Ortsgruppe Berlin. In der Hartung-Zusammenkunft der Ortsgruppe Berlin der Freunde germanischer Vorgeschichte sprach Fräulein Gertha Schemmel-Berlin über „Rassen und Rassenstufen“. „Wie der Einzelmensch“, so führte die Vortragende aus, „wohl das Erbe seiner Eltern und Vorfahren in sich trägt, und doch durchaus eine Eigenpersönlichkeit und noch obendrein jeweils ein Kind seiner Zeit ist, so ist auch die Rasse, der immer gleiche Grundstrom der von ihr bestimmten Völker, nichts Starres, sondern ein immerwährend in Entwicklung Begriffenes. Für diese Tatsache des Immer-wieder-geboren-worden-Seins haben wir noch keinen Begriff, geschweige denn ein Wort in unserer Sprache, sie darf aber nie außer acht gelassen werden, wenn wir der lebendigen Vielheit der Natur in unserer Erkenntnis nahe kommen wollen. Das gilt ganz besonders für

die Rassengeschichte, in der wir den Entwicklungsgedanken ja schon dadurch anerkannt haben, daß wir heute ziemlich allgemein die eiszeitliche Aurignac- und Cromagnonrasse — ob beide gemeinsam oder nur erstere bleibe hier unerörtert — als Vorfahren der nordischen Rasse ansehen, denn es ist ein langer Weg vom Mammuthjäger bis zur geschichtlich bekannten Nordrasse. Es wird aber allzu leicht vergessen, daß jede Entwicklung nicht nur positive, sondern beständig auch negative Ergebnisse zeitigt. Gleichwie es Greise von 20 Jahren und hochschöpferische Menschen im höchsten Lebensalter gibt, und dazwischen auf jeder Lebensstufe Menschen in ihrer inneren Entwicklungsfähigkeit zum Stillstand kommen, so sondern sich auch bei dem Entwicklungsgang der großen Rassen unauslöschlich Gruppen ab, die aus irgendwelchen Gründen dem Fortschritt des Hauptstammes

nicht mehr folgen können. Solche Gruppen werden entweder an den Rand des Rassenraumes gedrängt oder ziehen sich in natürliche Rückzugsgebiete, wie Gebirge, Sümpfe oder dergleichen, zurück. Das zeigt sich z. B. darin, daß die ältesten, noch lebenden Europäiden, die Minus, sich im fernsten Ostasien finden; aber auch in den Rückzugsgebieten des europäischen Heimatraumes der Nordrasse dürfen wir solche Rassenrückstände erwarten. Erschwert wird ihre Feststellung hier allerdings dadurch, daß hier immer neue Absprengungen stattgefunden haben, und schließlich eine Wiedereinschmelzung durch die zahlreichen Ausbreitungsstellen der nordischen Rasse einschließend der Entstehung der germanisch bestimmten Volkstümer erfolgt ist. Bei planmäßiger Durchforschung der in Frage kommenden Gebiete jedoch werden sich die mancherlei vorhandenen Beobachtungen zweifellos bestätigen, und es wird sich zeigen, daß man durchaus nicht immer an fremde Einwanderung zu denken hat, wenn sich im eigenen Rassenraum hie und da heute fremd und altertümlich anmutende Einsprengungen finden.

Der Verbreitungsraum der Aurignacrasse bzw. ihrer Kultur ist unendlich viel größer, als auch die weiteste Auslegung der nordischen Rasse als Entstehungsraum zubilligen kann. Nur ein Teil des gesamten Rassengrundstoffes hat sich also zu dem entwickelt, was wir nordische Rasse nennen, und zwar der im mittel- und nordeuropäischen Raume mit seinen besonderen Bedingungen. Andere Teile sind andere Wege gegangen, wobei natürlich auch die jeweiligen Lebensbedingungen des betreffenden Gebietes eine gewisse Rolle gespielt haben. Aber auch im Stammsgebiet der nordischen Rasse ist die Entwicklung nicht einheitlich vor sich gegangen. Schon 1921 hat Rossini die Aufspaltung unseres nachzeit-

lichen Urbvolkes in zwei Gruppen erkannt und beschrieben, eine fortschrittlichere, lebhaftere und eine zurückhaltendere, sich langsamer entwickelnde, die er Indogermanen und Finnoindogermanen nannte, und hat auch in seinen späteren Arbeiten zur Indogermanen- und Germanenfrage diese Mehrteiligkeit der Entwicklung aufs nachdrücklichste verfolgt und dargelegt; wie denn überhaupt seine Forschungen sehr viel mehr Empfinden für das Organische, Naturgewachsene verraten, als die so mancher anderer. Neuerdings wird unser Grundgedanke zur Rassenentwicklung bestätigt durch die Forschungsergebnisse Emil Forvers, der in den altvorderasiatischen Sprachen, insbesondere den Bogazkoi-Texten, nicht Tochtersprachen, sondern sozusagen Geschwister- und Vetternsprachen des Indogermanischen erkannt hat und auf Grund sprachlicher Untersuchungen zu ganz gleichen Ergebnissen kommt, wie sie sich bei unseren Überlegungen zur Rassengeschichte zwangsläufig ergeben haben. — Was ist dann aber nordische Rasse? Läßt sich die bisherige Abgrenzung dieses Begriffes nach dieser Erweiterung unseres Blickfeldes noch ferner halten? Die Auseinandersetzung über völkische und rassische Fragen ist erst von dem Augenblick an wirklich fruchtbar geworden, seit sich eine bestimmte Übereinkunft über die Verwendung der Begriffe 'deutsch-germanisch-indogermanisch' herausgebildet hatte. Wir sind inzwischen gewöhnt, indogermanisch als Sprachbezeichnung und nordisch als Rassenbezeichnung gleichzusetzen. Mag sein, daß der Augenblick nicht mehr fern ist, wo wir auf Grund unserer erweiterten Erkenntnis eine Neuzeile dieser Bezeichnungen vornehmen müssen, um nicht nur der Rassengliederung, wie sie durch unsere Rassensysteme vorzüglich erfüllt wird, sondern auch der Stufenhaftigkeit der Rassenentwicklung gerecht zu werden."

Bitte an die Leser der Zeitschrift „Germanien“!

„Germanien“ hat ein neues Gesicht bekommen. Helfen Sie mit, daß die Zeitschrift nun noch besser, noch schöner und inhaltreicher werden kann, indem Sie neue Bezieher gewinnen! Der beiliegende Prospekt soll Ihnen dabei helfen. Weitere Prospekte, auch Probehefte, liefert jede Buchhandlung; sie werden auch an aufgegebene Anschriften gesandt.

Leipzig G 1

R. F. Koehler Verlag

Diesem Heft liegen Prospekte folgender Firmen bei: J. F. Lehmanns Verlag, München und Verlag Moritz Dieckmann, Frankfurt a. M. Wir empfehlen unseren Lesern, diese Beilagen zu beachten.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. F. D. Plagmann, Berlin-Wilmersdorf, Gelsenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Biergub, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Druckguss, Leipzig. Printed in Germany. D. A. I. B. 1936 3800. Pl. Nr. 3.

1.4.3.1936

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936

Mai

Heft 5

Eine verdiente Ehrung

Der Führer und Reichskanzler hat aus Anlaß seines Geburtstages Wilhelm Teudt zum Professor ernannt. Er hat mit dieser Ernennung im Namen des deutschen Volkes eine Arbeit anerkannt, die nicht nur der Wissenschaft zahlreiche wertvolle Anregungen und neue Erkenntnisse vermittelt, sondern auch vor allem der Erneuerung des deutschen Volkes und des deutschen Gedankens aus ihren ewigen Wurzeln heraus einen wesentlichen Antrieb gegeben hat. Damit hat auch unsere Arbeit, aus der wissenschaftlichen Erkenntnis und Forschung neue Werte für das deutsche Leben zu gewinnen, die Anerkennung dessen gefunden, der den Boden bereitet hat, auf dem auch unsere Arbeit gedeihen kann und gedeihen wird.

Wir alle, die wir in den letzten acht Jahren unserem Wilhelm Teudt auf dem Wege zu einer deutsch gearteten Forschung gefolgt sind, freuen uns mit ihm über die Ehrung, die ihm jetzt zuteil geworden ist; und wir werden wie bisher das Unsrige tun, seine Arbeit weiterzuführen und zu sichern. Wenn sein Name und sein Werk heute zum Programm für den Kampf um die deutsche Seele geworden sind, so wissen wir, daß wir das seiner Fähigkeit, seiner Überzeugungskraft und seinem unbeugsamen völkischen Willen verdanken, der trotz großer Hemmungen und Widerstände nie erlahmt ist.

Dieser unbeugsame Wille unseres Bahnbrechers soll uns weiter befeelen im Kampfe um ein deutsches Deutschland.

Es hat eine Zeit gegeben, und sie ist noch gar nicht sehr fern, da glaubte man den letzten Triumph einer naturwissenschaftlichen Forschungsmethode darin gefunden zu haben, daß man sie mit all ihren Gesetzen auf die Wissenschaft vom Volkstum und seinen Zeugnissen antwoandte. Erst der abseits aller wissenschaftlichen Schulweisheit erfolgte Durchbruch eines dynamischen völkischen Lebensgefühles hat hier aus dem eigengesetzlichen, voraussetzungslosen Wollen heraus auch die anzuwendende Methode geändert. Wenn wir heute wissen, daß das deutsche Volkstum niemals nur ein voraussetzungsloses Objekt einer angeblich voraussetzungslosen Wissenschaft sein kann, das man mit allen Mitteln der Sezierkunst in soziologische, nationalökonomische oder gar in die unvermeidlichen psychoanalytischen Komplexe aufteilen kann, so verdanken wir diese Erkenntnis dem Siege eines urtümlichen, keinem logischen Gesetze unterworfenen Willens, und nicht einer auf „exaktem“ Weg gewonnenen Erkenntnis. Als die völkische Bewegung aus ureigenster Wesenheit den Widerstand gegen fremdgeistige Verfälschungen aufnahm, da wuchs zum ersten Male die Erkenntnis, daß es eine lebendige Wissenschaft vom eigenen Volkstum überhaupt nur dann gibt, wenn diejenigen, die sie treiben, eines Geistes sind mit dem Volkstum, das sie erforschen wollen. Aber erst sehr langsam knüpft sich daran die Erkenntnis, daß also nicht die „Wissenschaft“ dem völkischen Leben ihre Gesetze zu geben hat; daß sie vielmehr selbst in Ehrfurcht den Gesetzen dieses völkischen Lebens zu lauschen und darnach erst ihre eigene Methode auszurichten hat.

Es ist ein einfaches Gesetz der Perspektive, daß man seinen eigenen Standpunkt zu ändern hat, wenn man nachprüfen will, ob man einen Gegenstand richtig, das heißt in seiner körperlichen Wirklichkeit sieht. Dies Gesetz sollte nicht minder für die Geisteswissenschaft gelten. Das heißt, wenn wir uns ein gültiges Bild von der geistigen Wesenheit einer raumzeitlich erfassbaren Kultur machen wollen, so dürfen wir nicht einen einmal eingenommenen, nur der Gewohnheit verdankten Blickstandpunkt um jeden Preis beibehalten und ihn dann gar zur Voraussetzung einer „wissenschaftlichen“ Betrachtungsweise überhaupt machen. Der Blickstandpunkt, der uns seit mehr als 400 Jahren als selbstverständlich ausgegeben und durch eine von ihm aus gewonnene Erkenntnisfülle gewissermaßen sanktioniert ist, ist der südliche, der mittelländische Blickstandpunkt. Von diesem aus haben die Humanisten, auch die bewußt national gerichteten, die nordische Vorzeit gesehen; von ihm aus hat man Volksbrauch und Volksglauben der eigenen Nation betrachtet und als „Aberglauben“ mißachtet; von ihm aus hat man Geschichte geschrieben und endlich auch, ungeachtet alles ehrlichen Bemühens um eine „nationale“ Einstellung, die vorgeschichtliche Vergangenheit des eigenen Volkes zu erhellen gesucht. Von dieser einmal bezogenen Stellung aus, die zur Voraussetzung wissenschaftlicher Zuverlässigkeit überhaupt gemacht wurde, konnte man zwar mit dem Auge der Liebe immer mehr Vorzüge auch an der Geschichte und Vorgeschichte der eigenen Volkheit entdecken, niemals aber konnte man dieser eigenen Volkheit eine grundsätzlich andere Stellung im Weltbilde überhaupt antweisen.

Hier scheinen mir die eigentlichen Wurzeln dessen zu liegen, von dem der Kampf um Wilhelm Teudt und um Herman Wirth nur ein Teilausschnitt ist. Denn dieser Kampf wird nachgerade mit Mitteln und vor allem mit Parolen geführt, die Verdacht und trübe Befürchtungen vor allem bei denen erwecken müssen, die sich in der Geschichte wissenschaftlicher Kämpfe seit hundert Jahren auskennen. Es sollte einmal eine Geschichte dieser Kämpfe geschrieben werden, die sich an Namen wie Ernst Krause (Carus Sterne) oder Willy Pastor u. a. knüpfen: Männer, deren Erkenntnistrieb vom völkischen Wollen gespeist

war, die aber von den amtlich bestellten Hütern der Wissenschaft totgeschwiegen, als Phantasten abgetan oder mit Hochmut als wissenschaftliche Querulanten und Wirtköpfe denunziert wurden. Heute ist Ernst Krause, dessen Bücher schon zu den Seltenheiten gehören, stillschweigend anerkannt; das heißt, man schöpft seine Werke aus, ohne seinen Namen zu nennen. Damals führte man den Kampf gegen ihn im Namen der Wissenschaft und ihres Ansehens, und mit dieser Parole hat man ihn denn auch glücklich zum Schweigen und zum Verhungern gebracht.

Man sollte denken, solche Versailler Methoden hätten bei uns keinen Boden mehr. Weit gefehlt! Es kommt heute noch vor, daß ein „Exakter“ ein Buch über Runen schreibt, worin er seine Meinungen als allein echte Fortführung wahrer wissenschaftlicher Tradition vorträgt und hiernach alle, die zu dem Thema etwas gesagt haben a) in wissenschaftlich ernstzunehmende und b) in Phantasten einteilt (wobei er leider für einen feherischen Zunftgenossen eine eigene Kategorie schaffen muß, c) „Ein Rückschlag“). Es geschieht noch mehr: unter der Autorität preussischer Dienstmärken werden alle möglichen Volksgenossen, gerechte und ungerechte, durch Rundschreiben vor einem gewissen „Phantasten“ gewarnt, gegen den man mangels guten Willens zur wirklichen Auseinandersetzung die zweifelhaften Ergebnisse der Hintertreppenforschung auszuwerten sucht. Mit einer erstaunlichen Selbstverständlichkeit fällen Leute, deren Verdienste ausschließlich auf dem Gebiete einer mechanischen Typologie liegen, Urteile auf geistesgeschichtlichem Gebiete, zu denen ihnen jede, aber auch jede Legitimation fehlt, die ja schließlich nur aus einer Leistung auf diesem Gebiete hergeleitet werden kann. Was man dann aus dem Munde solcherlei Berufener als geistige Deutung „vorgeschichtlicher“ Darstellungen zu hören bekommt, das würde der blutrünstigen Greuelphantasie gewisser Propagandisten des Weltkrieges alle Ehre machen; der Vorstellungsbestand erschöpft sich durchweg in Gefangenentötung, Menschenopfern überhaupt und allenfalls in den darauf vorbereitenden „kultischen“ Handlungen.

Was dem ruhigen Beobachter am meisten auffällt, das ist der geradezu persönliche Haß, mit dem heute wieder „im Namen der Wissenschaft“ um eine Sache gekämpft wird, von welcher ein einzelner Name wiederum nur ein Teilgebiet darstellt, die aber in Wirklichkeit viel umfassender ist. Wir sollten uns ohne persönlichen Eifer darüber klar zu werden suchen, aus welchen Voraussetzungen eine solche Animosität zu erwachen pflegt. Eine rein wissenschaftliche, das heißt eine im Bereiche des logischen Denkens liegende Streitfrage kann unmöglich in diesem Maße die Gefühlsphäre derer aufwühlen, die den Streit führen; selbst wenn man das entschuldbare Maß von persönlicher Eitelkeit in Betracht zieht, das mit wissenschaftlichen Meinungen einherzugehen pflegt. Wir müssen schon an die Geschichte jener Konzilien zurückdenken, auf denen man ohne weiteres bereit war, sich eines Jota wegen gegenseitig totzuschlagen. Das Jota war nur die Formel, das Siegel, in dem sich zwei Weltanschauungen schieden, so wie in revolutionären Zeiten gangbare Wortmünzen den Dienst als Scheidemünzen zwischen Weltanschauungen, das heißt zwischen grundsätzlich verschiedenen Blickstandpunkten zur Welt überhaupt versehen.

Wendezzeiten und Kämpfe mit durchaus revolutionärem Einschlag gibt es in der Wissenschaft so gut wie in der Theologie oder in der Politik. Wir brauchen nur an die Zeit der Dunkelmännerbriefe zu denken, um zu begreifen, wie schwer sich auch wissenschaftliche Streitigkeiten aus der Gefühlsphäre heraus in die sogenannte Sphäre des reinen Geistes heben lassen. Das ist nur dann möglich, wenn sich die Vertreter der verschiedenen Richtungen über den Ausgangspunkt und den Weg, das heißt über den Blickstandpunkt und die Methode einig sind — es ist unmöglich, wenn der Kampf um den Blickstandpunkt selbst geführt wird. Denn eine Veränderung dieses archimedischen Standpunktes ist keine Sache der Logik und der Erkenntnis mehr; sie geht nicht mehr

aus dem Denken des Urhebers, sondern aus seinem Willen hervor und ist damit ein revolutionärer Akt, der den erbitterten gefühlsmäßigen Widerstand all derer hervorruft, die nicht gesonnen oder nicht imstande sind, diese Veränderung mitzumachen. Und einen Revolutionär hat man noch niemals mit den Waffen einer sachlichen Auseinandersetzung bekämpft, eben weil es unmöglich ist, einen grundsätzlich anders gerichteten Willen, der aus dynamischen Lebensgesetzen kommt, mit den Waffen der Logik zu bekämpfen.

Alle Erscheinungen des Kampfes gegen eine „Urgeistesgeschichte“ erklären sich aus dieser Grundbetrachtung; und man sucht leider vergeblich nach Kämpfen, die in diesem Kampfe wenigstens das Format eines Demosthenes hätten. Es ist bezeichnend, daß unter den „Kämpfern“ mit den mehr oder weniger sachlichen Waffen sich noch fast keiner gefunden hat, der sich die Mühe gemacht hätte, etwa den in der „Heiligen Urschrift der Menschheit“ vertretenen Blickstandpunkt grundsätzlich zu umreißen, die Methodik nachzuprüfen, um sich dann kritisch damit auseinanderzusetzen, d. h. sie zu widerlegen oder als berechtigt anzuerkennen. Keiner von diesen „Exakten“ hat sich auch nur im entferntesten die Mühe gemacht, auf das Verhältnis etwa der Runen zum brauchtiimlichen Sinnbild einzugehen und nach Methoden des Vergleiches zu suchen. Und das scheint mir doch eine Grundvoraussetzung jeder wissenschaftlichen Auseinandersetzung zu sein.

Aber es geht hier eben um etwas anderes, nämlich um den Blickstandpunkt selbst. Noch hat sich die amtliche, das heißt die auf gewissen, bisher kaum geänderten Wachstumsverhältnissen aufgebaute Wissenschaft nicht von ihrem grundsätzlichen Blickstandpunkt lösen können, und dieser ist nach wie vor derjenige der mittelländisch-boreroasiatischen Welt. Man hat nach und nach die Ergebnisse der Indologie, der Iranistik, der Ägyptologie in dieses Weltbild eingebaut; aber ihre Grundeinstellung hat sich dadurch nicht geändert, auch dann nicht, als man die Ergebnisse der Germanenfunde darin einzubauen begann. Denn der Blickstandpunkt liegt nach wie vor in der Mittelmeerwelt, er ist romanozentrisch, wenn man so sagen kann; unbeschadet aller Anerkennung dessen, was die Germanen „auch schon“ gehabt und geleistet haben. Die materielle Kultur des Nordkreises hat man nach und nach anerkannt, eine geistige nicht. Zum guten Teil deshalb, weil man keine „Quellen“ dafür sah; denn „Quellen“ sind nun einmal nach bisherigem Wortgebrauch beschriebene Pergamente oder zum mindesten steinerne Gebäude und Denkmäler. Was an geistiger Überlieferung in uns selbst, in unserem Volksglauben und Volksbrauch lebte, das sah man nicht; und wenn man es sah, so mußte man es mißachten, weil es als Aberglauben abgestempelt war — oder aber man suchte es als angeblichen Ausfluß des Kirchenglaubens ebenfalls in das mediterran bestimmte Weltbild einzubauen. Es ist erschütternd, was man selbst in den Vorlesungen einiger um die Erforschung der germanischen Sachkultur verdienter Männer an Vorstellungen über die Geistesverfassung unserer Völkern zur Kenntnis nehmen muß — erschütternd ist nicht so sehr der Mangel an tatsächlichem geistesgeschichtlichem Wissen, wie der an jeglichem Gefühl für das, was sich in Geist und Seele derer, von denen wir stammen, abgespielt haben mag.

Eine Änderung dieser Einstellung und damit auch der Hemmungen einer wirklich wissenschaftlichen, nämlich geistigen Erkenntnis kann überhaupt nur von innen kommen; nämlich aus einem völkischen Aktivismus, der nicht das Gegenteil, sondern die Voraussetzung für eine dann anzuwendende wissenschaftliche Methodik ist. Erst wenn wir den germanozentrischen Standpunkt gewonnen haben, können wir Germanenfunde wirklich nach den eigenen Gesetzen des Forschungsgegenstandes, und das heißt wissenschaftlich treiben. Erst dann können wir zu dem gelangen, wozu die Renaissance aus dem Erlebnis der Antike gekommen ist, nämlich zu einem fruchtbaren Bil-

dungsideal, das in allem das Gegenteil von der Wissensprogrei ist, die noch allzu viele Lehrstühle beherrscht. Erst dann können wir für die spontane Erkenntnis auch den exakten Nachweis führen: der nordische Kulturkreis hat seine eigene, art-eigene hohe Geisteskultur besessen und besitzt sie heute noch als Überlieferungsgut. Er hat die Zeugen seines hohen Denkens in Sinnbildern niedergelegt, die heute noch leben; er hat sie in Rechtsurkunden von ehrwürdigem Alter lebendig werden lassen, er hat sie in Mythen, Märchen und Sagen geformt, deren Zauber wir nur daraus begreifen können, daß wir unser ältestes geistiges Ahnenerbe darin wiedererkennen. Von Phönikiern her werden wir niemals zu dieser Erkenntnis, aber auch nie zu einem eigenen Lebensgefühl kommen — dazu muß man eben „Phantast“ sein.

Gewiß, unser Wille zum völkischen Deutschtum ist an sich noch kein Beweis für die sachliche Richtigkeit jeder einzelnen aus ihr gewonnenen Meinung. Aber sie sollte für uns die Voraussetzung sein, mit der wir unbeschadet aller wissenschaftlichen Kritik an die Erforschung dessen gehen, was unseren Vorfahren, die doch Blut von unserm Blut und Geist von unserm Geist waren, heilig und lebendig war. Ohne diesen völkischen Aktivismus, wegen dessen man uns ruhig zu „Phantasten“ stempeln darf, droht unserer amtlichen, das heißt traditionellen Forschung dieselbe Erstarrung, die vor vierhundert Jahren die altgewordene Scholastik befallen hat. Sie ist vor lauter exakter Subtilität senil geworden.

Metten und Spinnerinnen / Ein Stück altgermanischer Mythe

Don Dr. Sigurd Rabe

Die warmen Spätsommer- und Herbsttage, die wie ein milder lieblicher Abend vor dem Einbruch der Winternacht des Menschen Herz und Gemüt noch einmal freundlich erhellen, haben ganz besonders unsere germanischen Vorfahren mit einem Gefühl wehmütiger Freude erfüllt.

Manchmal sind sie schön und halten so lange an, daß man gar nicht an das Nahen des Winters glauben möchte, aber ein untrügliches Todeszeichen für den Sommer sind dennoch jene oft tauberfüberten Fäden und Gespinste an Gräsern, Sträuchern und Bäumen. Man heißt sie „Marienfäden“ oder in Norddeutschland auch „Metten“, gewöhnlich aber mit deutlicher Beziehung auf die Jahreszeit „Altweibersommer“. Bezeichnungen, die sämtlich dunkel sind, hinter denen sich aber uraltes Gedankengut unseres Volkes vermuten läßt.

Suchen wir den Mythos, der darin ruht, aus den verschiedenen Benennungen der Spätsommererscheinung bei den deutschen Stämmen zu ergründen.

Die „Marienfäden“, nach dem Volksglauben ein Rest des Schleiers der zum Himmel gefahrenen Jungfrau Maria, den „Martinsommer“, das Tiroler „Gallsummerli“, den westfälischen „Allerhilgensummer“ können wir beiseite lassen, da sie bereits dem christlichen Ideenzirkel angehören. Dagegen finden wir gleichzeitig in Westfalen den „Allerwimersummer“, woraus unser Altweibersommer in die Schriftsprache gedrungen ist, in der Schweiz ein „Wittwensummerli“, in Bayern einen „Kensummer“ und vor allem auf niederdeutschem Boden einen „Metten“ und auch „Metjensummer“.

Wir erkennen, daß fast alle deutschen Bezeichnungen etwas mit Frauen, besonders alten Frauen, zu tun haben. Der Altmeister deutscher Mythen- und Sagenforschung, Jakob Grimm, wollte darin einen Vergleich mit der Sonne erblicken, die nun gleichsam gealtert sei und nicht mehr die rechte Kraft habe. Eine andere mehr poetische Deutung

steht in der späten Jahreszeit eine Ähnlichkeit mit der späten Liebe reifer Frauen nach dem Sprichwort:

„Durch Septembers heiteren Blick
Schaut manchmal der Mai zurück.“

Aber der neueren kritischen Forschung halten diese Deutungsversuche nicht stand. Zwar hängen die meisten Bezeichnungen mit der Vorstellung alter Frauen zusammen, doch darf die niederdeutsche Bezeichnung „Metten“ oder „Metzensommer“ nicht etwa mit „Mädchen“ in Verbindung gebracht werden, wie das anscheinend im pommerschen „Mettkensamer“ der Fall ist. Hier hat augenscheinlich die Volksetymologie mitgewirkt, die das Wort „Metten“ nicht mehr zu deuten wußte. Aber gerade dieser Name führte uns auf die rechte Spur.

Denn es spielt nicht nur die Vorstellung von Frauen mit hinein, sondern auch die des Spinnens. Wir wissen heute, daß jene Fäden und Gespinnste von einer um diese Jahreszeit auftretenden Wanderspinnenart herrühren, nicht so unsere Vorfahren, die dabei an die Schicksalschwester, die Nornen dachten, die der Welt und den Menschen das Geschick spinnen. Noch heute sagt man in einer Gegend Niederdeutschlands bei irgendeinem Mißgeschick: „Die Metten haben gesponnen“.

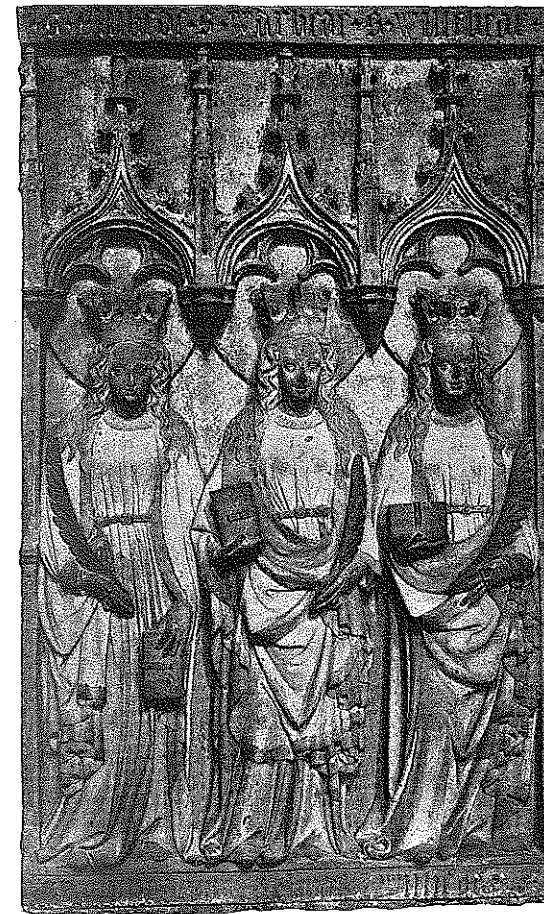
Metten ist aber eine niederdeutsche Bezeichnung für Nornen. Ihre Gestalten sind in den verschiedenen germanischen Mythentreisen und -sichten nicht immer fest umrissen; sie sind namentlich in älterer Zeit nicht so sehr als Weiber, denn als unpersönliche Schicksalsmächte gedacht, die sogar noch über den Göttern standen. Die Unsicherheit ihres Geschlechtes wird auch noch an einer anderen Stelle offenbar. So hat Shakespeare, richtiger seine Quelle, die Chronik Holinsheds, die Schicksalschwester in der Geschichte Macbeths verwandt. Bei Shakespeare ruft Banquo beim Anblick der Hexen oder wie sie im Original heißen, der „Weirdsisters“:

„Ihr solltet Weiber sein,
Und doch verbieten euere Bärte mir,
Euch so zu deuten.“

Wir sehen also, wie wenig im englischen Volksglauben die Fraueneigenschaften der Weirdsisters feststehen, und es handelt sich hier um eine germanische, nicht, wie man auch vermuten könnte, altkeltische Vorstellung. Denn in „Weird“ sehen wir die deutliche Beziehung zu den Namen der beiden Nornen Urd (aus Wurd) und Verdandi. Darin steckt unser Zeitwort „werden“ in seiner ursprünglichen Bedeutung „wenden“, nämlich das Geschick wenden. Der in der Grundvorstellung geschlechtslose, unpersönliche Charakter der Schicksalschwester oder Nornen wird aber noch deutlicher in ihrem Namen „Metten“.

Bei den alten Sachsen wurde das Schicksal „metodo giscapu“ genannt, d. h. die „Beschlüsse der Ordner“. Das Wort „metod“ (metodo ist zweiter Fall der Mehrzahl) gehört lautlich zu unserem hochdeutschen „messen“ und bedeutet ursprünglich „ordnen“, „wägen“ und metod heißt der „Ordner“. Unter diesen Ordnern sind hier die Weltordner verstanden, d. h. jene unpersönlichen Mächte, die die Geschicke der Menschen bestimmen. Anstatt metod begegnen wir auch dem Worte „regin“, älter „ragin“ und „rachin“. Seine Bedeutung ist „Beweger“, „Lenker“, dann „Ratgeber“, „Richter“, wie es denn auch mit „Recht“ und „Richten“ lautlich zusammengehört. (Aber nicht mit Rache, das germanisch „Wrake“ lautete; das „w“ ist bereits althochdeutsch geschwunden.)

In dem Ausdruck metodo oder regino giscapu ist nun das letzte Wort besonders interessant. Lautlich ist es unser „Geschaffe“ (genau: die Mehrzahl dieses Wortes). Es leitet sich her von dem germanischen Zeitwort „scapon“, das lautgesetzlich zwar zu unserem Schaffen stimmt, aber ursprünglich „Schöpfen“ bedeutet, wie denn unser Schöpfen (germanisch „scapjan“, althochdeutsch „scaphen“, später „scephan“, mittelhochdeutsch „schepfen“)



Die 3 „Heilrätinnen“ Einbebe, Warbebe und Willebebe, die mittelalterlichen Nachfolgerinnen der drei Schicksalsfrauen, im Dom zu Worms

Nach: Wirth, Ura-Einda-Chronik

nur eine abgeleitete Bildung von „scapon“ ist.

Der letzte Sinn des Wortes ist „formen“, „gestalten“. Unsere Vorfahren verbanden damit den Gedanken der Hohlform, in die der formlose Stoff gepreßt wird. Das Bild der Hohlform, des Hohlgefäßes, führt dann zu der jüngeren Bedeutung des Schöpfens einer Flüssigkeit. Auch das Hohlmaß, der „Scheffel“, leitet sich von diesem Bilde her.

Die Vorstellung des Schöpfens in Verbindung mit den Schicksalschwester begegnet uns auch im Tiroler Volksglauben, wo die Schicksalschwester „Gachschepfen“, d. h. die „jäh Schöpfenden“ heißen.

Was und woraus schöpfen aber diese Schicksalschwester, Nornen, metod oder regin? Sie schöpfen das Schicksal aus Urds Brunnen, um den sie nach der altnordischen Mythe spinnend sitzen. Der Brunnen ist genannt nach der ältesten Norne „Urd“ (Vergangenheit). Ihre beiden Schwestern heißen „Verdandi“ (Gegenwart) und „Skuld“ (Zukunft).

Mit dem Schöpfen des Geschicks aber verbindet sich eine alte Rechtsymbolik. Unter diesem Bilde entscheidet auch der altgermanische Richter über das Schicksal des Angeklagten, er schöpft ihm sein Urteil. Und wenn wir heute bei un-

seren Gerichten von den Schöffen reden, so hat sich in dieser Bezeichnung ein uralter germanischer Rechtsbegriff erhalten. Bei den alten Franken hießen die Schöffen auch „Rachinburgen“, d. h. „Rechtshüter“. Auch hier ist der Zusammenhang mit den Regin, den Schicksalsmächten, deutlich.

Die uralte Symbolik des Schöpfens beruht auf den höheren Kräften, die man dem Wasser, besonders den Quellen zuschrieb. Man glaubte aus den Bewegungen des Wassers weisagen zu können. Es handelt sich hier um das häufig belegte Quellorakel. So unternimmt es auch Odin, Mimirs Haupt um die Zukunft der Welt und der Götter zu befragen, denn Mimirs Haupt ist nur ein mythisches Bild für den Brunnen, die Quelle, die man als den Kopf fließender Gewässer betrachtete.

Wir müssen daher den altgermanischen Richterspruch als eine Art Weissagung und keine paragrafenmäßige Festsetzung verstehen. Ganz ähnlich verfahren die Nornen als die ursprünglichen Weltenrichter. Mit der späteren Betonung ihres weiblichen Charakters tritt neben ihre Tätigkeit des Schöpfens die des Spinnens, so daß sie allmählich mit den mehr unpersönlich gedachten Metod oder Regin im Volksglauben zusammenfließen.

Sedenfalls erkennen wir nun, daß der Name „Metzensommer“ unmittelbar von

„metod“ hergeleitet ist, während durch die Erscheinung der Marienfäden die Vorstellung spinnender Frauen in das Bild des Altweibersommers mit hineingezogen wird.

Ob aber die waltenden Schicksalsordner der Sonne und dem Sommer das Todesurteil schöpfen oder die Nornen ihnen das dunkle, unabwendbare Los spinnen: es ist in jedem Falle ein altgermanischer Jahres- und Todesmythos, der sich im Altweibersommer bis auf unsere Tage erhalten hat.

Die Halle zu Lorsch, ein Werk germanischer Hoftorbaukunst

Von Dr. Ing. Erich Kulke

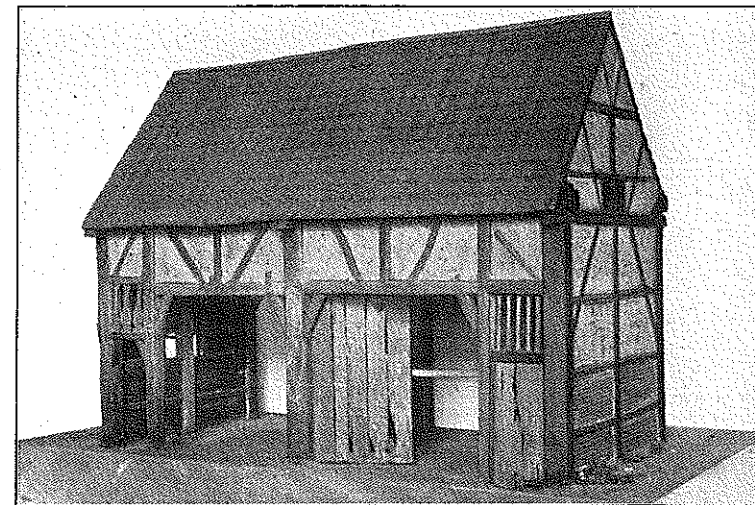
Um die Torhalle zu Lorsch herrscht wegen der ihr eigenen Architektur noch immer ein geheimnisvolles Dunkel. Wir sehen heute in diesem Bauwerk ein hervorragendes germanisches Baudenkmäl der Merowingerzeit auf deutschem Boden. Ehemals führte durch die drei weiten Öffnungen der Weg zu dem Vorhof einer schon im frühen Mittelalter zerstörten Kirche, von der das Jahr ihrer Weihe, 766, bekannt ist. Nach den uns überlieferten Berichten soll die hinter der Torhalle liegende Kirche eine der wichtigsten Bauten der Zeit vor Karl dem Franken gewesen sein.

Haupt beschreibt in seinem bedeutsamen Werke: „Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen“, auf Seite 245 die Architektur der Halle wie folgt:



Torhalle zu Lorsch
Aufn. Prof. Behn, Mainz

Doppeltoranlage von
Heinersdorf
Phot. Blümel



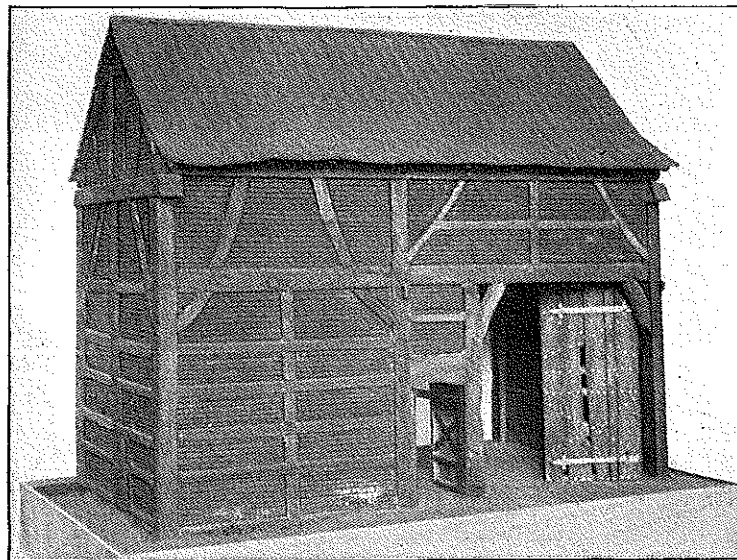
Aus: Festschrift zur Ausstel-
lung „2000 Jahre germ.
Bauerntum am linken Rhe-
n“

„Ihre vordere Front öffnet sich unten in drei breiten Bögen auf Pfeilern, vor denen kompositierte Dreiviertelsäulen stehen von beinahe römischer Strenge der Architektur, so wie man solche etwa an antiken Theatern gewöhnt ist, nur des Gebälkes entbehrend, an dessen Stelle ein friesartig verziertes Gesims getreten ist. Darüber ein Oberstock mit ionischen Pilastern, über denen statt Bögen eine Reihe von Spitzgiebeln, vielmehr von Sparrenstellungen, in einer Reihe von Kapitell zu Kapitell läuft. Das Ganze trägt ein prachtvolles Konsolengesims, das an den schmalen Seiten antike Dreiecksgiebel bildete, in den Formen und der Anwendung ziemlich genau dem an St. Jean zu Poitiers oder einem ganz ähnlichen vom alten Dom zu Worms entsprechend. Die ganze Fläche des Oberstocks und über den Pilastern ist mit bunten Steinmustern aus Drei- und Sechsecken geschmückt. Die Rückseite wiederholt die Vorderseite; der schmale Bau mag einst innen einen offenen Dachstuhl oder eine horizontale Decke gehabt haben; seine oberen Fenster scheinen neu; eher hatte er solche an den Schmalseiten.“

In diesem Bau ist die Anlehnung an die römische Baukunst eine so starke, die Wirkung eine so völlig antike, daß man hier wohl den eigentlichen Anfang der „karolingischen Renaissance“ zu erblicken hat, die jedoch in keinem Bau Karls des Großen mehr eine solche Klarheit erreicht.“

Hier muß allerdings die Frage aufgeworfen werden, ob denn wirklich in diesem Torhallenbau die Anlehnung an die römische Baukunst eine so starke gewesen ist, wie Haupt es annimmt! Zur Führung des Gegenbeweises bringe ich die Darstellungen zweier Toranlagen, die beide schon über eine mehrhundertjährige Vergangenheit verfügen. Ein Vergleich dieser beiden am Niederrhein beheimateten Bauten mit der Lorsch Torhalle verkündet im Aufbau eine überzeugende Ähnlichkeit, die nur aus der Gestaltung eines gemeinsamen Baugedankens verstanden werden kann. Unsere Behauptung zielt sogar dahin, daß der Baumeister der Lorsch Anlage ein Deutscher gewesen ist, der die Baugewohnheiten seiner Heimat in Stein übersehte. Wie einst unsere nordischen Vorfahren nach dem Südosten zogen, um im fernen Griechenland eine blühende Kultur zu errichten und um dort die hölzernen Säulen ihrer im Norden beheimateten Vorhallenbauten nunmehr in Stein um die Tempel Griechenlands zu stellen, — so hat der Erbauer der Lorsch Torhalle die Sprache seiner heimatischen Baugedanken ohne wesentliche Wandlung für die Gestaltung des Baukörpers, wie auch der Einzelteile beibehalten.

Man mag erwidern, die Erbauungszeit des Lorsch Tores liege nun aber mehrere



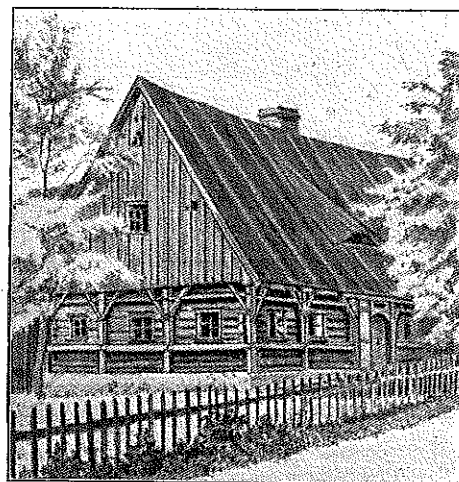
Toranlage von 1600 in
M. Lind
Phot. Blümel

Aus: Festschrift zur Ausstel-
lung „2000 Jahre germ.
Bauerntum am linken Nie-
derrhein“

Jahrhunderte früher als die Herstellung des Bauernhoftores von Heinersdorf — so daß vielleicht die Entwicklung gerade umgekehrt gegangen sei, d. h., daß das Fassadenwerk des Steinbaues der Ausgang für die Gestaltung der Gehöfttore geworden wäre.

Uns scheint aber der Hinweis zu genügen, daß die Ausbreitung des hohen Hoftores wiederum eine Angelegenheit der germanischen Bauern gewesen ist; denn jenseits der Alpen hat der Gedanke des Hoftores nur eine kurze Zeit während der Besitznahme durch die germanischen Völkerschaften sich behaupten können. Und in gleicher Weise wie das Niedersachsenhaus schon seit Tausenden von Jahren seine gleiche Grundform getreulich bewahrt hat, so ist auch die Pflege des Hofeinganges, weil dieser mit zum Gehöft gehört, eine uralte. Der Bauer hält streng an der alten Form fest, und alle baulichen Einzelheiten, die bisher als „Importware“ — vor allem aus dem Süden — betrachtet wurden, mögen peinlich genau nach ihrem Herkommen untersucht werden, und eine wesentliche Wandlung der Begriffe wird sich auch hierbei bemerkbar machen.

Ein näherer Vergleich der Torhalle von Vorsch mit derjenigen von Heinersdorf hat das folgende Ergebnis: Die vorgestellten vier steinernen Säulen bedeuten für den Bau in Heinersdorf die bis zur Trauffante durchlaufenden vier Holzständer. Über das das Tor nach oben abschließende Querholz steht eine Art Kniestock oder ein Drempelbau, so daß das Dach etwa um ein Drittel Torhöhe gehoben ist. Dieser Kniestock ist nun ausgefüllt mit einem eigenartigen schlichten Fachwerk, wobei die schräggestellten Hölzer einer Dreiecksform entsprechen. Vergleicht man hiermit den über den Torbogen auf sogenannten Pilastern gestellten Zadenfries, so kann unzweideutig ein in Stein übertragener Fachwerkverband erkannt werden, der auch



Haus in Vollenhain
Aus: Heinrich Franke, Ostgermanische Holzbaukultur

hier an der Trauffhöhe endet. Haupt spricht von „Sparrenstellungen“ und denkt wohl dabei an die einen Hausgrundriß überdachenden Gespärre. Die Annahme, eine Fachwerknachbildung vorzufinden, scheint uns jedoch zutreffender, besonders weil sie über die gesamte Fläche der Hausfront sich ausbreitet.

Und ein Drittes noch! Bedeckt man die untere Hälfte der Vorsch Torhalle, so ergibt sich für den oberen Teil ein eigener Hauskörper, den wir mit einer engen Säulenreihe umgeben sehen. Um die Gestaltung dieses eigenartigen „Häufes“ verstehen zu können, vergleiche man die in Schlesien beheimateten sogenannten „Umgebinderhäuser“, von denen wir eines aus Vollenhain im Bild wiedergeben. Das dort gezeigte Umgebinder ist in Wirklichkeit keine andere Bauform, als wir sie an der oberen Hälfte der Vorsch Torhalle antreffen. Sogar die „Dreiecksverbindung“ — hier in Form der Kopfbänder — ist gegeben.

Seltam genug! Und doch klar für jeden, der gelernt hat, jene großen Verbindungen zu sehen, die vor Jahrtausenden vom Norden ausströmten und uns heute noch in ihren Ausläufern begegnen. Auch das Umgebinder stellt eine Bauform dar, die als Rückentwicklung des Laubengedankens betrachtet werden muß.

Die nordische Heimat unseres Getreides

Von Dr. Werner Petersen

Der Umstand, daß zahllose Wildformen unserer Getreidearten heute noch in Zentralasien, insbesondere im Hindukusch wild vorkommen, ist von der Zunftwissenschaft jahrzehntelang als „einwandfreier“ Beweis für die Herkunft unserer Getreidepflanzen eben aus Zentralasien angesehen worden. Man behauptete früher, die Indogermanen, die aus Zentralasien gekommen seien, hätten das Getreide mit nach Europa gebracht. Nachdem nun aber die vergleichende Sprachwissenschaft, die Rassenforschung und nicht zuletzt die Spatenwissenschaft überzeugend nachgewiesen haben, daß die Indogermanen selbst europäischen Ursprungs sind, behaupten die Pflanzengenetiker, die Getreidepflanzen seien auf dem Handelswege von Asien nach Europa gelangt. Diese Theorie galt bis vor kurzem als völlig unangreifbar. Inzwischen aber wurden neue Funde gemacht, die die Herkunft des Getreides aus Asien mehr und mehr unwahrscheinlich machten, und es scheint so, daß, jemeher wir in Zukunft das Mikroskop und Reagensglas in den Dienst der Frühgeschichtsforschung stellen, wir um so klarer erkennen werden, daß auch der Ackerbau und die Pflanzenzucht im Norden ihre Entstehung gehabt haben. Der bekannte Mikrokemiker Apotheker von Stockar wies kürzlich in einem Vortrag bei dem Reichsbund für deutsche Vorgeschichte darauf hin, daß über die Herkunft des Getreides aus Asien noch nicht das letzte Wort gesprochen sei, zumal man bei uns im Norden verschiedentlich das Vorkommen von Getreidekörnern schon zur Altsteinzeit einwandfrei nachweisen könne.

Sehr bekannt geworden sind auch die Nachbildungen von Getreideähren, die in der Grotte von Espilugues bei Lourdes in den Pyrenäen gefunden wurden. Es sind Rengeweihstücke, aus denen Skulpturen geschnitten wurden, die Getreideähren ähneln. Ob es sich wirklich bei den aus Rengeweih geschnittenen Stücken um Getreide oder aber um Grasähren handelt, kann wohl nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Jedenfalls das eine ist sicher: schon in dieser frühen Zeit schenkte man den Halmfrüchten eine nicht geringe Beachtung. Weiterhin kennen wir aber aus der Höhle von Vorchet eine in Schiefer gravierte Getreideähre, die, wenn sie nicht den Anbau und die Züchtung des Getreides beweist, so doch zum mindesten die Kenntnis der Halmfrucht voraussetzt.

Aus der jüngeren Steinzeit häufen sich vor allem nach Einführung der mikrochemischen und mikrobotanischen Untersuchungsmethoden die Beweise für das Vorhandensein der Getreidepflanzen im nordischen Raum. Ich erinnere hier nur an den Abdruck eines Weizenkornes auf einer Tongefäßscherbe aus der Siedlung von Limhamn bei Malmö, und ich glaube, wenn wir systematisch daran gehen würden, die zentnerweise in unseren Museen lagernden Topfscherben auf Getreideabdrücke oder Bestandteile zu untersuchen, so würden wir zahllose Beweise für das Vorhandensein aller Getreidearten, vielleicht mit Ausnahme des Roggens, zur Steinzeit erhalten. Vielleicht würden sich aber noch



Teil einer schnurverzierten Amphore mit den Abdrücken zweier Getreidekörner (Stark vergrößert)
Aus: Mitteldeutsche Volkheit. Festschrift für Vorgeschichte u. Volkskunde

allerhand Überraschungen ergeben. Daß zur jüngeren Steinzeit bereits Gerste als Hauptgetreide, weiterhin Weizen, Emmer und Einkorn vorhanden waren, hat ja vor allem die Pfahlbauforschung eindeutig ergeben.

Für den Hafer wenigstens scheint es jetzt erwiesen, daß er nicht asiatischer, sondern nordischer Herkunft ist. Bekanntlich wachsen mehrere Wildformen des Hafers noch heute bei uns im Norden, u. a. der Rauhafer in Dänemark und an der Südküste der Ostsee sowie der Flughafer, *avena sativa* (übrigens ein sehr verbreitetes Unkraut auf nassem Boden). Doch besagt das Vorkommen der Wildformen nur sehr wenig. Bei uns im Norden sind die Eiszeiten so tiefgreifend gewesen, daß zahllose Wildformen aller heute vorkommenden Pflanzen untergegangen sind und beim Wärmerwerden des Klimas nicht wieder einwanderten. So besitzen wir z. B. in Deutschland nur knapp 50 ver-

schiedene Eichenarten, während auf dem amerikanischen Kontinent über 500 verschiedene Eichenarten zu finden sind. Es ist daher vermutlich so, daß bei uns im Norden die Wildformen unserer Kulturpflanzen zugrunde gingen, während sie in Asien erhalten blieben.

Wichtig ist es weiterhin, daß die nordischen Schnurkeramiker seit Urzeiten mehrere Getreidearten kennen. In vielen schnurkeramischen Siedlungen sind Reste der verschiedensten Arten gefunden worden. Ein Beispiel sind hier die Funde von Sittichenbach. Die nebenstehende Abbildung zeigt die Gefäßscherbe einer schnurkeramischen Amphore, die die Abdrücke zweier Getreidekörner enthält. Vermutlich sind sie zufällig in den Formton geraten und mit gebrannt worden, wobei die Körner zerstört wurden und nur ihr Eindruck blieb. Zur Datierung der Scherben sei noch gesagt, daß solche Amphoren mit echter Schnurverzierung ganz einwandfrei zur mittleren Schnurkeramik gehören, also aus der Zeit um 2400 vor Beginn unserer Zeitrechnung stammen. Auch der Hafer ist entgegen der bisher herrschenden Theorie schon zur Steinzeit in Europa bekannt gewesen, ist doch neuerdings in der bandkeramischen Siedlung Kulnsee der Hafer als Kulturpflanze festgestellt worden. (Ausführlich in der Zeitschrift „Blätter für deutsche Vorgeschichte“, Leipzig 1930, Heft 7 S. 32.)

Die mikrochemische und mikrobotanische Untersuchung von Urnen und Siedlungsplätzen sollte weitgehend gefördert werden. Wenn wir in der Lage wären, nur einen größeren Teil der Funde mikrochemisch und mikrobotanisch zu untersuchen, so würden wir wohl in kurzem feststellen, daß unsere Vorfahren noch „moderner“ waren, als wir heute zu glauben wagen.

Hubertus und sein Hirsch

Von Prof. Dr. Albert Becker, Heidelberg

Als im Jahre 1795 ein preußischer Offizier in Tagebüchern von seinem Aufenthalt in der Pfalz und deren Nachbarschaft erzählte, wußte er auch davon, daß man einige Jahre vor seinem Aufenthalt in Waldmohr bei einem heidnischen Opferaltar eine Menge Hirschgeweihe gefunden habe¹.

Wem galt wohl dieses Opfer? Der edle Hirsch ist ein altes Jagd- und Opfertier. Er wurde im griechischen und römischen Altertum der Jagdgöttin Artemis-Diana und dem von der beleidigten Göttin in einen Hirsch verwandelten, von seinen eigenen Hunden zerrissenen Aktäon dargebracht. Aber auch die germanischen Niedersachsen oder die Bewohner des wildreichen Hochwaldes der Ardennen opferten noch zu Karls des Ersten Zeiten die Erstlinge der Jagd. Dort zu Waldmohr, im Westrich, an der Grenze keltisch-germanischen Wesens, liegt vielleicht die Vermutung nahe, an den hirschgestaltigen Gott Cernunnos zu denken, der als keltische Gottheit mit einem doppelten Gehörnpaar, mit Hirsch- und Widderhörnern dargestellt wird. In unserer Gegend freilich fehlen bisher bildliche Darstellungen dieses Gottes². Aber nicht weit von Waldmohr, in Bierbach und auch auf der Heideburg bei Oberstaufenbach finden wir die schon genannte Gestalt des Aktäon² und seiner Hunde in römischem Bildwerk dargestellt; möglicherweise führt von ihm aus eine Verbindung auch zu Cernunnos.

An Cernunnos darf man ja mit einiger Bestimmtheit denken, wenn Pirminius, der Gründer des Klosters Hornbach bei Zweibrücken, im Kampf gegen die Reste vorchristlichen Glaubens um das Jahr 750 vor der keltischen Maskierung als Hirsche seine Neubefehrten warnt: „Geht nicht zu Neujahr oder zu irgendeiner anderen Zeit als Hirsche ... verkleidet einher!“ Selbst wenn Pirminius mit dieser Vermahnung



Hirschmaske im Werdenfeller Land
Nach einer Zeichnung von Otto Altmel
Aus: Bayerischer Heimatjahrbuch 1927

Hirsch- oder Hirschhornform, heute noch um die Jahreswende da und dort üblich, das alte Hirschopfer abgelöst haben, so führt man auf schwäbischem Boden, in der Schweiz und in Baden im Frühjahr einen hirschgestaltigen Wachstumsgeist als Maske umher, der in Name und Gestalt seine Herkunft nicht verleugnen kann⁵.

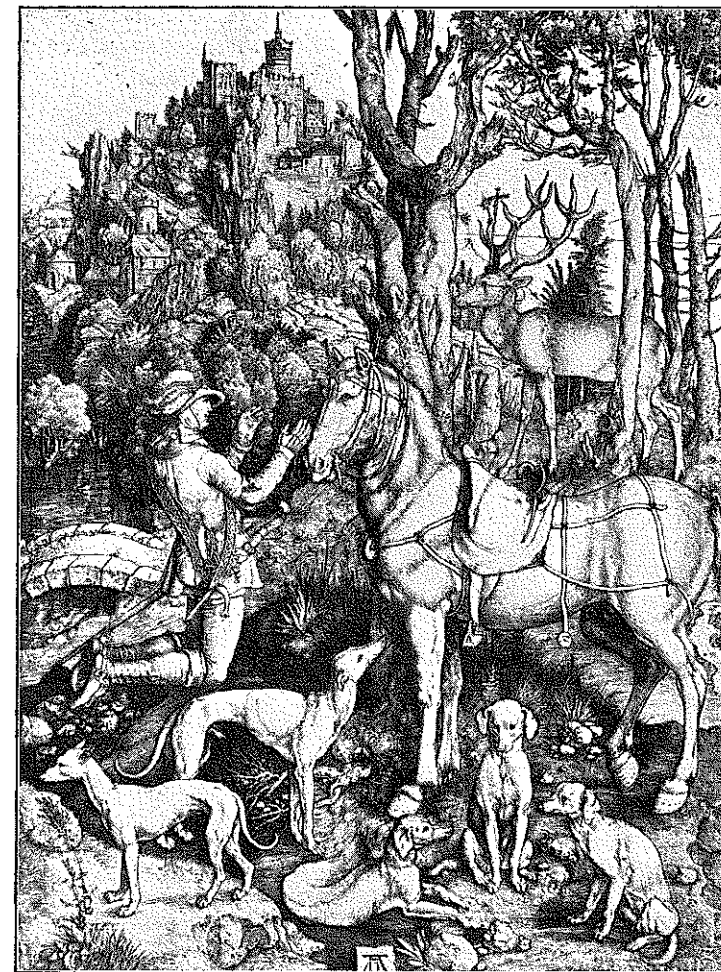
Die von vorchristlichem Glauben so fest umrankte Hirschgestalt tritt nun aber auch in unmittelbare Beziehung zu dem neuen Christentum. Wie nach der antiken Naturgeschichte des alexandrinischen Physiologus der Hirsch ein Feind des Bösen, des Drachen ist, den er tötet, so wird im Gleichnis der Kirchenväter Christus zum größten Hirsch der Welt, zum weißen Hirsch mit goldenem Geweih, der leuchtet oder Lichter oder ein Kreuz trägt; der schon der Vorchristenzeit heilige Hirsch wird also auch vom Christentum als geheiligt übernommen. Als heiliges Tier wandelt er dann durch Legende und Sage, weist den Weg und die Stätte neu zu gründender Kirchen⁶, trägt Steine zu ihrem Bau und findet Verbindung mit dem „Erlöser in der Wiege“⁷.

In solcher Gestalt, das strahlende Bild des Kreuzes im Geweih, erscheint er auf Karfreitag auch dem Jäger Hubertus, der danach zum Schutzherrn der Jäger und Forstleute, zum Beschützer der Jagdhunde und Helfer gegen Wasserscheu und Hundetollwut wird.

Höchstwahrscheinlich führt aber dieses Patronat des hl. Hubertus auf einen wunderlichen Umstand zurück. Wir dürfen annehmen, daß Hubertus oder, wie die ältere Namensform lautet, St. Suprecht durch seines Namens lautlichen Klang zum Schutzherrn der Jäger und dann auch ihrer Hunde wurde. Sein Name, zumal in der älteren Form, klingt ja an die Hupen, das Hief- oder Hifthorn, dessen sich die Jäger bedienten⁸. Und diese Erklärung des Patronates findet ihren Gleichlauf in vielen ähnlich entstandenen Patronaten — eine Erscheinung, auf die man vielleicht noch zu wenig geachtet hat. Ich habe schon früher darauf hingewiesen und darf hier daran erinnern⁹. Etymologische Spielereien mit den Namen der Heiligen sind seit alters gang und gäbe. Und es handelt sich hier nicht etwa um Einzelbezirke, sondern um ein großes Gebiet von Erscheinungen, die hin und her durch die verschiedenen Sprachen laufen. So darf man wohl bei St. Leonhard oder seinem französischen Vorbild Léonard an das französische Zeitwort hier, binden, fesseln denken und die fettenumspannten, gefesselten Wallfahrtskapellen Bayerns und Österreichs aus diesem seinem Namen erklären, wie auch das

Sinnbild des Heiligen überhaupt, eben die Kette, die ihn zum Schutzherrn der Gefangenen werden ließ, aus seinem Namen heraus zu verstehen ist. Im Zeitalter des Barocks sind solche Spielereien besonders beliebt, wenn auch manches solches Namenspatronat, wie gerade das unseres St. Hubertus, weit älter ist. Und wie einige weitere Beispiele zeigen sollen, weisen auch andere Sprachen die gleiche Erscheinung auf. So werden Lucia und Lucius zu Patronen des Augenlichts (lux), Clara und vier heilige Clarus aus ähnlichem Grunde zu Patronen der Augen; Mamertus und Mammas aus leicht ersichtlichem Zusammenhang zu denen der Schenkamen.

Homo bonus schützt den guten Bürger, Florentia die Blüte des Feldes, Adjutor den Ertrinkenden, Calminius calmiert, beruhigt Fiebertranke, Clarus wird Patron auch der Glaser, Spiegel- und Laternenmacher, sowie der — Brunnenreiniger; für die Hühner tritt St. Gallus ein, für die Eber Eberhard, für das Vieh (bos) Bovus, für das Hornvieh (cornu) Cornelius; Fortis fördert schwache Kinder, Lupus und Wolfgang schützen vor Wölfen; Felicitas bringt glückliche Geburten, Clodoald heißt Karbunkel (clous) und beschützt die Nagelschmiede (cloutiers); Olivia bewahrt die Oliven, Steinchen vom Samarasgrab heißen (sano); Rochus behütet in Frankreich die Steinbrecher (roche Fels), Fructuosus bringt den Früchten Regen, Claudius heißt Lahme (claudi), Eugenia (Quine) hilft Tauben hören (ouir), Bibiana steht Trinker (bibo) bei, Blasius wird zum Patron der Bläser, Findan hilft Verlorenes finden, Aurelian wird Patron der Ohren und Mutius hilft den Stummen. Schon dem württembergischen evangelischen Kirchengeschichtsforscher Gustav Bossert fiel es auf, daß die Bartholomäuskirchen gegen Ende 11. Jahrhunderts in Württemberg aufkamen; er brachte, wie mir scheint, durchaus richtig, dieses Aufkommen mit den Wärtlingen, den fratres conversi, in Verbindung, wie sie zuerst Abt Wilhelm in Hirsau damals aufnahm. Daß der hl. Andreas mit Liebe und Ebe in besonderer Be-



Der heilige Eustachius-Hubertus
Nach einem Kupferstich von Albrecht Dürer um 1500

ziehung steht, möchte ich auf das griechische Wort für Mann (aner, andrós) zurückführen; in den gleichen Zusammenhang gehört es, wenn man auf den Bonifatiusstag gern — Bohnen, auf Marius — marlige Erbsen, auf den Peterstag — Peterstrie sät; aber auch, wenn Zeno in Beziehung zu den — Zähnen, Augustin zu den — Augen, Valentin zur — Fallsucht, Lambert zur — Lahmheit, Blasius zu — Blasenleiden kommt; Vinzenz wird so auch zum Patron der — Winzer (vinum) oder wird zum Nebenbuhler — Findans, wenn es gilt Verlorenes wiederzufinden. Und wie Andreas, so wird aus seines Namens Klang heraus der hl. Coloman unweit Erding in Bayern zum Schutzherrn der heiratslustigen Mädchen, die dort beten:

Heiliger Coloman,
schenk mir einen braven — Mann!

Solche lautlich-begriffliche Angleichungen, sprachlich-psychologische Gedankengänge wirken zeitlos weiter. Es muß so verstanden werden, wenn z. B. in den Jahren der Inflation um 1923, gegen die doch auch eine religiös-vollstümliche Hilfe gefunden werden sollte, ein bisher kaum bekannter Heiliger, Expeditus, in mancher Gegend zu hohen Ehren kam. In einer Kirche Salzburgs sah ich noch vor einigen Jahren eine große Zahl von Motivtäfelchen, die diesen Namen trugen. Patron für Geldangelegenheiten an sich, wurde er ob seines Namens Klang zum Beschützer in jener Zeit rascher Erledigung (expedire) gegenüber drängender Geldnot, die zu augenblicklichem Handeln zwang. Mit der Stabilisierung der Währung war der neue Heilige bald wieder in den Hintergrund gedrängt. Es ist lehrreich, auf solche Zusammenhänge hinzuweisen, wie schon Luther das in engerem Rahmen erkannt hat¹⁰.

Nach all diesen Beispielen, deren wir mit Absicht und im Sinne einer Umfrage eine größere Anzahl angeführt haben, braucht man an der Erklärung auch des Patronats St. Huberts nicht mehr zu zweifeln. St. Hubertus, der so gewordene neue Schutzhilige der Jäger und Jagdhunde, stammte nach der Legende aus vornehmer Familie. Befehrt, wurde er zum Bischof von Maastricht (später von Lüttich) geweiht und erhielt in Rom von dem ihm erschienenen heiligen Petrus einen goldenen Schlüssel und eine Stola, die ihn zur Übernahme des Patronats gegen Wasserscheu und Hundetollwut besonders befähigen sollten. Schlüssel und Stola dienten später in den Händen der Benediktinermönche von Andain, der Abtei, die nach Überführung der Gebeine des Heiligen (825) St. Hubert heißt, der Bekämpfung und Verhütung der Tollwut.

Wie heute der von einem wütenden Hunde Gebissene schleunigst ein Pasteursches Institut für Infektionskrankheiten aufsucht, so wallfahrtete man einst in ähnlicher Lage nach dem Ardennenkloster St. Hubert, ließ sich da einen Schnitt in die Stirn machen und dann einen Verband anlegen, der einen kleinen Teil der Stola des Heiligen enthielt. Besser noch, wenn dies zur Vorbeugung geschah; dazu dienten auch schon die seit 841 in St. Hubert bekannten Weisbrote (Hubertusbrote), die Mensch und Tier genossen; dienten Medaillen, Hörnchen, Schlüssel, Ringe, die mit der Stola des Heiligen berührt waren und die man zum Schutz gegen Wut trug; auch die Zugehörigkeit zur Bruderschaft des heiligen Hubert verlieh ähnliche Sicherheit. Noch 1852 ließen sich die Wallfahrer in St. Hubert die Stirnhaut ritzen und in die Wunde ein Teilchen der Stola einlegen; bemerkenswert ist dabei, daß nur Katholiken geschnitten werden konnten; Protestanten und Juden, die die heilige Stätte aufsuchten, nähte man nur einen gedruckten Zettel auf den Kopf. Und doch war nicht etwa Rücksicht auf die Stola schuld an dieser Maßnahme; dem Volksglauben nach erzeigten sich die von ihr genommenen Teilchen nachts wieder von selber, ohne daß sie je kleiner ward.

Eine andere Kur, die zu St. Hubert geübt wurde, war die mit dem goldenen Schlüssel =

sel. Nach den noch vorhandenen Exemplaren von Hubertusschlüsseln war dies später ein Brenneisen¹¹, dessen Platte die Gestalt eines kleinen Jagdhorns zeigte. Die Kraft, die einst dem goldenen Schlüssel von St. Hubert innewohnte, ging auch auf andere Schlüssel über, die dort geweiht und mit der Stola des Heiligen berührt waren. Später sehen wir sonstige Zeichen der Platte des Schlüssels eingegraben. Zum Schutz gegen die Tollwut brannte man nun die Tiere auf die Stirne, Menschen auf den Daumenballen, die Stelle der Hand, die die Handwahrer als den Sitz der Vernunft ansahen. Den Hubertusschlüssel, dessen Gebrauch seit Beginn des 16. Jahrhunderts nachweisbar ist, finden wir besonders häufig im 18. Jahrhundert, und zwar von Benediktinern und Landgeistlichen angewandt; doch begegnet er auch in den Händen von Schmieden und Jägern und wurde bis gegen Ende fast des 19. Jahrhunderts gelegentlich verwendet. Zahlreiche Schlüssel haben sich erhalten, mit wenigen Ausnahmen indes nur im deutschen Sprachgebiet.

Auch im Bereich der heutigen Pfalz und des saarländischen Westrichs finden wir Spuren der Verwendung des Hubertusschlüssels. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts sehen wir in der Gegend von Kusel einen katholischen Geistlichen aus Oberkirch (Ostertal) mit einem Sanct-Hubertus-Schlüssel, dessen Platte die Buchstaben I. N. R. I. trägt, operieren; zum Schutz gegen Krankheit und Seuchen wurde das Siegel den Menschen auf den rechten Arm, Tieren auf die Stirn eingebrannt. So wurde an dem katholischen Viehhirten zu Konken (November 1735), der von einem „wütigen“ Hund gebissen worden war, und auch an seinen Schweinen vorsichtshalber verfahren; auch in Großbundenbach machte man (1758) von dem Schlüssel Gebrauch. Im Dezember 1763 behandelte man zu Liebthal und Quirnbach in gleicher Weise etliche von Hunden gebissene Schweine; der Geistliche segnete auch Wasser, Brot und Hafer, was man neun Tage füttern sollte, um zu vermeiden, daß das Unglück innerhalb der nächsten zehn Jahre vorkomme; auch einige Leute in den beiden Orten wurden behandelt. Vertreter von Kirchen, die Reliquien des hl. Hubert besaßen, genossen besondere Kraft; dies war der Fall bei den beiden Orten Lattre und Montweilles, wo die Behandlung die gleiche war wie in St. Hubert. 1779 erscheint der Kaplan von Montweilles in St. Ingbert, wo „die Gemeindeglieder auf Begehren mit dem St.-Hubertus-Schlüssel gebrannt“ wurden; eine damals in St. Ingbert herrschende Seuche war Veranlassung dazu, den Geistlichen kommen zu lassen. Alljährlich im Herbst ritten, seit dem 17. Jahrhundert, geistliche Herren aus dem Kloster St. Huberts nach Saarburg (Trier) und verblieben dort einige Tage, um Haustiere zum Schutz gegen den Biß toller Hunde mit dem Schlüssel zu brennen.

Die hier aus dem Saargebiet und dem Westen der Pfalz mitgeteilten Belege scheinen dafür zu sprechen, daß die Verehrung des hl. Hubert sich von Norden und Westen her der Pfalz näherte; im Rheinland, insbesondere der Erzdiözese Köln, war der Kult des hl. Hubert so stark verbreitet, daß noch neuerdings ein umfangreiches Weisformular für Wasser, Salz und Brot in honorem s. Huberti dort kirchlich genehmigt wurde¹². Unabhängig von unmittelbarer Verehrung des Heiligen breitete sich aber der Gebrauch des Hubertusschlüssels allem Anschein nach auch nach Osten aus; der bedeutende Landauer Arzt F. Pauli erwähnt seiner, ohne sich auf einen bestimmten Teil der Pfalz zu beschränken, noch 1842, wenn er sagt: „Klugere wissen freilich, daß gegen den Biß eines wütenden Hundes bloß Ausschneiden oder Ausbrennen der Wunde hilft, sei es nun, daß man letzteres mit dem St.-Hubertus-Schlüssel oder einem anderen glühenden Eisen bewirkt.“

Wie hier die Wirksamkeit des Schlüssels auf natürliche Ursachen zurückgeführt wird, so war es vor Pauli schon der bedeutendste Pfälzer Mediziner, der Begründer der Medizinalpolizei, Johann Peter Frank, der einer natürlichen Bekämpfung der Hunde = tollwut das Wort redete. Der Magistrat wurde, wie Frank im Jahre 1784 sagte, zum

besten Volksarzt und leistete mehr als die ganze medizinische Fakultät, indem er das Halten von Hunden zeitweise ganz verbot oder durch Steuern erschwerte. In den Mitteln zur Bekämpfung der Tollwut aber hatte selbst der aufgeklärte Frank geschwankt: das staatliche Vorbeugungsmittel, das Schneiden des sogenannten Tollwurms der Hunde, einer Muskelflehne über dem Zungenband, riet er in der von ihm verfaßten Speyerischen Ordnung 1779 an, weil durch die Operation kein Schaden entstehe; 1788 ließ er es aus der Verordnung streichen.

Es trifft sich eigenartig, daß schon Bilder des Altkönig auf Bergen und Felsen die Folgen der Hundstagshitze, damit also auch die Tollwut abwehren sollten. Darf man in Altkönig einen alten hirschköpfigen Berggott sehen und ihn mit Cernunnos in Zusammenhang bringen, so führt eine gewisse Verbindung wohl auch zu der christianisierten heilenden Kraft des heiligen Hubertus und seines Hirsches. Ich spreche nicht von unmittelbarer Übertragung und Ablösung derselben Glaubensvorstellungen; das gemeinsame Band, das hier einander so Fernes scheinbar verbindet, liegt wohl auf weithin und allgemein menschlich gemeinsamer Erfahrungsgrundlage, liegt im Bereich allgemein mythologischer Vorstellungen, die, um die Gestalt des Hirsches kristallisiert, sich im Glauben fast aller Zeiten und Zonen äußern: vom Hirsch Eithymir, der an der Weltfische nagt, vom Hirsch, den die bronzezeitlichen Felsbilder von Bohuslän zeigen, bis hin zur deutschen Sage von der Weißen Frau, die im Frühling und im Herbst auf einem Hirsch durch deutsche Lande reitet — ein bunter Mythenkranz, der sich hier vor uns windet.

Und wie Sage und Legende, so verbindet eine Fülle von Bräuchen und Glaubensvorstellungen den Hirsch mit deutschem Volkstum und deutscher Kunst. Als Mittel und Zeichen der Übelabwehr, der Vorbedeutung, der Wetterkündigung, der Volksheilkunde, der Zauberei spielt der Hirsch seit alters eine Rolle¹³. Ich erinnere beispielsweise an die Teilnahme, die die dem Westrich entstammende heilige Hildegard von Waldböckelheim in ihren naturkundlichen Schriften dem Leben und Wesen des Hirsches geschenkt hat. Im Volkslied wie vor allem auch in der Volkskunst¹⁴ findet all dies wieder seinen Niederschlag. Auch viele Namen, Pflanzen-, Flur-, Orts-, Familien- und Gasthausnamen, die mit dem Namen des edlen Wildes gebildet sind, verbinden sein vielgestaltiges Wesen aufs innigste mit unserem Volkstum und unserer Heimat. Über den ganzen deutschen Kulturraum hin sind hierher gehörige Ortsnamen verbreitet wie Hirschau oder Hirsau, Hirschaid, die zahlreichen Hirschberg und Hirschfeld (Hirschfeldau), Hirschbach, Hirschegg, Hirschgarten, Hirschland und Hirschlanden, Hirschmühle, Hirschprung, Hirschstein und wieder in älterer Sprachform etwa Hirsbach, Hirsingen, Hirszenach, Hirszenhain oder Hirsfelden. Die hier in der Pfalz vorkommenden Ortsnamen Hirschau, Hirschhorn, Hirschhornerhof, Hirschhorn-Weilerbach, Hirschtal bekunden, daß der walddreiche Gebirgsteil des deutschen Südwestens, von dem wir ausgingen, einst auch dem heute dort selten gewordenen Jagdtier eine Heimstätte bereitet hatte. Auch die vom Schmalenberg kommende Hirschalb mit der Hirschalbmühle, das alte Jagdschloß Hirschbühl bei Friesenheim und ein Hirschgarten bei Germersheim erinnern in der Westmark an die „hirschgerechte“ Jagd und das jagdbare Tier, das noch Ende des 18. Jahrhunderts auch mit im Mittelpunkt der berühmten Hetz- und Parforcejagden des kurpfälzischen Hofes in Mannheim stand.

Es nimmt nicht wunder, daß man auf solchem Boden auf den Gedanken kam, im hl. Hubertus gar das Urbild des „Jägers aus Kurpfalz“ zu sehen, während andere wieder an Hubertus Züge Wodans erkennen wollten¹⁵, dessen Kultbereich ja gerade hier rechts und links vom Oberrhein zu suchen ist. Jedenfalls steht der Name Hubertus mitteninne in einem weitgedehnten Kreis uralter Vorstellungen, deren Ausstrahlungen weiter nachzugehen besonderen Reiz hat.

Nachtrag

In den „Heiligenlegenden“ hat sich so viel an alter Volksüberlieferung erhalten, daß es von größter Wichtigkeit ist, nach Entfernung des oft nur recht losen fremden Beiwerks die Überlieferung auf ihren ursprünglichen Gehalt zurückzuführen. In diesem Sinne ist Legendenforschung ein Zweig der Sagen- und Märchenforschung und als solcher ein wichtiger Teil der Germanenfunde. Das wird noch deutlicher, wenn man zu den vorstehenden beachtenswerten Mitteilungen noch einiges hinzufügt. Der Hirsch ist in der germanischen Sage öfters als Sinnbild oder „theophores“ Tier des Helden oder Heilbringers nachzuweisen. Vor allem Siegfried-Sigurd wird damit in Zusammenhang gebracht. Er muß selbst den Beinamen „der Hirsch“ geführt haben, denn nach ihm nannte sich der norwegische König Sigurd Hirsch, der seine Abstammung von dem Fasnirtöter Sigurd herleitete (Thule Band 13, S. 71). Auch in der Thidrekssaga wird darauf angespielt, wenn bei dem Zank der Königinnen Brünhild zu Sigurds Gattin sagt: „Lauf du lieber in die Wälder und mach die Pfade der Hindin ausfindig, hinter Sigurd, deinem Manne her!“ (Thule 22, S. 371 f.). Das muß eine besonders grobe Beleidigung sein, denn sie steht vielleicht in Zusammenhang mit jenen Angaben der Predigten des 6. und 7. Jahrhunderts, wonach einige „noch jene höchst schmutzige Schändlichkeit mit der Hindin und dem Hirsch treiben“. Die Hindin kommt noch einmal im Zusammenhang mit der Sigurdsage vor, nämlich im Sigdrifumál, wo es heißt: „Sigurd ritt hinauf nach Hindarsfjall (Berg der Hindin) südwärts ins Frankenland“; dort findet er die Schildburg mit der schlafenden Walküre. Gudrun rühmt ihren erschlagenen Gatten Sigurd:

So stand Sigurd vor den Söhnen Gjufis,
wie grüner Lauch, der im Grase wächst,
wie der hohe Hirsch vor dem hurtigen Wild,
wie glutrotes Gold vor dem grauen Silber.

Siegfried ist nun ein ausgesprochener fränkischer Stammesheld; so wird es auch kein Zufall sein, daß sich die Hubertusverehrung, wie im vorstehenden ausgeführt, etwa in Richtung der fränkischen Siedlung und Staatenbildung rheinaufwärts ausdehnt. Der Hirsch spielt ja auch in anderen fränkischen Sagen, so in der von Genoveva und von der „Frankenfurt“ eine Rolle. Seine Übernahme in die Legende wird durch die Bedürfnisse der Mission gerade in dem fränkisch beeinflussten Gebiet sehr gefördert sein. Bei der Übernahme in die Hubertuslegende — besser spricht man wohl von einer Verchristlichung der Sage vom Hirschhelden — hat vielleicht auch der Name Hubert eine Rolle gespielt, dessen Urform „Hugi-beracht“ lautete, was „hell von Geist“ bedeutet. Verlockend, aber wohl zu weitgehend wäre der Gedanke, in hugi die „Eugen“, einen alten Namen der Franken wiederzufinden. Immerhin darf ein gleichlaufender Gedanke erwogen werden: nach einer sehr ernstzunehmenden Vermutung ist Siegfried der Name des Helden gewesen, den wir nur unter dem römischen Namen Arminius kennen. Dieser war der Herzog der Cherusker, deren Namen man nicht ohne Grund von „Hirsch“ (germ. *herut, ahd. hiruz) ableitet. Ist also Sigurd der „Hirsch“ ursprünglich einmal der Oberste der „Hirschleute“ gewesen? Übrigens wird ebenso wie Genovevas Sohn der junge Sigurd von einer Hindin „unter Hirschen“ aufgezogen (Thidrekssaga, Thule 22, S. 217).

Was nun den Inhalt der Legende angeht, nämlich die Erscheinung des Hirsches mit dem strahlenden Kreuz zwischen dem Geweih, so muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß „der Mythos die Exegese des Symbols“ ist (Wirth); daß das gesagte Bild das eigentlich Dauerhafte ist und daß sich hiernach die Legende bildet. Das Ursprüngliche ist wirklich der Hirsch oder die Hirschmaske gewesen, die das Kreuz oder etwas Ähnliches zwischen dem Geweih trug. Als deutliches Gegenstück erscheint mir hier



Darstellung vom Silberfessel von Gundestrup (Jütland, 2. Jahrh. n. Chr.)
Aus: Wirth, Una Linda Chronik

die im Aprilheft (S. 111) abgebildete Kuh mit dem Y zwischen den Hörnern; dies Zeichen tritt ja auch in christlichen Darstellungen noch oft als Wechselform zum + auf. Übrigens ist auf dem Kessel von Gundestrup ein Hirsch und neben ihm ein Mann mit einem Hirschgeweih abgebildet; letzterer hält in der Hand einen (nichtgeschlossenen) Ring, mit der Linken faßt (würgt?) er eine Schlange (= Drache). Kann man dabei an Sigurd, Fasner und den Ring des Nibelungenschatzes denken? Wenn man die oben erwähnte Überlieferung berücksichtigt, daß der Hirsch der Feind des Drachen ist, so ergibt sich ein unmittelbarer Zusammenhang mit Sigurd dem Drachentöter. Esche und Hirsch kommen auch in dem Liede von Helgi vor, der ja manches mit Sigurd gemein hat:

So ragte Helgi aus der Helden Schar,
wie der edle Stamm der Esche im Dorn,
wie der mächtige Hirsch im Morgentau
über alles Gewild das Geweih erhebt,
daß auf gen Himmel die Erden glänzen.

Hier ist wohl das Urbild des Hirsches mit dem strahlenden Geweih, das uns aus dem mythischen Nebel der Legende in sonderbarer Verwandlung entgegentritt. Plafmann.

Anmerkungen

¹ Die in mancher Hinsicht beachtenswerte wunderliche Stelle lautet also: „Ein in Beziehung auf die Götterlehre der alten Deutschen nicht weniger rätselhaftes Altertumsstück [als das Mithrasdenkmal von Schwarzerden zwischen St. Wendel und Kusel] ist das in dem zweibrückischen Dorfe Waldmohr zwischen Kusel und Homburg an der Ecke eines Bauernhauses eingemauerte Götzenbild. Es ist auf einem Sandsteine in halberhabener Arbeit so vorgestellt, daß der Götze, bei dem man nicht erraten kann, ob er männlichen oder weiblichen Geschlechts sein soll, sich nur von hinten zeigt, indem er zugleich die Hände vor dem Gesichte hält. Lange zerbrachen sich die Altertumsforscher dieser Gegend vergebens die Köpfe, um auszuspähen, ob dieses Bild irgendeine heidnische Gottheit und welche vorstellen möge. Endlich fand der zweibrückische Inspektor Stuppenthal zu Homburg in dem alten Buche „Schauplatz der Gottheiten der alten Deutschen“ einigen Aufschluß hierüber. Den Abbildungen desselben zufolge stellt nämlich das erwähnte Bildnis den deutschen Götzen Arsum, vielleicht eben denjenigen vor, den die Griechen den unbekannten Gott nannten. Durch den vielleicht plattdeutschen Namen Arsum verführt möchte der Etymolog fast in Versuchung geraten zu vermuten, daß er von der sonderbaren Stellung des Götzen, vermöge welcher er den H... weiset, entstanden sei. Auch entdeckte man vor einigen Jahren in dem Bergwalde des nämlichen Dorfes Waldmohr bei dem Ausgraben eines Baumstammes die Grundmauern und anderweitigen Überbleibsel eines ehemaligen heidnischen Opfertempels. Ungeachtet man nirgendmehr eine Inschrift an demselben vorfand, ergab sich doch aus mehreren Umständen, daß er der Göttin Diane geheiligt gewesen sein muß. Denn man fand unter anderem in einer der dem Tempel angehangenen Kammern noch eine Menge halbverweste Hirschgeweihe — wahrscheinlich die Reste der dieser Göttin dargebrachten Opfer.“ Aus: „Über die Pfalz am Rhein und deren Nachbarschaft. Besonders in Hinsicht auf den gegenwärtigen Krieg, auf Naturschönheiten, Kultur und Altertümer. Von einem Beobachter, welcher die Feld-

züge der verbündeten deutschen Heere gegen die Neufranken mitmacht. Erstes Bändchen. Brandenburg, in der Reichichen Buchhandlung 1795.“ S. 23—24. Das Werkchen sei besprochen in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung 1796, 12. März, Nummer 83, S. 662. Der Verfasser zeigt sich für alle vorgeschichtlichen Dinge ganz besonders interessiert. Er heißt nach Goedeke S. C. Wagner.

² J. Drexel, Die Götterverehrung im Römischen Germanien (Deutsches Archäologisches Institut, Römisch-Germanische Kommission, Vierzehnter Bericht 1922, Frankfurt a. M. 1923), S. 12, 15, 17 ff. Zu Altkön vgl. J. Sprater, Die Pfalz unter den Römern II (Speyer 1930), S. 30, 32. Im ganzen auch Karl Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande I (1921) — III (1925), so I, S. 121, II, S. 300.

³ Eugen Fehrle, Inwieweit können die Predigtanweisungen des hl. Pirmin als Quelle für alemannischen und fränkischen Volksglauben angesehen werden? In: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1, 1927, 97—109.

⁴ Albert Becker, Woher kam der hl. Birminius? In: Pfälzisches Museum-Pfälzische Heimatkunde 1928, S. 133.

⁵ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens IV, 86—110, mit weiterem Schrifttum (Peuckert). J. Eckstein, Die frühesten Zeugnisse über Gebildbrote im Frühmittelalter. In: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 9, 1935, S. 48—55, bes. 50. Adolf Spamer, Deutsche Fastenbräuche (1936).

⁶ Albert Becker, „Die verkehrte Kirche“. In: Blätter für pfälzische Kirchengeschichte 9, 1933, S. 61—63, mit Schrifttum.

⁷ J. Ranke, Der Erlöser in der Wiege (1911).

⁸ Karl Künstele, Monographie der Heiligen (= Kon. d. christl. Kunst II, 1926), S. 311.

⁹ Blätter für pfälzische Kirchengeschichte 9, 1933, 168, mit weiterem Schrifttum.

¹⁰ Weimarer Ausgabe I 412. A. Mackensen, Name und Mythos (1927). Jetzt auch Albrecht Joffe, Evangelische Kirche und Volkstum. Hamburger Doktorschrift in: Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 13, 1935, S. 54 ff. Vgl. auch Hl. Brigitte (engl. Bride, bright, Glanz).

¹¹ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens IV 425—434 (Webe), mit weiterem Schrifttum. Albert Becker, Der Hubertusschlüssel in der Pfalz. In: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1, 1927, S. 83—85, mit Schrifttum.

¹² A. Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter I (1909), S. 215, 274.

¹³ Siehe Anm. 5 oben.

¹⁴ Karl von Spieß, Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn (1935^a), S. 216. Derf., Deutsche Volkskunde als Erschließung deutscher Kultur (1934), S. 94, 180. Vgl. etwa auch F. Friedensburg, Die Symbolik der Mittelaltermünzen II/III (1922), S. 200—202 (Hirsch).

¹⁵ D. Heubach, Archiv für Religionswissenschaft 23, 162. Karl Christ, Der Jäger aus Kurpfalz. In: Mannheimer Geschichtsblätter 6, 1905, Sp. 161—162, mit weiteren Hinweisen; mehr bei: Daniel Häberle, Pfälzische Bibliographie VI (1928), S. 367. G. Jacob, Der Jäger aus Kurpfalz. In: Kurpfälzer Jahrbuch 1927, S. 173—177. Im allgemeinen jetzt auch Martin Rind, Wodan und germanischer Schicksalsglaube (1935). Albert Becker, Germanien 1935, S. 97—106 (Wodan-Dagobert).

Das Sonnenzeichen in der Volkskunst der Siebenbürger Sachsen

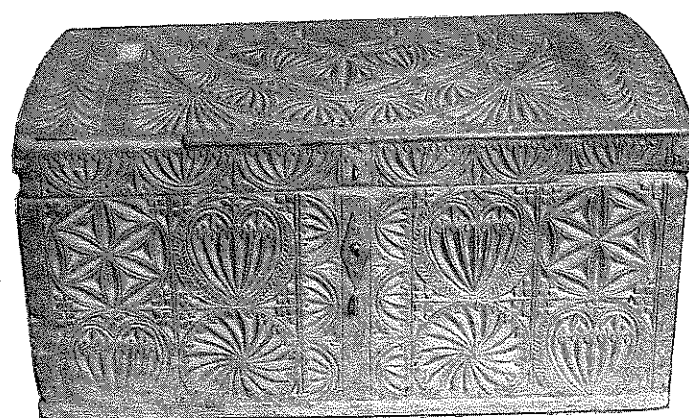
Von Misch Drend

Mit 8 Aufnahmen vom Verfasser

Wie die Volkskunst anderer deutscher Stämme hat auch die Volkskunst der Siebenbürger Sachsen in ihrem reichen Schatz an Bortwürfen die alten Sinnzeichen der Sonne: Sonnenrad, Sonnenwirbel und Hakenkreuz, bewahrt. Neben dem Lebensbaum steht ja gerade das Sonnenzeichen am Anfang der Kunst des deutsch-germanischen Volkes, wo immer es siedelt, wohin immer es gekommen ist im Lauf der Jahrtausende.

Erst jetzt versteht man das innere Wesen der Volkskunst, erst die Befinnung auf die Sinnbilder innerhalb der Volkskunst macht sie verständlich und hebt ihren Wert weit über die rein ästhetische Betrachtung. Damit hat man aber heimgefunden in die arteigene Kunstgestaltung, die zwar im Volke seit der ausgehenden Steinzeit lebt und heute wie damals gepflegt wird, niemals aber bis jetzt als ureigenste Kunst gewertet wurde.

Sinnzeichen sind mehr als sie darstellen. Sinnzeichen sind Zeichen, Schriftstücke, die einen Sinn, eine innere Haltung, ein Wissen und Erkennen und alte Weisheit fundieren. Wie die Erkenntnis lehrt, daß auf Erden ohne Sonnenlicht und Sonnenwärme nichts gedeihen kann, daß das Alleben ohne die Sonne undenkbar ist, so lehrt sie auch die unendliche Zeit in ihrer Zeitlichkeit begreifen, in Tag und Jahr zu gliedern, in Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter, in immer wiederkehrende Zustände und Verhältnisse.



Wäschetruhe aus Siebenbürgen.

Rechts:

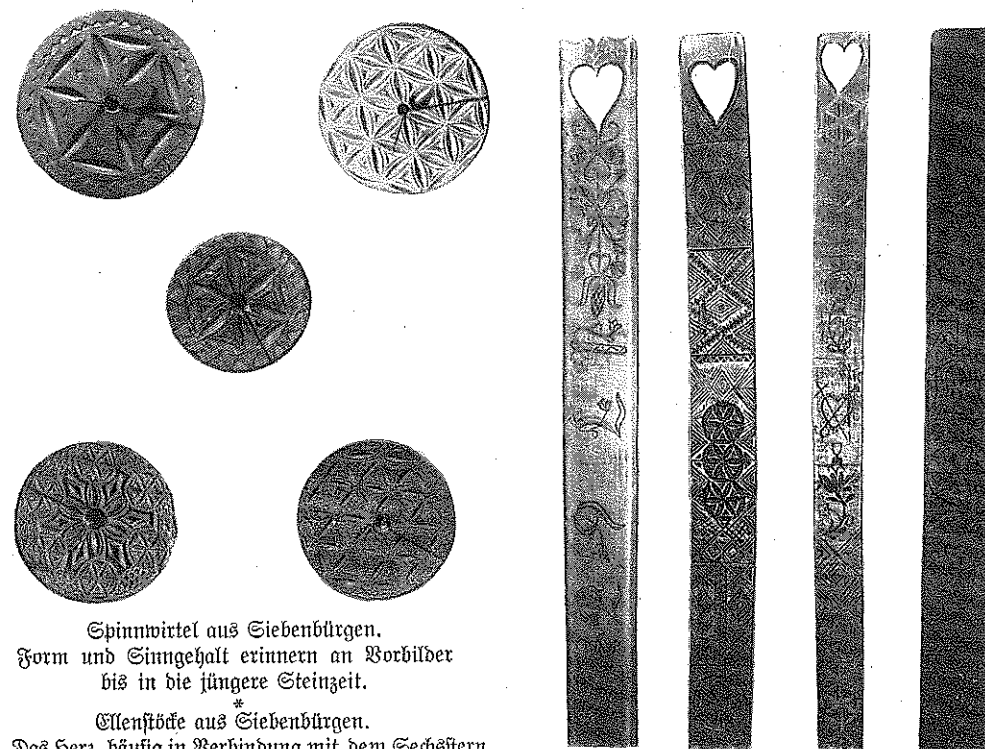
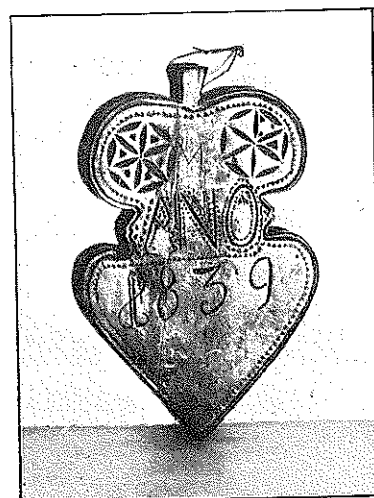
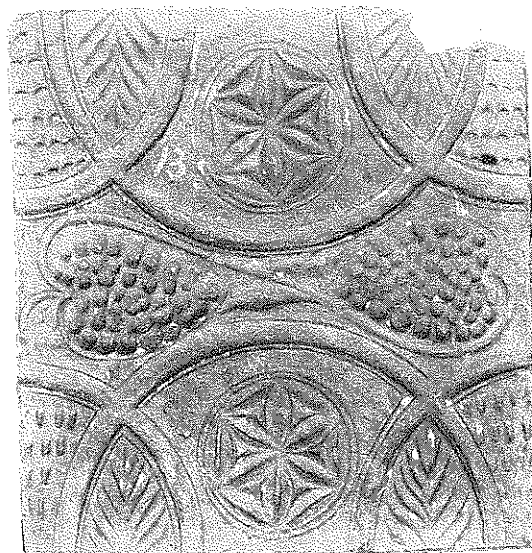
Blau bemalter Teller mit Hakenkreuz-
Zeichnung.

Unten links:

Ofenkachel mit eingestempelten Zeichen.

Unten rechts:

Das „Nachbarschaftszeichen“ zeigt auch die Verbindung des Herzens mit den sechsgeteilten Kreisen. Die „Nachbarschaft“ ist noch eine Art von erweitertem Sippenverband.



Spinnwirtel aus Siebenbürgen.

Form und Sinngehalt erinnern an Vorbilder bis in die jüngere Steinzeit.

Ellenstäbe aus Siebenbürgen.

Das Herz, häufig in Verbindung mit dem Sechsstern, lebt als urgermanische Überlieferung in Siebenbürgen.

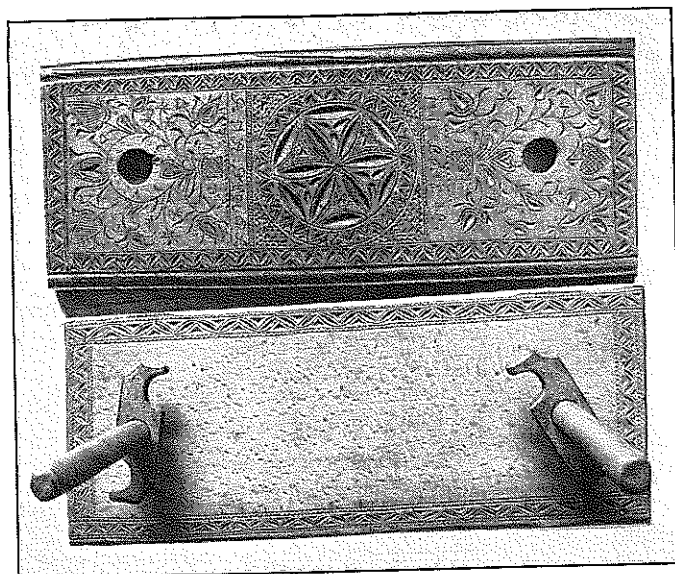
So ist das Leben nicht ein Stillstehen, sondern ein Werden, und alles Werden führt letzten Endes an seinen Ursprung zurück, um von neuem zu beginnen: die große ewige Wiederkunft. Wie das Leben der Sippe in jedem neuen Sproß vom Ursprung an beginnt, so auch die Gemeinschaft aller Sippen, das Volk. Auch für das Volk kommt der Tag der Wiederkunft, des Neubeginns, und wenn auch zwischen dem einen und andern Tag der Wiederkunft tausend und mehr Jahre liegen. Doch eben jetzt stehen wir im Tag der Wiederkunft, des Neubeginns.

Und da findet sich, daß selbst in den Siebenbürgischen Bergen die Sinnbilder der Sonne, der Wiederkunft und des Neubeginns noch heute so lebendig sind, wie zur Zeit des erstmaligen Betretens siebenbürgischen Landes um das Jahr 1000 oder zur Zeit der Goten 300 nach, und der Bastarnen 200 vor der Zeitwende.

Hinter den Sieben Bergen schließt diese Kunst, wie sonst im deutsch-germanischen Volk, ihren Dornröschenschlaf, um mit einemmal wieder im Bewußtsein des erwachten Volkes zu stehen. Die Schätze liegen aufgehäuft da, von der ärmsten Hütte bis hinauf zur Kirchenburg, denn jeder hat Anteil an ihr.

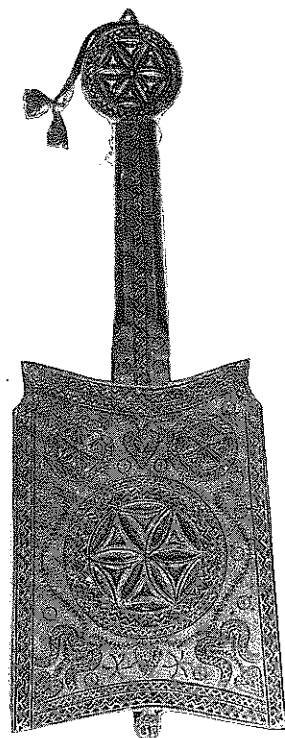
Da schnitzen und kerben die Burschen ihren Mädchen Spinnwirtel — und das Spinnwirtel wird zum Sonnenrad, zur Sonnenscheibe, bald einfach und wichtig, bald mit kunstvoll ineinandergelochtem Sinnzeichen. Da gibt es Ellen, die neben Blumen eingekerbte Sonnenräder und ausgeschnittene Herzen tragen, dann Wäschebleuel, Wäschepressen und Wäschetrühen, die über und über mit Sonnenrad, Sonnenwirbel, Herz und Lebensbaum verziert sind. Den Rand umsäumt nicht selten das Zickzack-Schlängenmuster, das das Zeichen des Wassers ist, wie die Midgardschlange Sinnbild des Meeres war.

In der Stubenecke stand einst in jedem Bauernhaus der Kachelofen. Auch die Kacheln tragen gelegentlich das eingepreßte Sonnenrad, wie auch die Teller, die über den Krügen



Wäsche- und Butterpresse. Auch der Werktag mit seinen Geräten steht unter dem Zeichen des ewigen Lebens.

Wäschebleuel. Altes Zeichengut in vielfacher Ausgestaltung.



auf langen Rahmen die Stube zieren. Und wenn die Nachbarschaft von Hof zu Hof zur Beratung zusammengerufen wird, ist auch das Nachbarzeichen, mit dem man an die Wand klopft, mit dem Sonnenrad geschmückt.

Der Sinn des Sonnenzeichens war dem Bewußtsein des Volkes verlorengegangen, untergründlich aber, im Blute lebte er weiter, weil das gleiche Blut es einst geschaffen hatte. Nunmehr tritt es wieder ins wache Bewußtsein, auch fern von der alten Heimat, hinter den Sieben Bergen, als Sinnbild und Ansporn der völkischen Erneuerung.

Die Fundgrube

Ein norwegischer Hirtenruf. Zum Aufsatze von A. Wehrhahn, „Alte Hirtenrufe, Zeugnisse für die Gesangskunst unserer Väter“ („Germanien“, 1936/3, S. 88 ff.).

Auf einer Norwegenfahrt im Jahre 1928 zeichnete ich einen Hirtenruf auf, der — als Ganzes kürzer und einfacher — in seiner Melodik und Intervallenfolge sehr an die von Wehrhahn gegebenen Rufe er-

innert. Der Hirt einer Renttierherde auf der Fjeldhochfläche der Hardanger vidda sang ihn ohne Text auf einen zwischen a und o liegenden Vokal in unendlicher Folge, indem er, rückwärts schreitend, seine Tiere zum Nachfolgen anlockte. Der Ruf hatte zwei Teile, A und B, die in wohlloser Abwechslung jeweils einmal oder mehrere Male, von kleinen Pau-



sen unterbrochen, aufeinander folgten. Die Rhythmisierung des Rufes erfolgte weit freier und abwechslungsreicher, als dies durch die starre Notenschrift festgehalten werden kann, z. B. wurden die hier als einfach punktiert bezeichneten Töne öfter auch länger gehalten, worauf die anschließenden figurierten Töne dann als schnellere folgten, oder Teil B wurde nicht auf drei Taktzeiten, sondern nur auf zwei gesungen, so daß also die drei ersten Töne in die erste, der Schlußton schon in die zweite Taktzeit fielen und die dritte Taktzeit zur Pause wurde. — Es war ein Erlebnis von hohem Reiz, wie die rufenden Töne erst leise in der Ferne aufbrachen, dann, immer lauter werdend, mit der schnurpelnd laufenden und geschwind trippelnden wilden Jagd der Renttierherde vorüberzogen und endlich wieder in der entgegengesetzten Ferne verflangen.

Werner Stief, Leipzig.

Hornbläser in Nepal (Indien). Das Horn wird nur bei Hochzeiten geblasen. Wir verweisen auch auf unsern Aufsatz Anderson, „Kultbeziehungen vom germanischen Norden zum arischen Asien“, in dem der



Einfluß des Nordens auf Asien hervorgerufen wird („Germanien“, 1934, S. 146).

Aus der Landschaft

Zum „Nobistrug“. Zu dem im Februarheft 1936 erschienenen Aufsatz „Nobistrüge“ von B. Witt sei einiges nachgetragen: Der von Grimm erwähnte Nobistrug bei Münster besteht heute noch, allerdings als neuzeitliche Kaffeewirtschaft; er liegt an der Weser, und zwar unmittelbar an einer Brücke, die schon im Jahre 1534 eine Rolle in der Wiederäufbewegung spielte. Dieser Lage in der sumpfigen Flußniederung entspricht das, was sonst über die Nobistrüge erzählt wird. Vielleicht ist dort ehemals ein Fährfahn gefahren. — Das Wort „abis“ als „Abgrund“ kommt schon im Niederländischen der Zister Hadenbach (erste Hälfte des 13. Jhs.) vor, und zwar als ein der Mystik geläufiges Bild. Es wird gleichbedeutend mit dem „Abgrund“ gebraucht, in dem die Seelen wohnen. In der Vorstellungswelt der germanischen Mystik lebt viel altgermanisches Überlieferungsgut fort; so geht in diesen „abis“ die Sonne ein, und nach ihrem Bilde die Seelen, um geläutert daraus wieder aufzusteigen. Hier kommen

Wort und Begriff der germanischen Vorstellung wohl am nächsten. Pl.

Feuerzeichen auf Bergen (Der Popelstein im Culengebirge). Die Zeitschrift „Natur- und Landschaft“ (Hornung 1935, S. 117. Verlag J. Neumann-Neudamm) bringt einen lehrreichen Beleg für den Gebrauch von Feuerzeichen. Man wird unbedenklich annehmen dürfen, daß dieser Brauch schon in erheblicher älterer Zeit auch in Deutschland geübt worden ist (aus der Antike sind uns ja Zeugnisse überliefert). „1014 Meter hoch erhebt sich die ‚Hohe Eule‘ im Rammzuge des Culengebirges (der schlesischen Sudeten). Dicht unterhalb der ‚Hohen Eule‘ eine Minute vom ‚Dreiherrnstein‘ entfernt, liegt der ‚Popelstein‘, der außerdem die Namen ‚Eulentippe‘ und ‚Wabelfstein‘ führt. Ein Felsen mit drei Namen auf einmal — das ist vielleicht ein Beweis, daß sich dieser dreimal getaufte Gegenstand eines gewissen Interesses erfreute.“

Als die Feuermale des großen Religions-

krieges gen Himmel schreckten, war er Wächter der Täler und Berge, die zu seinen Füßen liegen. Die Menschen da unten haben in dieser grauenvollen Zeit oft nach ihm emporgeschaut. Besonders dann, wenn die Finsternis der Bergnächte mit ihrer Unheimlichkeit bis an die Hütten schlich, wenn, wie das Zeichen losgelassener Brutalität, die Räte brennender Siedlungen am Horizont aufstrich. Wurde die Feuerhelle höher und höher . . . sah man, daß sie sich gefahrdrohend bis in die nächste Nähe weitertraf, dann war's gewiß: Der Feind kommt! Da standen oben am Popelstein die jungen Burschen auf Wacht und stießen den Feuerbrand in die Strohpyramide, daß die Flammen emporprasselten und der Schein sein Leuchten weit ins Land warf. „Feuer am Popelstein“ schrie unten im Tale der Dorfwächter. Da mußten die Kinder aus der Wiege und der Junge aus dem Heu. Der weiße Riese und der Blesse, die ein Kalb trug, wurde der Strick um den Hals geschlungen, und mit Hüh und Gott ging's in die heimlichen Verstecke der Eulwälder. Jeder Mensch nahm einen anderen Weg, damit der Feind, der sengend und mordend im Tale hochgetost kam, nicht gute Fährte fand. So wurde der Felsen an der Hohen Eule zum Verbündeten und Wächter der Bergbewohner, in deren Munde er bald Strohpyramiden-Babel-Babel-Popelstein genannt wurde.

Reichlich 100 Jahre später. Friedrich der Große kämpft mit unvergleichlichem Heldennut um Schlefien. Da stehen auf dem „Hohen Posten“ der Festung Schweidnitz Nacht für Nacht die Offiziere. Im Süden

— am Tage deutlich sichtbar — biegt sich die Kammlinie der Hohen Eule in den Horizont.

Der Teufel soll so eine Belagerung halten. Wasser wird knapp und Brot wird rar. Dann machen die Maroden, die vielen Maroden zu schaffen. Die tagtäglichen Brände nicht zu vergessen, wenn der Feind die Kartätschenkugeln in die ungeschützten Bürgerhäuser fliegen läßt.

Da — eines Nachts — sah man hinten, wo die „Hochbergische Eule“ ihren flachen Waldbüschel mit den Sternen vereint, Feuer auskommen. Wie ein Johannisfeuer stand der rote Punkt am Horizont. Fehlt wurde er klein, froch zusammen, schwoll darauf in die Höhe, froch wieder zusammen, flutete, ebbte ab. Da lief der Offizier, der zur Zeit die Wache auf dem „Hohen Posten“ der Festung Schweidnitz inne hatte, spornstreichs zum Kommandanten, ließ ihn unjauft aus der Ruhe reißen und stammelte die Meldung, auf die ganz Schweidnitz wartete.

Am nächsten Tage blieb der Kartätschenhagel auf die Bürgerhäuser aus. Dafür knallten im Rücken der Belagerer die Mäusketen des Entsatzheeres, das sich durch die Feuerzeichen vom Popelstein her angemeldet hatte. Vom „Hohen Posten“ sah man die Verwirrung bei den Feinden, und die Bestückung vom Bogentore griff kräftig in den Kampf mit ein.

Am Popelstein, oben an der Hohen Eule, lag ein mächtiger Wschehausen. Das war der Rest vom Lebensfeuer für die Festung Schweidnitz.“

jektiven Naturbetrachtung: sie sind, wie Pastor richtig betont, auf demselben geistigen Boden gewachsen, wie die Naturwissenschaft, die als Gegenpol zur magischen Weltanschauung des Südens und Ostens ein biologisch bedingtes Erzeugnis nordischen Bauern- und Seefahrergeistes ist. Heute sind durch allerlei scheinbare Widersprüche die Bauernregeln bei uns schon mit dem Schein des Hokusfokus oder der Vieldeutigkeit belastet. Pastor weist nach, daß ein großer Teil der scheinbaren Widersprüche sich dadurch klärt, daß ein Teil der heutigen Spruchfassungen aus der Zeit des julianischen Kalenders stammt, während die anderen später festgelegt worden sind. Ein besonders aufschlußreiches Beispiel ist jener aus Arnberg stammende Spruch: „Sünte Luziggen löt de Tage diggen“, d. h. Sanft Luzia läßt die Tage wachsen. Das ist, vom heutigen Kalender aus gesehen, ein handgreiflicher Unfug, denn um Luzia (13. 12.) werden die Tage erst recht kurz. In der Zeit des julianischen Kalenders traf es jedoch zu, wenngleich die Längung der Tage unmittelbar nach der Sonnenwende sich schwer feststellen läßt. — Die große Rolle, die die Kalenderheiligen in den Wetterregeln spielen, wird von Pastor richtig gewürdigt; sie sind ja zum größten Teile einfach, und oft genug noch sichtbar, an die Stelle einer vorchristlichen Wettergotttheit getreten. Wichtig ist auch die Erkenntnis, daß für den Bauern nicht etwa der betreffende Tag dem Heiligen „geweiht“ ist; vielmehr sind beide miteinander identisch: der 21. Dezember ist nicht etwa der Gedenktag des Thomas, er ist der Thomas selbst. — Eindringliche Untersuchungen über die Sternkunde der Germanen und ihre Methoden bei der Himmelsbeobachtung werden manchem die Augen darüber öffnen, daß trotz ungünstiger Witterungsverhältnisse der alte Norden an weltoffenere Beobachtungsgabe nicht hinter dem „klassischen“ Süden zurückgefallen hat. — Wer eine gewisse Naturverbundenheit als etwas Wesentliches empfindet, der wird auch in der Stadt auf das Wetter acht haben und ihm jene Nachdenklichkeit widmen, deren vielhundertjähriger Niederschlag ihm hier sichtbar wird. Es lehrt ihn auch jene Voraussetzungen nachfühlen, unter denen unsere germanischen Ahnen ihr mythisches und ihr reales Weltbild gewonnen haben. J. D. Plagmann.

Kurt Rend-Reichert: **Die Runenbibel.** Verlag Eugen Salzer, Heilbronn. Preis 0,80 RM.

Die „Runenbibel“ ist das Werk eines Liebhabers, dem außer einigen wahllos zu-

sammengelesenen Bruchstücken keine Sachkenntnis zur Verfügung steht. In Auffassung und Ausdrucksweise ist vieles enthalten, was von unserem Standpunkte aus entschieden abzulehnen ist, so die Benennung der Runen als magische Zeichen und der Gebrauch des Wortes „Zauber“. In der Deutung übernimmt der Verfasser ohne eigenes Urteilsvermögen die Deutungen von B. Körner, deren Haltlosigkeit nur an einem Beispiel gekennzeichnet werden soll: „lagu the leotho“ soll heißen „der lichte Logos“, „Dr“ wird mit „irren“ übersetzt, obschon jeder Student weiß, daß es „Eibe“ bedeutet. Das ist besonders grotesk, weil damit zwar nicht die Form der Runen, aber ihr Sinngehalt wieder einmal aus dem Süden hergeleitet wird.

Die ganz willkürlichen, an keinerlei Gesetzmäßigkeit gebundenen Deutereien germanischer Worte sind ein Unfug, den man nicht scharf genug ablehnen kann. Wenn man sich mit der lateinischen Sprache solchen Unfug erlauben würde, so würden sich alle Fachleute das entschieden verbitten. Die deutsche Sprache sollte uns erst recht dafür zu heilig sein. Plagmann.

Deutsche Religion. Grundzüge eines Gottesglaubens im Geiste des deutschen Idealismus. Von Arthur Drews. Verlag der Ärztlichen Rundschau, Abteilung Hegel-Verlag, München 2 SW. VIII und 227 S., Großoktav. 4,80 RM., Ganzl. 6,60 RM.

Der erfahrene, greise Erforscher der Religionsgeschichte gibt hier eine Darstellung dessen, was ihm im Laufe langer Jahre und Forschungen als Ergebnis des Wissens und des Glaubens als „Deutsche Religion“ aufgegangen ist. Er beginnt mit einer Auseinandersetzung zwischen Christentum und deutscher Religion — und berührt damit eine Frage, die heute die besten Kreise unseres zum völkischen Selbstbewußtsein erwachten Deutschlands drängend und vielfach quälend berührt. Der Weg, den er aus der Unvereinbarkeit beider heraus zum neuen Götterleben finden will, ist der des deutschen Idealismus. Er will darunter eine „voraussetzungslose“ Religion verstanden wissen: „Unser Ziel liegt vor uns, in der Vergangenheit nur insofern, als diese in den Erkenntnissen unserer großen Geister uns den Stoff geliefert hat, den wir nur aufzugreifen und in unserem Sinne uns zurechtzulegen brauchen, um uns im Besitze der uns gemäßen Religion zu fühlen. Wir erblicken es in der Einsicht in uns selbst, in unser wahres Selbst, in Gott, in einer von aller dogmatischen Bindung freien Religion, die als solche zugleich

Die Bücherwaage

Pastor, Eilert, **Deutsche Volksweisheit in Wetterregeln und Bauernsprüchen.** Verlag der Deutschen Landbuchhandlung, Berlin SW 11.

Wir haben eine große Anzahl einzelner Arbeiten über Bauernregeln und Wetterprüche; es fehlt auch nicht an einzelnen Sammlungen dieser Art, die aber meist nur einen unvollkommenen, zufälligen Ausschnitt bieten. Eilert Pastor, der Sohn des als Vorkämpfer der Germanenkunde uns wohl bekannten Willy Pastor, hat hier zum ersten Male eine planmäßig zusammengestellte Sammlung der Bauernregeln selbst

gegeben; Bauernregel und Wetterpruch sind ja nicht immer dasselbe. In einer ausführlichen, ebenso eingehenden wie fesselnden Untersuchung geht er den Bedingungen nach, unter denen in vergangenen Jahrhunderten und Jahrtausenden die Wetterregeln entstanden sind. Mit Recht sieht er darin nicht das Erzeugnis einer phantasiegebundenen, „magischen“ Naturdeutung; dies fremde Element kommt erst in den letzten Jahrhunderten mit dem Unfug des „hundertjährigen Kalenders“ hinein. Vielmehr ist der größte Teil dieser Regeln das Ergebnis einer unbefangenen, durchaus ob-

die erfahnte deutsche Religion ist." — Alles in allem ein Weg, den der „deutsche Idealismus“ uns zu führen versucht hat, zur Gewinnung einer Religion auf philosophischem Wege — aber eben „in unserem Sinne zurechtgelegt“. Eine solche, auf dem Wege der Philosophie „gewonnene“ Religion wird freilich nicht jeden befriedigen; wenn man das Buch von Drews trotzdem mit Anteilnahme liest, so liegt es eben daran, daß es mit einer inneren Anteilnahme geschrieben ist, die sich nicht auf irgend-einem Wege des Logos „gewinnen“ läßt, die man vielmehr aus Blut und Geist mitbringen muß. Als Philosophen interessiert ihn nicht, was früher einmal bei unseren Blutsahnen religiöses Erlebnis gewesen ist; er will nicht zurück „zu der Stalidenreligion der Edda und erst recht nicht, wie einige

Phantasten möchten, zur Kalender- und Lichtreligion des jüngeren Steinzeitalters eines Herman Wirth und des Professor Bergmann“. Zurück dorthin möchte wohl keiner, ebensowenig wie zum Steinbeil; wer aber wirklich an die Kontinuität der göttlichen Schöpfung glaubt, für den ist das, was jene Leute gedacht haben, ebensowenig gleichgültig, wie das, was spätere Geschlechter gedacht und geschrieben haben. Freilich soll man sich weder jenes noch dieses „in unserem Sinne zurechtlegen“. — Soweit ist übrigens der Verfasser nicht von der „mythischen“ Denkweise entfernt, daß er nicht eine Figur als Sinnbild seiner Gottes- und Weltdeutung zu zeichnen sich gedrungen fühlte. Daß diese Figur einen in acht Sektoren geteilten Kreis zeigt, wollen wir zunächst nur als merkwürdig verzeichnen. Pl.

Zeitschriftenchau

Kultur, Brauchtum, Technik

R. S. Jacob-Friesen, **Eine steinzeitliche Tontrummel aus Edesheim**. Die Kunde. 3. Jahrg. Heft 3, Hannover 1935. In Edesheim fand sich in einem Skelettgrabe eine der eierbecherförmigen Tontrummeln, wie sie vorwiegend der Walternienburger und Bernburger Kultur zu eigen sind. Ihre Herkunft scheint eher vom handkeramischen Kulturkreis als vom nordischen herzuweisen zu sein. Diese mit heiligen Zeichen bedeckten Trommeln haben zweifellos kultische Bedeutung. Verf. stellt sie an Hand völkerkundlicher Vergleiche in Beziehung zum Tode, insbesondere zum Menschenopfer. In Nordhausen lag in einem Höckergrab die Leiche einer Frau, deren Schädel Zeichen gewalttätiger Tötung trug, und ihr zugeteilt der Schädel eines Mannes. Zu Kopf und zu Füßen der Frau stand je eine Trommel; die Beigaben gehörten der Bernburger Kultur an. Unter der Voraussetzung, daß es sich hier um Mann und Frau handelt, werden vom Verf. weitgehende Schlüsse auf die Stellung der Frau gezogen. / E. Redlich, **Die Knochenadel von Werla**. Ebenda Heft 4. Bei den Grabungen auf der Werlaburg wurde bei einer weiblichen Höckerbestattung eine Knochenadel mit Krückenkopf gefunden. Verf. knüpft hieran eine Untersuchung über die in der Steinkupferzeit sehr weit ver-

breiteten Krückennadeln. Als das Ursprungsgebiet erweist sich Mitteldeutschland, von wo die Ausstrahlungen sowohl ins Schweizer Pfahlbauggebiet als auch bis weit in den Osten hinein — im Kubangebiet lebt diese Form noch bis in die Bronzezeit fort — ausgegangen sind. / D. Krone, **Neue Funde der Bernburger Kultur**. Mannus. 27. Jahrg. Heft 3/4, 1935. Der Grabfund von Börnecke gehört der ältesten Bernburger Kultur an. Über die Grabanlage konnte nichts mehr ermittelt werden. Unter den Beigaben befindet sich eine Baufe oder Trommel. Vorhanden sind Reste von 7 Skeletten. Die Schädel sind äußerst lang, zwei tragen Trepanationen. Bei dem einen ist die Operation zweifellos beim lebenden Menschen vorgenommen worden, der Betreffende hat weitergelebt. Beim zweiten mag sie nach dem Tode ausgeführt sein, oder er ist daran gestorben.

Sellmut Agde, **Zur germanischen Steinfistenkultur in Mitteldeutschland**. Forschungen und Fortschritte. 12. Jahrgang. Nr. 8. 1936. Zu den mitteldeutschen Hausurnen gehört, wie zu den ostdeutschen Gefichturnen, die Steinfiste als Grabform. Die mitteldeutsche Steinfistenkultur nun läßt sich bis in die Per. 4 der Bronzezeit zurückverfolgen; es sind die Germanen, die während der Per. 3 hier eingewandert sein dürften und gegen Ende der Bronzezeit zur

Anstalt vorstößen. In der Gegend von Halle überschritten sie die dort ansässige Bevölkerung, die den Urnenfelderleuten nahesteht, östlich von ihnen beginnt die Lausitzer Kultur. Drei religiöse Kreise stoßen hier zusammen: Die bestattenden Steinfistenleute, die verbrennenden Lausitzer, bei denen dreimal die Spuren eines kleinen Grabhäuschens festgestellt werden konnten, und die Überschiebten, die ihre Toten stark gefesselt unter dem Wohnhaus beisetzen. Verf. zieht hier eine Linie zur Beisetzung der Asche in der Hausurne und glaubt, die Entstehung der Sitte hier suchen zu dürfen. Die Steinfistenkultur ist weiter durch Sachsen und Böhmen zu verfolgen; in Mitteldeutschland sind andere Germanenstämme eingewandert. / Wassyl Danylewytsh, **Zur Verzierung der schurkeramischen Tonware der Stein-Kupferzeit in der Ukraine**. Mannus. 27. Jahrgang. Heft 3/4. Verlag Rabitsch, Leipzig. 1935. Bei Aufdeckung einer stein-kupferzeitlichen Töpferwerkstatt in der Ukraine wurden Tonstäbchen gefunden, offenbar griffelartige Werkzeuge zur Verzierung der Tonware. Planmäßige Versuche ergaben die Technik vieler Muster; außerdem zeigte sich, daß die Schnurverzierung nicht mit einer gewöhnlichen Schnur, sondern nur mit gedrehtem Bast hergestellt sein kann. / Hermann Wendt und Eva Schmidt, **Das wandalische Fürstengrab von Goslawitz-Wischulla bei Oppeln (O.-Schl.)**. Ebenda. Eine neue, umfassende Bearbeitung des seit 1885 bekannten reichen Grabfundes, dessen wertvollstes Stück ein Silberbecher mit Tierfries ist. Die Arbeit behandelt besonders den Einfluß, den solche ionischen Silberarbeiten mit Tierfries als Anregung auf die germanische Silberschmiedekunst ausgeübt haben. Der Schatz ist einem silingischen Fürsten mit ins Grab gegeben worden und erhellt Reichtum und Bedeutung dieses Stammes, durch dessen Gebiet ein bedeutender Handelsweg gegangen sein muß. Das Grab konnte 1933 wieder aufgedeckt und mit neuzeitlichen Mitteln durchforscht werden. Es ergab wertvolle Ergänzungen, die vor allem die schon festgestellten engen Beziehungen zum Norden bestärkten. / D. Krone, **Zwei germanische Gräberfelder der Spätlatenezeit im Lande Braunschweig**. Ebenda. Da bisher die Spätlatenezeit in diesem Gebiet fast unbelegt war, ist die Auffindung zweier Gräberfelder dieser Zeit bei Weddel und vom Gallberg bei Blankenburg a. S. um so wertvoller. Es handelt sich um ausgesprochen elbgermanische Kultur, ob sie jedoch den Semnonen oder den Hermunduren zuzu-

weisen ist, kann erst die vergleichende Untersuchung des reichen Fundmaterials ergeben. Neue Aufschlüsse über die Bewegungen dieser Stämme sind also zu erwarten. / M. M. Lienau, **Burgundische Verbrennungsstätten in Frankfurt a. d. O.** Ebenda. Bei den „Nahnen“ bei Frankfurt a. O. wurde eine burgundische Verbrennungsstätte untersucht, die durch Scherben sowohl zeitlich als auch stammlich gesichert ist. Es handelt sich um sieben etwa mannsgroße und kleinere, wannenförmige Steinsetzungen, die mit einer dicken Aschenschicht erfüllt sind. Reihenförmige Steinsetzungen und Anzeichen von Totenopfern bestätigen den geweihten Charakter dieses Bezirks. Angesichts seiner zahlreichen Funde darf Frankfurt jetzt als Mittelpunkt des burgundischen Gebietes angesehen werden. / W. Deedet und W. Schmiddle, **Das Grubenholz bei Herdern im Aletgau**. Ebenda. Das am Hochrhein gelegene Grubenholz von Herdern ist häufig Gegenstand vorgeschichtlicher Erörterung gewesen. Es ist festgestellt worden, daß seine eigentümliche Bodenbeschaffenheit nichts mit vorgeschichtlichen Anlagen zu tun hat, sondern daß hier in der Neuzeit auf Bohrerz gegraben worden ist. / Helmut Preidel, **Zur Kenntnis der Thüringer Fibeln**. Ebenda. Die Untersuchung dieser Fibelform ergibt für den Ausgang des 5. Jahrhunderts n. u. Z. eine besonders enge Verbindung zwischen Thüringen und Böhmen. / Karl Engel, **Das gotische Gräberfeld von Thomareinen, Kr. Osterode**. Altpreußen. 1. Jahrg. Heft 2. Verlag Gräfe und Unzer, Königsberg i. Pr. 1935. Von den 60 Bestattungen dieses Gräberfeldes, offenbar nur ein Sippenbegräbnis, sind 30 geborgen worden; davon waren die Hälfte Urnengräber, die andere Hälfte Knochenhäuschen mit oder ohne Steinsetzung. Beigaben gering, das kostbarste Stück ein goldener Anhänger. Es ist ein Friedhof der Weichselmündungskultur des 2. Jahrhunderts n. u. Z. Auffallend ist, daß nur Erwachsene bestattet sind; wo sich die bei der damaligen Kindersterblichkeit zahlreich zu erwartenden Kindergräber befinden, bleibt vorläufig rätselhaft. / Rafael von Uslar, **Ein frühlatenzeitliches Germanengrab aus dem Neuwieder Becken**. Germania. Anzeiger der römisch-germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts. 20. Jahrg. Heft 1. 1936. Verlag Walter de Gruyter. Dies Urnengrab mit Augenfibeln, Gürtelhaken, Spinnwirtel und Bronzemesser fällt auf durch die Mädchenverzierung der Urne, wie sie sonst nur im elbgermanischen Kreis vorkommt. Es ge-

hört ins erste Drittel des 1. Jahrhunderts n. u. Z., wo die Westgrenze dieser Kultur durch Mitteldeutschland läuft. Auch schriftliche Zeugen geben keinen Anhaltspunkt, so daß dieser Einzelfall bisher ungeklärt bleibt. / **Julio Martinez Santa-Malla, Westgotische Adlerfibeln aus Spanien.** Ebenda. Verfasser berichtet über eine Reihe prachtvoller westgotischer Adlerfibeln, die neuerdings in Spanien gefunden wurden und Prachtstücke germanischer Goldschmiedekunst darstellen. Er schließt daran eine kurze Übersicht über die Entwicklung dieser Schmuckform, die im wesentlichen west- und ostgotische Arbeit darstellen. / **Ernst Fiechter, Das Grabmal des Theoderich in Ravenna.** Forschungen und Fortschritte. 12. Jahrg. Nr. 11 1936. Bisher ist immer nur nach den Ergänzungen dieses einzigartigen Bauwerks gesucht worden. Nie wurde die Frage aufgeworfen, ob es nicht so hat sein sollen, wie es vor uns steht. Das zierliche Kleinwerk des Zehneckbaues paßt wenig zu dem darüberliegenden Rundbau mit Kuppel, und in der Tat lassen sich hier deutlich zwei Bauabschnitte unterscheiden. Verf. glaubt, daß der Zehneckbau ein unvollendetes Grabmal eines späten römischen Kaisers gewesen sei, für das eine andere Bekrönung gedacht gewesen wäre, und daß ihm Theoderich jenen gewaltigen Abschluß mit Rundbau und Kuppel gegeben habe, der ihm

diesen einmaligen, unvergleichlichen Charakter verliehen hat. / **Johannes Grütz, Starbier in vorgeschichtlicher Zeit.** Ebenda. Nr. 9. Aus Gefäßen und Gefäßscherben sind bereits mindestens drei verschiedene Arten von Starbier bekannt, das stark alkoholhaltig war und das dem englischen Ale entsprechende „alo“ gewesen sein dürfte, während das als „bior“ bezeichnete Getränk ein Sauerling war. Die Germanen hatten hierfür ihr eigenes Braubverfahren. Der hohe Alkoholgehalt wurde dadurch erreicht, daß der Biermaische Honig zugefügt wurde. / **Der selbe, Ein vorgeschichtliches Gefäß mit Speiseresten.** Die Kunde. 3. Jahrg. Nr. 7/8. Hannover 1935. Eine plattenförmige verkohlte Masse erwies sich als der Rest eines mit Honig versüßten Weizenbrotes oder Kuchens. / **Walter von Stokar, Spinnen und Weben bei den Germanen.** Ebenda. Schon in der jüngeren Altsteinzeit finden sich so feine Knochenadeln, daß sie unmöglich zum Nähen von Fellen gedient haben können. Um 8000 dürfte das Flechten von Matten im Gebrauch gewesen sein, seit 3000 haben wir Beweise für Leinen- und Wollweberei, und zwar ist die Verwendung des Flachses erwiesen um 3000 in Dänemark, um 2800 in der Bernburger Kultur und um 2700 in Oberschwaben. Verfasser glaubt, daß das Leinen älter sei als der Wollstoff. Gertha Schemmel.

Vereinsnachrichten

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte. Der Versand der Mitgliedsarten für das laufende Jahr erfolgt nach einer außerordentlichen Mitgliederversammlung, in der zur erweiterten Arbeitsgrundlage Bericht zu erstatten und zu beraten ist. — **Rassenführung:** Die zu der öffentlichen Hauptversammlung im vorigen Nebelung angekündigte Rassenprüfung hat am 2. Sonntag d. J. stattgefunden. Der bisherige Vorsitzende, Oberstleutnant Blaz, erteilte auf Grund des Prüfungsergebnisses Entlastung und übermittelte dem ausscheidenden Rassenwart, Oberst Wasserfall, für seine ehrenamtlich ausgeführte Arbeit den Dank der Vereinigung.

Ortsgruppenarbeit. Im Heft 2 und Heft 3/1936 veröffentlichten wir 35 Orte, in denen Zusammenfassungen unserer Freunde

bestehen. Wie in diesen Ortsgruppen oder Arbeitsgemeinschaften zum großen Teil erfreulich planmäßig Arbeit geleistet wird, zeigen neben den laufenden Monatsberichten in „Germanien“ die Jahresberichte, mit deren Wiedergabe wir hier beginnen. Die Gestaltung der Ortsgruppen bleibt stets von den örtlichen Gegebenheiten wie von der Persönlichkeit des Leiters abhängig, so daß jede Gruppe weitgehend ein eigenes Gesicht trägt. Gemeinsam aber ist allen die gleiche innere Ausrichtung, wie sie in unserer Zeitschrift, in den jährlichen Tagungen und in dem Werk von Wilhelm Leudt aufgezeigt werden. — (Wir erinnern gleichzeitig diejenigen Ortsgruppen, deren Berichte noch ausstehen.)

Die Arbeitsgemeinschaft **Eschwege** (Leiter: Major a. D. **Heinemann**) ist har-

tung 1934 aus einer völkischen Gemeinschaft hervorgegangen. Sie führt ihre Freunde zu vorgeschichtlichen Erkundungs- und Entdeckungsfahrten. Bei den Monatszusammenkünften wurden Aufsätze aus „Germanien“ vorgetragen und besprochen; neben den rein vorgeschichtlichen wurden auch andere naheliegende völkische Fragen behandelt. Verschiedene Mitglieder konnten von ihrem Besuch unseres Lipperlandes und seinen Heiligtümern erzählen.

Die Ortsgruppe Hagen berichtet: In den Wintermonaten fanden am 1. Samstag des Monats Vortrags- und Ausspracheabende statt, in den Sommermonaten einmal im Monat an Sonntagen Wanderungen und Fahrten, z. B. nach Hohenlyburg-Schwerte, Soest-Drüggelte, Hünge-Kanten, Dahl-Ambröck.

Im Herbst 1934 wurde auf unsere Anregung ein Hügelgrab in der Donnerkühle freigelegt, Sommer 1935 mit Ausgrabung der Wallburg Ambröck begonnen. Die notwendigen Gelder wurden von und bei Freunden der Sache gesammelt. Erste Besichtigung der Teilausgrabungen in Gegenwart der Stadtverwaltung.

Außerhalb unseres Kreises wurden zahlreiche Vorgeschichts-Vorträge (Führungen Wallburg Ambröck) in allen NSDAP-Organisationen gehalten (Gauführerschule) durch Herrn Dr. Bruns, innerhalb der Ortsgruppen der Frauenschaften (Schulungskursen) durch Frl. Rottmann.

Unsere Bücher wurden der Bücherei des Heimatbundes angegliedert, damit sie besser zugänglich sind. gez. **Rottmann**.

Die Ortsgruppe Berlin berichtet: Unsere Ortsgruppe zählt 113 zahlende Mitglieder und etwa 33 Gäste, die regelmäßig eingeladen werden.

Mit Beginn des Jahres 1935 übernahm ich die Leitung der Ortsgruppe, da Herr Studienrat i. R. E. Weber, Spandau, aus Gesundheitsrücksichten von seinem Amt, das er bisher so erfolgreich geführt hatte, entbunden zu werden wünschte. Im Laufe des Jahres legte auch Herr Dr. Ulrich wegen Überbürdung seinen Posten als Schriftführer nieder. An seine Stelle trat Frl. Frida Siebert, Berlin-Charlottenburg 4, Fritzschestraße 57.

Über die Arbeit der Ortsgruppe geben die regelmäßig in „Germanien“ veröffentlichten Berichte Auskunft; im Winter fanden „Gesellige Abende“ im „Späten“, Friedrichstr. 172, mit Vorträgen, im Sommer Wanderungen unter Leitung von Herrn F. S. Krause, Berlin-Neukölln, Hufstr. 9, statt. gez. **Kalch**.

Die Ortsgruppe Heidelberg berichtet: Unter Mitwirkung der Kreisleitung Heidelberg des NS-Lehrerbundes konnte im Herbst 1935 ein Vorgeschichtlicher Arbeitskreis gegründet werden, der zugleich die Ortsgruppe der Vereinigung darstellt, so daß die Arbeitsgemeinschaft nicht nur Lehrern, sondern allen Volksgenossen offensteht. Der Arbeitskreis, an dem durchschnittlich 30 Mitglieder teilnehmen, kommt jeden 1. Mittwoch im Monat zur Behandlung einzelner vorgeschichtlicher Gebiete zusammen; daneben finden Vorträge vor einem größeren Kreis in der Universität statt. Im Arbeitskreis wurden bisher folgende Gebiete besprochen:

Im Giltbard: das wichtigste Schrifttum zur germanischen Vorzeit (Dir. Dr. Nebel); im Nebelung: Herkunft der Germanen (Kreisamtsleiter Grein und Professor Dr. Knüpper);

im Fulda: Aussprache darüber; im Hartung: die Externsteine (Hptl. Merdes);

im Hornung: Runen und Runenschrift (Frau Prof. Zeuner).

Im Nebelung sprach in einem gutbesuchten öffentlichen Vortrag Prof. Dr. Scheffele über Germanische Sternkunde.

Da die Stadt Heidelberg durch Oberbürgermeister Dr. Reinhaus, der regsten Anteil an allen vorgeschichtlichen Fragen nimmt, selbst Mitglied der Vereinigung wurde, wird unsere Zeitschrift in der städtischen Lesehalle aufgelegt. Ein städtischer Zuschuß ermöglichte die Schaffung einer kleinen Bücherei, während von den Mitgliedern nur eine Umlage für die laufenden Ausgaben erhoben wird.

Anschrift des Ortsgruppenleiters: Direktor Dr. Otto Nebel, Heidelberg-Rohrbach, Obdinspfad 3; des Schriftführers: Prof. Dr. Hans Knüpper, Heidelberg, Bergstr. 51.

Siebtler Lehrgang der Pflegstätte für Germanenkunde. Im Rahmen dieses Lehrganges sprach am 25. Hornung Geheimrat Univ.-Prof. R. Sommer, Gießen, in Detmold über Germanische Verkehrswege.

Sommer geht von den alten Straßen aus, die unter dem Namen Kennsteig oder Kennweg, Haar-, Heer- oder Hellweg, ferner unter der Bezeichnung Straße oder hohe Straße in Deutschland, besonders auch in Westdeutschland, ferner in der Schweiz, in Österreich und Ungarn vielfach vorkommen. Die erste umfassende Zusammenstellung der alten Straßen hat L. Hertel in der Schrift „Die Kennsteige und Kennwege des deutschen Sprachgebiets“ im Jahre 1899 ge-

geben, wobei er bis zur Zahl 143 gekommen ist. Diese grundlegende Arbeit beruhte auf einer vom Thüringischen Rennsteig-Verein in Deutschland und den angrenzenden germanischen Sprachgebieten gemachten Rundfrage. Unterdessen hat sich die Zahl der ermittelten Rennwege auf etwa 220 erhöht, während andererseits durch die Studien des Vortragenden, der den Zusammenhang ganzer Reihen von Rennwegen im Sinne von durchlaufenden Verkehrsstraßen nachgewiesen hat, diese große Zahl wieder zusammengeschmumpft ist. Die Deutung von Rennweg im allgemeinen Sinne als Grenzweg ist unhaltbar, da es, wie schon Hertel nachgewiesen hat, eine Menge von Rennwegen in alten Städten, z. B. Würzburg und Wien, gibt, die niemals Grenzwege gewesen sein können, sondern nach der ganzen Bauart der betreffenden Stadt wichtige Verkehrswege waren.

Sommer erläutert dies besonders durch eine Karte von Wien aus dem 18. Jahrhundert, aus der ersichtlich sind: 1. der Rennweg nach Ungarn, der nach Osten zieht und nach Sommers Studien zugleich die Nibelungenstraße, d. h. die im Nibelungenlied gemeinte Straße von Passau über Wien zur Gabelburg ist; 2. die Renn-gasse, die im Westen des ältesten Stadtteiles vom Süden nach Norden zum Donauübergang und weiter als Rennweg nach Mähren zieht. Das römische Kastell Vin-dobona lag in dem nordöstlichen Winkel zwischen den beiden Rennwegen und war eine Wegsperre an diesen wichtigen germanischen Völkerstraßen. Sommer erläutert dabei die weitere Entwicklung dieser Verkehrslage von Wien aus zur späteren Zeit der Babenberger sowie der Habsburger bis zur Gegenwart.

In dem Buch über Familienforschung, Vererbungs- und Rassenlehre (3. Auflage, 1927) sowie in dem daran anknüpfenden über die Nibelungenwege hat Sommer diese ältesten Verkehrswege in Schlesien, Sachsen und Hessen bis zum Rhein, ferner in Süd-deutschland von Worms zur Donau und

über Passau und Wien nach Ungarn sowie von der oberen Weichsel zur Donau, sodann auch in Norddeutschland von Ostpreußen über Pommern und Nordbrandenburg zur Elbe beschrieben. Bei seinen weiteren Studien hat er besonders die Nord-Südverbindungen und die Fortsetzung des Ostweges von der Elbe über die Weser zum Rhein, ferner die alten Straßen in Westdeutschland, besonders in der Münsterischen Bucht und ihren Randgebirgen im Süden, Norden und Osten untersucht. Dabei hat sich der Schlüssel zu vielen Angaben der römischen Schriftsteller über die Kriege zwischen Römern und Germanen im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ergeben. Diese Untersuchungen sind in einem Buche über die germanischen Freiheitskriege in den Jahren 9 bis 16 n. Chr. zusammengefaßt worden, das entsprechend seiner Entstehung zugleich als germanisches Wanderbuch gestaltet ist.

Pfingsttagung 1936. Zum ständigen Ort unserer diesjährigen Tagung haben wir Mannheim gewählt, dessen Ortsgruppe der Freunde germanischer Vorgeschichte und der Altertumsverein mit seiner rührigen Führung sich uns bereitwilligst zur Verfügung gestellt haben. Der Begrüßungsabend findet am Dienstag, dem 2. Juni im Rittersaal des Mannheimer Schlosses statt. Der Mittwoch führt uns nach dem Kriemhildenstein und der Heidenmauer bei Bad Dürkheim und seiner Umgebung. Am Donnerstag geht es nach Heidelberg, dem Heiligenberg und andern germanischen Stätten und der Freitag bietet Gelegenheit zu Fahrten nach dem Donnersberg, Worms und Borsch. Das Nähere wolle man aus beiliegender Einladung ersehen.

Anmeldungen und Anfragen an den Altertumsverein Mannheim.

Professor Sommer gibt bekannt, daß er bereit ist, mit Teilnehmern, die auf dem Rückweg durch Gießen kommen, noch ein oder zwei Tage Germanienkunde am römischen Limes und in der nördlichen Wetterau zu treiben.

Germanien

Monatshefte für Germanienkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936

Juni

Heft 6

„**Ir sult sprechen willekomen!**“

Zum neunten Male kommen die Freunde germanischer Vorgeschichte zu ihrer alljährlichen Heerschau zusammen, um über die geleistete Arbeit Rechenschaft zu geben, vom Kampfe um ein deutsches Deutschland zu berichten und neuen Schwung zu gewinnen für diesen Kampf, dessen letzte Schlacht noch nicht geschlagen ist — mag auch die allgemeine Voraussetzung für ihn seit unserer ersten Thingversammlung in Detmold sich in einer damals kaum erwarteten Weise gebessert haben. Wenn wir für diese unsere Heerschau die Zeit gewählt haben, in der die siegreiche Sonne zur sommerlichen Höhe emporsteigt, so taten wir das nicht nur in äußerlicher Anlehnung an den Brauch unserer Ahnen, der uns heilig ist; wir tun es, weil wir den Willen haben, wiederzuerstehen, was jene als ein unmittelbares und lebendiges Weltgefühl besessen haben. Darum sind unsere Versammlungen nicht zu vergleichen mit den regelmäßigen Zusammenkünften irgendwelcher, einem mehr oder weniger ideellen Zweck dienenden Vereine, die mit einer Resolution und der Verkündung des nächsten Tagungsortes geschlossen werden. Wir sind aber auch keine rein wissenschaftliche Vereinigung, die Lehrmeinungen äußern und wider einanderstellen will, um diese oder jene Auffassung von diesem oder jenem Gegenstand festzustellen. Wir vertreten nicht ein bestimmtes Dogma oder eine bestimmte Methode — vielmehr sind wir eine Gemeinschaft, die in erster Linie durch ihren **Glaube**n zusammengehalten und lebendig gemacht wird. Aber auch wieder nicht durch einen Glauben, der auf Formeln und Lehrsätze abgezogen ist, sondern durch den Glauben an eine höhere Macht und eine höhere Sendung, die uns mit unserem Blut und unserer Seele, mit unserem Lande und seiner Geschichte von unseren Ahnen gegeben worden ist. An diese Sendung **glaube**n wir; und wir wissen, daß wir unserem höheren Daseinszweck gerecht werden, wenn wir sie getreulich erfüllen. Im Dienste dieser Sendung stehen die Waffen, die uns die Wissenschaft gegeben hat, und die wir mit jener Ehrfurcht pflegen und führen wollen, die der deutsche Mann von jeher seiner Waffe entgegengebracht, und mit der er auch den Waffenmeister behandelt hat, der ihm die Waffe schenkte.

Wir haben über das rechte Verhältnis zwischen völkischem Wollen und exakter Methode an dieser Stelle des öfteren geschrieben; es muß und soll das gleiche Verhältnis sein, wie zwischen dem Fechter und seiner Waffe. Diese ist nichts, wenn sie nicht in der Hand

Diesem Heft liegen Prospekte folgender Firmen bei: Bibliographisches Institut AG., Leipzig und Verlag der Dürsch'schen Buchhandlung, Leipzig. Wir empfehlen unseren Lesern, diese Beilagen zu beachten.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. F. D. Plagmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Bierguß, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. I. B. 1936 3800. Pl. Nr. 3.

eines Mannes ruht, der den Willen hat, sie scharf und schneidig zu schwingen; aber auch jenem fehlt der Arm, wenn ihm die scharfe und geschliffene Waffe fehlt, die niemals durch eine noch so schimmernde Theaterwaffe ersetzt werden kann. Wenn wir uns oft genug dagegen gewandt haben, daß man das Ziel durch die Methode ersetzt und den eigentlichen Zweck der Forschung über den methodischen Einzelheiten vergißt, so wissen wir doch auch, daß wir der abwägenden, sammelnden und sichtenen Forschung ebenso wenig entraten können, wie diese auf die Dauer auf eine geistige und seelische Zielsetzung verzichten kann, will sie nicht an Scherben und Steinen zerbrechen oder versteinern. Was wir wollen, ist gegenseitige Achtung und gute Kameradschaft, die sich aus der Ausrichtung auf ein gemeinsames Ziel ja endlich von selbst ergeben muß.

Wenn wir diese Richtung in unserer Zeitschrift „Germanien“ von Anfang an trotz aller Schwierigkeiten gewahrt haben, so müssen wir die Verdienste derer anerkennen, die in Gemeinschaft mit Wilhelm Leudt die Zeitschrift aus kleinen Anfängen dahin gebracht haben, daß sie zu einem Kampfblatt für unseren deutschen Gedanken werden konnte, den wir aus seinen uralten Wurzeln immer reiner und klarer erwachsen lassen wollen. Das Ziel dieses Kampfes ist die lichte Idealgestalt des germanischen Menschen, der einzigen auf unserem Boden und in unserem Blute möglichen Vollendung eines Menschheitsideals überhaupt. Wenn wir für dieses Ideal mit aller Schärfe und aller Unerbittlichkeit kämpfen, so kennen wir als Gegner nur jene Mächte, die dies unser Ideal nicht anerkennen, die es schmähen und uns rauben wollen, weil sie unsere Seelen nach einem grundsätzlich fremden und daher feindlichen Bilde formen wollen. Gegen diese Mächte hat sich von jeher der Freiheitskampf des germanischen Menschen gerichtet, und wenn fremde Geister diesem Kampfe jemals mit Gewalt oder wie es heute wieder mehr versucht wird — mit List ein endgültiges Ende setzen zu können glauben, so beweist das nur, daß sie unser Ideal niemals begriffen haben und in Ewigkeit nicht begreifen werden.

Wir haben, ausgehend von den Stätten der ersten großen germanischen Freiheitskämpfe, die ersten Versammlungen vorwiegend im niederdeutschen Gebiete abgehalten. Das war durch die Entwicklung unseres Bundes bedingt, aber es war nicht etwa der Gedanke maßgebend, als wenn das niedersächsische Deutschtum höher im Range stünde als das irgendeines anderen Gaues! Dem von Detmold ausgehenden Weckruf schlugen die deutschen Herzen im Süden und Westen mit der gleichen, ja vielfach mit noch größerer Freudigkeit entgegen, wie im Norden des Landes, und das entspricht durchaus der germanischen Überlieferung des Gaues, in dem wir heute zusammenkommen. Um Pfalz und Odenwald haben sich die größten Überlieferungen unseres Volkes zu endgültiger Form verdichtet. Hier lebt und spricht der deutsche Geist in dem Liede von dem kühnen Helden-geschlecht der Burgunden und dem Riehhelden Siegfried; hier hat er später die nicht weniger germanischen Gestalten eines Hagen und seines fröhlichen und tapferen Freundes Volker erschaffen — Gestalten, in denen die ernste und die frohe Seite des Germanen ihren ergreifendsten Ausdruck gefunden haben. Denn auch diese kämpfend-frohe Haltung gehört untrennbar zum Wesen des germanischen Deutschen; sie finden wir vor allem in diesem blühenden und gesegneten Lande, in dem Remeter und Burgunden, Hessen, Franken und Schwaben einander das Erbe des Blutes und Geistes weitergegeben haben. Hier ist seit der ersten germanischen Besiedlung deutsches Volkstum gegen römische Provinzialherrschaft und alle späteren Überfremdungsversuche beständig geblieben. Immer wieder richtete sich gegen dies blühende und kernfeste Land der Stoß aus dem fremden Westen; immer wieder, bis zu den jüngsten Siegestagen an der Saar, ist er siegreich und ruhmreich für das Deutschtum bestanden worden.

Wir begreifen das, wenn wir wissen, daß dieser Boden germanische Überlieferungen birgt, die Zeugnis und Unterpfand für die Unzerstörbarkeit seines deutschen Wesens sind. Auch hier ist heiliges, germanisches Reich.

Platzmann.

Dom Teufelstein zum Heiligenberg

Sage und Dichtung um die Ausflugsziele der Mannheimer Tagung 1936

Von Prof. Dr. Albert Becker

Wenn die Freunde germanischer Vorgeschichte in den ersten Junitagen nächsthin von ihrem Tagungsort Mannheim aus auch die vorgeschichtlich berühmten und sagenumwobenen Stätten deutschen Ahnenerbes um Bad Dürkheim besuchen, betreten sie eine Örtlichkeit, die seit Jahrhunderten nicht nur auf die Geschichtsforscher ihren Reiz ausübte, sondern auch den Volkskundler und den Dichter immer wieder beschäftigte.

Diese Teilnahme erwachte, soweit ich sehe, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als der vormalige Jenaer Professor und spätere Speyerer Gymnasialkonrektor M. Georg Litzel (1694—1761), ein geborener Ulmer, mit Nachdruck die Speyerer Denkmale und Funde der Vorzeit behandelte und so (1751) in seiner „Historischen Beschreibung der kaiserlichen Begräbnis in dem Dom zu Speyer vom Jahre 1030 bis 1689“ und im Zusammenhang mit der von der alten Salierburg Limburg, der heutigen Abteiruine, nach Speyer führenden Baugeschichte des Kaiserdomes auch der Überlieferung gedachte, es habe den — Teufel verdrossen, daß Kaiser Konrad II. sein Bergschloß über Dürkheim in ein Kloster verwandelte. Daher „habe der Teufel einen sehr großen Stein von einem fernen Orte hergeholt, um das Kloster damit niederzuwerfen; auf Anraten eines alten Weibes, daß er ein wenig ausruhe, habe er ihn niedergelegt; und da er ihn wiederaufheben wollte, sei der Stein zu Butter geworden, und so habe er denn sein Vorhaben nicht ausführen können.“

Die „Fabel“, die nach Litzel „einst bei den Einwohnern selbiger Gegend herumgetragen wurde“, begegnete mir in einer fast gleichaltrigen Form, die aber doch wieder eine gewisse Besonderheit aufweist und darum mitteilenswert erscheint. Sie ist von F. D. Fladt im gleichen Jahre 1751 aufgezeichnet und noch besonders beachtenswert, weil der Urhandschrift, die ich in dem Geheimen Hausarchiv zu München fand¹, auch eine Zeichnung Fladts beigegeben ist, die uns den Teufelstein in einer wohl ältesten Bildstizze zeigt und dazu auch die unweit davon gelegene gewaltige Heidenmauer Fladts Darstellung der Sage lautet (in neuzeitlicher Schreibweise) also:

„Nachricht

vom Teufelstein und dessen Ringmauer 60 bis 70 Schritt weit davon gelegen oberhalb des vormaligen Stifts Limburg.

Von diesem sehr großen und sehenswürdigen Stein, welcher in dazigen Gegenden etwa nicht ohne Grund der Teufelstein genennet wird, erzählt man nachfolgende Geschichte:

Es habe nämlich dem Teufel verdrossen, als er vernommen, daß das Schloß Limburg zu einem Gotteshaus gewidmet worden sei, gestalten er in der Meinung gestanden, es würde ein weltliches Gebäude oder gar ein Wirtshaus daraus werden. Seine Rache nun an demselben auszuüben, habe er einen sehr großen Stein gesucht, um dasselbe damit zu zerstören. Als er nahe dabei kommen, habe er den Stein auf gegenwärtigen Platz, wo er jezo lieget, niedergelegt und sich darauf gesetzt, um auszuraufen. Hierauf sei eine Weibsperson, welches die Mutter Gottes gewesen sein solle, zu ihm kommen und habe ihn um sein Vorhaben befraget. Als sie es vernommen, sei sie verschwunden. Der Teufel habe sofort den Stein wiederaufheben wollen; allein, als er ihn angreifen wollte, sei er weich wie Butter gewesen. Er habe folglich nichts mehr damit ausrichten können, wie man dann auch noch von seinem Sitz die Cavität

¹ Thesaurus Palatinus: Sp. 317 I. II.

erzählungen". Uns fesselt besonders, was der geschichts- und überlieferungsarme Amerikaner, in die Rätzel unserer germanischen Vorzeit versenkt, in der Vorrede zu seinem Roman zu erzählen weiß; ich folge dabei der Übersetzung Karl Kolbs¹: "... Als mein Reisehandbuch, das ich mitgenommen hatte, berichtete, daß die Heidenmauer der einst ein Germanen-, vielleicht sogar ein Sonnenlager und der Teufelstein ein altheidnischer Opfertisch gewesen sei, reifte in mir rasch der kühne Entschluß, auch diesen Urstätten menschlichen Ringens und Schaffens eine Visite abzustatten und dabei meine Kenntnisse der Sitten und Gebräuche meiner altgermanischen Vettertschaft tunlichst zu erweitern. Während wir nun talabwärts stiegen, ließ unser Christian Ringel (so hieß der Dürkheimer Führer) mit gewohnter Redseligkeit die Sagen vom Stapel, welche die Limburg und den Teufelstein in ebenso ergöglicher wie bedeutungsvoller Weise verknüpfen.

Bei Erbauung der Limburg hatten die Mönche mit dem überall seinen Vorteil erlauernden Teufel einen Pakt abgeschlossen, kraft dessen sich Vater Beelzebub verpflichtete, die Steine im nahen Felsgebirge für das riesenhafte Werk nicht bloß zu brechen, sondern auch aufs feinste bearbeitet an Ort und Stelle zu schaffen. Der lockende Preis hiefür habe in dem Versprechen bestanden, daß hier eine Wirtschaft errichtet werde, was der dumme Teufel — die Teufel sind ja stets dumm — auch geglaubt habe. Er glaubte sogar, ein höllisch gutes Geschäft zu machen; denn das riesenhafte Wirtshaus werde die allezeit durstigen Pfälzer vollends um den Verstand bringen und ihm herdentweise ins Gehege treiben. Unter solchen trügerischen Vorspiegelungen schaffte und schanzte der Vater der Sünde so eifrig in einem pechdünstenden Schweiß, daß er die größten Felsblöcke in rasendem Flug herbeitrug und die Abtei samt Kuppel und Türmen in unglaublich kurzer Zeit fertig dastand. Wie aber dann in der Kuppel sechs Glocken auf einmal den dröhnenden Mund aufstuten und die Mönche zur Einweihung des Klosters in feierlicher Prozession mit vorangetragenem Kreuz den Limburgberg hinaufstiegen, da konnte dem betrogenen Satan die Wahrheit nicht länger verschlossen bleiben. Mit schrecklichem Gefauche stürzte er auf den gegenüberliegenden Hang der Heidenmauer, um dort aus den tiefsten Eingeweiden der Erde einen riesigen Felsblock loszuwühlen und mit gerächmetternder Wucht über das Tal hin auf die Limburg zu schleudern. Da plötzlich fühlte er zu seinem Entsetzen, daß der Fels in seiner Hand weich wurde, wie wenn er von Butter wäre, und sich hiedurch jedem Versuch einer frevlen Schleuderung in der hartnäckigsten Weise entzog. Der heilige Benedikt hatte vermutlich über seine neuen Schutzbefohlenen gewacht und dies rettende Wunder ausgeheckt. Dem armen Teufel blieb daher nach einigen weiteren verzweifelten Schleuderungsversuchen nichts übrig, als wieder einmal an die Stärke des Himmels zu glauben und sich beschämt davonzutrollen.

Das Volk bemächtigte sich später mit Vorliebe dieser Sage und schmückte sie in seiner naiven Weise noch aus. So zeigt man z. B. noch gewisse Merkmale des Felsens, die beweisen sollen, wie verzweifelt der Höllegeist mit seinem Widersacher, dem Butterfloh, gerungen habe. Am wenigsten zweifelerregend scheint in dieser Beziehung ein kegelförmiger Eindruck auf dem Gipfel des Berges zu sein, der, wie viele fest und steif behaupten, davon herrührt, daß der von seinem vergeblichen Rasen erschöpfte Satan sich in trübseligem Hinüberstarren auf den butterweichen Stein gesetzt und somit den Abdruck seines — Hinterteils hinterlassen habe."

Auch das Ergebnis seiner eigenen Beobachtungen an Ort und Stelle mag uns der Amerikaner erzählen:

¹ Vgl. Hermann Schaefer, Meta und Berchthold oder die Zerstörung der Limburg. Romantische Erzählung aus dem Jahre 1504. Sonderdruck Herzogmühle, Gießen 1921. Dazu F. Weckesser, J. F. Cooper in der Pfalz (Pfalz-Saar 18, 1935, Nr. 20, 15. Oktober).

"Der Ringwall bestand aus den Ruinen einer kreisförmigen, etwa eine halbe Stunde im Umfang messenden Mauer, um deren äußere Seite in ununterbrochener Folge regellose Steinhäufen angeschüttet waren, während im Innern der so gebildeten Arena vielfältig die Spuren von Fundamenten und abgeteilter Mauerreste zutage traten. Das Ganze war von einem Anflug junger Kiefern gedeckt und gegen das Muttergebirge hin durch einen Graben noch besonders geschützt. Der Teufelstein lag etwa 1000 Fuß vom Rande der Heidenmauer entfernt auf einem mäßig hohen, dem Plateau entsteigenden kahlen Hügel. Er ist ein verwitterter, die Narben der Jahrtausende tragender, gewaltiger Felsblock, der sein hochgestirntes Haupt weit über die vorderen Gebirgsausläufer emporhebt. Ich setzte mich", so erzählt Cooper, "auf seinen Gipfel und versank sofort, von der Weite und geistigen Tiefe des Ausblicks gepackt, in sinnende Betrachtungen. Von dem mächtigen Schatten des rückwärts liegenden Gebirgsmassivs gehoben, erstrahlte, soweit das Auge reichte, eine lichtflimmernde, in allen Farben des schaffenden Lebens prangende Riesenzauberplatte, aus der sich beim näheren Zusehen eine unabsehbare Fülle der lieblichsten Miniaturgemälde hervordrängte. Hochgiebelige Dörfer wechselten mit goldgrünen Rebenhügeln, duftblaue Gaine mit lachenden Fluren, reiche Städte des Handels mit solchen des Gewerbsfleißes, und dazwischen bligten da und dort die Fluten des Rheines und des Neckars auf, gleich festlichen Silberbändern, die von Sonnengold triefen; als höchste, von magischem Zauber umflossene Lichtpunkte traten daraus die Dome von Worms, Mannheim und Speyer hervor ...

Den malerischen Abschluß bildeten am östlichen Horizont die vom Märchenduft der Ferne umtrübten Berge des Odenwaldes, in deren Schatten das silberbemooste Felsgestein verschiedener sagenhafter Burgruinen so weich eingebettet lag, wie es solchen ehrwürdigen Zeugen der Vergangenheit gebührt. Gleich einer Fürstin aber erhoben sich daraus die von einem rosigen Schimmer umflossenen Traumgebilde des Heidelberger Schlosses, das selbst in diesen verschwimmenden Linien dem inneren Blick sofort ein aus Natur und Kunst gewobenes Prachtgemälde vorzaubert, wie es die Welt nicht leicht ein zweites Mal zu schaffen vermag."

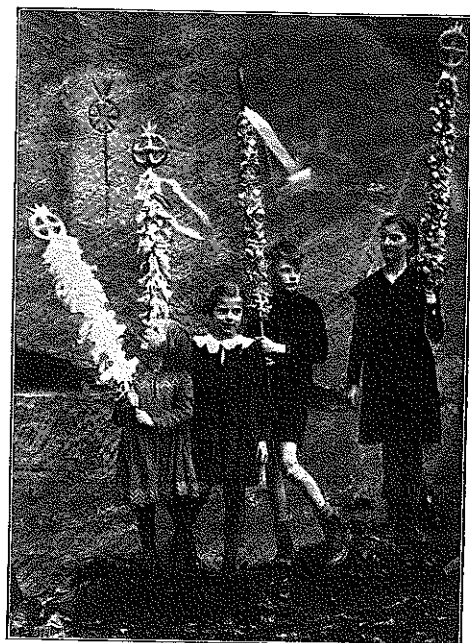
Das herrliche Bild, das Cooper hier vor unser Auge zaubert, spiegle sich in den Versen des Cooper artverwandten großen englischen Dichters Lord Byron (1788 bis 1824):

So grüß' ich niemals mehr ein ander Land.
Die Seele strahlt in deinem Farbenshimmer,
und wenn das Auge schmerzlich abgewandt
den Sehnsuchtsblick vom schönen Rheinesstrand,
so tönt ein dankbar rühmend Scheidewort:
„Wohl steigt und leuchtet stolzer mancher Ort,
doch keiner zauberisch verflungen heut
so Glanz und Huld und Reiz, den Ruhm der alten Zeit,
die unbewusste Hoheit, Frucht und Blüten
der Reife nah', des weißen Städtchens Glänzen,
den lauten Strom, der Felsen Pyramiden,
die Waldesgrün und graue Burgen kränzen,
und Klippen wild, gleich Rittertumes Spuren,
wie höh'nend Menschenkunst, und stets umwallen
sie Menschen, froh und glücklich, wie die Fluren,
die ihren Segen rastlos spenden allen,
erblühend um den Strand, ob rings auch Reiche fallen."

Und auch unser Ludwig Uhland grüßt einmal von jenen Höhen ob Bad Dürkheim
die Städt' und Burgen, Fluß und Feld und Hain
und allen Reichtum dieser schönen Welt
so freundlich und so blühend hingelegt ...¹

Das Stichwort Heidelberg, das uns Cooper gab, leite hinüber über den Rhein zu den Höhen des Heiligenbergs und seiner neuen Thingstätte, die unsere Freunde ja gleichfalls von Mannheim aus besuchen werden. Es erinnere uns aber auch wieder an den Sänger Altheidelbergs, den vor fünf Jahrzehnten geschiedenen Joseph Victor von Scheffel und an ein Urteil, das der geschichtsfundige Dichter nach einem Besuch eben Dürkheims und der Heidenmauer seinem Freund Paul Heyse gegenüber abgab: „Um Pfingsten“, so schrieb Scheffel vor eben 75 Jahren², am 25. Mai 1861, „hab ich an Dich gedacht, da ich in den Bergen von Dürkheim herumstieg. Es steckt, drei Stunden hinter Dürkheim auf hohem, waldigem Bergrücken, ein Drachenstein, darin das Volk icht noch zwei Höhlen die Drachenkammern heißt ... wohl einer der Plätze, an denen die in dem rheinfränkischen Land lokalisierte Siegfrieds-sage³ einst lebendig war ... das waldeinsame laubgrüne Höhenbild von jenen Gipfeln hat mir gar wohlgetan. Auch die Heidenmauer ... eine Umwallung einer ganzen Bergkuppe, so daß der innere Raum als heiliger Hain, Totenbestattungs- und Opferort ... in Kriegszeit aber als Fluchtwinkel und Feste diente, führt die Gedanken in dieselbe graue Vorzeit, da an den helvetischen Seen unsre frommen Vorfäter auf Pfahlbäumen ihre Asche im Wasser gründeten — Geschichten aus vorgeschichtlicher Zeit!“

Noch lockt die Verjüngung, der vielen zu gedenken, die wie Cooper, Byron, Uhland, Scheffel und Heyse forschend und sinnend und dichtend schon an jenen Stätten gewelt: von den Orts- und Heimatdichtern bis hin zum großen Sänger, von dem schlichten Heimatforscher bis zu den Trägern klangvollster Namen — ich nenne so beispielsweise August Becker, Friedrich Blaul, F. R. Bruckner, H. J. Fried, P. Gärtner, Karl Geib, F. W. Hebel, Eduard Jost, Johann Georg Lehmann, Heinrich Mayer und Christian Mehliß, die früh schon den Spuren germanischen Ahnenerbes in unserer Landschaft gefolgt und ihr Bild der Vorzeit auch dichterisch zu tönen wußten; ich nenne, von Lebenden auch hier abgesehen, weiter Namen wie Hippolyt August Schauffert, Her-



¹ Vgl. die Festnummer des Heidelberger Fremdenblatts 1935, Nr. 8, 1. Juniheft (Weiße des Things), wo ich der Drlichkeit besonders gedachte.

² Conrad Höfer, Briefwechsel zwischen Joseph Victor von Scheffel und Paul Heyse. Karlsruhe 1932. S. 63—64.

³ Ich erinnere an die neu nachzuprüfenden Arbeiten von C. Mehliß, Der Drachensfels bei Dürkheim a. d. G. (I. Gynnasialprogramm Neustadt a. G. 1894, II. ebenda 1897).

Lebendiges Ahnenerbe

Kinder mit „Sommersteden“ vor dem Brunholzbisstuhl bei Dürkheim. Die Formen des heutigen Brauchtums entsprechen genau den uralten Steinritungen.

mann Schaefer, Alois Schreiber und Franz Weiß bis zurück zum jungen Goethe oder her zu den Gelehrten Karl Cäsar von Leonhard und Silvester Jordan, Franz Kugler, Berthold Riehl, Georg Dehio und Rudolf Birchow, der immer wieder gern in unserm Dürkheim Einklehr hielt.

Noch schauen, wie einst auf sie alle, die Jahrtausende rätselvoll dort auch auf uns herab:

noch ruhet auf derselben Stelle
ein stummer Zeuge und allein,
wo er entfiel dem Herrn der Hölle,
auf hohem Berg der — Teufelsstein ...
(Franz Weiß.)

Das Mühlhäuser Brunnensfest

Von Marieluise Henniger

Eine deutsche Sommerfeier

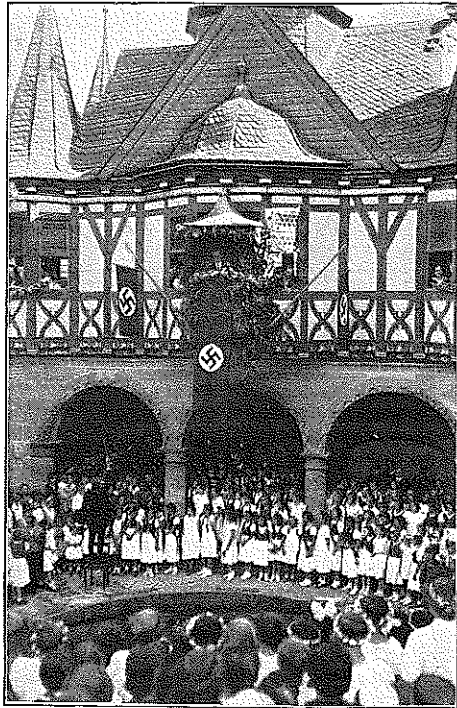
„Zwei Türme ohne Dach,
Zwei Häuser ohne Fach,
In jeder Straß' ein Bach!“

Mühlhausen, das alte Molinhuso, die ehemals freie Reichsstadt, blickt auf eine große Vergangenheit zurück. Als Zeugen der einstigen Macht und Herrlichkeit ragen noch in unsere Zeit die vielen Kirchen und die sieben vielgestaltigen Wehrtürme hinein. Festtags hängt das Geläut der Kirchenglocken wie eine tönende Wolke über Mühlhausen und erfüllt das Städtchen mit schwingenden Weisen, während unten in den Straßen die Bäche Tag und Nacht ihr Plätscherlied ertönen lassen.

Zwei Quellen speisen sie, die Vorstadt St. Nikolai und die Unterstadt werden von der Popperöder, die obere Stadt von der Breitenfüßenquelle durchflossen. Westlich von Mühlhausen durchbricht der Popperöder Bach die fruchtbare Erde, um am Ende seines Weges vom Anstrutmühlgraben verschluckt zu werden, nachdem er — während seines Laufes nicht müßig — die Werke von zwölf Mühlen zum Drehen brachte und zwischen durch den Popperöder Teich mit klarem Wasser füllte.

Sonne, Wasser, Fruchtbarkeit und Freude bilden seit altersher einen lieblichen Zusammenhang im Volksglauben. Schon bei altgermanischen Frühlingsfesten stand die Ausschmückung der Brunnen im Mittelpunkt, ein Brauch von tief sinnbildlicher Bedeutung. Die Krone aller deutschen Brunnensfeierlichkeiten, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, ist das Mühlhäuser Fest am Popperöder Brunnenshaus. Goethe schreibt über jenen Bach, der oberhalb der Stadt entspringt: „Es ist ein gesundes und gutes Wasser, und es werden noch jährlich zu drei verschiedenen Zeiten Dankmessen gelebriert, und zwar ziehen die Lehrer männlichen und weiblichen Geschlechts mit ihrer Schulfugend in Prozession an den Ursprung der Quelle, sowie auch die Waisenkinder ganz besonders mit ihren Lehrern. Die Stadt liegt in einer fruchtbaren Gegend und hat eine gesunde Lage; sie hat viele Kirchen und große Stadtmauern.“

Die Quelle dieses Baches selbst ist ein Edelstein. Von ihrem Spiegel aus stuft sich das Land in einer geschlossenen Runde empor. Uralte Linden breiten ihre Kronen schützend über den Platz, daß er ganz in der kühlen Frische des Schattens liegt. Nach Süden zu erhebt sich unmittelbar über dem Silber des Spiegels in luftiger Bauweise, der etwas Schwebendes anhaftet, das Brunnenshäuschen, mit Erfern und Ecktürmchen geziert. Es wurde im Jahre 1614 erbaut. Die Quelle, die bis auf den Grund von gläserner Bläue ist, verdankt ihre ebenso eigenartige wie schöne Fassung dem ehemals reichstädtischen



Mädchenbrunnenfest in Mülhausen in Thür.

Bürgermeister Gregorius Fleischhauer. Die lateinische Inschrift ermahnt: „Hier erfrische jedermann, der als Gast herzugekommen, Geist und Gemüt und lobe den gütigen Gott mit dankbarem Munde!“

Diesen Dank statten die Mülhäuser getreulich ab, wenn sie zur Quelle ziehen, den Frühsommer zu begrüßen, der ihnen die ersten Rosen beschert.

Das Brunnenfest wird in diesem Jahre — wie alljährlich — im Monat Juni gefeiert, und zwar gewöhnlich an den Montagnachmittagen. In den letzten Jahren fügte man bisweilen auch noch die Sonntage ein.

Jede Schule bringt nach altem Brauch der Quellengottheit Blumen dar, so daß sich die Brunnenfestfeier so oft wiederholt, als Schulen vorhanden sind. Der Ort der Feier war ursprünglich allein die Popperöder Quelle, erst später kam die Quelle der Breitsülze hinzu, an welcher — jährlich wechselnd — die Hälfte der Volksschulen das Brunnenfest begeht, während die höheren und mittleren Schulen an der Popperöder Quelle feiern.

Die älteste Erwähnung des Brunnenfestes geht auf das Jahr 1605 zurück. Es wurde von dem Gymnasium, das, abgesehen von den Mülhäuser Schulen, die gesamte männliche Jugend der Stadt in sich vereinigte, begangen.

Die Mädchenschule hat die Brunnenfahrt ebenfalls schon im 17. Jahrhundert übernommen, wie aus alten Kammereirechnungen festgestellt wurde. In den Rechnungen des Brückenklosters vom Jahre 1647 fand sich diese Eintragung: „Zwo Gulden, vierzehn Groschen, acht Pfennige für vierunddreißig Stübchen Bier auf der Weidlin-Schulfeiertag am Brunnen verzehrt ...“ also das Brunnenfestbier, das der Magistrat noch bis kurz vor dem Kriege darreichen ließ. Bei den ebenfalls erwähnten Brezeln ist sicherlich an die Brunnenfeststriezel zu denken. Hier ist zum ersten Male das Mädchenbrunnenfest in den Akten gedacht, doch dürfte es viel älter sein¹.

Das Mädchenbrunnenfest bietet uns das lieblichste Sommerbild. Mit Kränzen im Haar und Sträußen in den Händen ziehen die Töchter Mülhausens an ihre heilige Quelle, in die sie nach dem Gesang der Brunnenfestlieder ihre Blumengaben versenken. Ist dann die Quelle in ein einziges schwanzendes Blumenbeet verwandelt — oft ergleicht auf dem Grund ein Blumenstern wie unter einem Glassturz —, ertönt der Festgesang: „Lobt Gott, lobt alle Gott, dankt ihm, dem Ewigweisen!“

Mündlicher Überlieferung zufolge soll die Popperöder Quelle versiegen, sobald das Brunnenfest nicht mehr gefeiert wird.

Die älteste Kunde vom Schülerbrunnenfest findet sich in den Acta ministeria des Ephoralarchivs und lautet:

„20. Juni 1605 gehen die Collegan mit den Knaben zum brunne darüber newe turbae zwischen dem Rectore und Esaiä (Magister Esaias Rodius) sich erheben, darum daß Esaias sollte gesagt haben, er wollte mit den falsis fratribus nichts zu tun haben.“

Es handelt sich hier offenbar um eine Schulfeierlichkeit des Gymnasiums.

¹ Siehe Mülhäuser Geschichtsblätter Band 27, Seite 229.

Die Egelburg der alten Karten

Von Prof. Dr. Sommer, Gießen

Die Rennsteige und Rennwege des deutschen Sprachgebietes sind in der Schrift von E. Hertel, die auf einer Umfrage des thüringischen Rennsteigvereines beruht, zuerst im Jahre 1899 zusammenfassend dargestellt worden. In bezug auf die Deutung des Namens, kann ich auf die Untersuchungen von Hertel verweisen.

Unabhängig von dieser grundlegenden Schrift habe ich mich, ebenso wie Hertel von Thüringen ausgehend, schon seit 1885 mit den Rennwegen befaßt und viele durch Wanderungen kennengelernt. Unterdessen sind einerseits weitere alte Wege unter diesem oder verwandten Namen hinzugekommen, andererseits ist gerade durch meine Studien ihre Zahl, da ich bei manchen von ihnen zusammenhängende Reihen, die durch größere Gebiete führten, nachweisen konnte, wieder geringer geworden. Es ergab sich in Deutschland, Österreich und Ungarn ein ganzes Netz von alten Wegen, das mir für den vor- und frühgeschichtlichen Verkehr in diesen Gebieten, also im allgemeinen ausgedrückt, für die Völkerwanderungen und besonders auch für die Entstehung der deutschen Stämme von Bedeutung zu sein schien. In diesem Zusammenhang habe ich in dem Buche über Familienforschung, Vorerbungs- und Rassenlehre, 3. Auflage, 1927, im 32. Kapitel (Seite 430—478), „Rennwege, Völkerwanderungen und Rassenmischung“, das Ergebnis langjähriger Untersuchungen kurz zusammengefaßt und die Haupt-Rennwege in folgenden Gebieten beschrieben: 1. Thüringen und Hessen, 2. Schlesien, 3. südliches Hessen, Odenwald, 4. Bayern, 5. Österreich und Ungarn. Im Anschluß hieran ist unter 6. die Egelburg des Nibelungenliedes behandelt, da sie an dem sehr wichtigen Rennweg lag, der von dem oberen Weichselgebiet durch das ungarische Erzgebirge zur Donau bei Gran und weiter durch das westliche Pannonien nach Nordostitalien führte. 7. der Nordosten von Deutschland, Pommern und Brandenburg.

Die Darstellung der alten Wege in Westdeutschland, die unter dem Namen Haar-, Heer-, Hellweg, Rennweg oder Bad, auch unter örtlichen Ausdrücken wie Plackweg im Arnberger Wald, vorkommen, mußte aus dem Buch wegen Raumangel wegbleiben. Ich habe sie aber nunmehr, im Hinblick auf die Kämpfe zwischen Römern und Germanen zu Anfang unserer Zeitrechnung, niedergeschrieben.

Die Nibelungenwege sind, wie sich auch aus dem Fastenbleiben des Namens in Würzburg und Wien ergibt, Rennwege, d. h. alte Verkehrsstraßen, im besonderen Fall zwischen dem Rhein bei Worms durch den Odenwald zur Donau, dann über Passau, Wien und Gaimburg nach Ungarn. Der von hier nach Osten führende Weg heißt auf einer alten Karte Rennweg nach Ungarn und ist niemals ein Grenzweg gewesen, wie das Wort infolge von örtlichen Besonderheiten am Rennsteig in Thüringen von manchen aufgefaßt worden ist.

Dieser Weg von Wien führte über Gaimburg und Wieselburg (die Wieselburg des Nibelungenliedes) nach Gran an der Donau, wo „Egels Stadt zu Gran“ gelegen hat. Man muß aber nach dem Nibelungenlied hiervon die Egelburg als Herrscheritz ähnlich wie Potsdam von Berlin oder Versailles von Paris unterscheiden.

Aus der Erforschung der Wege vom Rhein zur Donau und weiter bis nach Ungarn ist das Buch „Die Nibelungenwege von Worms über Wien zur Egelburg. Ein deutsches Wanderbuch“ hervorgegangen (gedruckt 1928 im damaligen Verlag für Urgeschichte von Otto Hauser in Weimar). Schon in dem Buch über Familienforschung hatte ich (S. 462, Fig. 49) den Ausschnitt einer Karte von 1684 wiedergegeben, in der die Egelburg in deutscher Sprache nordöstlich von Gran und südöstlich von Schemnitz am Abhang des ungarischen Erzgebirges verzeichnet war. Dieser Ort entsprach der Lage nach dem jetzigen

Paläst auf den ungarischen oder Palästovce auf tschechoslowakischen Karten. Unterdessen hatte ich weitere Beweise gefunden, daß die Egelburg = Paläst oder Palästovce in verschiedenen alten Karten am Abhang des Erzgebirges an der linken Donauseite in dem Gebiet, das nach dem Krieg von Ungarn zur Tschechoslowakei gekommen ist, verzeichnet stand (Nibelungenwege, Seite 142—155). Ich möchte nun an dieser Stelle die alten Karten, in denen die Egelburg vorkommt, soweit sie sich in meinen Händen befinden, kurz beschreiben, so daß sie von den geographischen Sachverständigen in den alten Atlanten wieder erkannt werden können, wobei ich hoffe, daß sich noch weitere Beweise ergeben werden. Dabei halte ich die Reihenfolge ein, in der die Karten zu meiner Kenntnis gelangten und in den genannten beiden Büchern dargestellt worden sind.

1. Karte. Format 120×52 cm (vgl. Familienforschung usw. S. 462—63, Fig. 49 und 50, und die Nibelungenwege, Seite 142—143, Abb. 29 und 30). Danubius Fluviorum Europae Princeps cum Omnibus accessoriis Fluminibus et quae alluit Regnis Provinciis, Dynastiis, Urbibus, eorumque Nominibus princois ac recentioribus a Fonte ad Ostia usw. Jakobus Sandrart, Chalcographus Norimbergae AC. 1684. Weitere Inschriften mit Widmung rechts oben, links unten ein Bild von Donaueschingen. Die große Karte ist für die Geschichte der Türkenkriege sehr interessant, weil alle Schlachten, Belagerungen usw. mit Zeitangaben eingetragen sind. Der Maßstab bezieht sich auf ungarische und deutsche Meilen, bei denen die größeren und kleineren unterschieden werden. Sechs ungarische Meilen sind ungefähr gleich zehn größeren oder fünfzehn kleineren deutschen Meilen. Danach lag die Egelburg zirka acht größere deutsche Meilen nordöstlich von Gran und etwa zwei größere deutsche Meilen südöstlich von Schemnitz.

Wenn man in einem jetzigen Atlas von der Lage des Ortes Paläst im Verhältnis zu Gran und Schemnitz ausgeht, kann man die Meilenangaben der Karten mit den gegenwärtigen Entfernungen in Kilometern vergleichen. Auf der Karte erkennt man den Eipelfluß, der auf ihr fälschlich in den Granfluß kurz vor seiner Einmündung in die Donau bei Gran einmündet, ein merkwürdiger Fehler, auf dessen Ursache ich hier nicht eingehen kann. Das Donauknie bei Waitzen ist zu flach dargestellt. An der rechten Seite der Eipel (Ipoly) erkennt man zwei Nebenflüsse, von denen der eine nördlich auf Schemnitz der andere mehr östlich gelegene nördlich auf die Egelburg hinweist. Es ist links d. h. westlich der Schemnitzbach, rechts d. h. östlich der Karpfenbach. Beide sind zu kurz gezeichnet, in Wirklichkeit liegt Paläst = Egelburg zwischen dem Karpfenbach, der von Carpi kommt und sprachlich mit diesem Ortsnamen zusammenhängt, und dem

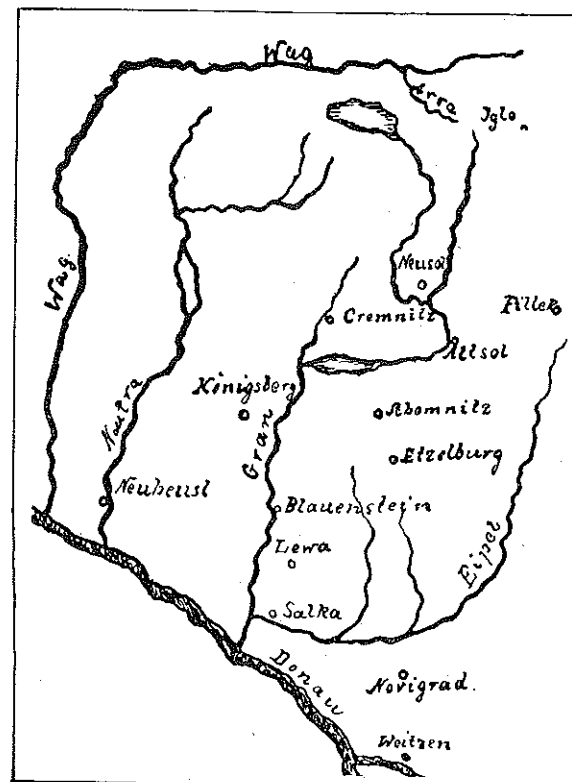


Abb. 1 Die Lage der Egelburg nach einer Karte von 1683

Litavabach, der im spitzen Winkel von Ost-Nord-Ost in den Karpfenbach einmündet. In diesem Dreieck liegt an einem auf den früheren ungarischen Karten verzeichneten Höhenweg, der von Norden von der oberen Weichsel über das ungarische Erzgebirge zur Donau bei Gran führt, die Egelburg. Der Weg führt über Neusohl und Altsohl. Bemerkenswert auf der Karte sind die vielen deutschen Namen in derselben Gegend von Oberungarn, in der sich die Egelburg befindet, z. B. nahe dem Granfluß Königsberg und Blauenstein, ferner Rosenau. Im übrigen kann man deutlich ungarische und slawische, eingestreut auch türkische Namen unterscheiden. Mehrfach haben einzelne Orte mehrere Namen, z. B. Leba oder Lebez. Die Karte ist für die alte Namensgebung auf dem Balkan von großem Interesse, z. B. heißt das jetzige Galbacz an der Südseite der Donau, östlich von Belgrad „Lauenberg Columbaria Galumbach“, was deutlich die Herleitung aus dem lateinischen Columba = Taube verrät. Bemerkenswert sind die aus der Römerzeit stammenden Namen, z. B. Ruinae pontis Trajani am Donauübergang zur Wallachei und nach Siebenbürgen. Die Egelburg lag also in einem sprachlichen Mischgebiet, in dem deutsche, ungarische und slawische, manchmal auch lateinische oder türkische Namen für den gleichen Ort vorkommen.

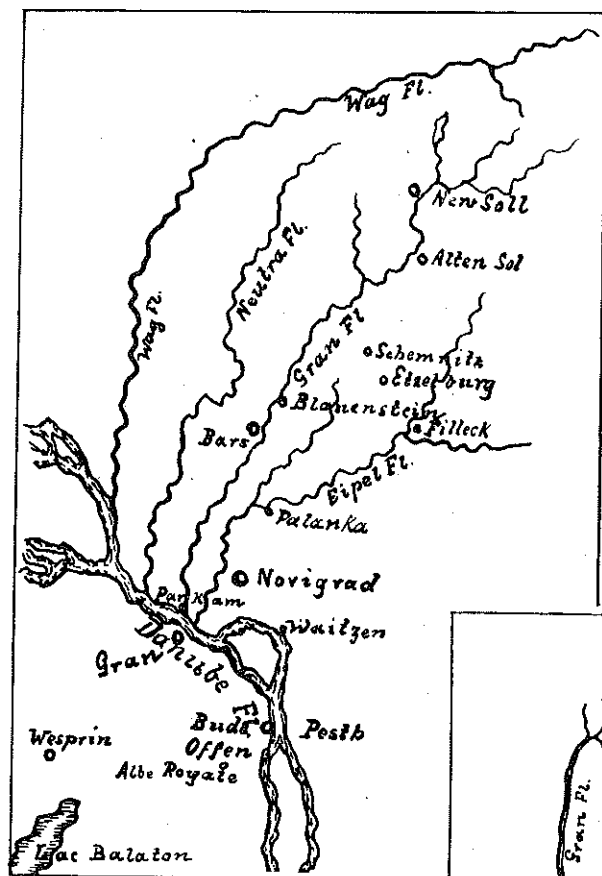
2. Karte. Format 50×60 cm (Nibelungenwege, Seite 143—145, Abbildung 31). Die Inschrift lautet: NOVA ET ACCURATA REGNI HUNGARIAE TABULA AD USUM SERENISSIMI BURGUNDIAE DUCIS. Rechts unten in der Ecke steht: LE ROYAUME DE HONGRIE et des pays que en dependoient autrefois. Dressée sur un grand nombre de memoires et cartes manuscrites ou imprimées. Rectifiez par les Observations du C. de Marsilli et quelques. Par Guillaume de l'Isle Geographe de l'Academie Royale des Sciences. Chez I. Covens et C. Mortier Geogr. s Avec Privilege.

Die Karte umfaßt das Gebiet von der Enns, der Grenze von Ober- und Niederösterreich bis östlich der Donaumündung und einen Teil des Schwarzen Meeres. Auch hier tritt Mehrsprachigkeit in den Benennungen hervor, z. B. am Schwarzen Meer Akermann ou Bialogorod apellée autrefois. In dieser französischen Karte ist die Egelburg genau an der richtigen Stelle, wie in der deutschen Karte von 1684, nordöstlich von Gran und südöstlich von Schemnitz deutsch eingetragen. Auch finden sich hier außer den genannten deutschen Namen Königsberg und Blauenstein nördlich von Schemnitz noch folgende deutsche Namen: Apfeldorf, Apfeld, Altensohl, Neusohl. Es sind also die deutschen Namen in dieser französischen Karte übernommen.

3. Kupferstichkarte, Format 54×41 cm, aus der Zeit von 1670 mit Vermerken über „die Türken in Ungarn“ und der Inschrift „Neue Landtafel von Hungarn und dessen incorporier-



Abb. 1a. Das Gebiet der Egelburg nach einem neueren Atlas



Dies ist sehr wahrscheinlich der Egelberg dicht neben der Egelburg in dem Ort Paläst. So wird die Nähe des Egelberges bei dem Ort Paläst verständlich.

Diese geographischen Angaben passen also sehr gut zu dem von mir unabhängig von den neu ermittelten Karten aufgestellten Satz, daß die Egelburg an der Stelle des jetzigen Ortes und Schlosses Paläst nordöstlich von Gran gelegen hat.

Nach diesen Funden ist es bei dem Vergleich mit der Lage des jetzigen Ortes Paläst ohne Zweifel, daß die Eichelburg der alten Karten gleich Paläst oder Pa-

ten Königreichen und Provinzen, aus den besten Mappen verfertigt und gebessert zu finden in Nürnberg, bei Jakob Sandrart“, also ebenfalls, wie die früher von mir benutzte Karte, ein deutsches Druckwerk. Hier findet sich nun ganz nahe von dem Ort Paläst bezeichnet: Egelberg (nicht Egelburg). In meiner früheren Studie über die Egelburg in dem Ort Paläst habe ich auf die nahe gelegene Höhe Sipfahora hingewiesen, an deren Fuß sich alte ausgedehnte Steinmauern befinden, während der Höhenweg zwischen dem Karpfen- und dem Littawat al an diesem Berg vorbeizieht.

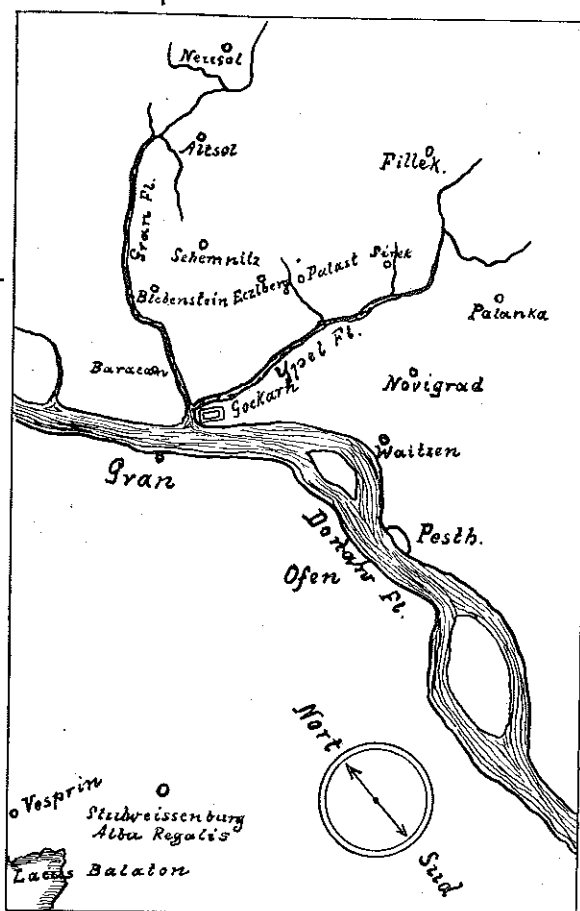


Abb. 3. Gjelberg auf einer deutschen Karte um 1670

lastöwe in dem früheren Oberungarn ist. Ich habe nun aber schon früher darauf hingewiesen, daß das im Deutschen eingebürgerte Wort Palast in der Schreibweise Paläst in der ungarischen Sprache Mantel bedeutet, wahrscheinlich ursprünglich den Mantel, der bei Hofe im Palast getragen wurde, während unser Begriff von Palast ungarisch mit Palota benannt wird. Wenn meine Auffassung der Lage und des Namens Egelburg stimmte, war es wahrscheinlich, daß auch alte Karten aus oder über Ungarn vorhanden sind, in denen an der Stelle, wo sonst Paläst oder Egelburg steht, das Wort „Palota“ verzeichnet sein würde. Dieser Schluß hat sich tatsächlich bestätigt. Durch die Güte eines mir befreundeten Arztes, in dessen Besitz ein alter Atlas war, erhielt ich eine Karte, in der tatsächlich an derselben Stelle, wo sonst Egelburg steht, das ungarische Wort Palota gleich Palast verzeichnet ist. Dies ist also die

4. Karte. Format 60×50 cm, mit der Inschrift links unten: Totius Regni Hungarici Maximaque Partis Danubii Fluminis usw. Novissima Delineatio per Nicolaum Vischer. Das Donaufnie ist zu flach gezeichnet. Ein zweites Palota liegt in Nieder-Ungarn, westlich von Stuhlweißenburg.

Wenn man nun davon ausgeht, daß das jetzige Jagdschloß Palást, das von den Grafen von Esterházy am Anfang des 18. Jahrhunderts gebaut wurde, auf einer Untermauerung steht, die viel zu stark für den Zweck eines Jagdschlosses ist, so fragt es sich, wie der Bau, der vor dem Jagdschloß hier stand, ausgesehen hat. Bei dem Suchen hiernach erhielt ich in einer Sammelsendung über Ungarn von einem Antiquar einen Kupferstich von Palotta, der zweifellos eine Burg an derselben Stelle, d. h. zwischen Karpfen- und Littawabach darstellt. Im Hintergrunde befinden sich Höhen, welche die Vorberge des ungarischen Erzgebirges darstellen sollen. Dabei ist der Taleinriß des Karpfenbaches, perspektivisch gesehen, dargestellt. Dann folgt die Burg mit vier verschiedenen hohen Ecktürmen und einem mittleren Turm, der an dem jetzigen Jagdschloß nicht mehr vorhanden ist. Dann folgt nach unten eine starke Mauer mit Kanonenlufen. Links und rechts sind zuderhutähnliche Bastionen, dann folgen Palisaden und ein Wallgraben, über den durch die Außenpalisade ein Weg in einen Talgrund führt, der als der Einriß des Littawabaches zu erkennen ist. Im Vordergrund auf einer kleinen Anhöhe über dem Littawabach spielt sich ein schwerer Kampf zwischen geharnischten Reitern, offenbar von der österreichisch-ungarischen Armee, gegen türkisches Fußvolk ab. Ich habe nun geprüft, ob diesem Stich ein geschichtlicher Vorgang aus den Türkenkriegen zugrunde liegen kann. Um diese Frage im größeren Zusammenhang zu prüfen, habe ich eine große Zahl von älteren und relativ neueren Darstellungen aus den Türkenkriegen gesammelt. Es stellte sich heraus, daß tatsächlich im 16. Jahrhundert bei Palotta in Oberungarn ein schwerer Kampf zwischen österreichisch-ungarischen Reitern unter dem General Teuffel gegen die Türken stattgefunden hat, der mit einer Niederlage der ersteren endete. Vergleicht man den Stich mit den gegenwärtigen Bildern von Schloß Palást, so zeigt sich, daß die Kanonenbastionen an der Ostseite weggerissen sind, daß das Gebäude erhöht ist, ferner daß der mittlere Turm fehlt. Es ließ sich nun aus geschichtlichen Darstellungen ermitteln, daß dieser durch eine Pulverexplosion bei demselben Kampf zerstört worden ist. Wahrscheinlich würden sich die Grundmauern dieses Turmes an der Nordseite des jetzigen Schlosses im Boden der Gartenanlage leicht finden lassen.

Sehr verwirrend war bei meiner Untersuchung zuerst der Umstand, daß außer dem Palotta in Oberungarn, entsprechend der Bedeutung des Namens gleich Palast, sich noch ein zweites Palotta südlich der Donau, westlich von Stuhlweißenburg in Niederungarn, befindet. In der geschichtlichen Literatur werden diese beiden Palotta (= Palast) öfter verwechselt oder in einen Ort zusammengezogen, so daß auf das Palotta bei Stuhlweißenburg Angaben übertragen werden, die nur auf das Palotta in Oberungarn pas-

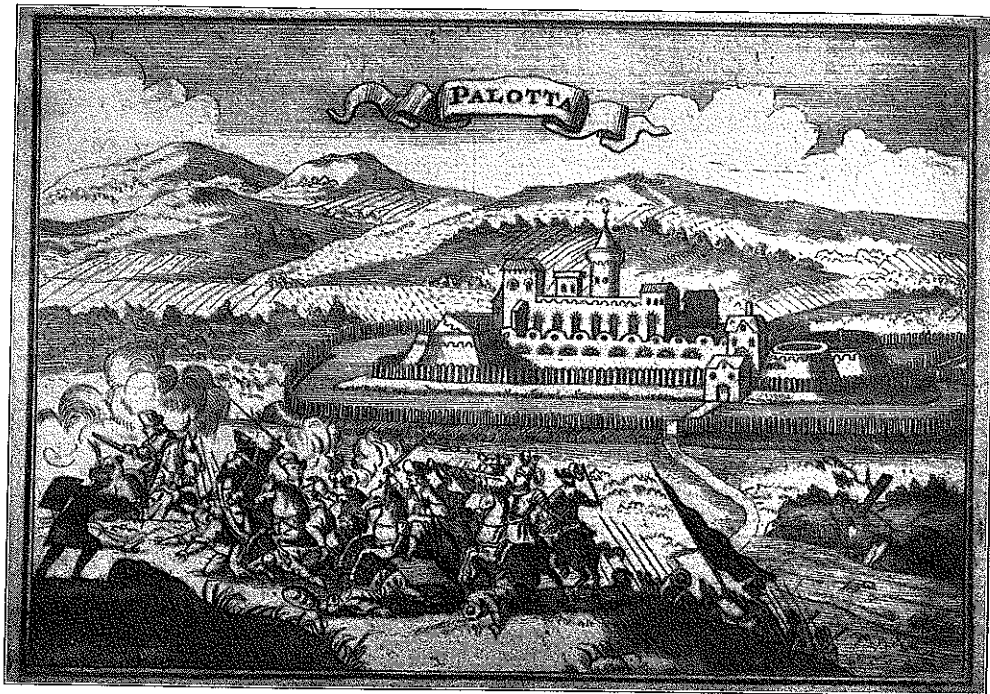


Abb. 4. Gefecht bei Palotta
Nach einem Kupferstich aus dem 16. Jahrhundert

jen. Hieraus erklärt sich, daß das Palotta gleich Egelburg gerade in Ungarn in Vergessenheit geraten ist.

Hierfür läßt sich auch noch ein verkehrstechnischer Grund finden. Die Karten, in denen die Egelburg noch verzeichnet ist, sind meist aus der Zeit der Belagerung von Wien (1683) bis Anfang des 18. Jahrhunderts. Es zeigt sich nun auf späteren Karten aus dem 18. Jahrhundert, daß durch die Ausbildung der Postrouden eine vollständige Ausschaltung des Gebietes der Egelburg stattgefunden hat. Aus einer in meinen Händen befindlichen Karte ist ersichtlich, daß die damals neue Postroute von Rosenberg im Waagtal zunächst südlich bis Kremnitz ging, sich dann gabelte, wobei der linke, d. h. westliche Ast über Schemnitz und Leva, dann über den Granfluß und die Donau über Szaba nach Ofen führte, während der rechte, d. h. östliche Ast über Balassa-Gyarmat nach Süden, dann südwestlich nach Pest lief.

Die beiden ursprünglich getrennten Siedlungen Ofen und Pest bilden also das Endziel der westlichen und östlichen Poststraße von Kremnitz im ungarischen Erzgebirge aus. Die starke Ausschaltung des viel älteren Verkehrsweges, der von Kremnitz über Altsöhl und die Egelburg nach Gran führte, ist auf der Karte ganz deutlich zu erkennen. Dadurch versank die Egelburg, wie vorher schon das oberungarische Palotta, in Vergessenheit, aber das Schloß Palast ist geblieben und gibt jetzt noch Kunde, daß hier ein alter Palast gelegen hat, den die Geographen bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts als Egelburg bezeichnet haben.

Vor der Zeit der Kanonenburg, deren Bild durch den alten Stich bewahrt ist, haben jedenfalls schon mehrfach in jahrhundertelangen Zwischenräumen Umbauten an dieser Stelle stattgefunden, wenn die geographische Überlieferung richtig ist, daß hier die geschichtliche Egelburg gestanden hat.

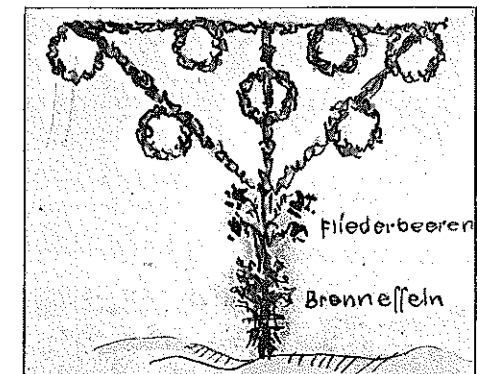
Die Sonnenwendfeier „Mismosquost“ in Seth (Nordschleswig)

Don H. Mathiesen

An dem zweitletzten Sonnabend und Sonntag im Juni feiern wir „Mismosquost“. Sonnabend morgen um 7 Uhr sammeln sich die Schulkinder, bewaffnet mit kleinen und großen Körben. Sie werden aufgeteilt, straßen- und flurweise Garten- und Feldblumen zu sammeln, die im Laufe des Vormittags in einer Scheune in großen Haufen geordnet werden. Nachmittags binden die großen Mädel im Verein mit den Mädels des Jugendbundes Kränze und Girlanden, und die Jungs holen den „Quost“, den wir von Jahr zu Jahr aufbewahren, graben auf der Festwiese ein Loch für denselben und tragen Bänke zusammen, damit die älteren Leute Sitzgelegenheiten haben. Da wir durchweg mit ungünstiger Witterung zu rechnen haben, wird von den Jungs ebenfalls eine leere Scheune gereinigt, die dann bereit steht, falls Wind, Regen oder Kälte uns ins Haus zwingen. Vier Fliederbeerzweige (Hollunder) und ein Haufen Brennesseln werden ebenfalls zurechtgelegt. Jedes Mädchen bindet sich einen schmalen Kopfstranz von Gänseblümchen oder dergleichen. Abends um 7 Uhr, also Sonnabend, sammelt sich die ganze Jugend, Schule und Jugendbund bei der Scheune, in der gebunden wurde, und mit Musik ziehen wir durchs Dorf (Handharmonika, große und kleine Trommel). Auf der Festwiese wird der „Quost“ ausgeschmückt und aufgerichtet, die vier Fliederbeerzweige werden angeschlagen und drunter die Brennessel drangebunden. Der Duft jener und das Brennen dieser soll gegen die Hexen schützen! Dann opfern die Kinder ihre Kopfkränze, indem sie dieselben, meistens sehr ungern, in den „Quost“ werfen. Nun setzt die Musik sich drunter und der Tanz beginnt. Der Volkstanz überwiegt dabei, aber je dichter sich die Nacht aufs Feld legt, desto mehr wird „geschoben“. Am Sonntag nachmittag sammelt man sich wieder. Die Kinder führen Tanzspiele vor, der Jugendbund tanzt geschlossenen Volkstänze, eine Musikgruppe des Jugendbundes musiziert, dann löst die Dorfskapelle sie ab usw., bis wieder in die Nacht hinein. — Montag vormittag bauen die Schulkinder alles wieder ab.

„Mismosquost“ heißt Mittsommer-Quaste. Es wurde mir von den Alten des Dorfes so beschrieben, wie wir es ausführen. Vor 1890 wurde es regelmäßig in Seth gefeiert. 1905 versuchte der Lehrer des Dorfes es zu beleben. Von 1921 an liegt es in meiner Hand und hat sich zum schönsten Feste des Jahres, neben Weihnachten, entwickelt. Im vorigen Jahrhundert wurde ein ähnliches Fest in Høstrup, eine Meile nördlich von uns, gefeiert. 1929 wurden wir vom Folkemuseum in Kopenhagen gefilmt. Der Leiter des Museum meint, es sei dies Fest die einzige Form in Skandinavien.

Nachtrag. Das Fest ist ein Gegenstück zum Questenfest; das Sinnbild stellt allerdings eine andere Runenform Y dar, die wiederum dem Sonnenzeichen von Attendorn entspricht (vgl. Germanien IV 1936, S. 109 und 110). Besonders beachtenswert sind die sechs Kränze, die den Baum zieren; der siebente gibt mit dem Stamm die Rune Φ wieder. Die Verbindung von Jahreshymnollik und Runenhymnollik ist hier besonders greifbar.



Zur Runenforschung des letzten Jahrzehnts

Don Edmund Weber

Die Jahre von 1924 bis 1935 sind reich an neuen wichtigen Runenfunden gewesen. Die dadurch gewonnenen Erkenntnisse haben der Runenforschung starke Antriebe gegeben. Bisher herrschende Lehrmeinungen wurden schwer erschüttert oder widerlegt, und neue Ansichten suchten die Fragen nach dem Alter und der Herkunft der Runenschrift zu beantworten. Aber noch immer steht Meinung gegen Meinung, so daß eine kurze Übersicht über die Runenforschung des letzten Jahrzehnts allen deutschen Runenfreunden erwünscht sein dürfte.

Wimmers Herleitung der Runenschrift aus den lateinischen Großbuchstaben des ausgehenden zweiten Jahrhunderts n. Zw. ist noch einmal von Folger Pedersen¹ verfochten worden.

Saakon Chetelig² vermutete, die Runenschrift sei bei den Markomannen in Böhmen um den Beginn unserer Zeitrechnung herum entstanden; er stützte sich dabei auf den Grabfund von Övre Stabu, der nach ihm in den Schluß des zweiten Jahrhunderts n. Zw. zu setzen ist.

Sigurd Agrell³ erklärte für die Quelle der Runennamen und der Anordnung der Zeichen im Futhark die griechische Buchstabenmagie innerhalb der Mithrasreligion um 200 n. Zw. Er hat die „Mitharlehre“ aufgestellt. Er geht dabei von der Runenreihe des Kylversteines aus. Man hat bisher das erste Zeichen zu einer f-Rune ergänzt. Agrell faßt es als ein f, das als „Maske“ diene; darauf folge als erster Buchstabe der wahren Runenreihe ein u; es entspreche dem griechischen u, die th-Rune dem griechischen v usw., während das Baumzeichen am Schluß als ein f gelesen werden könne. Er hat versucht, seine Behauptung aus der mithraistischen Zahlenmystik zu begründen: die u-Rune mit dem Namen „Ur“ (Urochse, Stier) müsse den Zahlenwert 1 haben, denn der Stier war das erste von Ahuramazda erschaffene Lebewesen; die Thurs-Rune als Nummer 2 sei „Unhold“ oder „Dämon“ und die Ans-Rune als Nummer 3 „Gott“ genannt worden, weil in der Mithrasmystik wie in der vorderasiatischen Magie überhaupt die 2 als die „dämonische“ und die 3 als die „göttliche“ Zahl betrachtet wurden. Diese Mitharlehre ist vielfach abgelehnt worden, z. B. von Erich Moltke, der meint, die einzelnen Runennamen seien so vieldeutig, daß Agrells Folgerungen völlig willkürlich erschienen.

Karl Simon⁴ meinte, der Runenweg sei im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. über Quaden und Markomannen durch Böhmen nach dem Norden gegangen.

Erweist sich die Zeitansetzung der Lanzenspitze von Övre Stabu als stichhaltig und wird die Knochenahle von Maria Saal (um 113 v. Zw.) allgemein als germanisch anerkannt, so kann die Runenschrift nicht durch die Goten am Schwarzen Meer aus der griechischen Laufschrift des 3. Jahrhundert n. Chr. geschaffen worden sein, wie Otto v. Friesen⁵ seit 1904 lehrt und immer noch annimmt. Er hat zusammen mit Bugge versucht, die rasche Verbreitung der neuen Schrift von Südrussland nach dem germanischen Norden zu begründen, indem er als vermutliche Vermittler die Heruler zu Hilfe nahm. Starke Scharen dieses Stammes hatten vor den Dänen aus ihren Sitzen in Südschweden weichen müssen und sich den Ostgoten am Schwarzen Meer

¹ Runernas Oprindelse. Aarbøger for nordisk Olddyndighed. Kopenhagen, 1923.

² Préhistoire de la Norvège. Oslo 1926.

³ Runernas talmystik och dess antika förebild. Lund, 1927. — Der Ursprung der Runenschrift und die Magie. Arkiv för nordisk filologi. 43, 97 ff. 1927. — Die spätantike Alphabetmystik und die Runenreihe. Lund 1932.

⁴ Die Runenbewegung und das aryanische Christentum. Ztsch. f. d. Philologie 53. 1928.

⁵ Röststenen i Bohuslän och runorna i Norden. Upsala. 1924. — Runorna i Sverige, Upsala. 1928.

angeschlossen. Wie Friesen meint, seien die Auswanderer in dauernder Verbindung mit den noch im Norden wohnenden Stammesteilen geblieben und so in der Lage gewesen, die den Goten abgelehnte Runenschrift nach Jütland zu vermitteln. Friesen stützt sich bei dieser Annahme auf einige nordische Runeninschriften, in denen das Wort *Erilaz* (z = stimmhaftes l wie in sanft) vorkommt, das er als eine Bezeichnung der Stammeszugehörigkeit ansieht. Aber auch, wenn man das anerkennt, ist es noch kein Beweis dafür, daß die Heruler eine Rolle bei der Verbreitung der Runen nach dem Norden gespielt haben.

Der Osloer Keltilist Carl Marstrand¹ erklärte 1928 für unvorstellbar, daß die Runen aus dem griechischen Alphabet des 3. Jahrhunderts hätten hervorgehen können; der Fund von Övre Stabu widerlege diese Annahme. Unter Anknüpfung an Chetelig sieht er vielmehr die Quelle der Runenschrift in einem der norditalischen (nordetruskischen) Alphabete von der Art, wie sie in den Inschriften von Sondrio, Lugano usw.² vertreten sind, und sucht ihre Entstehung bei den Markomannen in Marbods Reich in Böhmen und Mähren bald nach Beginn des ersten Jahrhunderts u. Z.

In Übereinstimmung mit Marstrand sieht auch Magnus Hammerström³ die Runenschrift als bei einem südgermanischen Stamm (Markomannen?) entstanden an, „indem sie der zum nordetruskischen Typus gehörigen Schrift eines benachbarten Keltenstammes im Boralpengebiet nachgebildet wurde“, wie Wolfgang Krause⁴ berichtet. Ein so fest umgrenztes Entstehungsgebiet wie das Reich Marbods kann in diesem Fall nicht aufgezeigt werden. Erkennt man nämlich den Knochenpfriemen von Maria Saal als runisch an, so muß die Runenschrift noch mindestens zwei Jahrhunderte älter sein als der Beginn unserer Zeitrechnung. Dann kommt Böhmen als Ursprungs-herd nicht in Betracht.

Alle Anhänger dieser Entlehnungslehren mußten und müssen sich auf eine eingehende Vergleichung der Schriftzeichen der südlichen Alphabete mit den Runen stützen, um letztere aus jenen herleiten zu können. Dabei ergaben sich in manchen Fällen Ableitungen, die glaublich erscheinen, in anderen solche, die gekünstelt oder erzwungen wirken, und endlich solche, die rein willkürlich anmuten. Eine Anschauung davon vermittelt Heinz Ambergers Aufsatz „Zur Herkunft der Runen“ (Die Sonne, Heft 8, 1935, S. 344).

Darum ist es durchaus verständlich, daß Männer wie Wilser, Rossinna u. a. die Entlehnungslehren nicht überzeugend fanden. Der Germanist und Nordist Gustav Nedel, der 1909 eine zwischen Wimmer und Friesen vermittelnde Haltung eingenommen hatte, hat sich im Jahre 1929⁵ zu einer Ablehnung der Entlehnungslehren bekannt, weil er zu der Erkenntnis gekommen war, daß eine immer die andere aufhob. Unter Bezug auf Wimmer hat er geurteilt:

„Trotzdem konnte wohl seine Methode den Eindruck eines genau ausgehenden Rechenexempels machen. Man konnte mit ihr ähnlich arbeiten — oder spielen! — wie mit einem Lautgesetz, weil auch sie etwas wie gesetzmäßige Wandlungen annahm. Wenn eine Einzelslösung nicht befriedigte, der konnte auf der Basis des Grundgedankens von der regelmäßigen Formendifferenz eine andre suchen und finden.“

Über die sog. nordetruskische Ableitung hat sich Nedel so geäußert:

„Auch die erstaunliche Ähnlichkeit dieser nordetruskisch-keltischen Schrift mit der ältesten Runen-

¹ Om Runerne og Runonnavnernes Oprindelse. Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap. 1928.

² Eine Tafel dieser Alphabete bietet S. 121 von Gustav Nedels Kultur der alten Germanen. Potsdam 1934. (Handbuch der Kulturgeschichte).

³ Om Runskriftens Härkomst. Helsingfors 1929.

⁴ Beiträge zur Runenforschung. Halle a. S. 1932. — Siehe auch B. Bretschmer, Ztsch. f. d. A. Bd. 66, 1. Heft. 1929.

⁵ Zur Frage nach dem Ursprung der Runen. Festschrift für Axel Rod (Studier Rod) 1929. — Sachwörterbuch der Deutschkunde I 445. 1930. — 1. Nordisches Thing. Bremen 1933. — Die Kultur der alten Germanen (f. o.) 1934. — Die völkische Schule. 1935. Heft 8.

Schrift hat Wimmer erkannt und sich, wie er gesteht, versucht gefühlt, in ihr das tatsächliche Vorbild zu erblicken, ein Gedanke, den Carl Marstrand und — ihm folgend — Magnus Hammarström in Helsingfors mit großem Aufwand von Scharfsinn und Kombinationsgabe durchzuführen versucht haben — schroff abgelehnt durch Holger Pedersen und durch Otto von Friesen. In der Tat ist schwer einzusehen, warum gerade das sogenannte nordetruskische Alphabet mehr Anspruch darauf haben sollte, dem Runenfuthark zugrunde zu liegen, als etwa die älteste hellenische Schrift. Gewiß weist sie eine größere Anzahl übereinstimmender Formen auf als diese. Aber einmal sind die Lautwerte nicht in allen Fällen sicher bekannt; zum andern läßt sich die Annahme, dieses Alphabet sei das Vorbild, ebenso wenig durchführen, wie die entsprechende auf eins der andern südlichen Alphabete. Immer bleiben Runen übrig, die nur mehr oder weniger künstlich oder gewaltsam sich aus der angenommenen Quelle herleiten lassen, und immer liegt es so, daß ein anderes Alphabet zu gewissen Runen nähere Gegenstücke aufweist als jenes. ... Zugeständenermaßen sind die Gläubigen einer griechischen oder nordetruskischen Quelle ebenso gezwungen, das Lateinische als Nebenquelle in Anspruch zu nehmen. So, wie gesagt, Bugge und von Friesen, und Marstrand rechnet mit einem latinisierten Keltensalphabet. Wie jene die wichtigen nordetruskischen, so vernachlässigte er die bedeutamen griechischen Affinitäten — der iberischen, karischen und zypriischen, die Flinders Petrie beigebracht hat, zu geschweigen. So sehen wir die ganze mit Entlehnung arbeitende Runenforschung in Schwierigkeiten verstrickt, die auf dem Boden der Entlehnungstheorien, so wie diese bisher in Erscheinung getreten sind, unlösbar scheinen. Natürlich können die Runen aus dem Süden entlehnt sein; denn der Schöpfer des Urfutharks kann effektiv verfahren sein, und es kann südliche Alphabete gegeben haben, die wir nicht kennen. Mit solchen Möglichkeiten zu arbeiten, hat jedoch wenig Wert. Angesichts der Tatsachen müssen wir sagen: Das Entlehntsein des Futhark ist eine sehr unwahrscheinliche Behauptung. Seine Verührung mit einer Reihe südlicher Alphabete heischt Aufklärung auf anderem Wege."

Neckel hat aus diesen klaren und einleuchtenden Gedankengängen gefolgert:

"Unter diesen Umständen kann von einer Entlehnung des Futharks aus einem der bekannten südlichen Schriftsysteme nicht mehr die Rede sein, sondern nur von Urverwandtschaft: zugrunde liegt ein europäisches Uralphabet unbekannter Heimat, dessen plausibler Zusammenhang mit dem phönizischen und dem Sinai-Alphabet einstweilen ebenso ungreifbar bleibt wie seine Differenzierung zu den geschichtlichen Formen."

Eine Reihe Einzeluntersuchungen zu den altenglischen Runendenkmälern hat Hermann Garder¹ in den Jahren 1932—1935 in Herrigs Archiv veröffentlicht; es seien hier besonders erwähnt „Das Braunschweiger Runenkästchen“ und „Zur Frage der Grabantischen Alphabete“.

Die Echtheit der von Buttelt-Neepen 1930 zuerst veröffentlichten Runenfunde aus der Unterweser wird immer wieder angezweifelt, obwohl Buttelt-Neepen die Knochen sofort von erfahrenen Vorgesichtlern und von in solchen Fragen zuständigen Chemikern hat untersuchen lassen. Die Bedenken stützen sich auf die ungewöhnliche Form der U-Rune, die volle Buchstabenhöhe der R-Runen und die Verdoppelung der R-Rune in dem Worte „kunni“ (Geschlecht). Zu diesen für die deutsche Runenforschung so wichtigen



Das Runenmesser aus der Unterweser
Aufn. v. Buttelt-Neepen

¹ Archiv für das Studium der neueren Sprachen: Bd. 162, Heft 3/4 und Bd. 163, Heft 3/4.

Fragen haben L. E. Karsten¹ und M. Hammarström² Stellung genommen. Der Gesamtbefund spricht dafür, daß in den Inschriften echte altfädische Runen vorliegen. Karsten bietet außerdem eine Schnippel berichtigende Deutung der Inschriften.

In seinem Buch „Germanische Heiligtümer“ hat Wilhelm Teudt einen Abdruck eines Kupferstückes einer Runen-Bildtafel gebracht, die zuerst 1798 vom Freiherrn Karl v. Münchhausen aus dem Besitz seiner Familie veröffentlicht worden ist und die am Hohenstein im Süntel gefunden worden sein soll. Lange Zeit wurde vermutet, in den Zeichen dieser Tafel aus gebranntem Ton — des sogenannten Ostastones — lägen die lange gesuchten „fädischen“ Runen vor. Aber es handelt sich um Runen der dänischen Reihe aus der Zeit um etwa 1100 n. Zw., wie ich 1931 zeigen konnte³.

Der Meinungskampf um das Alter und damit um die Herkunft der Runenschrift wird von Herman Wirth im Sinne einer uralten nordischen Entstehung aus den Kalenderzeichen der Steinzeit fortgesetzt in seinem neuen großen Sammelwerk⁴. An ihn knüpfen an Otto Nebel⁵ und Karl Theodor Weigelt⁶. Letzterer behandelt das Fortleben runenartiger Zeichen im Volksbrauch und weist dankenswerterweise darauf hin, daß in Deutschland vielleicht noch manche Runenreste zu retten sind.

Zu Wirths „Heiliger Urschrift“ hat Gustav Neckel eingehend Stellung genommen in dem Abschnitt über Runensteine und Runenschrift seines Leitwerkes „Die Kultur der alten Germanen“.

Dem Alter der Runenschrift auf die Spur zu kommen, habe ich von der Furchenschrift⁷ und vom Karstader Fund⁸ aus versucht.

Gegen die rein stoffgebundenen Entlehnungslehren der zünftigen Runenwissenschaft wendet sich Albrecht Dieckhoff⁹ und betont, daß auch der Fachwissenschaftler eine gewisse nordisch bedingte Vorstellungsgabe braucht, um seine Forschungsergebnisse richtig auszuwerten.

Wie notwendig solche Meinungsäußerungen der deutschen Wiederbefinnung auf unsere germanischen Grundlagen sind, beweist das „Handbuch der Runenfunde“ von Helmut Arnt¹⁰, in dem der Verfasser in einseitiger Behandlung der einschlägigen Vermutungen und Gedankengänge alles bringt, was die Behauptung einer Entlehnung der Runenschrift aus den norditalischen Alphabeten zu stützen scheint, dagegen alles ablehnt, was für die Bodenständigkeit der Runenschrift und ihre Entstehung im Norden geltend gemacht werden kann.

Sehr wichtig sind die „Beiträge zur Runenforschung“ des Königsberger Runengelehrten Wolfgang Krause. Im ersten¹¹ handelt er über den Aylver-Stein im Lichte der Runenmagie, über das Futhark von Breza und die goldene Fibel von Soest, im zweiten¹² über die silberne Schnalle von Szababattyan und über die Formel „laufar“ auf Runenbrakteaten.

¹ L. E. Karsten: Die neuen Runen- und Silberfunde aus der Unterweser. Societas Scientiarum Fennica III. 4. Otto Harrassowitz, Leipzig 1930.

² M. Hammarström und L. E. Karsten: Zu den neugefundenen Runeninschriften aus der Unterweser. Societas Scientiarum Fennica III. 5. Otto Harrassowitz, Leipzig 1930.

³ Edmund Weber: Die Runen-Bildtafel vom Süntel. Zeitschr. f. Volkskunde. Bd. III, Heft 3, 1931.

⁴ Die Heilige Urschrift der Menschheit. Koehler & Amelang, Leipzig 1932.

⁵ Die Herkunft unserer Schrift. Velhagen & Klafings Monatshefte. Mai 1935.

⁶ Runen und Sinnbilder. Alfred Mehner, Berlin 1935.

⁷ Archiv für das Studium der neueren Sprachen. Bd. 159, Heft 3/4.

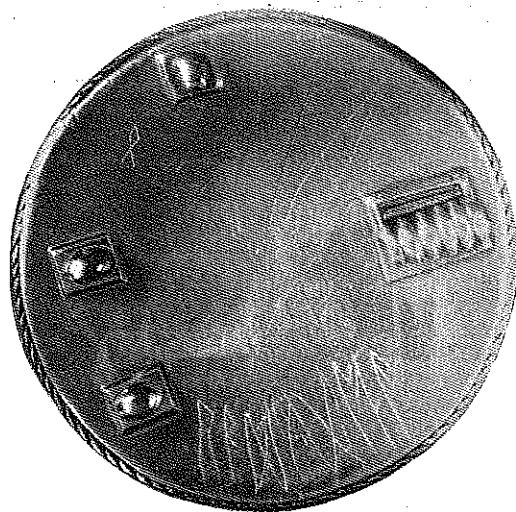
⁸ Die Völkische Schule. 12. Jhr. Heft 4, 1934.

⁹ Einführung in die nordische Runenlehre. Hans Christians Verlag, Hamburg 1935.

¹⁰ Max Niemeyer, Halle a. S. 1935.

¹¹ Schriften der Königsberger Gelehrten-Gesellschaft. 9. Jahrg. Heft 2, 1932. Max Niemeyer, Halle a. S.

¹² Ebenda. 11. Jahrg. Heft 1, 1934.



Die Soester Runenfibel
Vgl.: A. Stieren: Germania (1930), Heft 3.
Dort auch Zeichnung der Fibelrückseite
mit den Runen.

Die Fibel hat uns den Namen der bestatteten Frau bewahrt: Radagaísa (wohl so zu lesen statt Radagassa), ein aus Rat und Gais = Ger gebildeter Name, der später noch in der männlichen Form Radger vorkommt.

Krause hat auch einen Bericht über das Runendenkmal von Karstad¹ gegeben, der das Wesentliche über diesen höchst bedeutsamen Fund enthält.

Für breitere Kreise hat Wolfgang Krause das Buch „Was man in Runen riht“² geschrieben; es handelt von dem „Mythos von den Runen“, den Runen als Begriffssymbolen und Lautzeichen, Runensteinen im Innern des Grabes, Bautasteinen mit magischen Runen usw. Das Buch setzt Vorkenntnisse voraus.

Über neue Runenfunde in der Schweiz und im holländischen Friesland hat J. R a p t e y n³ gehandelt, und zwar über die silberne Scheibensfibel von Bülach bei Zürich, über das beinerne Kammgehäuse von Ferwerd, über die Westeremdener Runeninschriften usw. Bei den Terpen- (d. h. Wurten- oder Warften-) funden handelt es sich um altfriesische Inschriften, die wegen ihrer Formenbesonderheiten und Beziehungen zu England und dem germanischen Norden lehrreich sind.

Die Echtheit der von Henning für eine Fälschung gehaltenen Fibelinschrift von Kärlich⁴ ist überzeugend von A d a m a v a n S c h e l t e m a in Zusammenarbeit mit G u s t a v R e c k e l vertreten worden.

Im Anfang einer gemeinsam mit G u s t a v R e c k e l verfaßten Untersuchung⁵ über einen aus dem Reihengräberfeld von Hailfingen stammenden Sax hat E r i k M o l t k e geschrieben: „Die Frage nach dem Ursprung der Runen ist so vielfältig erörtert worden, daß man beim gegenwärtigen Stand der Dinge sicher nicht weiterkommt. Nur neue Funde können heutzutage einen Fortschritt herbeiführen, neue Entscheidungen bringen oder neue Probleme stellen.“

¹ Zeitschrift f. deutsches Altertum. Bd. 66, S. 247—256. 1929.

² Halle a. S. 1935.

³ Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Bd. 57 und Bd. 58. 1934.

⁴ Um eine deutsche Runeninschrift. Mannus Bd. 24, Heft 1—3, 1932.

⁵ Germania. Anzeiger der römisch-germanischen Kommission. Jhrg. 18, Heft 1, 1934.

Für den Mann, dem das Heldische zunächst dem Göttlichen steht, werden die Kimbern und Teutonenkämpfer für alle Zeiten unvergessen über die Erde wandern. Für die Frau, die den leidenschaftlichen Begriff der Keuschheit um des Einen und Einzigen willen begreift, werden die Namen der Kimbern und Teutonenfrauen hoch und heilig in den Sternen stehen. Herzog in „Geschichte d. Deutschen Volkes“.

Die Fundgrube

Der germanische Richtkreis im Bergbau.
Zu dem Aufsatz „Germanische Himmelskunde“ von D. S. Reuter (Heft 9/1936):

Im Bergbau wird noch heute die Richtung, in der Querschläge aufgeföhren werden sollen, oder aufgehauen oder abgehauen werden soll, als die „Stunde“ bezeichnet. Der Markscheider, der Vermessungsbeamte des Grubenbetriebes, muß die Stunde angeben, d. h. die gewünschte Richtung ausrechnen, so daß er sie in der Grube hängen kann. Sie wird gehängt, indem an durch Messung ermittelten Punkten in der Firste, d. h. oben, Haken eingeschlagen werden, an welche mit Steinen beschwerte Schnüre gehängt werden.

Der Ausdruck Stunde als Richtung geht zunächst zurück auf den Bergkompaß, der in zweimal 12 Stunden eingeteilt ist. (Heute wird Grabenteilung benutzt.) Ursprünglich zählten die Stunden von Norden über Osten nach Süden und von dort über Westen nach Norden. Später zählten sie entgegen der Richtung des Uhrzeigers, weil man dann beim Anlegen des Kompasses an eine Schnüre (Markscheidekette) an der Kompaßnadel unmittelbar die Stunde ablesen konnte.

In seinem Buch vom Berg- und Hüttenwesen (De re metallica) bildet Agricola eine Bußsole mit der Zweimal-12-Stundenteilung und einen Teilkreis mit 16-Teilung ab. (Ausgabe 1928 der Agricola-Gesellschaft beim Deutschen Museum, in Kommission des V D F -Verlages G. m. b. H., Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei, Seite 111, 112.)

Es geht hieraus hervor, daß der Bergbau teilweise beim Teilkreis noch um 1556 die alte 16-Teilung benutzte, während die neuen Kompaße die Zweimal-12-Teilung aufwiesen. Der Kompaß hat später den Teilkreis fast verdrängt. Erst die Einführung des Zielfernrohres und der Kommenablesung haben dem Teilkreis nun aber mit Gradteilung wieder die Überlegenheit über den Kompaß gegeben.

Dazu möchte ich nachträglich noch eine Redewendung anführen: Werden Grubenbaue so krumm aufgeföhren, daß die Stunde nicht mehr richtig vor Ort gesehen werden kann, dann sind die Hauer „aus der Stunde geföhren“.

Nordische Runen und Hausmarken in der chinesischen Schrift. „Die Frage der vorgegeschichtlichen Einwanderung europäischer Gruppen in Asien ist bedeutungsvoll für die Forschung nach den Grundlagen der Besittung des chinesischen Volkes.“ (Günther, Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens, 1934.)

Umgekehrt können wir aus der Besittung in China vor allen Dingen aber aus der chinesischen Schrift wichtige Schlüsse auf die Herkunft und Rassenzugehörigkeit der vorgegeschichtlichen Einwanderer ziehen.

Schon Günther hat (S. 203) auf die Notwendigkeit der Erforschung der verwandtschaftlichen Beziehungen der chinesischen Sprache zu anderen Kulturen hingewiesen. Die folgende Untersuchung über die verwandtschaftlichen Beziehungen der chinesischen Schriftsprache zu altnordischen Sinnbildern, Runen und Hausmarken soll ein bescheidener Beitrag zur Frage der nordischen Einwanderung in Ostasien sein.

Die chinesische Schrift ist eine Zeichenschrift, wobei im allgemeinen jedem Schriftzeichen eine besondere, geschlossene Bedeutung zukommt. Vergleicht man unsere nordischen Runen und Hausmarken mit einzelnen chinesischen Schriftzeichen, so stellt man bei vielen markanten Zeichen nicht nur eine Ähnlichkeit, sondern sogar völlige Übereinstimmung fest. Die Untersuchung hat die völlige Übereinstimmung bei folgenden Zeichen ergeben:

Runen, Hausmarken¹ Chines. Schriftzeichen

市	雨	Regen
中	中	Pflanze
		Baum
禾	禾	Getreide
		Wald
		Pflug
木	木	Dorf
才	才	Erde, Boden
日	日	Sonne, Tag
三	三	Wasser, Strom
本	本	Ursprung

¹ Die Runen und Hausmarken habe ich der Privatammlung Karl Theodor Weigels mit seiner freundlichen Genehmigung entnommen.

Ist schon die genaue Übereinstimmung der Zeichen rein bildmäßig beachtlich, so ist die Bedeutung der übereinstimmenden Zeichen nicht minder überraschend. Die Zeichen haben nämlich in der chinesischen Sprache Bedeutungen, die in irgendeiner Form mit dem Boden etwas zu tun haben: Regen, Pflanze, Baum, Getreide, Wald, Pflug, Dorf, Erde, Sonne, Wasser.

Erstaunlich ist auch die Übereinstimmung gerade des Zeichens, das Ursprung bedeutet. Es mag noch darauf hingewiesen werden, daß man ja auch das Hakenkreuz in China gefunden hat. Nach einer Darstellung in der chinesischen Zeitung „Tschih Pao“ (vom 25. 11. 1934) soll das Hakenkreuz durch den Buddhismus über Tibet nach China gekommen sein. Wir finden aber schon vorher das Zeichen \times in alten

Schriften und auf Opfergeräten. Der Sinn dieses Zeichens ist: „Das Wasser kommt von den vier Himmelsrichtungen und wird in die Erde fließen.“ Dieses Zeichen entspricht unserem Hakenkreuz. Man hat ähnliche Zusammenhänge, insbesondere auch zwischen der japanischen und griechischen Mythologie, früher gern damit erklärt, daß man die Theorie von „der gleichzeitigen Entstehung an verschiedenen Stellen der Erde“ aufstellte. An eine gleichzeitige Ent-

stehung dieser Schriftzeichen in China oder an eine zufällige Übereinstimmung mit den altnordischen Runen und Sinnbildern kann man aber, wenn man die Bedeutung der Zeichen berücksichtigt, nicht glauben. Es gibt vielmehr nur eine Erklärung: die nordischen Bauernvölker sind auf ihren Zügen bis nach China gekommen und haben mit ihrer bäuerlichen Gestirnung die chinesische Schriftsprache beeinflusst. Zum mindesten muß dies für das den nordischen Völkern besonders vertraute Gebiet des Ackerbaues gelten. Zugleich gibt uns die Tatsache der Übereinstimmung gerade der genannten Zeichen einen weiteren Beweis dafür, daß die Nordlinge Bauernvölker gewesen sind, denn sonst könnte man sich nicht erklären, warum sich in der chinesischen Schrift gerade diese, aus bäuerlichem Urgrund erwachsenen Runen und Hausmarken finden.

Dr. Schmidt-Klebenow.

In dem jetzt vielfach laufenden künstlerisch wertvollen Tonfilm „Das Mädchen vom Moorhof“ (nach der Erzählung von Selma Lagerlöf) ist an der Tür eines norddeutschen Bauernhauses sehr schön das in „Germanien“ 1935/5; S. 143 ff., gezeigte und beschriebene „Dag“-Zeichen zu sehen. (Vgl. H. Wirth, „Die Heilige Urschrift der Menschheit“, Tafel 269, Abb. 1.)
Werner Stief, Leipzig.

Aus der Landschaft

Schutz der urgeschichtlichen Denkmale.

Die Klagen über die Gefährdung oder Vernichtung von Denkmalen durch Unverstand oder rücksichtslose Ausbeutung zum Schaden der Allgemeinheit, namentlich von Hügelgräbern, sind bisher nicht verstummt. Im „Gemeindetag“ wird deshalb die Dringlichkeit eines Schutzes der urgeschichtlichen Denkmale hervorgehoben. Nach dem Vorbild des Reichsnaturschutzgesetzes müssen unter den veränderten Anschauungen über die Verpflichtung des Volksganzen gegenüber den Werken der Vergangenheit der Schutz der urgeschichtlichen Denkmale so durchgeführt werden, wie dies für Naturschutzgebiete und Naturdenkmale bereits in vorbildlicher Weise geschehen sei. Erster Schahrat Dr. Hartmann (Hannover) führt darüber im einzelnen aus, daß eine Zurückhaltung gegenüber dem Privateigentum nicht mehr am Platze sei, vielmehr müsse

ebenso wie bei den Naturdenkmälern lediglich das Schutzbefürdnis maßgebend sein, welches sich aus der Verantwortung für die urgeschichtlichen Werke ergibt. Die Beschaffung eines Denkmalschutzgesetzes auf ein Widerspruchsrecht staatlicher Organe gegenüber Veränderungen und Eingriffen der Besitzer und Eigentümer genüge nicht. Vielmehr müsse auch hier ein die Umgebung einbeziehender Schutz vorgesehen werden. Urgeschichtliche Denkmale seien alle Gegenstände, deren Erhaltung wegen ihrer wissenschaftlichen oder geschichtlichen Bedeutung oder wegen ihrer sonstigen Eigenart in öffentlichem Interesse liegt. Bei den steinzeitlichen Megalithgräbern verstehe es sich von selbst, daß das Grundstück zu dem Denkmal gehören müsse. Auch für den Schutz der urgeschichtlichen Denkmale wird der Grundsatz der Vistenführung von Denkmalbüchern empfohlen.

Das „Nixenkind“ zu Belgern. Der aus dem 10. Jahrhundert stammende Glockenturm der Kirche in Belgern — einer Stadt am Elbufer, oberhalb von Torgau — trägt neben seinem Portal ein verwittertes Steinbild: eine menschliche Gestalt mit hentelförmigen, in die Seite gestützten Armen.

Das Bild ist reliefartig auf einer Platte dargestellt, die in den Steinverband der Außenmauer eingegliedert, also kaum nachträglich angebracht worden ist.

Für eine Deutung als Heiligen- oder Apostelfigur spricht weder die merkwürdige, eckige Armhaltung, noch die Überlieferung des Volkes, welches die Gestalt als „Nixenkind“ bezeichnet.

Zu Nixen, Hexen und ähnlichen Unholden verwandelte aber erst die Befehrungszeit die Gestalten aus der vorchristlichen Mythologie. Weist schon die Erinnerung im Volk auf die frühchristliche Zeit zurück, so ist eine Deutung doch erst nach den Veröffentlichungen der letzten Zeit möglich.

In „Germanien“ — Heft 12, 1934 — bringt der Aufsatz „Der Zwiesache“ u. a. die Abbildungen des Bildfrieses an dem Turm zu Hirsau und die Deutung der dargestellten Figuren. Genau dieselbe Armhaltung wie die Gestalt an der Nordseite des Turmes zeigt nun das Belgernische „Nixenkind“! Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte somit auch diesem Reliefbild vorchristliche Symbolik zugrunde liegen. — Der Platz der Anbringung — außerhalb des Kircheninnern, neben dem Portal! — spricht ja auch keineswegs für eine Wertschätzung von christlicher Seite.

Der bis heute erhaltene Turm der Kirche in Belgern — an dem sich das „Nixenbild“ befindet — ist um 900 nach der Zeitwende entstanden; zu einer Zeit also, da die Erinnerung an den vorchristlichen Glauben im Volk noch lebendig gewesen sein muß. — — —

Wie bei den bisher bekannten Beispielen spricht auch hier aus der Art der Anbringung deutlich die Absicht: die Herabsetzung des alten Glaubens dadurch, daß man seine überlieferten Symbole der Veringschätzung preisgab.¹ H. Thieme.

Feuerzeichen auf Bergen. Daß in Germanien ebenso wie in Altgriechenland die Feuerzeichen bekannt waren, können wir aus der übereinstimmenden Volksüberliefe-



rung Nord- und Süddeutschlands sowie Scandinaviens mit Bestimmtheit entnehmen. Besonders gut unterrichtet sind wir über die Feuerzeichen als Warnungszeichen vor kriegerischem Überfall in Steiermark. Hier heißen sie Kreidfeuer (Kreid aus mhd. kriden „lärmen, schreien“, kri „Schlachtruf, Signal“), sind verbunden mit Kreidschüssen, Glockenläuten usw. Seit dem 15. Jahrhundert sind sie urkundlich belegt. In Norddeutschland entsprechen diesen Kreidfeuern genau die Baken oder Beeken, Bienen usw. (vgl. ags. beacen „Mal, Zeichen“). Aus Nixen berichtet Arndt, daß dort die Feuerzeichenberge, genannt Bakenberge, noch in seiner Jugend in Gebrauch waren. Nach altfriesischen Rechtsquellen wurden Bienenfeuer als Ruffeuer bei feindlicher Bedrohung angezündet; in einer Anordnung vom Jahre 1385 heißt es, bei einem Überfall seien Glocken zu läuten und die Feuerzeichen anzuzünden. Wenn in vergangener Zeit auf Sylt das „Braderuper Licht“ brannte, war das ein Zeichen, daß Krieg kam und in jedem Dorf auf Sylt wurde daraufhin ein Bienen angezündet. Dies soll 1807 zum letzten Mal geschehen sein. Beeken oder Baken heißen auch die Frühjahrs- bzw. Maifeuer in Friesland und Schleswig-Holstein. Im Neuhochdeutschen ist das Wort Bake nur als Werkzeug für den Schiffer bekannt. Dem

¹ Seit unserer Veröffentlichung des „Männchens von Dexen“ (Germanien, S. 1, Jahrgang 1933) konnten wir schon auf eine stattliche Anzahl gleicher oder ähnlicher Denkmäler hinweisen. Sicher sind noch mehr vorhanden, und wir sind gerne bereit, weitere Angaben zu veröffentlichen. Schriftleitung.

friesischen bafe (beeken usw.) entspricht engl. beacon, d. i. Warnungszeichen, im besonderen Leucht-, Signalfener, Leuchtturm. Das Wort gehört in dieser Bedeutung also bereits der anglo-friesischen Zeit an. Arndt erzählt, daß die Feuerzeichen bei Überfällen auch in Norwegen und auf den Shetland- und Orkneyinseln in Gebrauch waren. — (Schrifttum: Im allgemeinen: F. Ulmer, Signale in Krieg und Frieden. L. 1901. — über Feuerzeichen in Steiermark, Jos. v. Zahn, Styriaca, Graz 1894, I, S. 84 ff. — E. Arndt, Nebensunden, S. 67 und 109 f. — Herbert Freudenthal,

Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch, B. 1931, S. 269 f. und 347—350.) Huth.

Berichtigung.

Der Aufsatz „Alte Goslarer Steintunft am Wege“ von Heinrich Karstens, den wir veröffentlichten in Heft 1/1936, S. 12, enthält einen sinnstörenden Fehler. Wir bitten, Seite 13, Zeile 2 statt Verständlichkeit „Verständnislosigkeit“ zu lesen.

In dem Aufsatz „Runenformen in brauchtümlichen Sinnbildern“, Seite 109, Zeile 14, muß es heißen „vorgeschiedlichen Felszeichnungen“ statt „Felszeichen“.

Die Bücherwaage

Hermann Güntert, Der Ursprung der Germanen. Heidelberg 1934, Winter. 192 Seiten mit 3 Karten. Geh. 3.— RM.

Güntert ist Sprachforscher und hat nicht geringe Verdienste um die indogermanische Wortbedeutungsforschung, die er in vorbildlicher Weise in engste Beziehung zur Religionsforschung setzt. Leider muß von diesem neuen Werk des völkischen Verfassers gesagt werden, daß es zwar lesenswert und anregend ist und die Ergebnisse neuerer indogermanischer Forschung oft geschickt darzustellen weiß, aber fast durchweg, wo es eigene Wege geht, in die Irre führt. Die Grundthese Günterts ist folgende, die nordrassischen Indogermanen stammen als Hirtenvölker aus Asien und überdecken und indogermanisieren in Nordeuropa eine fälische Rassenficht von Bauern. Aus dieser Überschichtung zweier Rassen und Kulturen seien die Germanen hervorgegangen. Auf diese Weise allein erkläre sich das starke Abweichen der germanischen Sprache vom übrigen Indogermanischen. Wenn Güntert am Schluß anmerkt, daß unabhängig von einander drei Wissenschaften zu wesentlich derselben neuen Auffassung des Indogermanenproblems gelangt seien, nämlich Sprach- und Kulturforschung (Güntert selbst), Vorgeschichte (Wahle), Rassenkunde (v. Eickstedt), so ist dagegen einzuwenden, daß die gewiß hervorragende Rassenkunde der Menschheit Eickstedts gerade beim Indogermanenproblem versagt (vgl. Menghin, Wiener Prähistorische Zeitschrift XXI, 142) und daß Wahle und Güntert mit ihren Darlegungen in ihren Fachwissenschaften vereinzelt dastehen.

Welch wunderliche Äußerungen man bei Güntert finden kann, dafür zwei Beispiele: S. 46 will G. beweisen, daß die Indogermanen nicht aus einer Waldgegend stammen könnten. Er führt mehrere sprachliche Gründe ins Feld und fährt dann fort: „die ganze innere Einstellung zum Wald müßte dann völlig anders sein: der Schauer vor dem unheimlichen Walddunkel sitzt zu tief in ihrer Seele“. Ich gestehe, selten einen solch abwegigen Satz in einem ernstesten wissenschaftlichen Werk gelesen zu haben. Abgesehen von der uralten nordischen Holzbau- und Schnitzkunst ist bei allen indogermanischen Völkern ein ausgeprägter Baum- und Hainkult zu finden, der aufs innigste mit dem ebenfalls urindogermanischen Schicksalsglauben verknüpft ist; eine tiefere Beziehung zwischen Baum und Mensch als beim Indogermanen ist überhaupt undenkbar. — Seite 51 lesen wir folgenden schönen Satz: „Die Germanen aber sind kein Reitervolk gewesen, und in der historischen Zeit hören wir von Wettrennen mit Pferden nichts; bezeichnenderweise hat sich die Indogermanensitte des Wettrennens nur als kultischer Brauch bei den Germanen erhalten.“ Erstaunlich! Abgesehen von dem logischen Widerspruch, daß die Wettrennen „in historischer Zeit“ unbekannt sind und sich als kultischer Brauch erhalten haben, ist zu bemerken: die Wettrennen gehörten bei allen Indogermanen zum Kult; die Germanen bewahren in ihren kultischen Wettrennen getreulich — indogermanischen Brauch. Im übrigen kennt doch jeder die berühmte germanische Reiterei, so daß es überflüssig ist, Belege

anzuführen. Sollen wir noch an die Pferdewappgiebel erinnern, an die weitverbreiteten Umrittbräuche? Auch Spuren des einst so bedeutungsvollen urindogermanischen Hofsopfers sind in germanischen Überlieferungen aufzuzeigen. In ihrer Liebe zu Pferden, ihrer Pferdezucht, ihrer Lust am Reiten und Wettreiten werden die Germanen von keinem andern indogermanischen Volke übertroffen. —

Im übrigen verweisen wir auf die neuen Veröffentlichungen von Günther (Herkunft und Rassen Geschichte der Germanen) und Kessel (Deutsche Vor- und Urgeschichtswissenschaft), die beide bereits zu Güntert Stellung nehmen. Dr. Otto Huth.

Neue Wege der Orts- und Flurnamensforschung. Von Vermessungsrat Johannes Scholze, Offenburg. 2. Auflage mit einem Nachtrag. Im Selbstverlag des Verfassers. 50 Seiten.

Der Verfasser, ein Freund seiner Heimat und der germanischen Vorgeschichte, macht in dieser wertvollen Arbeit den Versuch, auf Grund einer neuen und mit erweiterten Hilfsmitteln arbeitenden Flurnamensforschung der Geschichte des Landes und der Sinnesart seiner Bewohner näher zu kommen. Scholze stützt sich dabei vor allem auf die verdienstvollen Arbeiten von Priebe. Er will mit seinen Namensdeutungen in den meisten Fällen nur eine Anregung geben, wohl bewußt, daß eine einwandfreie Deutung nicht möglich ist, wenn sie sich nur auf das amtliche Vorbild stützt. In der Stoffeinteilung hält er sich an das Priebe'sche Werk. — Er hat auf diese Weise zunächst eine ausgezeichnete Übersicht über den zu bearbeitenden Stoff geschaffen, wobei ihm seine berufliche Kenntnis des Gegenstandes offensichtlich wesentlich dienste geleistet hat. Da er bei seinen Erklärungsversuchen auch die germanische Geistesgeschichte heranzieht, so ergibt sich eine bedeutende Ausweitung der Deutungsmöglichkeiten. Die Brauchbarkeit wird durch ein Namensverzeichnis wesentlich erhöht. „Der Verfasser ist sich wohl bewußt, vielleicht manchen Namen falsch gedeutet zu haben, weil er nicht immer in der Lage war, die Örtlichkeit zu prüfen und eingehendes Karten- und Urkundenstudium zu treiben. Ihm kam es vor allem darauf an, Anregungen zu geben.“ Man kann sagen, daß dieser Zweck mit dem fleißigen Werken voll erreicht ist; es wird manchen anregen, in seiner engeren Heimat ähnliche Studien zu treiben. Pl.

Mielert, Fritz: „**Deutsches Ahnengut im Westfalenland**“. Peger-Verlag, München 2. Preis: 5,70 RM., geb. 6,75 RM.

Das Buch stellt in vollstündlicher Sprache und gestützt auf zahlreiche und einwandfreie Quellen, zum größten Teile auf eigene Kenntnisse und Beobachtungen, das westfälische Volkstum im Rahmen des Landes und vor allem des bäuerlichen Lebens dar. Ausgehend von dem germanischen Volkstum, wie es vor der gewaltsamen Befehung lebte, geht der Verfasser den Spuren dieses alten Volkstums in der Landschaft, in den Bräuchen und Sagen und den sonstigen lebendigen Überlieferungen nach; auch die geschichtlichen Überlieferungen werden mit diesem breiten Strome des alten Volksgutes in sinnmäßigen Zusammenhang gebracht. Ein besonderes Verdienst liegt darin, daß Mielert auch die erst in jüngster Zeit erkannten heiligen Stätten der Vorzeit in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, wie er überhaupt aus einem echten und starken Empfinden für den unlöslichen Zusammenhang von Vorzeit und Volkstum heraus schreibt. Seine Auffassung von den geistigen Eigenwerten der germanischen Überlieferung, die besonders stark noch im westfälischen Volkstum leben und dort sogar in stark konfessionell bestimmten Gebieten mehr als anderswo sich behauptet haben, ist besonders zu begrüßen. Pl.

Braunschweigische Heimat. Personen-, Orts- und Sachverzeichnis für die Braunschweigische Heimat, Zeitschrift des Braunschweiger Landesvereins für Heimatschutz e. V., von Wilhelm Schrader. Jahrgang 1910—1933. Braunschweig 1936. Heimatverlag E. Appelhaus & Co. 80 S. 8°. Steif geheftet 1,50 RM.

Die Aufgliederung des Verzeichnisses ist schon im Titel angegeben; doch sei noch bemerkt, daß im Verzeichnis der in den einzelnen Beiträgen der Zeitschrift vorkommenden Namen, um die Übersichtlichkeit zu erhöhen, die Fürstennamen besonders behandelt sind. Der Verfasser hat sich mit seinen Mitarbeitern zusammen einer langwierigen und mühseligen Arbeit unterzogen, deren Ergebnis in stiller Sachlichkeit vorgelegt wird. In den verschiedenen Heimatzeitschriften Deutschlands ist eine Anmenge Stoff verwahrt, der nur durch solche Nachweise der weiteren Bearbeitung erschlossen werden kann. Suffert.

Schulz, Walther, **Indogermanen und Germanen.** L. 1936, Teubner-Verlag. 104 Seiten, 98 Abbildungen, kart. 2,40 RM.

Prof. W. Schulz, Halle, der Nachfolger Sahnke, legt hier einen vorzüglichen kleinen Leitfaden der indogermanischen Kultur- und Rassen Geschichte vor, den wir aufs wärmste empfehlen möchten. Schulz bietet

in leicht lesbarer Darstellung eine Zusammenfassung der Ergebnisse der Sprach-, Rassen- und Vorgeschichtsforschung. Seine Übersicht der ältesten Geschichte der europäischen Völker reicht von der älteren Steinzeit bis zur germanischen Völkerwanderungszeit, dabei legt er besonderes Gewicht darauf, die Germanen als echte Nachkommen der Indogermanen herauszustellen. Seine Bemerkungen gegen Günter's Auffassung, der die Germanen nicht als Indogermanen, sondern lediglich als indogermanisiert auffaßt, sind sehr beachtenswert und überzeugend. Inzwischen ist Günter's Annahme durch Neues Nachweis, daß die Megalithkultur gar nicht von der fälischen, sondern von der nordischen Rasse im engeren Sinn getragen wurde, endgültig erledigt. Durch diese Veröffentlichung von Walter Schulz hat die Gesamtauffassung des Indogermanentums und Germanentums, wie sie von den Rassenforschern Günter, Neche u. a., und von den Sprachforschern Kretschmer, Neckel, Specht u. a. vertreten, eine erfreuliche Stütze von vorgeschichtlicher Seite erfahren. Zur Auseinandersetzung mit Günter vergleiche auch unsere Besprechung seines Buches über den „Ursprung der Germanen“.

Dr. Otto Huth.

Neche, Otto, Rasse und Heimat der Indogermanen. München 1936. Lehmanns-Verlag. 216 Seiten mit 113 Abbildungen und 5 Karten. Geb. 8,— RM.

Otto Neche, der Leipziger Professor für Rassen- und Völkerkunde, legt hier die erste Rassenkunde des Gesamtindogermanentums vor, die als hervorragendes wissenschaftliches Standardwerk wohl für lange Zeit grundlegend bleiben wird. Neche bietet mit diesem Werke zugleich eine Zusammenfassung vieler eigener Arbeiten, die bisher verstreut und nicht jedermann leicht zugänglich waren. Z. B. hatte Neche Eberts Reallexikon der Vorgeschichte eine große Zahl wichtiger rassenkundlicher Artikel beigezeichnet. In der Gesamtauffassung stimmt Neche erfreulich weitgehend mit Günter überein, auf dessen Werke über die „Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens“, die „Rassengeschichte des hellenischen und römischen Volkes“ usw. er vielfach zur Ergänzung verweisen kann. — Als besonders wichtige neue Ergebnisse möchten wir folgendes herausheben: S. 94 ff. wird dargelegt, daß die Trägerin der Megalith-Kultur nicht die fälische Rasse war, wie bisher angenommen wurde, sondern die nordische Rasse im engeren Sinne. — Die Darstellung der Indogermanen als Barbaren bei

von Gießstedt wird scharf zurückgewiesen (S. 118 f.). — Sehr beachtlich scheinen mir die Darlegungen Seite 133—135; Neche faßt die fälische und die nordische Rasse als zwei Spielarten einer Rasse auf und stellt sie als „hellfarbige Europide“ den nächstverwandten „dunkelfarbigen Südeuropiden“ gegenüber. — Neue Ausblicke eröffnen die „rassenphysiologischen Erwägungen“ (S. 145 ff.), die einen bisher nicht oder wenig beachteten Beitrag zur Urheimatsfrage liefern. Die klimatische Anpassungsfähigkeit, das Verhalten klimatischen Krankheiten gegenüber, die hellen Farben von Haut, Haar und Augen und noch manches andere weisen ganz unmißverständlich und in völliger Übereinstimmung darauf hin, daß als Heimat nur ein maritimes (vom Meer stark beeinflusstes), kühles, niederschlagsreiches, an wirksamem Sonnenlicht armes Klima in Frage kommen kann.“ (S. 158.) „All diese Eigenschaften der nordischen Rasse schließen gleichzeitig ein kontinentales, trockenes, sonnenreiches Steppenklima völlig aus“ (ebenda). Wie Neche weiter darlegt, kann die Heimat der nordischen Rasse nur Westeuropa sein; Ost-europa und Westasien jedenfalls kommen nicht in Frage. Die neuerdings von v. Gießstedt wieder aufgenommene Theorie von einer westsibirischen Heimat der nordischen Rasse ist also abzulehnen (S. 169). Neche stellt dann weiter fest, daß die Urchinesen (S. 183) ebenso wie die Affader und Amoriter (S. 184 ff.), die Sumerer und die Träger der Induskultur (Mohenjo-Daro) ein nordisches Rassenelement zeigen. Auf die weiteren Ausblicke, die sich daraus für den Kulturforscher ergeben, weist Neche nur kurz hin. — Damit haben wir ein paar Einzelheiten aus der Fülle des Inhalts herausgegriffen, wir müssen uns versagen auf weiteres hier einzugehen. Doch möchten wir noch daran erinnern, daß der Engländer Latham sich die nordische Rasse im Nordseegebiet entstanden dachte. Wenn die Rassenforschung so sehr sich auf Westeuropa als Urheimat verweisen sieht, wird man endlich auch der Bedeutung des „Doggerlandes“ („Latham-ebene“, de Lapouge) in der Geschichte der Indogermanen Beachtung schenken müssen. Daß in der Nordsee versunkene Länder in der Indogermanengeschichte eine Rolle spielten, nahm vor Latham der Nordfriese Knut J. Clement an (J. Germanien 1933, Heft 11: Der Entdecker des Friesentums), neuerdings wies darauf hin Engelbrecht (Die Urheimat der Indogermanen, Glückstadt 1933, S. 7 ff.).

Dr. Otto Huth.

Zeitschriftenchau

Ausgrabungen in aller Welt. Unter diesem Namen haben die Süddeutschen Monatshefte, 33. Jahrgang Heft 7 1936 ihr Aprilheft einer Übersicht über die neueren Ergebnisse auf allen Gebieten der Vor- und Frühgeschichte gewidmet, die gerade dem Laien viel Anregung geben wird. / Hans Weinert, **Neue Funde Urgeschichtlicher Menschenreste**, behandelt u. a. die sehr alten Menschenfunde aus Ostasien und Java, die dem Affenmenschen noch recht nahe stehen, Neandertalerfunde aus Vorderasien, vor allem aber den sehr alten Schädel von Steinheim an der Murr, den Verfasser einer Neandertalerstufe zu-rechnet (wobei erwähnt werden darf, daß Otto Neche in ihm einen Vorfahren der Aurignacienrasse erkannt hat, der zeitlich einer frühen Neandertalerstufe zugehört, aber eine eigene Rasse, eben die zu erwartende Urform der nordischen Rasse darstellt). Mit Recht betont W. nachdrücklich, daß das hohe Alter gerade der asiatischen Funde durchaus nicht gegen die hohe Wahrscheinlichkeit spricht, daß Europa die Wiege der europäischen Menschheit ist. — Vothar F. Joz, **Vorgeschichtliche Ausgrabungen in Deutschland**, bringt eine ausgezeichnete Übersicht über die Funde und Ergebnisse unserer gesamten vorgeschichtlichen Zeit, Friedrich von Dppeln-Bronikowski, **Römerzeit und deutsche Frühgeschichte**, folgt ihm darin von der sogenannten römischen Kaiserzeit bis zur Wikingerzeit. Es folgen Carl Weidert, **Ausgrabungen im Gebiet des klassischen Altertums**, Walter Andrae, **Forschungen im Alten Orient und Fried- rick von Dppeln-Bronikowski, Ägypten und Palästina**, Arbeiten, die eine begrüßenswerte Abrundung des Gesamtbildes ermöglichen. Das Heft schließt mit einem Aufsatz über **Moderne Ausgrabungstechnik** von Fritz Fremersdorf.

Zur Siedlungsforschung

Albert Egges van Giffen, **Der Warf in Egingen, Provinz Groningen, Holland, und seine westgermanischen Häuser**. Germania, Anzeiger der röm. germ. Kommission. Verlag Walter de Gruyter-Berlin. 20. Jahrgang Heft 1 1936. Die planmäßige Untersuchung der Eginger

Warf ergab eine Besiedlung, die bereits vor der Latènezeit beginnt und bis in die ottonische Zeit andauert. Die zahlreichen Schichten haben z. T. hervorragende Hausgrundrisse geliefert. Bemerkenswert ist, daß die angelsächsische Besiedlung um 400 nach Christi Geburt ziemlich kleine, einräumige Grubenhäuser zeigt, während wir in den älteren Schichten recht stattliche und große Gebäude finden, und zwar dreischiffige, hallenartige Bauten im Ständerwerk mit Walmdach und Flechtwand für Mensch und Vieh einerseits, und auf Pfosten ruhende Speicher andererseits. Die Häuser sind z. T. Meisterwerke des Ständerbaues und geben schon für die Latènezeit wertvolle Einblicke in den germanischen Hausbau. Bemerkenswert ist, daß in der ältesten Schicht der Herdraum abgetrennt ist von dem übrigen, so daß eigentlich ein zweiräumiges Haus vorliegt, bei sonst völlig gleicher Anlage. / W. Barner, **Ein spätkarolingisches Bauerngehöft aus der Wüstung Assum (Feldmark Eine, Kreis Alfeld)**. Die Kunde. 3. Jahrgang Heft 7/8, Hannover 1935. Das Gehöft, durch reiche Kulturfunde auf spätkarolingische Zeit datiert, bestand aus einem großen, gutgebauten, viereckigen Wohnhaus, Küchenhaus, einer offenen Hofschmiede und Nebengebäuden. Das Wohnhaus enthielt eine Wohnstube mit Herd und eine kleinere Schlafstube. Das Küchenhaus ist ein Dachhaus auf Kalksteinmauer, das beweist, daß die insbesondere auch che-ruskische Sitte des Küchenhauses bis in diese Zeit fortlebt. / Herbert Jan-kuhn, **Die Ausgrabungen in Hattinabu**. Forschungen und Fortschritte, 12. Jahrg. Nr. 7 1936. Die Fortsetzung der Ausgrabungen hat bestätigt, daß es sich in Hattinabu jahrhundertlang um durchaus gefestigte Verhältnisse unter einheitlicher Führung gehandelt haben muß. Auffallend ist das Nebeneinander von west- und nord-germanischen Bauformen, und es zeigt sich immer deutlicher, daß es sich hier nicht um Einfuhrfragen, sondern um regelrechte friesische und sächsische Niederlassungen handelt. Hattinabu ist also nicht nur politisch, sondern auch stammesmäßig als Vorgängerin Lübeds anzusehen, und der Zug Heinrichs des Ersten gewinnt steigende Bedeutung als erster deutscher Vorstoß in den

Ostseeraum. / D. Kunkel, **Ausgrabungen Wollin 1935**. Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. Verlag Rabich-Leipzig. 11. Jahrg. Heft 12 1935. Hatte die vorige Grabung auf dem Marktplatz von Wollin eine nordische „Großstadt“ ergeben, so galt die diesmalige der erwarteten Festung auf dem Silberbergviertel. Hier ist der Boden Sand, und der Erhaltungsstand der Funde deshalb sehr viel schlechter als unter der Stadt. Trotzdem konnte ein dreimaliger Aufbau der Burganlage mit bedeutenden und bautechnisch wichtigen Befestigungen festgestellt werden, und die Funde, insbesondere die Töpferware ließen genaue Gleichstellungen mit den Schichten der Stadt zu. Die ältere Burganlage gehört also in die erste Hälfte oder Mitte des 10. Jahrhunderts. Wichtige Beziehungen zum Norden sind auch hier festgestellt. — Die Bearbeitung der vorjährigen Funde wurde fortgesetzt, und hier findet besonders die Haustierforschung reiches Material. Der Schluß des Aufsatzes setzt sich mit den irrigen Auffassungen auseinander, die R. Hennig in seinem Buch „Wo lag Vineta?“ vertreten hat.

Zur geistigen Kultur der Indogermanen und Germanen

Edhard Unger, **Zur Entwicklung des sumerischen Hakenkreuzsymbols**. Forschungen und Fortschritte. 12. Jahrgang Nr. 12 1936. Verfasser setzt seine Untersuchungen über das Hakenkreuz als Sturm- und Wetterzeichen bei den Sumerern fort und berichtet über eine ähnliche Darstellung aus Iran. / Wilhelm Koppers, **Pferdeopfer und Pferdekult der Indogermanen**. Ebenda. 12. Jahrg. Nr. 11 1936. Verfasser behandelt diese Fragen ganz im Sinne seiner bekannten Lehren über eine asiatische

Herkunft der Indogermanen, die durch die Vorgeschichtsforschung gründlichst widerlegt sein dürften. / Ernst Sprockhoff, **Sonnentwagen und Hakenkreuz im nordischen Kreis**. Germania. 20. Jahrg. Heft 1 1936. Über den ursprünglichen Sinn des Hakenkreuzes herrscht keine Einigkeit; auch für die am meisten vertretene Ansicht, daß es ein Symbol des Feuers oder der Sonne sei, ist eigentlich noch nie ein Beweis geführt worden. Aus der älteren Bronzezeit kennen wir aus germanischem Gebiet den Sonnentwagen von Trundholm und ähnliche Darstellungen. In der jüngeren Bronzezeit lebt diese Darstellung fort in stilisierten, dem Zeitgeist entsprechend oft stark aufgelösten Formen. Schließlich zeigt fries-artige Reihung, wie sich hallstattischer Einfluß auf germanischem Gebiet auch dieses Gegenstandes bemächtigt. Eine ganz ähnliche Reihung, wie sie eine holländische Urne aufweist, zeigen zwei Urnen aus Este, deren eine abwechselnd Pferd und Rad trägt, bei der anderen dagegen an Stelle des Rades ein ediges Hakenkreuz erscheint. Verf. glaubt nun, daß sich hier aus stilistischen Einflüssen heraus aus der Radform das Hakenkreuz entwickelt habe, wobei nicht bestritten wird, daß das Hakenkreuz zu anderer Zeit und an anderer Stelle eine andere Entwicklung durchgemacht haben könne. Im germanischen Norden lebt im übrigen auch in der jüngeren Bronzezeit die alt-heimische Darstellungsform fort. / Alois Brandl, **Das Beowulfepos und die merckische Königskrisis um 700**. Forschungen und Fortschritte. 12. Jahrg. Nr. 13 1936. Der Versuch, die Ereignisse des Beowulfliedes in Gleichung zu setzen mit bestimmten geschichtlichen Vorgängen im merckischen Königshause ist fesselnd für die Aufhellung der angelsächsischen Frühgeschichte.

Sertha Schimmel.



Ortsgruppe Berlin. Auf dem „Geselligen Abend“, der am 23. Lenzius im „Spaten“ stattfand, sprach Herr Generalmajor a. D. Haenichen über „Vorchristliche Heiligtümer und deren Befestigung gegenüber der vor- dringenden römischen Kirche“. In seinem Vortrag, der durch eine Anzahl von Licht- bildern wirkungsvoll unterstützt wurde,

führte er aus, daß einzelne vorchristliche Heiligtümer, nicht nur hegende Umwallungen, sondern auch ausgesprochen schützende Wehranlagen erhalten hätten. Diese Heiligtümer haben sich fast immer an solchen Punkten befunden, von denen aus man astronomische Beobachtungen, vor allem bezüglich der Frühjahrs- und Herbst-Tag-

undnachtgleiche, anstellen konnte. Häufig findet sich dafür der Name „Weißer Hirsch“. An der Hand von anschaulich gezeichneten Plänen erläuterte nun der Vortragende eine Reihe solcher durch Wehranlagen geschützter Beobachtungspunkte, so die Treßburg, die Anlagen bei Ellrich und Hattonchatel bei Verdun, wo der Vortragende während des Krieges noch persönlich sehr überraschende Werkzeuge früherer Sonnenbeobachtung in der dortigen Kirche hat feststellen können, der „Weiße Hirsch“ bei Dresden, das „Laubenei“ bei Quedlinburg u. a. m.

Besonders ausführlich behandelte der Vortragende die Befestigungsanlagen auf der Rogtrappe, die er als das größte, von Karl dem Franken glücklicherweise vergeblich gesuchte Heiligtum des Ostfalenlandes ansprach, die Teutoburg und das wendische Heiligtum Rethra, das man nicht am Lurin-See, sondern am Müritzer-See zu suchen hat. An der Hand von eingehenden Kartenentwürfen und unter genauer Nachprüfung der noch erhaltenen alten Quellenangaben wies der Vortragende die Richtigkeit seiner Ansicht nach. Sicher hat sich in Rethra vor der Slawenzeit ein altgermanisches Heiligtum befunden. Mit der Aufforderung, durch rege Erforschung der germanischen Vorzeit die Liebe zu Heimat und Volkstum zu kräftigen und pflegen, schloß der anregende Vortrag.

Am 17. Hornungs 1936 hielt Herr Knud Rißhauer einen Lichtbildervortrag über **Himmelskunde der Germanen**

Der Vortragende schilderte zunächst, wie in den Werken über Geschichte der Astronomie der letzten fünfzig Jahre bis heute entweder überhaupt nichts über himmelskundliche Kenntnisse unserer Vorfahren zu finden sei oder allenfalls etwas über die Anlage von Stonehenge; während Babylonier, Ägypter, Griechen und Römer ebenso wie die Araber sehr ausgiebig behandelt werden. Erst die Geschichte der Sternkunde von Ernst Zimmer, die im Jahre 1931 erschien, widmet bei einem Umfange von 650 Seiten der Himmelskunde der Germanen immerhin sieben ganze Seiten. Dabei bringt Zimmer Behauptungen wie: „Von den Römern lernten die Germanen den Gebrauch der Monate und der siebentägigen Woche“, und gibt im übrigen sehr vorsichtig nur recht dürftiges Material. Demgegenüber stehen die Werke von Herman Wirth, Wilhelm Teudt und mit seiner „Germanischen Himmelskunde“ vor allem Otto Sigfrid Reuter, der den vorgenannten sieben Seiten allein mehr als siebenhundert entgegenstellt.

Entscheidend für die Weltanschauung der Germanen ist ihr Sitz im hohen Norden. Hier und nur hier konnten sie zur Zeit der Sonnenwende den vollen täglichen Umlauf der Sonne beobachten. Hier entschwand ihnen um die Julzeit das Tagesgestirn völlig und hinterließ damit jenen nachhaltigen und tiefergreifenden Eindruck, der auch für den Menschen unserer Tage nichts von seinen padenden und aufrüttelnden Wucht verloren hat. Das Wiedererscheinen der schwer entbehrten Sonne muß den Menschen mit zwingender Notwendigkeit zum ersten und tiefstempfundenen Fest und damit zugleich zum Sonnenjahr geführt haben. In der Tat spielt auch nur im südlichen und mittleren Germanien nebenbei das Mondjahr eine gewisse Rolle, diese aber nur unter Angleichung an das Sonnenjahr, das allbeherrschende.

Kunenzeichen, Steinkreuze, Bildwerke und bis auf unsere Zeit reichendes Gebildege- bäude zeigen, wie tief die Verbundenheit des Germanen mit dem Gedanken der allbelebenden Sonne zu allen Zeiten gewesen ist. Acht- und vierundzwanzigteilige Steinsetzungen und Gekirchmarken bestätigen die Einteilung des Sonnenjahres der Germanen und führen über den hölzernen Kalender- ring zum Stab- und Plankalender. Bilder von Stonehenge, den Erstensteinen und dem Quertenberg als Feststätten der Sommer- und Winter Sonnenwende beweisen, wie das gesamte germanische Volk von der Wechselwirkung von Sonne und Leben innerlich durchdrungen war, so daß ihm das Jahrgeschehen selber als ein Lebendiges erschien.

Geschah die Beobachtung des Sonnenlaufes und die Einteilung des Jahres zunächst nur nach dem Gesichtskreis, so stellt sich später auch die Kenntnis der jährlichen Schraubenbahn der Sonne ein. Das bezeugen uns die als Schmuck immer wiederkehrenden Wendespiralen und die Darstellung von drei konzentrischen Sonnenbögen oder Kreisen bestätigt sogar die Bekanntschaft mit dem Äquatorbogen der Sonne und den beiden Wendekreisen.

Manche Anlagen und Steinsetzungen deuten überdies darauf hin, daß nicht nur die Sonne und in gewissem Umfange auch der Mond, sondern ebenso die Sterne als Jahres- und Stundenzeichen wie auch im Kult von Bedeutung waren. Als Beispiel wurde die Stätte von Odry gezeigt, die in Verbindung mit der Erläuterung der Präzessionserscheinungen deutlich machte, wie Wilhelm Teudt zu seiner Auffassung von der Anlage in Osterholz gelangt war.

Leider sind uns nur recht wenige ger-

manische Bezeichnungen für Sternbilder erhalten geblieben; die griechisch-römische Namenbildung hat sie allzusehnell verschüttet. Gar nichts wissen wir z. B. über die Benennung der Sterngruppen auf dem Sonnenweg, und doch ist er den Germanen genau bekannt gewesen, denn jeder Mondumlauf beschreibt ihn. Ebenso kann auch kein Zweifel darüber bestehen, daß den Germanen die mit freiem Auge sichtbaren Planeten geläufig waren.

Bedauerlicherweise fehlen uns in beiden Fällen eingehende Nachweise. In deren Erbringung kann aber um so weniger ein Zweifel sein, als uns durch Otto Sigfrid Reuters außerordentlich verdienstvolle Arbeit sogar schwierige Messungen an Sternen und besonders an der Sonne bekanntgeworden sind. Es ist vor allem die Seefahrt, und zwar die Hochseeschiffahrt, die unsere Altvorderen zwangsläufig zu Ortsbestimmungen auf See und an fremder Küste führte. Hierher gehört die Breitenbestimmung mittels des „Sonnenbordes“ während der Fahrt und die Breitenbestimmung z. B. auf Vinland. Die Erreichung Amerikas ein halbes Jahrtausend vor Kolumbus spricht hier ihre beredte Sprache.

Die genauesten und im streng wissenschaftlichen Sinne durchgeführten Messungen, von denen wir durch D. S. Reuter erfahren, stammen von Oddi Helgason um das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung. Seine astronomischen Kenntnisse sind wie die seiner Zeitgenossen und Vorfahren einzig und allein auf germanischem Boden gewachsen und reiflos frei von irgendwelchem Einfluß der Mittelmeervölker. Dennoch aber sind diese Messungen so genau, daß sie sogar noch die des um so viel Jahrhunderte später lebenden Kopernikus bei weitem übertreffen.

Ortsgruppe Os nabrück. Öffentlicher Vortrag des Univ.-Prof. Mandel (Kiel) über den arisch-germanischen Glauben. Der

Grundzug der Ausführungen des Redners war der Nachweis, daß die menschliche Gottschau stets artgemäß (rassenförmlich) bedingt und somit eine Weltreligion ein Widerspruch gegen die gottgeschaffene Verschiedenheit der Völker und Rassen ist.

Ortsgruppe Essen. Vortrag Dr. Otto Guth (Bonn) über „Kultische Roß- und Wagenrennen der Germanen“. In Volksbräuchen, Märchen, Sagen und Liedern sind noch viele Hinweise darauf versteckt. Wer hat z. B. schon mal daran gedacht, daß auch unsere Jahrmärkte-Maruffels mit ihren Pferdchen und Wagen-Ringelspiel nennt man es übrigens in Österreich — eine spielerische Nachahmung dieser Bräuche ist? Die feierlichen Ritte um bestimmte Bergkirchen, die heute noch vielerorts stattfinden, gehen ebenfalls auf germanisches Brauchtum zurück. Es besteht wohl kaum ein Zweifel, daß auf der aus germanischer Zeit bis heute erhaltenen Rennbahn im Langelau unweit der Externsteine Pferde- und Wagenrennen abgehalten wurden.

Die Ortsgruppe veranstaltete im Laufe des Jahres 1935 fünf Vortragsabende, dazu einen solchen gemeinschaftlich mit dem „Alldeutschen Verband“. Ferner eine Sommerjourné auf dem Pastoratsberg bei Werden (Ruhr) und fünf Gelände- und Studienfahrten. Auch wurden von der Ortsgruppe eine Reihe von Vorträgen in anderen Städten bestritten.

Die Ortsgruppe Dortmund wurde am 21. Scheiding 1935 im Anschluß an einen Vortrag von Herrn Alois Risse über „Frühgeschichtsforschung und Germanenfunde“ gegründet. Am 9. Silbhard sprach derselbe über „Siedlungsgeographie und Germanenfunde“ und wiederum am 13. Nebelung über „Spuren germanischer Religion im heutigen Brauchtum“. Am 21. Julmond sprach ferner Herr Wechtenbruch über „Germanische Götter und Helden aus christlicher Zeit“.

„Ich möcht mich der wundersamen Historien, so ich aus zarter Kindheit herübergenommen, oder auch wie sie mir vorkommen sind in meinem Leben, nicht entschlagen, um kein Gold.“
Martin Luther

Diesem Heft liegen Prospekte folgender Firmen bei: Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg, und Blut und Boden Verlag, Goslar. Wir empfehlen unseren Lesern, diese Beilagen zu beachten.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. F. D. Wasmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Bierguth, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. M. I. Bj. 1936 3800. Pl. Nr. 3.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936

Juli

Heft 7

Zum Geleit

Ein Volk lebt so lange glücklich in Gegenwart und Zukunft, als es sich seiner Vergangenheit und der Größe seiner Ahnen bewußt ist. Wir Deutsche haben jahrhundertlang nicht nur unsere Jahrtausende alte, ferne Vergangenheit, sondern auch die großen Ahnen und Führergestalten der letzten zehn Jahrhunderte vergessen. Der Größten einer dieser Ahnen und großen Männer des deutschen Volkes war Heinrich I., König der Deutschen, ein Mann, der nicht nur zu seinen Lebzeiten von seinen rachsüchtigen weltanschaulichen Gegnern befehdet, sondern über den Tod hinaus von der Feindschaft seiner Widersacher verfolgt wurde. Die Gebeine von ihm, dem vielleicht größten König der Deutschen, sind heute nicht mehr aufzufinden — eine Schmach für das gesamte deutsche Volk. Wo sie sind, weiß niemand.

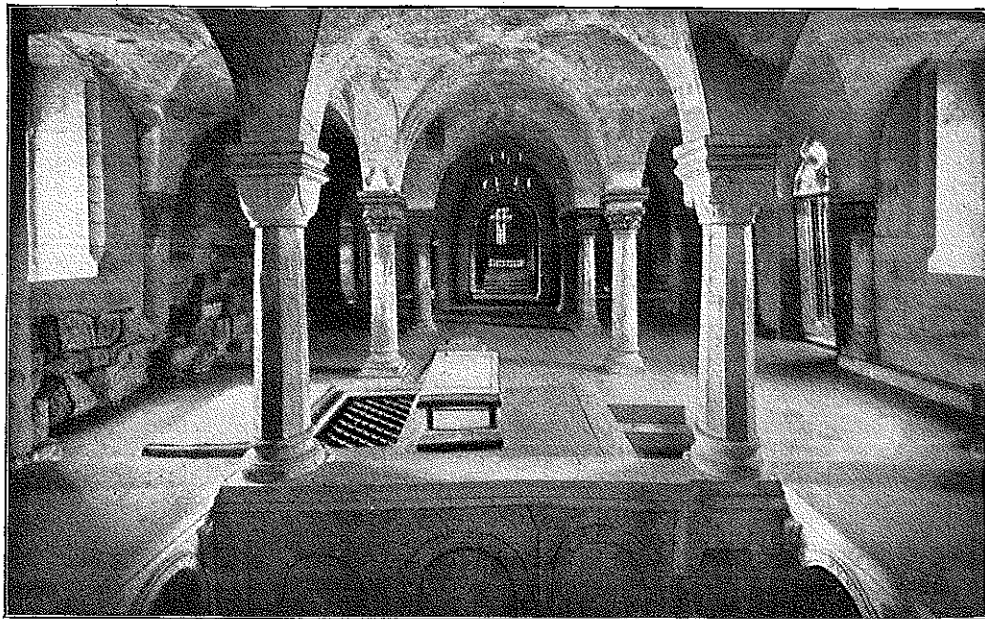
Sein Andenken wurde uns fast vergessen gemacht. Seine Leistungen, der Bau eines wirklich deutschen Reiches, wurde unserer Jugend verschwiegen. Nur eins blieb — auch in Zeiten des tiefsten völkischen Niederganges — die durch Jahrhundertwirkende Dauer seines Werkes. Unser aller Aufgabe und Ehrenpflicht ist es nun, ihm den Platz zu

geben im Herzen des deutschen Volkes, den dieser große König der Germanen verdient hat.

Dieser Dankespflicht wollen wir dienen, wenn wir, die Schutzstaffel Adolf Hitlers, die Stätte, wo Heinrichs Gebeine einst begraben waren und die Halle, in der er wohl einst gelebt hat, die heutige Wigberts-Krypta, in unsere Obhut nehmen, um sie dem deutschen Volke als Weihestätte zu erhalten. Ebenso soll dieses kleine Heft der großen Aufgabe der Verehrung eines deutschen Helden dienen.

A. Himmler

Reichsführer SS



König Heinrichs Gruft in Quedlinburg

Es starb der Herr der Dinge, der größte unter Europas Königen, der an jeglicher Tugend des Leibes und der Seele keinem anderen nachstand. Seinem großen Sohne aber hinterließ er ein weites und breites Reich, das ihm nicht von den Ahnen überkommen, sondern durch ihn selbst und mit Gottes Hilfe allein geschaffen worden war.

Widukind von Corvey, Geschichte der Sachsen, um 960.

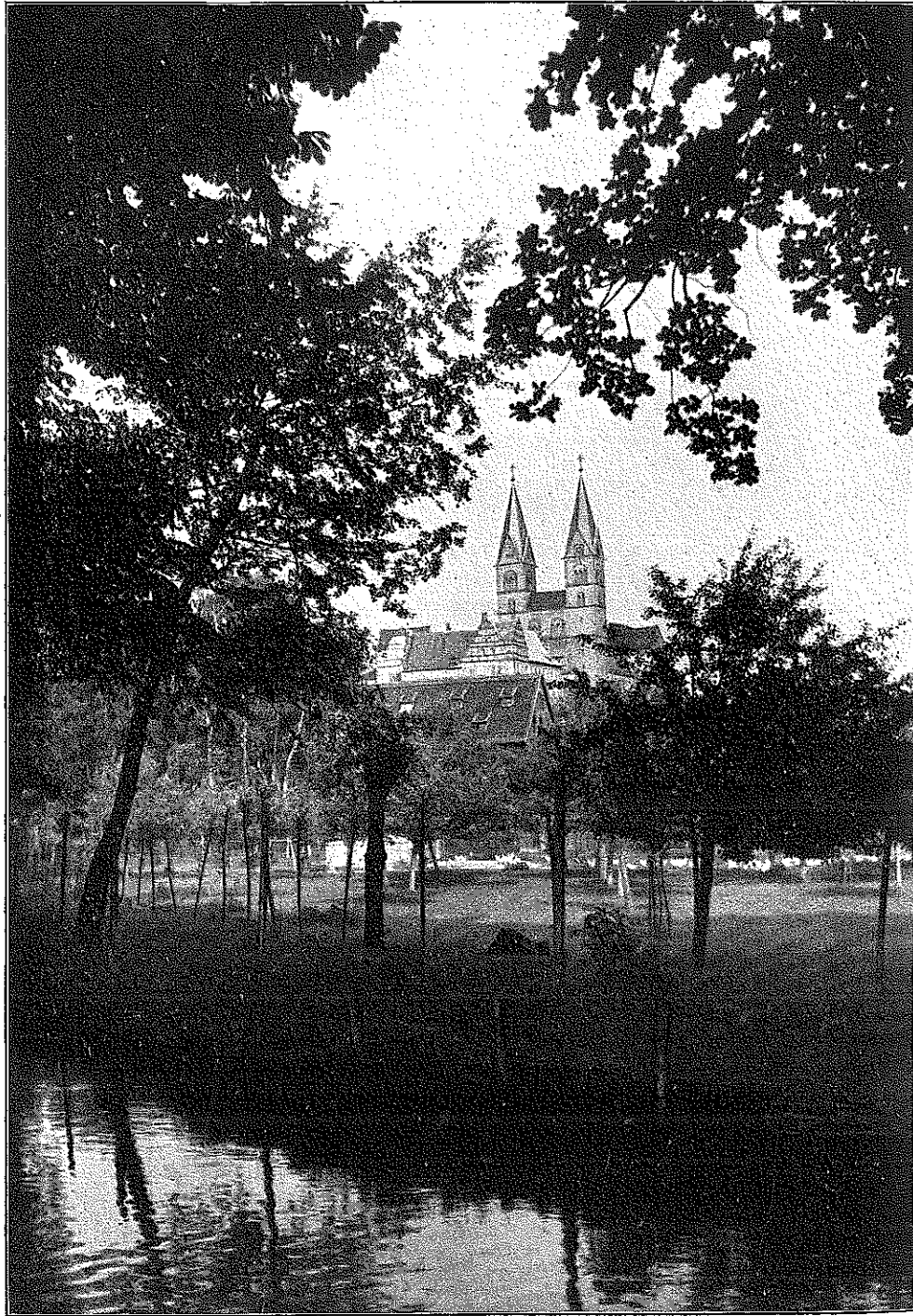
König Heinrich, ein germanischer Fürst

Don Dr. J. O. Plafmann

Das menschliche Bild, das uns durch die mittelalterlichen Geschichtsquellen von den Führern des damaligen deutschen Volkes überliefert wird, ist nicht immer frei von Trübungen und Verzerrungen. Es gibt kaum einen Fall, in dem der darstellende Geschichtsschreiber derselben Schicht angehörte, wie der dargestellte Mensch; der erstere sieht also notgedrungen immer seinen Helden vom Standpunkte seines Standes aus, und das ist ja fast immer der des Geistlichen. Vor allem gilt dies für jene Persönlichkeiten, deren Wertung schon an sich nicht von den Kriegstaten und staatsmännischen Leistungen bestimmt ist, sondern von einer mehr anteilnehmenden und duldbenden Haltung — für die königlichen und fürstlichen Frauen, die in der Zeit vor tausend Jahren sehr wesentlich am Schicksal des Reiches mitgesponnen haben. Sie erscheinen uns fast nie als das, was sie waren: als kraftvolle Persönlichkeiten, die alle Leidenschaften einer germanischen Frauenseele kannten, Ehrgeiz, Mut und Unerfrockenheit, wie wir sie zur gleichen Zeit etwa bei den großen Frauengestalten des germanischen Nordens finden. Die Frauen sind für den geistlichen Geschichtsschreiber von vornherein Antwärtinnen auf einen Heiligenstein, der denn auch den fürstlichen Frauen aus dem sächsischen Königshause in reichem Maße verliehen worden ist.

In gewissem Maße gilt das auch für die männlichen Gestalten jener kraftvollen Zeit. Freilich können diese zunächst nur nach ihren Taten gewertet werden, und dieser Wertung verschließen sich auch die geistlichen Geschichtsschreiber nicht, die ja trotz des Klosterfensters, durch das sie die Welt betrachteten, noch ungleich volksnäher waren als heute. Sie selbst waren aber zu sehr daran gewöhnt, ihren Helden als das Ideal des christlichen Helden schlechthin aufzufassen, als daß diese Grundeinstellung nicht auf Schritt und Tritt ihre Darstellung färben mußte. Wir selbst unterliegen noch unbewußt dieser Suggestion: zum mindesten sehen wir die Helden der Zeit vor tausend Jahren viel zu sehr in den historischen Kostümen des hohen Mittelalters. In Wirklichkeit standen Gestalten wie Otto der Erlauchte und sein großer Sohn Heinrich, und auch Burchard von Schwaben und Arnulf von Bayern der germanischen Urzeit ungleich näher, als es uns auf den ersten Blick scheinen will. Das wird vor allem bei dem großen König deutlich, in dessen Wirken und in dessen Persönlichkeit germanische Urzeit und deutsches Wesen sich in einzigartiger Weise treffen und zusammenfließen — in Heinrich dem Ersten.

Es ist ein gnädiger Zufall gewesen, daß der Mann, der uns das geschlossenste Bild von den Taten des großen Königs überliefert hat, selbst ein Verwandter des Königshauses gewesen ist und mehr als das: er ist einst selbst im Gefolge eines Königs geritten und trug unter seiner spät angelegten Mönchskutte ein echt deutsches Mannesherz, das von den Taten seines Volkes und seines Königs immer wieder so mit fortgerissen wird, daß er oft genug den Sallust, den Virgil und seine sonstigen klassischen Vorbilder völlig darüber vergißt, um in unbeholfener lateinischer Sprache von seinen Helden zu singen, wie ein altsächsischer Skop oder wie ein Skalde des zeitgenössischen Nordens. Man hat ihn wegen dieses schlechten Lateins gescholten, — mit Recht, wenn man „ein in lateinischer Sprache geschriebenes deutsches Heldenlied“ mit dem Stocke des Schulmeisters zu messen berechtigt wäre. Wenn wir die Schilderungen des Mönches Widukind von Corvey richtig zu lesen verstehen, so erscheint uns aus ihnen das Bild einer kraftvollen germanischen Zeit und inmitten dieses Bildes ein Germanenfürst, der sich in Haltung und Wesen von einem der gleichzeitigen Könige zu Oslo oder zu Upsala nur wenig unterschieden hat. Freilich müssen wir lernen, diese Zeit und ihre Taten auch mit germanischen Augen zu sehen und uns von der Suggestion freizumachen, die uns mit dem scharfen



Schloßkirche zu Quedlinburg

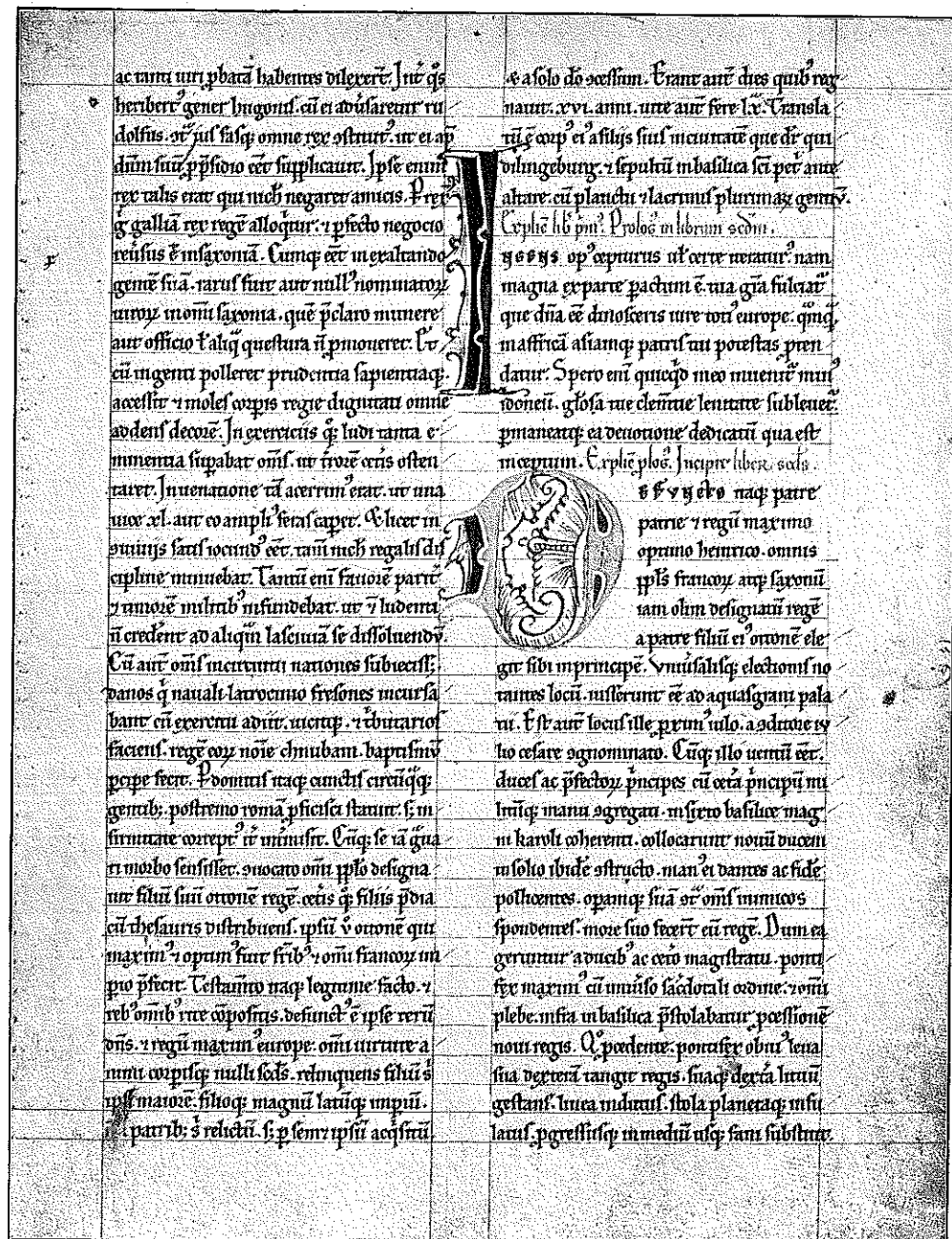
Einschnitt in der Zeit um 800 auch ein ganz neues und andersgeartetes Bild des deutschen Menschen vorgaukeln will.

Das alles würde uns sofort völlig anders vorkommen, wenn wir eine Schilderung Heinrichs und seiner Zeit besäßen, wie sie der Norden etwa in den norwegischen Königsgeschichten besitzt. Die germanische Erzählungskunst ist an der Klostermauer gescheitert und war dann für immer dahin; auf deutschem Boden hat sie uns keine Denkmale mehr hinterlassen, die den erhabenen Latenschöpfungen der nordischen Erzählungskunst vergleichbar wäre. Und doch hat uns die genaue Erforschung der Quellen gerade des Wönches Widukind bewiesen, daß ihm die klassischen Schriftsteller nur einen sehr dürftigen Formelschatz gegeben haben, der durch die Lateinschule vermittelt wurde; daß aber der Kern seiner Darstellungsweise und ein ganz erheblicher Bestand an festen dichterischen Formeln unmittelbar aus dem einheimischen stabreimenden Heldenliede stammt, das ja erst in dieser Zeit mit den großen Stoffen der Nibelungensage und anderen über Niedersachsen seinen Weg nach dem Norden gefunden hat. Heinrichs Laten und auch die seines Sohnes Otto und ihrer Mitkämpfer sind von zeitgenössischen Sängern in solchen stabreimenden Heldenliedern besungen worden, die auch sonst ganz den Geist des alten germanischen Heldenliedes atmen. Das habe ich in einer umfangreichen Untersuchung über Sprache und Stil Widukinds von Corvey, die demnächst veröffentlicht werden soll, nachgewiesen. An einigen Beispielen soll es hier deutlich gemacht werden.

Die Rolle, in der das einheimische Heldenlied in Heinrichs Tagen und noch später bis in die Zeit Kaiser Lothars und Heinrichs des Löwen hinein seinen Helden sieht, ist die des Vorkämpfers gegen die als fremd empfundene imperiale Gewalt, die dem Wesen nach damals im Bunde mit der kirchlichen Gewalt stand und wie diese als unvereinbar mit dem stammesmäßigen Volkstum empfunden wurde. Es wäre falsch, wollte man darin vorwiegend nur den Ausdruck eines landschaftlich begrenzten Partikularismus sehen. Das vollhaft gewachsene Stammesstum, dessen Vorkämpfer Heinrich war, und dessen Schützer er nach seiner Königswahl gewesen ist, griff im Notfall auch über die Grenzen eines einzelnen Stammes hinaus. Als Gegenspieler sehen wir auch weniger die echt deutschen Gestalten einzelner Könige, als vielmehr jene meist aus Geistlichen bestehende Hofmarrilla, als deren typischen Vertreter das vollhafte Heldenlied eine Gestalt wie Hatto von Mainz mit seiner ganzen Abneigung bedacht und dargestellt hat. So erscheint dieser als das absolut schwarze Gegenbild des ehrlichen germanischen Kämpfers; ein Gegensatz, der besonders von den zeitgenössischen Dichtern mit allen Mitteln ihrer Kunst ausgemalt worden ist.

Hatto hat sich nach der Volksüberlieferung schon bei der Vernichtung des tapferen Adalbert von Babenberg als ein heimtückischer Verräter erwiesen; er hat dem Helden versprochen, ihn unverfehrt auf seine Burg zurückzuführen, kehrt aber unter einem nichtigen Vorwande gleich mit ihm dahin zurück, um ihn dann beim nochmaligen Verlassen dem König ans Schwert zu liefern. Aus seinen trügerischen Worten: „*Taedet me longioris viae tardiorisque horae*“ springt greifbar der altfächische Stabreim heraus: „*Lēd is mi langaro weg, latara hwiſa*.“ — Um seinen gefährlichsten Gegner, den Sachsenherzog Heinrich zu erledigen, bedient er sich nach der Sage einer List, die unmittelbar aus dem Liede vom Verrat des Atli an seinen Schwägern entnommen ist. Aber der Herzog ist besser auf seiner Hut; er läßt dem tückischen Feinde erwidern, Heinrich habe keinen härteren Hals als Adalbert — „*quia durius collum non gerit Heinricus*“ — „*thāt Heinrik hals hardiran ne lēdit*“; darum wolle er lieber „*domi sedere et de eius servitio tractare*“ — „*an seli sittian endi is thionost thingian*“: zu Hause bleiben und an seinen Dienst denken.

So wird der Herzog und spätere König seltener als der „*dux*“ oder der „*rex*“ bezeichnet, sondern meist als der „*princeps*“ schlechthin, das ist der germanische „*Drochthin*“, der Geholgsherr wehrhafter Männer; dieser Begriff steckt auch in der Wendung „*rex populorum*“,



Eine Seite aus dem Dresdener Codex der Sachsen Geschichte Widukinds, die Nachricht vom Tode Heinrichs enthaltend

was das altsächsische „solco drohtin“ wiedergibt. Wenn er ein anderes Mal als „imperator multorum populorum“ bezeichnet wird, so hat das mit dem „Imperator“ römischer Prägung nichts zu tun, sondern ist nur die notdürftige lateinische Wiedergabe des germanischen „mundboro managaro thiodo“, der Schutzherr vieler Gefolgsleute. Als solcher beruft er die „universalis populi conventio“ ein, das „meginthioda mahal“; oder er reitet als „Drohtin“ im Ringe seiner jungen Krieger in die Schlacht: „militum manu vallatus“, das heißt: „mit werodu bitworpan“, eine Formel, die uns die germanischen Heldenlieder überliefert haben. Wie sehr auch der germanische Staatsbegriff durch ihn in den Augen seiner Zeitgenossen verkörpert ist, und wie wenig man dabei an ein Imperium römischer Prägung denkt, das geht aus den Formeln hervor, mit denen man dem König Heil wünscht, etwa er solle „lato magnoque imperio diu regnare“, wofür wir im Heliand und anderswo noch die wörtliche germanische Urform finden: „widbrēdan welon lange givaldan“. Diese Formel „latum magnumque imperium“ gebraucht Widukind für das Reich seines Königs schlechthin, ein Beweis dafür, daß das germanische Reich Heinrichs noch gar nichts mit dem römischen Imperium zu tun hatte, wie es von seinem Sohne wiedergeschaffen worden ist, denn dieser „weitbreite Wohlstand“ bedeutet ursprünglich den Besitz an Haus und Hof, das Vatererbe, also das, was man damals und heute wieder als „Odal“ bezeichnet. Es ist das Königsodal, so wie der König, der auf dem obersten Reichshofe zu Quedlinburg sitzt, im Grunde für seine Landsleute noch nichts anderes ist, als der oberste Odalsbauer des Reiches. Dort hält er Hof, im ursprünglichsten Sinne des Wortes, „magnus ac potens majestate et potestate regali“, groß und mächtig durch sein königliches Wesen, oder, wie es uns wieder die germanische Sprache überliefert, „mikil endi mählig thuru kuninges meginkraft“.

Ja, Wort und Begriff des Odal sind uns im Zusammenhange mit seinem Königsbesitz noch wörtlich überliefert, wenn wir in der lateinischen Quelle den deutschen Gedanken des sächsischen Gefolgsmannes wiederfinden. Heinrich kämpft gegen die imperiale und geistliche Gewalt für seinen „honos paternus“, das ist nichts anderes als die lateinische Wiedergabe des germanischen Wortes „fader-odil“ (oder odal), „des alten Namens des ererbten Grundbesitzes edler Geschlechter“, wie es schon Jakob Grimm richtiger als mancher heutige Gelehrter umschrieb. Dies Odal ist die Voraussetzung für den ethischen Begriff des (lautlich verwandten) Adels, eine Beziehung, die Widukind in der Übersetzung „honos“ treffend wiedergibt. — Ich muß mich hier auf die Wiedergabe weniger Einzelheiten beschränken, die in meiner Untersuchung um viele vermehrt und näher begründet werden. Aber ein besonderes Beispiel sei noch herausgehoben, das wiederum deutlich zeigt, wie sehr ein scheinbar neuer Brauch, der heute wieder deutsches Allgemeinut geworden ist, im germanischen Altertum wurzelt, und wie wenig wir gewohnt sind, unsere germanischen Quellen mit germanischen Augen zu lesen.

Bei der Schilderung der Königswahl Heinrichs auf der alten hessischen Dingstätte zu Fritzlar, die wir uns von einem gleichzeitigen Thing in Norwegen oder Island in keiner Weise verschieden vorstellen dürfen, wird die Ablehnung der Salbung durch den Erzbischof erzählt, dann heißt es: „Placuit itaque sermo iste (Heinrichs) coram universa multitudine, et dextris in caelum levatis nomen novi regis cum clamore valido salutantes frequentabant.“ Das heißt wörtlich: „Diese Rede fand Beifall bei der ganzen Menge, und indem sie die Rechte zum Himmel erhoben, begrüßten sie immer wieder den Namen des neuen Königs mit Heilrufen.“ Das ist der deutsche Gruß in seiner germanischen Urform — nichts von „römischem Gruß“, nichts von „Caesarengruß“; es ist alte germanische Sitte, den Führer mit erhobener Rechte und mit dem Heilruf zu begrüßen, und der Ruf kann nach dieser deutlichen Schilderung gar nicht anders gelautet haben, als „Heil Heinrich!“ Das wird bestätigt durch die spätere Schilderung der Wahl Ottos zu Aachen, wo der Erzbischof den jungen König dem Volke mit den Worten vorstellt: „Si vobis ista

electio placeat, dextris in caelum levatis significato!“ — „Wenn euch diese Wahl gefällt, so gebt es mit zum Himmel erhobener Rechten kund.“ Und weiter: „Ad haec omnis populus dextras in excelsum levans cum clamore valido inprecari sunt prospera novi duoi.“ — „Darauf wünschte alles Volk, indem es die rechte Hand emporhob, mit starken Rufen dem neuen Herrscher Heil“; der Ruf lautete also hier „Heil Otto!“ Aus den beiden Wendungen „nomen salutare“ und „prospera inprecari“ kann man mit voller Sicherheit das deutsche Wort „Heil“ erschließen. Daß der Gründer des ersten Reiches mit diesem Gruße und mit erhobener Rechter von seinem Volke begrüßt worden ist, mag von mehr als nur sinnbildlicher Bedeutung sein; es zeigt, wie eng sich das Erste und das Dritte Reich mit der germanischen Urzeit berühren.

In allem entspricht auch das menschliche Bild Heinrichs dem eines germanischen Herrschers, nicht dem eines prunkenden Imperators, wie ihn mancher spätere Kaiser darstellen liebte. Seine ruhige Diplomatie, mit der er ein scheinbar völlig zerfallenes Reich in wenigen Jahren wieder unter starke Führung brachte und gegen den äußeren Feind zusammenfaßte, kann nur mit der entsprechenden Meisterschaft eines Armin verglichen werden; dieser Geschicklichkeit, die in Wirklichkeit eherne Selbstzucht war, verdankte er den Beinamen des „Vogelfängers“, woraus eine spätere Zeit die merkwürdige Sage vom Vogelherd entwickelt hat. Er wußte sich selbst meisterhaft germanischen Brauches zu bedienen, um seinen Gegner durch Überraschung mattzusetzen; das ist wohl der tiefere Sinn jener Begegnung mit dem streitbaren Bayernherzog Arnulf, den er während des Krieges auffordert, sich mit ihm allein zu treffen. Gewiß hat er zweifelhaft gelassen, wie dieses Treffen „zwischen den Heeren“ gemeint war, denn der Bayer erschien in voller Rüstung, in der sicheren Meinung, der Gegner wolle ihn zum Einzelkampfe herausfordern, zum „Holmgang“, wie es gleichzeitig auch im Norden gebräuchlich war. Statt dessen trat ihm ein Waffenloser entgegen, der ihn, den Gewaffneten, mit verständiger Rede so völlig entwaffnete, daß der Holmgänger als freiwilliger Vasall von seinem einstigen Feinde schied.

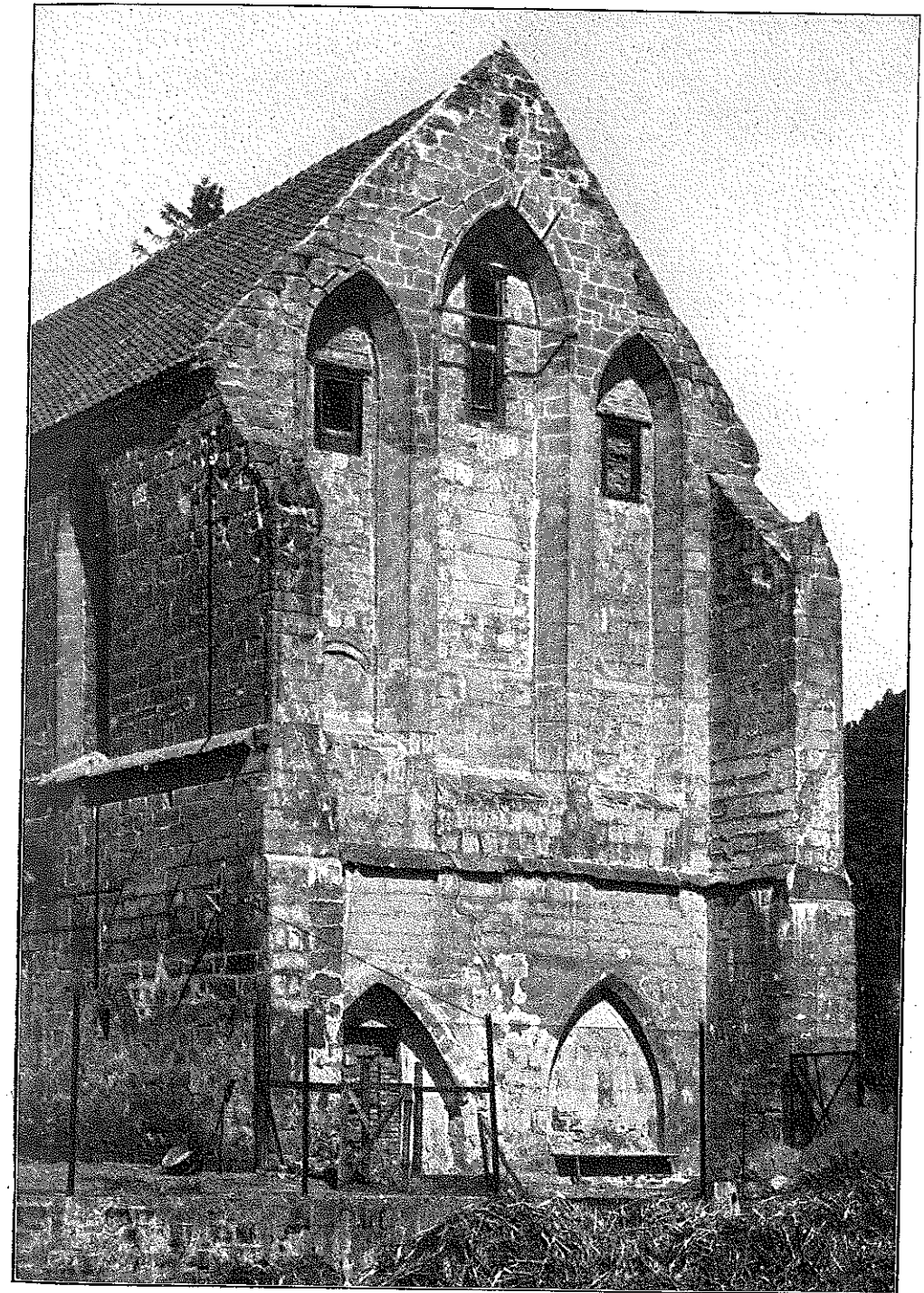
Mit wenigen, aber ganz sicheren Worten kennzeichnet Widukind den großen, breitschulterigen Mann, der mit etwa fünfzig Jahren auf der Höhe seiner Leistung stand: „Die Wucht seiner Gestalt verlieh seiner königlichen Würde jede Zier. Auch in der Übung des Kampfsportes überwand er alle so völlig, daß er den anderen fast Furcht einflößte. Auf der Jagd war er so eifrig, daß er auf einer Streife wohl an die vierzig Tiere erlegen konnte. Beim Mahle konnte er recht gefellig sein, doch tat nichts der königlichen Haltung Eintrag. Solche Zuneigung und zugleich Ehrfurcht flößte er den Kriegern ein, daß sie sich, auch wenn er scherzte, keine Unschicklichkeit gegen ihn zuschulden kommen ließen.“

Das ist das Bild der gesammelten und beherrschten Persönlichkeit, wir wie es nur an den größten Gestalten unserer germanischen Vergangenheit wiederfinden, und zugleich einer gesammelten und beherrschten Kraft, die ausgereicht hat, in sieben Jahren ein Werk zu schaffen, dem wir heute noch unser völkisches Sein verdanken.

König Heinrichs I. politische und militärische Leistung

Von Dr. Wolfgang Hofmann

Es gibt kaum einen Abschnitt der mittelalterlichen deutschen Geschichte, über den wir so dürftig unterrichtet sind wie über die Zeit der Könige Konrad I. und Heinrich I. Das ist um so bedauerlicher, als sich gerade damals die Begründung des ersten deutschen Reiches vollzog, ein geschichtlicher Akt, der notwendig nicht ohne gewaltige Veränderungen und Umwälzungen innen- wie außenpolitischer Natur in Erscheinung treten konnte. Wir stehen da auf einmal vor neuen Tatsachen, die wir oft nicht in der Lage sind, in ihren



Wigbertskirche auf dem Königshof

Anfängen und ihrer stetigen Entwicklung zu beobachten, vor allem das für die folgenden Fragen wichtigste Kernstück, die Entstehung der Herzogtümer.

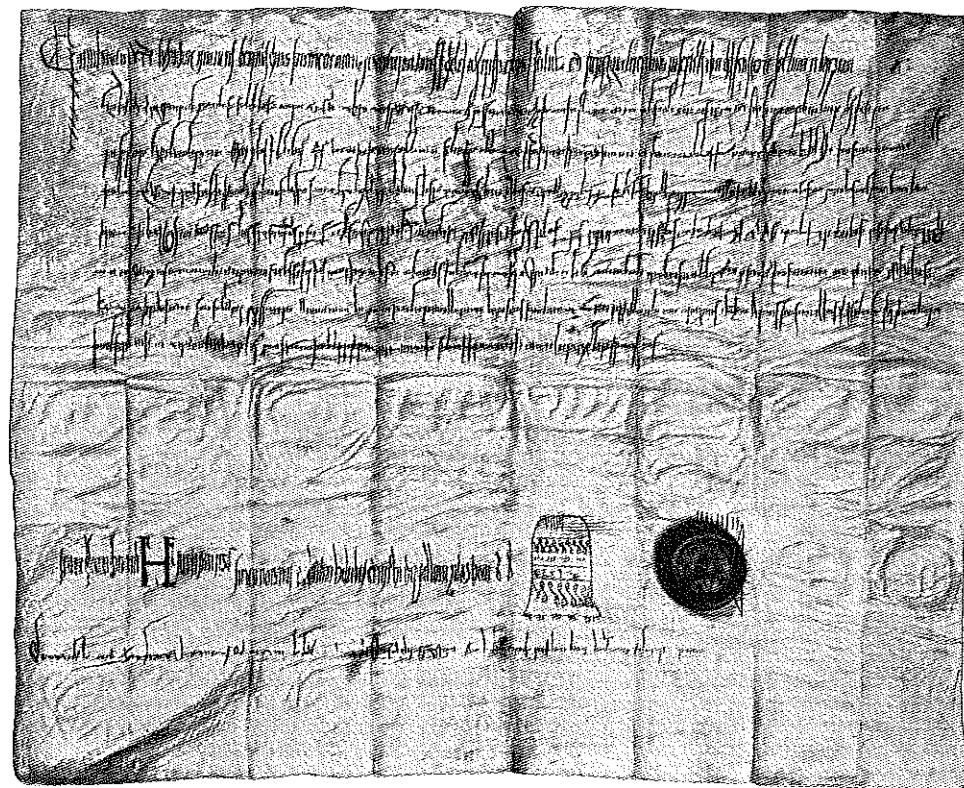
Bei dieser Sachlage gewinnt jede, auch die unbedeutendste Notiz an Wert, und wir sind heute immerhin in der Lage, wenigstens in großen Zügen ein geschlossenes Bild der Persönlichkeit Heinrichs I. und seiner Zeit zu entwerfen.

Aber wir wundern uns nicht, daß die überragende Erscheinung Heinrichs I., mit dem überhaupt erst eine deutsche Reichsgeschichte anhebt, teilweise heute noch in volkstümlichen Geschichtsbüchern in einer übrigens durchaus freundlichen Mischung von Sage und Wirklichkeit begegnet, was nur den Nachteil hat, daß die Bedeutung dieser Persönlichkeit, die für die gesamte deutsche Folgezeit gar nicht überschätzt werden kann, halb im Schatten bleibt. Immer noch ist mancher geneigt, auf Heinrichs Kosten den fränkischen Karl wie Heinrichs Sohn, den sächsischen Otto, Rollen spielen zu lassen, die weltgeschichtlich gewiß großartig, aber für das deutsche Volk selbst doch recht verhängnisvoll geworden sind, obwohl man auch diese Gestalten selbstredend nicht modernen Wertungen unterwerfen darf, sondern sie nach dem Maße ihrer Zeit zu messen hat.

Auch Heinrichs Größe ist nur im Vergleich zu der Zeit zu begreifen, die seinem Wirken voran ging. Daran erst erkennt man ihn als den großen Erneuerer, so andersartig vielleicht auch seine Leistungen an späteren Epochen der deutschen Geschichte gemessen erscheinen mögen, aber niemals darf man übersehen, daß eben eine nachfolgende deutsche Geschichte überhaupt erst auf Grund der von ihm geschaffenen Voraussetzungen Wirklichkeit werden konnte. Der entscheidende Ungarnsieg, der mit Heinrichs Namen verknüpft bleibt, ist nur ein aus dem Dunkel dieser Zeit leuchtendes Fanal, dessen fast noch wichtigere Vorgeschichte entweder ganz im Schatten bleibt oder meist in völlig entstellter Weise wiedergegeben wird.

Das gesamte Heinrichsproblem ist aufs engste mit der Frage der Entstehung der mittelalterlichen deutschen Stammesherzogtümer verknüpft. Bei ihnen ist das Herzogsamt in dessen scharf von der gleichnamigen Würde in altgermanischer Zeit einerseits und während der Völkerwanderung und des frühen fränkischen Reiches andererseits zu unterscheiden. Der altgermanische Herzog war lediglich, wie schon sein Name sagt, Heerführer, und zwar gewöhnlich mehrerer verbündeter Gaufürsten in Kriegszeiten. Im Frieden ruhte das Amt überhaupt. Durch die Dauer des Kriegszustandes besonders während der Völkerwanderung, zum Teil auch schon früher, hat sich in den meisten Fällen aus der Herzogswürde das erbliche Königtum entwickelt. Daneben behielten die Herzöge, die mit den unter ihnen vereinigten Gaugemeinschaften einem größeren Völkerverbande freiwillig oder gezwungen beigetreten waren, unter dem Königtum Amt und Würde, insbesondere dann, wenn die Wohnsitze ihres Stammes an den Grenzen des Staatsgebietes lagen, um hier die Verteidigung gegen fast immer drohende Feinde zu gewährleisten. Zuweilen wurden auch solche Grenzwehrbezirke als Markgrafschaften zu dem gleichen Zwecke neu gebildet, so daß Markgraf und Herzog in ihren Befugnissen sich ziemlich gleich kamen, nur mit dem Unterschiede, daß die Würde des ersteren sich schon aus der Überlieferung seines Stammes herleitete und er vom König nur neu bestätigt, sowie in Eid und Pflicht genommen wurde, während der letztere erst vom König als dessen Beamter zu seiner Würde berufen wurde.

Wegen ihrer hohen und traditionell geheiligten Stellung bildeten die Herzöge in den germanischen Reichen der Völkerwanderungszeit einen der Macht der Krone stets mehr oder weniger widerstrebenden Großadel, der fast überall seine Stellung behauptete. Nur im fränkischen Reich gelang es unter den Karolingern die Macht der Herzöge zu beseitigen. So werden die Herzöge von Schwaben und Bayern abgesetzt und ihre Länder durch zuverlässige Königsgrafen verwaltet. Aber mit dem Zerfall der kaiserlichen Gewalt seit den Bruderkriegen der Söhne Ludwigs des Frommen und vor allem durch die Reichsteilung



Urkunde Heinrichs I. vom 16. September 929. (Aus Thoß: Heinrich I.)

vollzieht sich im ostfränkischen (deutschen) Reichsteil nach und nach eine Wiedergeburt der alten, wie die Entwicklung neuer Herzogtümer. Aber mit den älteren haben sie doch mehr den Namen gemein. Während bei diesen der Begriff der Amtshoheit im Vordergrund steht, so hier der Begriff der Gebietshoheit. Aber diese Neubildungen vollziehen sich nicht etwa zielbewußt nach einem bestimmten politischen Programm, sondern ergeben sich allmählich aus der Natur der Dinge.

In Sachsen als einziger Ausnahme unter den übrigen deutschen Herzogtümern, die sich unter Widerstand oder notgedrungenen Duldung seitens der Reichsgewalt, besonders unter der schwachen Regierung Ludwigs des Kindes, durchsetzen, erscheint diese Entwicklung von vornherein völlig legitim und unter freiwilliger Zustimmung des Reiches, ein für Heinrichs spätere Stellung höchst bedeutsamer Umstand. Natürlich hat auch diese Herzogswürde mit der des Freiheitskämpfers Widukind nichts zu tun. Dieser ist lediglich Heerführer im altgermanischen Sinne gewesen. Nun begegnet als erster nachweisbarer Ahnherr Heinrichs sein Urgroßvater, der Graf Egbert, der wohl schon gegen Ende der Sachsenkriege als kaiserlicher Graf im Lande waltet, um einerseits die fränkische Herrschaft zu sichern, andererseits den Slaven und Dänen zu wehren. Kaiser Karls Politik gegenüber den Sachsen zielte vor allem darauf ab, die bei diesen vorhandene fränkische Partei für seine Zwecke nutzbar zu machen. Wir wissen, daß sich ihm bei seinem zweiten Sachsenzuge 775 ein Gaugraf, wahrscheinlich der Engern, Bruno, unterwarf. Die Frage, wie der Übertritt eines Teils des sächsischen Adels auf die fränkische Seite zu beurteilen sei, können wir hier nicht erörtern. Jedenfalls darf man hier nicht voreilig von „Verrat“ reden, wie man überhaupt die modernen Begriffe von Staats- und Volkszugehörigkeit auf diese frühe sächsische Zeit nicht ohne weiteres anwenden darf.

Jedenfalls waren solche einflussreichen sächsischen Grafen besonders wertvoll für den Kaiser, wenn sie zu ihm übertraten und ihm die Treue bewahrten. Ihr Ansehen bei dem eigenen Volke war weit eher geeignet die Sachsen zu befrieden und sie in den fränkischen Staatsverband hinüberzuziehen als alle kriegerische Gewalt.

Es ist zwar nur eine vage Vermutung, aber sie drängt sich auf, daß jener Egbert vielleicht ein Sohn des Engern Bruno gewesen ist. Jedenfalls ist der Name „Bruno“ in der Sippe des sächsischen Königshauses auch später mehrfach bezeugt. Auch zeitlich würde dies Verhältnis zutreffen, und demnach wäre der sächsische Gaugraf Bruno möglicherweise als Stammvater des Geschlechtes anzusehen. Auch Egberts Söhne Robbo (Gottbert) und Liudolf, letzterer Heinrichs Großvater, nach dem das Geschlecht seinen Namen der „Liudolfinge“ empfing, erweisen sich als treue Wähler der Reichsinteressen im Sachsenlande, ein Verdienst, das auch der Mehrung ihres Besitzes und damit ihrer Macht zugute kam. Robbo und Liudolf genossen insbesondere das Vertrauen und die Gunst Ludwigs des Deutschen, als dessen treue Anhänger und Vertraute sie sich auch in den Fehden des Königs mit seinen Brüdern bewährten. Liudolfs Sohn, Otto der Erlauchte, muß bereits als einer der mächtigsten Männer im Reiche gegolten haben: mit Erzbischof Hatto von Mainz führte er die Reichsverwaltung für den minderjährigen Ludwig das Kind. Die Königswürde selbst, die man ihm nach dessen Tode antrug, lehnte er wegen seines hohen Alters ab.

Jedenfalls beruhen diese Herzogtümer ideell auf dem Stammesverband, real auf dem Grundbesitz und der persönlichen Macht ihrer Inhaber. Sie sind im Gegensatz zu den älteren Formen gleichen Namens zu ausgesprochenen Landesfürstentümern und Hauptstützen des Reichsverbandes geworden, ein Umstand, den Konrad I. ebenso verkannte, wie ihn Heinrich I. erkannte, und darin liegt schon ein Teil seiner Größe. Indem Konrad, unter dem Einfluß Hattos von Mainz erfüllt von der Idee des karolingischen Einheitsstaates, die Herzöge vergebens in die Rolle fränkischer Grafen herabzudrücken suchte, brachte er damit nur das Reich der Auflösung nahe und gab es in diesen Wirren schutzlos den Einfällen der Magyaren preis. Auch Heinrichs Gewalt in Thüringen, wo diesem seine erste Gemahlin Hathenburg stattlichen Besitz zubrachte, suchte er zu beschränken, erlitt aber von diesem eine schwere Niederlage. Allerdings vermochte er schließlich Heinrich zum Verzicht auf die Laienabtenschaft von Hersfeld zu bewegen, und in diesem bisher viel zu wenig gewürdigten Umstand erscheint Heinrichs Nachgiebigkeit bezeichnend für seine ganz neuartige Stellung zu Reich und Kirche. Und als er dank der einzigen Großtat des sterbenden Konrad, der seinem Gegner die Krone antrug, am 14. April 919 zu Fritzlar von Sachsen und Franken zum König gewählt wurde — mit dem anmutigen Märchen vom Vogelherd wollen wir uns nicht weiter aufhalten —, da hat er ausdrücklich auf die kirchliche Weihe und Salbung verzichtet. Heinrich deutete also damit an, daß er sich nicht wie seine Vorgänger von den Bischöfen leiten lassen, sondern eine eigene kraftvolle Politik verfolgen wollte. In der uralten sächsischen Überlieferung seines Geschlechtes aufgewachsen, sagte er sein Königtum nach altgermanischer Weise als ein ihm vom Volk übertragenes Amt auf. Nur von dessen, nicht von Gottes Gnaden, wollte er König sein.

Die andere Neuerung seiner Politik beruht auf der Gestaltung seines Verhältnisses zu den deutschen Herzögen. Als König war er vorerst nur von Sachsen und Franken anerkannt. Teils mit Gewalt, teils durch Verhandlungen verschaffte er sich in der Folgezeit auch die Anerkennung der Herzöge von Schwaben, Bayern und Lothringen. Er fesselte sie an das Reich, in dem er ihnen ihre volle Selbständigkeit beließ, mit Ausnahme der Besetzung der Bistümer, die er übrigens dem Bayern Arnulf als einzigem überdies noch zugestand, und der Verpflichtung, dem königlichen Heerbann Folge zu leisten sowie Heinrichs oberste Gerichtsbarkeit anzuerkennen, unter der die Stammesrechte gleichwohl unverändert fortbestanden. Eine straffe Zentralisierung der Reichsgewalt nach fränkischem Muster hätte bei dem damaligen Mangel an geeigneten weltlichen Verwaltungsorganen

unvermeidlich den Weg über die Kirche nehmen und damit deren Macht und Einfluß auf die Reichspolitik in unheilvoller Weise stärken müssen. Zweifellos hätte sich aus Heinrichs Reichsschöpfung im Laufe der Zeit ein immer festeres Gefüge organisch entwickelt, wenn seine Nachfolger nicht von Heinrichs Richtlinien abgewichen wären. Aber seine Idee, die Idee eines deutschen Reiches, die Idee eines deutschen Nationalbewußtseins, wenigstens die Anfänge dazu, was vorher fast unbekannt war, ist auch späterhin durch die dunkelsten Zeiten deutscher Geschichte erstrahlt und hat die Deutschen immer wieder den Weg zum Reichsgedanken finden lassen, der erst in unseren Tagen seine letzte Erfüllung fand.

So sehr man nun Heinrich als politischen Reformator bis auf unsere Tage unterschätzt hat, so ist er andererseits im Hinblick auf seine Neugestaltung des deutschen Kriegswesens falsch eingeschätzt worden. Gewiß hat er auch hier Großes, aber doch nicht eigentlich Neues geleistet. Bei seinem Regierungsantritt war es um die militärische Kraft des Reiches mehr als elend bestellt. Die inneren Wirren und die dauernde Lähmung der königlichen Autorität ließen es zu einer einheitlich organisierten Abwehr der fortwährend einbrechenden Normannen, Slaven und Magyaren, vor allem zu dem einzig wirksamen Vortragen der Verteidigung in die feindlichen Gebiete selbst nicht kommen. Die Einfälle der Normannen hatten zwar inzwischen durch ihre Ansiedlung in Friesland und im westfränkischen Reich aufgehört, aber um so stärker trugen Slaven und Magyaren die Verheerung bis tief in das Reichsgebiet. Das Frankenreich hat sich zuzeiten nur dadurch gegen seine äußeren Feinde behaupten können, daß es die Reiterwaffe erheblich vermehrte, indem es gemeine Kriegsknechte mit Gütern gegen die Verpflichtung zum Kriegsdienst belehnte, so daß diese nun in die wirtschaftliche Lage kamen, sich Pferd und Rüstung zu halten, zu heiraten und so einen brauchbaren Kriegerstand fortzupflanzen. Mit dem Sinken der kaiserlichen Gewalt war dieses Lehnswesen indessen wieder in Verfall geraten. Die Lehnleute leisteten oft dem Heerbann keine Folge, wenn ihr eigenes Gebiet nicht unmittelbar vom Feinde bedroht war. Was hätte dies auch genützt, gegenüber den Einfällen der Normannen und Ungarn! Die einen erschienen plötzlich irgendwo mit ihren schnellen Schiffen, die anderen auf ihren noch schnelleren Pferden, erschlugen die Männer, schleppten Frauen und Kinder in die Sklaverei und waren mit der übrigen Beute beladen längst verschwunden, ehe das schwerfällige Lehnsaufgebot zur Stelle war, um inzwischen unerwartet in anderen Grenzgegenden ihr Handwerk von neuem zu beginnen. Was lag da näher für die entfernter wohnenden Grafen und Lehnleute als sich erst gar nicht in die Kosten eines Feldzuges zu stürzen, sondern lieber die eigene Kriegsmacht zum Schutze der engeren Heimat zusammenzuhalten?

Angesichts der vorgefundenen Zustände im Kriegswesen war auch Heinrich zunächst nicht imstande, den magyarenischen Reiterheeren zu wehren. Ein glücklicher Handstreich, der einen feindlichen Häuptling in seine Gewalt brachte, ermöglichte ihm wenigstens, den Ungarn einen neunjährigen Waffenstillstand abzuwingen. Seine nun beginnenden Verteidigungsmaßnahmen sind in ihren Einzelheiten völlig sagenhaft überliefert. Ein heute oft noch nacherzählter Bericht sagt, Heinrich habe die Sachsen zu Reitern ausgebildet, Burgen gebaut und befohlen, daß von neun Kriegern immer acht säen, den dritten Teil ihrer Früchte aber in die Burg abliefern sollten, wo der neunte wohnte und für seine acht Genossen die Feste hütete und die Vorräte bewachte. Die ganze Erzählung ist in dieser Form durchaus sagenhaft.

Heinrich hat hier überhaupt nicht so sehr Neues geschaffen, als vielmehr Altes wiederhergestellt. Der sächsische Adel hat seit Urzeiten zu Pferde gekämpft, und das Roß gehörte von jeher zum „Heergewäte“ der Sachsen. Ebenso haben sie schon in der Urzeit Befestigungen angelegt, die sog. „Ringwälle“, die „Leutoburgen“, die den Landleuten mit ihrem Hab und Gut in Kriegszeiten als Zuflucht dienten. Aus begreiflichen Gründen mögen solche Anlagen nach der Unterwerfung des Sachsenvolkes durch die Franken geschleift worden

sein, während Heinrich sie nun gegen die Ungarn wiederherstellte und wohl auch neue anlegte. Auch konnte er die zahlreichen besetzten fränkischen Königshöfe in Sachsen für seine Zwecke gut gebrauchen. Die ständige Besatzung solcher festen Plätze waren zweifellos Gaistalden, gemeine zu Fuß fechtende Berufskrieger, die von den Naturallieferungen der Bauern ernährt wurden. Eine Magazinierung größerer Proviantmengen ist keinesfalls anzunehmen, vielmehr brachten die später etwa in die Befestigungen flüchtenden Bauern ihre eigenen Vorräte mit.

Vollends aber ist die Behauptung in das Reich der Fabel zu verweisen, daß Heinrich seine Sachsen zum Reiterkampf gedrillt habe. Eine militärische Friedenserziehung hat das Mittelalter überhaupt nicht gekannt. Wohl war der einzelne Edeling und Lehnsmann von Jugend auf im Waffenwerk geübt, aber ein Exerzieren im taktischen Körper war diesen Zeiten völlig fremd und ist erst von den holländischen Draniern gegen Ende des 16. Jahrhunderts begründet worden. Ebenso wenig sind die Unternehmungen Heinrichs während dieses Waffenstillstandes gegen die Wenden, die Eroberung Brennaburgs und die Schlacht bei Lenzen, wie manche wollen, als ein „Übungsmanöver“ für den Ungarnkrieg aufzufassen. Heinrich hat vielmehr diese alten Feinde der deutschen Ostmark, die er schon zu Lebzeiten seines Vaters erfolgreich bekämpft hatte, im Hinblick auf den kommenden Ungarnkrieg gehörig schwächen wollen, um späterhin die Hände gegen die Magyaren frei zu haben.

Heinrichs Großtat liegt auch hier mehr auf politischem Gebiete. Vor allem hat er seinen Sachsen die halbvergessene Lehnspflicht wieder in Erinnerung gebracht und das Lehnswesen, das im ostfränkischen Reich überhaupt noch nicht so recht heimisch geworden war, erst recht begründet, indem er aus seinem eigenen Hausbesitz und aus Krongut neue Lehen schuf, um so, worauf es den berittenen Magyaren gegenüber vor allem ankam, die eigene Reitertruppe zu vermehren. Sicher hat er auch waffenfähige Unfreie, sog. „Ministerialen“, mit Landbesitz ausgestattet und sie damit tatsächlich, wenn auch noch nicht dem Buchstaben nach, den rittermäßigen Lehnleuten gleichgestellt. Und wie streng er auf Erfüllung des Lehnendienstes sah, beweist seine Verordnung, daß sich jeder Lehnsmann bei Todesstrafe binnen vier Tagen nach Kriegsausbruch an seinem Sammelplatz zu stellen habe.

Nachdem Heinrich den Ungarn den Waffenstillstand aufgekündigt hatte, kamen die Heere bei einem noch nicht ganz sicher zu ermittelnden Orte Riade („Ried“ = „Sumpfwiese“) im Unstrutgau einander zu Gesicht. Wenn der König seinen Kriegern ausdrücklich verbieten mußte, einzeln aus der Masse gegen den Feind vorzubrechen, sondern allen gleichmäßig gegen die Ungarn anzureiten befahl, so kennzeichnet dies die Kampfweise jener Tage ebenso sehr, wie es beweist, daß von einem „Drill“ der sächsischen Reiter keine Rede sein konnte, denn für ein in Friedenszeiten wohlgeübtes Heer ist es einfach selbstverständlich, erst den Befehl zum Angriff abzuwarten, während das heldische Ideal des altgermanischen Edelings seine Anhänger veranlaßte, sich eben möglichst als Einzelkämpfer hervorzutun.

Die Schlacht bei Riade war im übrigen nicht so sehr eine Schlacht, denn ein „Schlachten“. Als die Ungarn das wohlgerüstete zahlreiche Heer des Königs erblickten, ließen sie es gar nicht auf einen Zusammenprall ankommen, sondern ergriffen sofort die Flucht, wobei ihrer ein großer Teil unter den Stößen der deutschen Verfolger den Tod fand.

Auch diese Tat konnte nur weiter dazu helfen, Heinrichs Ansehen als König und den Gedanken eines deutschen Reiches bei den deutschen Stämmen zu festigen und in die Zukunft zu tragen. Aus dem Bilde der gewaltigen Persönlichkeit Heinrichs schält sich vor allem in all seinen Handlungen der eine große Zug heraus: fern aller Zukunftsträumereien und Experimente, die politische Wirklichkeit zu durchschauen, die Tatsachen recht zu werten und sie in den Dienst der neuen Idee zu stellen. Wenn die Überlieferung be-

richtet, Heinrich sei an einer Romfahrt nur durch Krankheit und Tod verhindert worden, so ist man geneigt, diese Erzählung für einen Versuch des geistlichen Geschichtsschreibers zu halten, die Gestalt Heinrichs auf seine Weise zu verherrlichen. Aber wie wenig stimmen dazu Heinrichs Verzicht auf die Abtei zu Fritzlar und seine Ablehnung der kirchlichen Krönungsweihe. Man kann dem getrost entgegenhalten, daß Heinrich den fremden Prunk der Kaiserwürde für sein starkes deutsches Königtum entbehren konnte. Sicher hat auch er schon geahnt, daß der Krafteinsatz der deutschen Nation nicht in Rom und Italien, sondern im deutschen Osten allein segensreiche Früchte tragen konnte. Seine Slavenkriege sind der erste Schritt zur deutschen Kolonisation jenseits der Elbe; er hat hier den Samen für eine große Zukunft gestreut. Und wir heutigen Deutschen sehen seine Bedeutung in ganzer Klarheit. Heinrich I. bleibt uns

Der Begründer der deutschen Nation und ihr erster Führer!

Heinrich I. im Ostland

Von Prof. Dr. Werner Radig

Wenn der weltgewandte Merseburger Chronist Thietmar die Ostpolitik Heinrichs I. mit folgenden Worten charakterisiert: Herr Heinrich läßt gegen die Wenden sein Schwert nicht in der Scheide, so kennzeichnet er treffend die strenge Haltung des sächsischen Kämpfers, der aber zugleich auch eine weitschauende Grenzmarkenpolitik zu treiben verstand.

Schon als Herzog war Heinrich gegen die Westslawen geritten. Manchen Sieg hatte er errungen, aber der erbitterte sorbische Widerstand hatte ihm 924 auch eine Schlappe im Muldengau Chutizi-Neletici eingebracht. Zu kühn scheint er im Angriff gewesen zu sein, denn nur der eilige Rückzug in eine Burg konnte ihn retten. Dieses Verdienst, den Reichsgründer und Ostkämpfer Heinrich im entscheidenden Augenblick geschirmt zu haben, hat der Burgberg Büchau bei Wurzen, der auch von Eilenburg an der Mulde nicht weit entfernt ist. Heinrich dankte diese Tat den Burgmannen, indem er ihnen besondere Rechte verlieh. Jedenfalls hat der durch einen Wallgraben abgeriegelte und durch Steilhänge auf drei Seiten geschützte Burgberg seinen Zweck bestens erfüllt. Heute erhebt sich auf seinem Rücken Schloß und Gutshof Büchau des Grafen von Hohenhausen.

Der groß angelegte Slawenfeldzug fällt erst in die Wintermonate von 928 auf 929. Man muß den Kriegsplan eines Winterfeldzugs genial und zukunftssträchtig nennen. Die Verwirklichung des Zuges garantierte Heinrich durch persönliche Führung, durch das Voranreiten in die Slawengau. Von

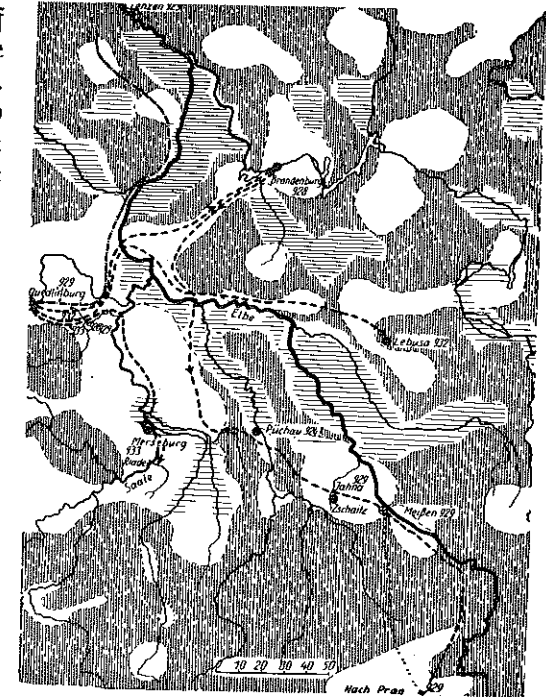


Abb. 1. Die Ostzüge Heinrichs I. (Entwurf von W. Radig.) (Weiße Flächen: Gaue; schräge Schraffur: Waldland; wagerechte Schraffur: Sumpfland)

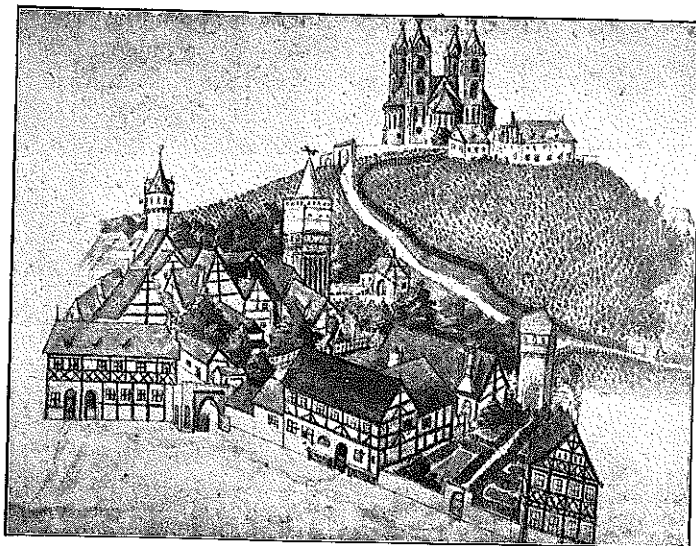


Abb. 2. Die Altstadt von Brandenburg. Nach der Urhandschrift des Zacharias Warräus von 1582

seiner Pfalz Quedlinburg führte er sein Heer über die Bode bei Staßfurt und die Elbe bei Magdeburg durch die Offenländereien von Moraziani gegen die Feste der Heveller, die Brennaburg — nicht etwa Brennabor — hieß, was jedenfalls mit diesem Namen überliefert ist. Wer die sumpfigen Auen der Niederung und die vielen Havelarme kennt, vermag die Schwierigkeiten eines Aufmarsches und Angriffs zu ermessen. Mutig und siegesgewiß schienen jedoch die Heveller gewesen zu sein, denn sie stellten sich Heinrich in mancherlei Gefechten. Doch kampfmüde zogen sie sich in die „uneinnehmbare“ Gauburg Brennaburg zurück. Über den steilen Böschungen erhoben sich einst dort, wo heute die Kiezhäuser der Dominsel von Brandenburg stehen und wo die breite Straße nordwärts am Domhof vorbeiläuft und auf einer Brücke über die Havel hinwegführt, die Wehrmauern der Burg, die sich zum Ringwall zusammenschlossen. Aber auch das Vorgelände der Domlinden war besiedelt und gesichert. Mittel-slawische Tonware ist an vielen Stellen gefunden worden. — Die Burgfiedler konnten sich bei Frost und Nahrungsmangel nicht halten. Der Winter war nicht ein Feind des Krieges, wohl aber ein Verbündeter Heinrichs. So bezwang der König Burg und Land und wandte sich sofort schlagartig und unerwartet südwärts. Von Norden her rollte er das Sorbenland auf.

Bei Dessau wird sein Heer die Elbe überschritten haben, um im offenen Freiland der alten Handelsstraße über Halle — Schleuditz — Leipzig zu folgen und sich dann ostwärts zu wenden zur Mulde, die Heinrich wie mancher nach ihm — die Sorben haben dort einmal ein Götterbild in den Fluten verloren — bei Wurzen überquerte, um durch den Grenzwald nach altem Feindesland, nach Daleminzien vorzustoßen. Die Daleminzier waren überrannt; sich in der Schlacht zu stellen, war keine Zeit geblieben. Flüchtendes Volk hatte sich in der Burg im Jahnatal in Sicherheit gebracht. Diese währte nur 20 Tage. Und doch sind drei Wochen eine lange Zeit für eine Belagerung im Winter. Der hartnäckige Widerstand zerbrach, als Heinrich am 20. Tage die Burg Gana stürmte. Die steilen Hänge des Burgberges, der heute auf der Zschaitzer Flur und dem Dorfe Baderitz (= unterhalb der Burg gelegen) liegt, werden die sächsischen Mannen erklimmen haben. Waren doch nicht nur die Sumpfaue zu Füßen der Zungenburg auf der Terrassenspitze zu überwinden, sondern auch der Höhenunterschied von wenigstens 12 Metern. Im Hinterlande riegelten zwei Abschnittsmauern den etwa 7 Hektar großen Burgraum ab. Eine künftige Ausgrabung müßte zeigen, daß die Holz-

erdemauer in Flammen aufgegangen ist, denn ohne Brandfackeln wäre das Bollwerk wohl nicht im Ansturm genommen worden. Von den Sorben künden heute nur noch Scherben auf den Äckern des Burgraumes. Der Sachse Widukind berichtet, daß alle Erwachsenen erschlagen worden seien. Die Knaben und Mädchen gerieten in die Gefangenschaft.

Das ganze Jahnatal war gleichsam ein Wallgraben vor der Elblinie, den Heinrich siegreich durchquerte, um „das Gesetz der Elbe“ (Lüdtke) zu erfüllen und dort seinen Ostpfiler des Deutschen Reiches zu errichten. Auf dem von der Natur so herrlich dargebotenen Felsdreieck mit ebener Siedelfläche am Bache Misna gründete Heinrich 929 die Burg Meissen. Auf den Wallruinen einer uralten Myrierfeste entstand sein Mauerring, der zunächst aus einer Holzerdemauer mit Palisaden und Wehrgang bestanden haben mag. Ein Holzturm wird bald einem Steinturm, die Holzmauer einem Steinwerk Platz gemacht haben. Dort, wo sich heute die Albrechtsburg und der Dom erheben, lag das „Steynhaus“ (wie später in Dschag). Aus der Kulturschicht wurde im Untergrunde des Domes viel Fundgut aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit geborgen. Die Wasserburg zu Füßen des Burgberges ist eine jüngere Schöpfung, die der Überwachung des Elbzolles diente. — Den entscheidenden Sorbensieg befestigte Heinrich durch die Anlage der deutschen Burg, die bald die Aufgaben eines Burgwartes übernahm, wie das auch für Brandenburg gilt. Die Grundsteine zum brandenburgisch-preussischen und zum meißnisch-sächsischen Staate waren gelegt.

Unverzüglich strebte der politische Willensträger nach dem Südosten! Von Meissen führte die uralte Völkerstraße an den Dresdener Elbhöhen entlang über Pirna nach Dohna, wo vor- und frühgeschichtliche Burgplätze, der Raupacher und der Schloßberg, die Paßstraße flankieren. Über den Ramm ging es mit dem Heerbann nach Kulm, durch Nordböhmen gen Prag. Auf diesem Wege traf Heinrich mit Herzog Arnulf von Bayern und dessen Heeresaufgebot zusammen. Der Aufmarsch der sächsisch-thüringisch-bairischen Heeresmacht vor den Toren Prags mag Herzog Wenceslaus gezeigt haben, daß es besser sei, die Lehnsheerheit des Reiches anzuerkennen als es mit Burg und Land auf eine Kraftprobe ankommen zu lassen. Zweifellos war der Burgberg (Grabschin) eine erstarrte Feste. Stattlich thronte sie ehemals wie heute über der Moldau, eine Zungenburg, die leicht abgeriegelt werden konnte. Die mit doppelgeschichteten Balken verfestigte Holzerdemauer wurde dort entdeckt, — jüngst auf dem Dorettopf dazu ein großes Skelettgräberfeld mit etwa 500 Gräbern, von denen einige Schlafenringe hinterlassen haben. Und diese Toten wurden seit dem 10. Jahrhundert dort niedergelegt! Tschechisches Volkstum hatte sich dort zu einem Staatsgebilde zusammengeballt, — eine Leistung, die keinem der sorbisch-wendischen Gaue nordwärts des Erzgebirges gelungen war. So genügte Heinrich I. auch die Befriedung der Nachbarn, wenn schon eine alte germanische Wunde hier brannte. Auf beiden Seiten des Gebirges hatten schon seit 500 vor der Zeitwende Westgermanen gegessen; dann erst gelangten kel-

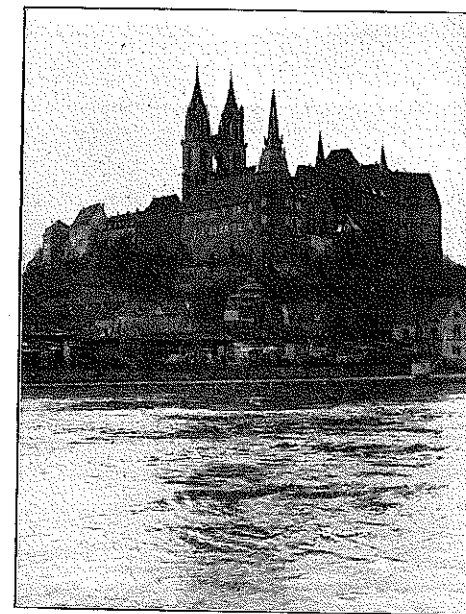


Abb. 3. Der Burgberg Meissen mit der Albrechtsburg
Phot. Rabig

tische Bojer nach Nordböhmen, um bald wieder dem mächtigen germanischen Markomannenreich Platz zu machen. Und zuletzt saßen Langobarden und Warnen in Böhmen, ehe der landsuchende Sorbe Fuß faßte und der westdeutsche Siedler den Lebensraum in Böhmen gewaltig erweiterte.

Die Nordslawen hatten ein Fanal der Rache und Verwüstung mit dem plötzlichen heimtückischen Überfall auf Walsleben bei Arneburg gegeben! Sofort ließ Heinrich marschieren. Im gleichen Jahre zog das erprobte Heer nach der uralten Elbfurt, die zwischen dem karolingischen Kastell Hühbeck und dem Burgberg Lenzien liegt. Heinrich blieb im Herzland seines Reiches und vertraute seinem alten Mitkämpfer Thietmar und dem tapferen Grenzwart Bernhard sein Heer und die erprobte Reiterei an. Die Wilzen waren gerüstet. Die dunkle Nacht vom 3. zum 4. September 929 kündete Schlacht und Schicksal. Der tückische Überfall auf das sächsische Heerlager wurde durch einen gewaltigen Regenguß vereitelt. Die Sachsen sahen sich in Gottes Schutz. Der Morgen brachte Gebet und Segen, Glück und Sieg! Ungemein lebensvoll ist Widukinds Schlachtenbericht. Der erste Anprall gibt keinen Sieg. Erst ein Pflanzenangriff bringt Verwirrung bei den Feinden. „Über das weite Gefild hin wütet das Schwert. Da versuchen sie, zur nahen Burg zu fliehen, doch der Weg ist durch Thietmar verlegt, sie werden in einen See (Rudowsee) geworfen, und so geschieht es, daß die ganze unzählige Masse erschlagen wird oder ertrinkt. — Der Sieg ist errungen, gewaltig klingt der Jubel, alle jauchzen den Führern zu und die Kameraden rühmen einander.“ So sank auch die urbs Lankini, die „Bogenburg“ von Lenzien, dahin; heute noch krönt sie ein runder Steinturm, der über die Böden- und Elbaue hinwegschaut.

Mit diesem Waffensieg, der der Tapferkeit einer besetzten Truppe und dem strategischen Feldherrngeschick zu danken war, war der große Waffengang an der Elblinie abgeschlossen. Erst nach drei Jahren galt es, die militärischen Stützpunkte tiefer in das ostelbische Land hineinzuschieben. Den Oberlausitzer Milzenergau mit Bautzen scheint Heinrich schon früher von Meißern aus gewonnen zu haben, — ohne kriegerische Auseinandersetzungen. Anders trug sich der Kampf in der Niederlausitz zu. Als Heinrich auch andere slawische Stämme bezwungen und befriedet hatte, stieß er 932 zwischen Fläming und Mittel-Elbe in den Gau Lössin vor, um Lebusa zu brechen. Der weitgereiste Bischof Thietmar weiß als Augenzeuge mancherlei von den dortigen Burgen zu berichten, ließ doch Heinrich II. die von Heinrich I. zerstörte Burg (urbs), die 80 Jahre hindurch in Trümmern liegen geblieben war, wieder aufbauen. Beim Dorfe Lebusa lag die Hauptburg, in der sich die Lausitzer verschanzt hatten. „Lange belagerte Heinrich die Feste (urbs), brachte die Bewohner zur Flucht in die unterhalb gelegene Kleinburg (municipula) und zwang sie zur Übergabe. Mit Zug und Recht durch Feuer zerstört, ist sie bis zum heutigen Tage nicht wieder bewohnt worden.“ Nun führt aber Thietmar noch eine dritte Burg an, die er civitas nennt. Wenn schon mit den verschiedenen Worten kein genauer Unterschied von Burg- oder Siedlungsform verbunden ist, so muß doch hier auch aus der sonstigen Schilderung eine dritte Burg erkannt werden. Diese war von den anderen durch ein Tal getrennt und besaß zwölf Tore. Sie erinnerte an römisches Werk, etwa an eine Schöpfung Julius Cäsars, — und mehr als 10 000 Menschen soll sie gefaßt haben. Ins Legendenhafte steigert sich Thietmars Bewunderung. Vielleicht sah er die Gauburg Schlieben bei Dahme, die heute als mächtiger Ringwall an der Straße liegt.

Näheres über den ostmärkischen Burgenbau, den wir unmittelbar auf Heinrich zurückführen können, bietet uns die urbs Mersburg, oder genauer ausgedrückt: die Altenburg auf der Stadflur von Mersburg, das Heinrich bekanntlich ausbauen ließ. Auf dem Gelände der Altenburg, einer wohl mittelslawischen Spornburg mit Wallbering fand man eine vorgeschichtliche Siedlung und die frühgeschichtliche Hinterlassenschaft

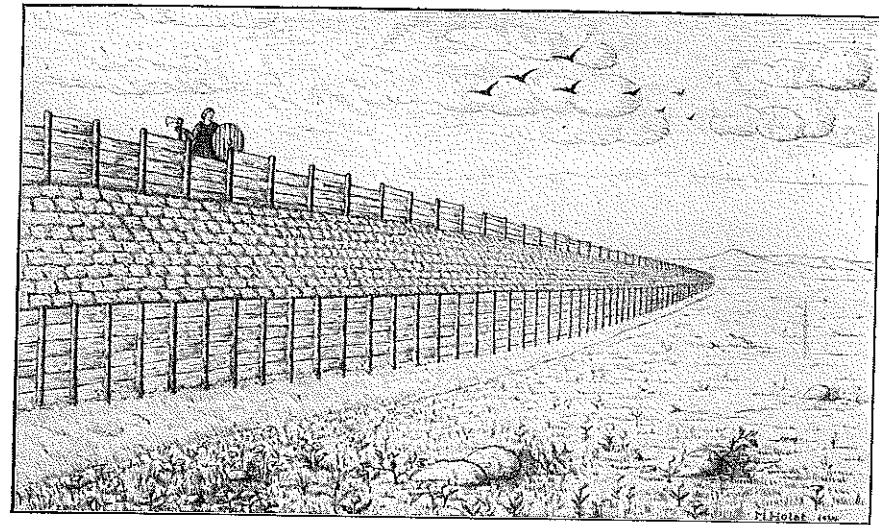


Abb. 4. Die älteste Stadtmauer von Hattin (nach Schwantes-Fantuhn)

einer sorbisch-westdeutschen Mischbevölkerung. Aber auch Mersburg ist nicht eine völlige Neuschöpfung Heinrichs, sondern ein alter Burgplatz, der verstärkt und erweitert wurde. Die gesamte ostmärkische Burgenverfassung Heinrichs ist organisch aus dem sächsisch-ostfälischen Lebensraum herausgewachsen und war geeignet, die sorbische Burgbezirksteilung aufzusaugen oder zu überwinden. Was Heinrich zunächst nur militärisch mit Hilfe seiner milites agrarii (Bauernkrieger) gelang, das erfüllte die Zeit seiner Nachfahren auch in völliger Hinsicht: Die völlige Wiedereindeutschung!

Am Nordsaum sorbischen Wohngebietes saßen die Dänen, die er in ihrer Handelsstadt Hattin besiegte, wo in der Tat über und neben nordgermanischen Häusern solche sächsischer Prägung zu finden sind: Der Nordmark sandte Heinrich sächsische Bauern. Wie Heinrich in Nordeuropa Frieden stiftete, so stieß er auch den südoosteuropäischen Ungarnsturm entscheidend zurück. Und in der Schlacht bei Rade, die wir zwischen dem Reuschberg in Bad Dürrenberg und dem fundreichen Burgwall Treben an der Rippachmündung über dem Saaletal suchen, vollbrachte Heinrich eine heldische Großtat, für die ihm alle mitteleuropäischen Länder ewig Dank wissen.

Die Rettung des deutschen Bauertums durch Heinrich I.

Von Dr. K. Bemann

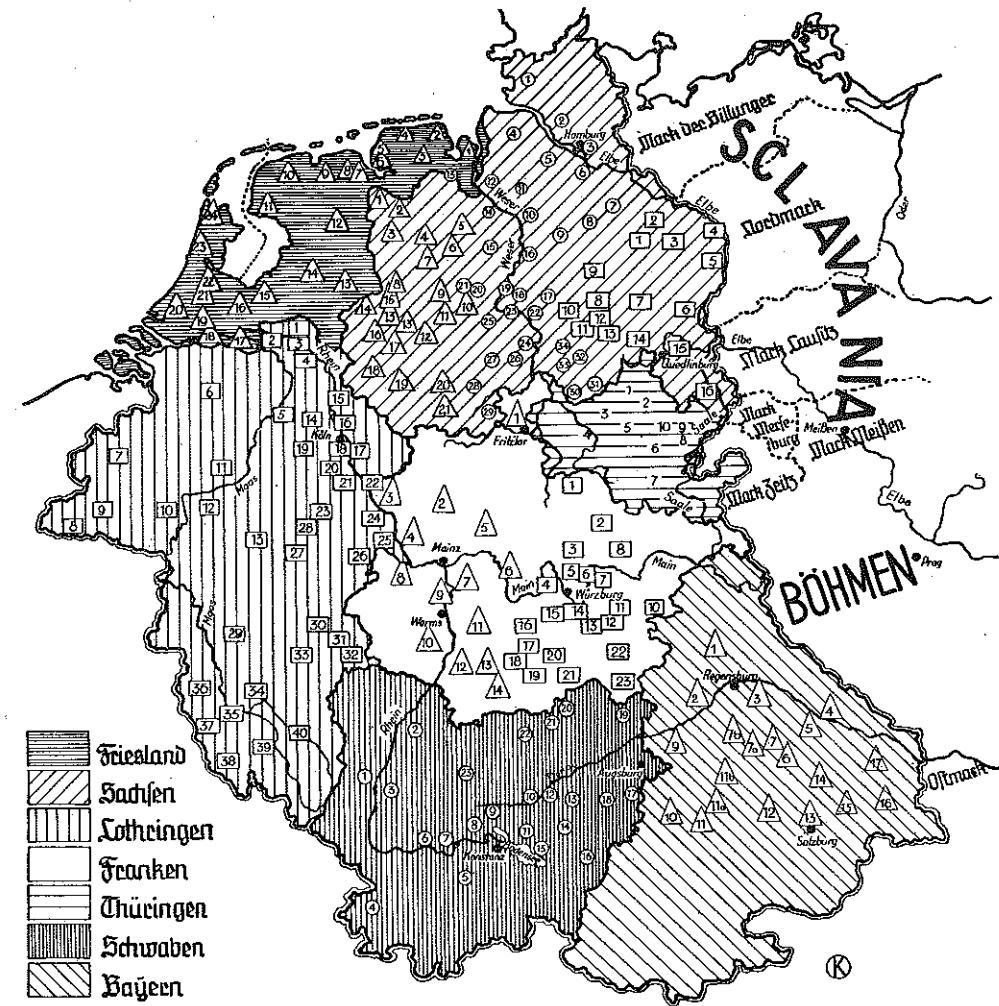
Die nationalsozialistische Erkenntnis, daß die Rasse, das Volk das A und O der Weltgeschichte ist, erfordert notwendigerweise eine Nachprüfung der Ergebnisse und Schlussfolgerungen unserer geschichtlichen Forschung. Die Entwicklung des Volkes nach seinen blutmäßigen Lebensgesetzen, unterstützt durch die Kräfte des Raumes und der Umwelt oder im Kampfe mit ihnen, bildet den Inhalt des Geschehens. Ob Fürsten und Führer bewußt oder unbewußt sich zu Dienern und Vollstreckern dieser Gesetze gemacht haben oder sich ihnen widersetzen und entgegenstimmten, bildet den Maßstab ihrer Beurteilung.

Heinrich I. gehörte zu den ersteren; er ist nicht aus der Geschichte des deutschen Volkes hinwegzudenken; hätte er mit seinen Sachsen sich nicht in die Bresche gestellt, so wäre es zweifelhaft gewesen, ob man überhaupt von einem deutschen Volke und einem

deutschen Bauerntum hätte erzählen können. Um die Wende des 9. Jahrhunderts deckten sich noch augenscheinlicher als heute Volk und Bauerntum; wenn auch bereits der Niedergang jenes freien germanischen Bauerntums unter dem Druck des Imperialismus und der Kirche begonnen hatte, so bedeuteten doch alle Mächte, die emporstiegen und um die Herrschaft rangen, nur etwas, wenn sie sich auf bäuerliche Menschen und bäuerliche Arbeit stützen konnten.

Das 9. und das beginnende 10. Jahrhundert war eine Zeit des Zerfalles auch für das ostfränkische Reich, wie der deutsche Teil der karolingischen Monarchie bezeichnet wurde. Man wird dem Historiker R. W. Nitzsch recht geben, wenn er vor mehr als 50 Jahren darauf hinwies, daß die staatsbildende Kraft der germanischen Stämme mit ihrem Übergang vom Heidentum zu den äußeren Formen des christlichen Lebens unaufhaltsam hinzuschwinden schien, und daß die Berührung der Südgermanen mit der christlichen Bildung mit der Auflösung alles gesunden politischen Lebens zu enden drohte. Die Gefahr, daß die deutschen Stämme Schwaben, Bayern, deren Herzöge sich bereits Könige zu nennen pflegten, und die Sachsen sich zu selbständigen Gewalten entwickelten, war riesengroß. Und der innere Zerfall des ostfränkischen Reiches machte dieses, so beständig wirkt die geschichtliche Logik durch die Jahrhunderte fort, zum Tummelplatz der Nachbarn. Seit 906 verheerten von Südosten her die Ungarn, jene asiatischen Nomaden die deutschen Lande Bayern und Schwaben, aber auch Sachsen und Thüringen; von Osten her schoben sich die Slawen bereits über die Saale bis an den Oberlauf des Maines vor und das nördliche Sachsen wurde von den Dänen bedroht und bedrückt.

Die Übernahme des deutschen Königtums durch Heinrich I. ist der Wendepunkt, der Beginn des Aufstieges. Ihm verdanken wir es, daß wir überhaupt noch von einem deutschen Volke und von einem deutschen Bauerntum und nicht nur von einem sächsischen, bairischen, fränkischen und schwäbischen reden können. Wohl war der durch Verhandlung hergestellte Zusammenhang unter den deutschen Stämmen zunächst locker, und Heinrich blieb zeitlebens auf die Kraft seines Stammes angewiesen. Entscheidend war, daß die Sachsen nunmehr in den Vordergrund traten und über die anderen Stämme ein natürliches Übergewicht erlangten. Der deutsche Stamm, der sein bäuerliches Wesen am reinsten vor der verderblichen römisch-fränkischen Mischkultur hatte bewahren können, bei dem die Kirche arm und einflußlos geblieben war, und bei dem der uralte Geburts- und Blutadel sich erhalten hatte und in enger Verbindung mit dem freien Bauern geblieben war, kurz das sächsische Bauernvolk, verhinderte den drohenden Auseinanderfall der deutschen Stämme unter Führung seines Herzoges, in dessen Adern gleichfalls das adlige Bauernblut floss. Bäuerliche Eigenschaften ließen ihn sein großes Werk, die Rettung des deutschen Bauerntums, gelingen. Rüstern, vorsichtig, der Grenzen der eigenen Kraft bewußt, abhold den phantastischen Zielen seiner Vorgänger, ging er den einzig richtigen Weg: zunächst Sicherung und Schutz des eigenen Hauses und Hofes, also Schutz des immer enger werdenden Lebensraumes seiner sächsischen Bauern und deren Rettung vor dem Vernichtungswillen der Nachbarn. Auch hier wieder ein echt bäuerlicher Zug: statt Zersplitterung der Kräfte nach den verschiedenen Seiten, der erfolgreiche Versuch, nacheinander die einzelnen Feinde zu bezwingen. Deshalb der 9jährige Waffenstillstand mit Ungarn, um den sächsischen Bauern durch die Anlage von Befestigungen für Leib und Gut Schutz gegen die blitzähnlichen Überfälle der ungarischen Reiter zu schaffen und um durch Ausbildung der mit dem Kopfdienst vertrauten Adligen und Bauern zu einer kampfgewohnten Truppe die Ungarn mit ihren eigenen Waffen schlagen zu können. Wie wirkungsvoll diese Maßnahmen waren, beweist der fluchtartige Rückzug, mit dem die Ungarn ihren Einfall in Thüringen und Sachsen im Jahre 933 abbrechen, als ihnen Heinrich mit seinem sächsischen Heere eine Entscheidungsschlacht anbot.



Karte der deutschen Herzogtümer und Gaue (unter Benutzung der Angaben von R. Hovstmann, aus A. Thops, Heinrich I.)

Die Zeit des ungarischen Waffenstillstandes hatte Heinrich benutzt, um gegen die Slawen zur Sicherung des bäuerlichen Lebensraumes die alte sächsische Grenzpolitik im großen Stile aufzunehmen. Die Slawen schädigten nicht nur wie die Ungarn durch Raub und Brand ihre bäuerlichen Nachbarn, sondern versuchten sie auch von ihrem Boden zu verdrängen. Heinrich begnügte sich nicht mit dem Schutze und der Sicherung, sondern schuf durch seine Vorstöße über Saale und Elbe und durch die Unterwerfung der verschiedenen Stämme, z. B. der Heveller und Daleminzier, die Grundlagen zum neuen Lebensraum für das gesamte deutsche Bauerntum. Es hat noch langdauernde, wechselnde und erbitterte Kämpfe gegeben und erst Jahrhunderte später konnte der deutsche Bauer an seine größte Aufgabe, die Wiederverwurzelung in dem alten ostgermanischen Boden gehen. Heinrichs unsterbliches Verdienst bleibt es, dem Bauern diese Ausdehnungsmöglichkeit vorbereitet zu haben. Hier trat der rechte Mann zur rechten Zeit auf. Denn bereits blickten die Böhmen wie später die Polen auf jenes Gebiet, das dadurch in Gefahr kam, in dauernder Verbindung mit einem südlichen

oder östlichen Slawenreich eine Bastion gegen das Deutschtum zu werden. Durch sein siegreiches Eindringen in Böhmen konnte Heinrich nicht nur diese Gefahr abwenden, sondern dem zukünftigen Kolonisationsgebiet eine feste südliche Grenze gewinnen.

Nach den Erfolgen gegen Osten und Südosten glückte das gleiche im Norden. Im Jahre 934 gewann der König durch eine erfolgreiche Heerfahrt gegen die Dänen das Land zwischen Eider, Treene und Schlei für seine Sachsen und konnte auch hier zugleich Sicherung und Erweiterung des Bauerntums durchsetzen.

Die Bedeutung Heinrichs für das deutsche Volk und das deutsche Bauerntum ergibt sich aus einem Vergleich des Zustandes bei Beginn und beim Ende seiner Regierung. Davon abgesehen, wies er für alle Zeiten die Wege zur Erhaltung des Bauerntums, und wenn seine Nachfolger diese Ziele mit derselben Klarheit und Einsicht verfolgt hätten wie der erste Sachseukönig, hätte auch die Geschichte unseres Volkes und seines Bauerntums eine wesentlich andere Gestalt angenommen.

Die geschichtlichen Stätten Quedlinburgs im Spiegel der Vorzeit

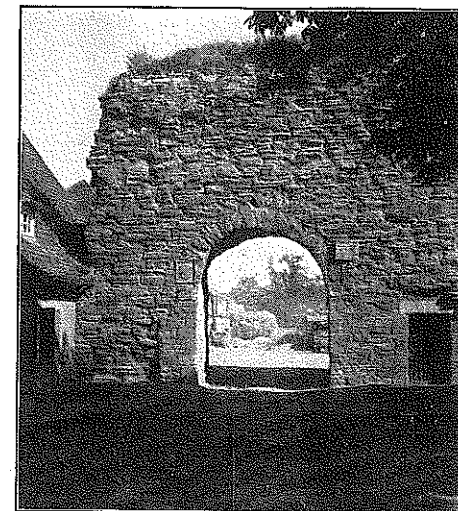
Don K. Schirwitz, Quedlinburg

Groß ist die Zahl der Stätten in deutschen Landen, auf denen seit Jahrtausenden Geschlechter auf Geschlechter folgten, in deren Hand der Pflug auf denselben Breiten von Jahr zu Jahr, von Ernte zu Ernte, seine Furchen zog. Aber es war und ist ihr Schicksal, daß sie aus der Enge heimatischen Geschehens nur selten heraustraten, daß ihr Name für die Welt im Dämmern und Dunkel blieb. Nicht wenige von ihnen sind im Laufe des Geschehens ganz verschwunden, sie wurden unter dem Zwang harter Notwendigkeiten verlassen, wurden wüst und gingen in anderen Gemeinwesen auf, wobei oft auch noch der alte Name verloren ging. Nur wenige sind im Verlauf bedeutender Ereignisse oder gebunden an das Wirken großer Persönlichkeiten, so hell ins Licht der Geschichte gerückt worden, daß ihr Andenken bis heute nicht erlöschen konnte. Eine erste urkundliche Erwähnung oder eine Nachricht der zeitgenössischen Geschichtsschreibung bedeuten zwar den Eintritt in die Geschichte, aber davor liegen jene großen Zeitspannen, aus denen Überlieferung und Erinnern — Sagen und Mythen — bis auf unsere Tage gekommen sind, und wo alles das, was der Boden an Funden aus Gräbern und aus Siedlungen wiedergibt oder an Denkmälern und gehegten Stätten aufweist, zu Zeugnissen wird für die, die vorher waren. So ist auch die Urkunde vom 22. 4. 922 — actum in villa quae dicitur Quitilingsburg — nicht Anfang, sondern bedeutungsvolle Wende, erstes Heraustraten aus dem Dämmern der Vorzeit.

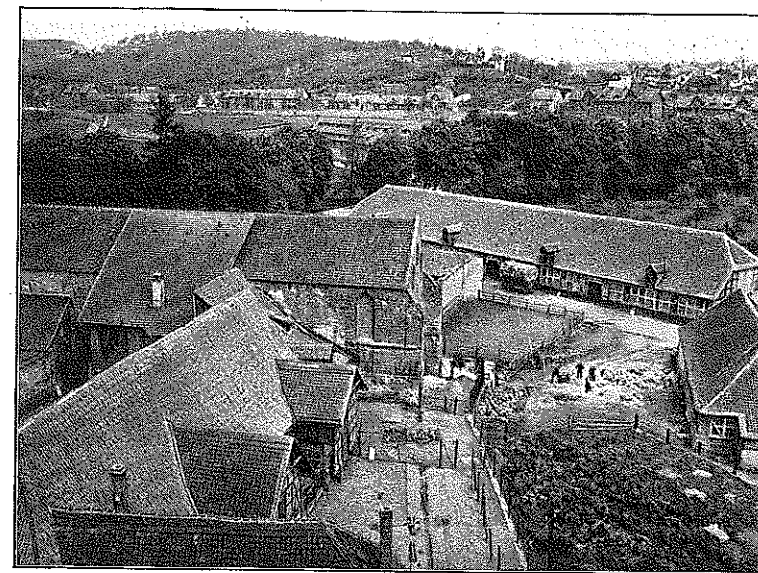
Quedlinburg und seine Umgebung sind ein Teil jener, nach erdgeschichtlichem Aufbau und dem Auftreten von Landschaftsformen, gleich wechselvollen und vielfach gegliederten Landschaft zwischen Harz und Elbniederung, die mit ihren ragenden Höhen und zahlreichen Tälern und dem Nebeneinander von Ackerflächen, Wald, Wiesen und Wasser, — in der Abgeschlossenheit gegen Westen und Südwesten und der Blickrichtung auf den Osten und Nordosten — zu allen Zeiten besondere Voraussetzungen für die siedlungsgeschichtlichen Vorgänge bot. In dem engeren Bild seiner Umgebung tritt einmal die breite Bodenniederung mit ihren beiden Hauptarmen und deren Zuflüssen hervor, die in diesem Raum zwei Bodenschwellen überwindet und längs des Hauptarmes von niedrigeren Terrassen begleitet wird, während die Richtung des „Mühlgrabens“ durch die beträchtlichen, dicht nebeneinander gelagerten Höhenzüge des engeren Harzvorlandes bestimmt wird, was gerade auf dieser Strecke zur Herausbildung von

dicht an das Wasser herantretenden Steilufern und Bodenschwellen führt, die zu besonders geeigneten Anfahrpunkten für die menschliche Besiedlung werden. —

Bekannt ist die geschichtliche Bedeutung der Stätten des Königshofes, des heutigen Klostergrundes St. Wigbert, des Schloßberges und der aus mehreren Kleinsiedlungen zusammengewachsenen Altstadt, während die Bedeutung des ehemals umwallten Strohhofes bisher nicht erkannt wurde, und der Johannis Hof als ursprüngliche, alte Siedlung, trotz der an dieser Stelle haften Überlieferung, ohne Beziehung zu den anderen Örtlichkeiten gesehen worden ist. — Der Königshof mit der Kapelle liegt auf einer vom Mühlgraben umflossenen, dahin geneigten Bodenschwelle, einer Fortsetzung des anschließenden felsigen Höhenzuges. Auch die thüringischen Königshöfe von Memleben und Wallhausen zeigen eine ganz ähnliche Lage zum Wasser, während Werla mehr auf dem Steilufer liegt. Der Wasserlauf war an sich Schutz genug. Eine Vorstellung von der Sicherung der Landseite gibt der Rest der Umfassung von Memleben mit dem alten Tor. Ältere Funde und neuere, die gelegentlich der Zustandsetzung der Kapelle und Kirche gemacht wurden, zeigen nun, daß Hof und Heiligtum da stehen, wo schon vor einem Jahrtausend¹ vor der Zeitentwende germanische Geschlechter ihre Hofstätte hatten, die um die Zeitwende selbst hermundurischen Stammes waren, während die Reste der späteren Germanenzeit auf den Zuzug angliker und warnischer Siedler hinweisen². In der Nachbarschaft finden sich weitere germanische Siedlungen. Das heutige Aussehen der Kapelle, deren erste Anlage für die Zeit um 840 angenommen



Memleben. Altes Tor



Blick auf Königshof und Strohhof

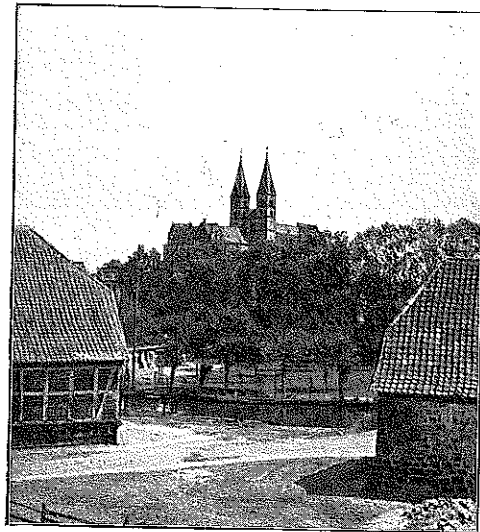
¹ Abgesehen von einzelnen Resten aus der jüngeren Steinzeit (Rössener und Hinkelsteiner Kultur).

² Außerdem fand sich auch noch eine slawisch-frühdeutsche Scherbe.

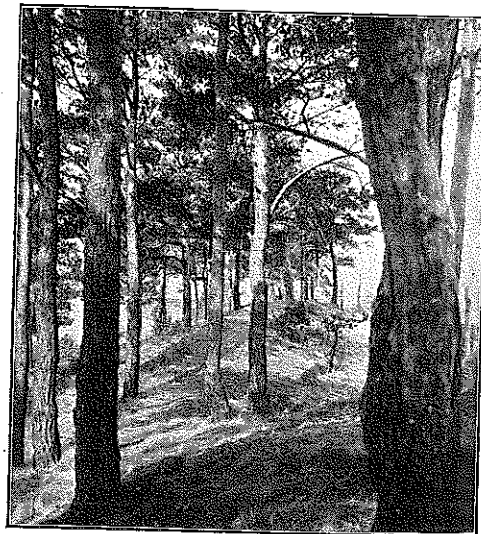
wird, zeigt in dem Zustand der meisten Bauteile und in der Art ihrer Verwendung, daß sie von einem noch älteren Bau stammen müssen, der seine Ursache in einem früheren Zustand des Königshofes gehabt haben muß. Auf die Möglichkeit einer Beziehung zu der älteren Missionierung des benachbarten thüringischen Gebietes sei hierbei hingewiesen. Dunkel bleiben vorläufig Zeit und Ursache der Zerstörung der ersten Bauten, wenn sich auch gewisse Vermutungen dafür aufdrängen (altes Reichsgut). —

Für den **Schloßberg**¹, eine hochragende, im Nordwesten steile und felsige Kuppe, gelten fast dieselben Feststellungen, nur mit dem Unterschied, daß hier bereits während der jüngeren Steinzeit (im 3. Jahr. v. d. Zv.) eine stärkere Besiedlung durch nordische Siedler (der Bernburger und der Finkelsteiner Kultur) eintrat. Vom letzten Jahrtausend v. d. Zv. an setzt dann eine neue dichte Besiedlung ein, die auf besonders starken Zugang aus südthüringischen Germanengebieten (Cherusker) schließen läßt². Diese Siedlungen müssen schon, wenn sich auch keinerlei Spuren von älteren Befestigungen infolge der mit der starken Bebauung zusammenhängenden Geländeänderung nachweisen lassen, burgähnliche Anlagen gewesen sein. Sie treten so auch an anderen Stellen des Harzvorlandes auf. (Ballenstedt, Timmenrode.) Für die späte Germanenzeit sind dann noch Schalenreste angliker Siedler nachgewiesen. Die letzten Grabungen vor der Krypta haben auch für die frühgeschichtliche Zeit neue Ergebnisse gebracht, durch das Auftreten eines kleinen Skelettfriedhofes, dessen ältere Gräber, von denen einige noch Beigaben hatten, in den gewachsenen Felsen so eingetieft waren, daß für den Kopf eine besondere Nische herausgearbeitet worden war³, wie sie auch sonst im Gebiet auftreten. Damit wird eine Festlegung dieser Grabform für eine wesentlich frühere Zeit, als man bisher geneigt war anzunehmen, nämlich für das 9.—10. Jahrh. n. d. Z., sicher. Gerade dieser Friedhof beweist am deutlichsten, wie die Zeit Heinrichs eine Fortsetzung dessen bedeutet, was seit langem Brauch war.

Vom **Strohberg**, von dessen Umwallung noch Spuren vorhanden sind, liegen bisher Reste aus der jüngeren Bronzezeit vor. Viel wichtiger sind aber einige römische Münzen, sowie eine kleine Bronzeschale aus der ersten Germanenzeit n. d. Zv. Den



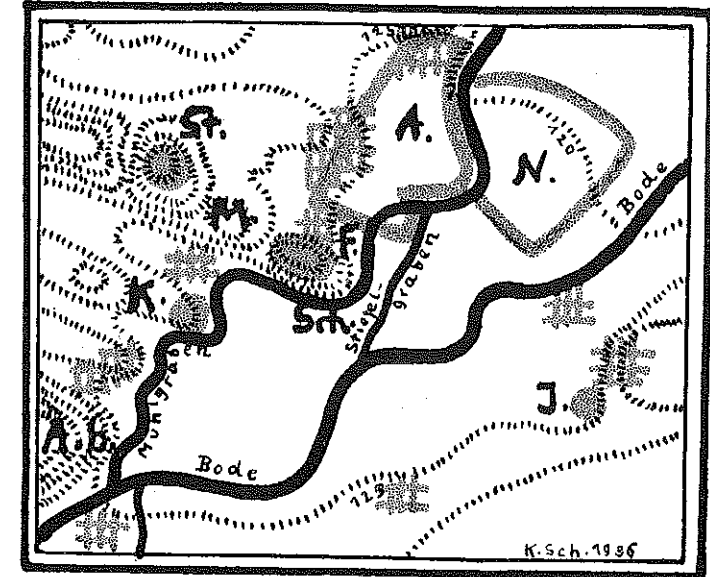
Blick vom Königshof
auf das Schloß



Reste der Umwallung auf dem Strohberg
bei Quedlinburg

¹ Zeitschrift des Harzvereins für Gesch. u. Altertumsbe Bd. 65, S. 69. ² Siehe das Felsengrab an den Externsteinen. ³ Solche finden sich auch in der nächsten Umgebung des Königshofes.

Karte zur Siedlungsgeographie
von Quedlinburg



- A = Altstadt
- N = Neustadt
- A.b = Altenburg
- K = Königshof
- J = Johannishof
- F = Finkenherd
- Sch = Schloßberg
- M = Münzenberg
- St = Strohberg
- = vorgeschichtliche Funde
- = historische Funde

Anschluß an die geschichtliche Zeit vermitteln dann verschiedene Einzelfunde (Eisenmesser, Würfel) und frühdeutsche Tonware. Die Geschichtsschreibung war bisher geneigt, die sogenannte „Altenburg“ südwestlich des Königshofes als Burganlage desselben anzusehen. Deutliche Befestigungen sind aber dort nicht erkennbar. Ebenso verweisen die vorgeschichtlichen Reste bisher nur auf nordische Siedler der jüngeren Steinzeit. Damit scheidet diese Örtlichkeit als Sicherung für den Königshof aus. Vielmehr wurden die alten germanischen Volksburgen auf dem Schloßberg und dem Strohberg, die zudem beherrschend an alten N—W- und N—S-Straßen lagen, von König Heinrich zeitgemäß und zweckentsprechend umgestaltet. Sie sind als die „alten Burgen“ anzusehen. — Auch die einzelnen Teile der Altstadt haben verschiedentlich vorgeschichtliche Siedlungen erkennen lassen, während dies für die tiefer und zwischen beiden Bodearmen liegende Neustadt nicht der Fall ist. Abgesehen von nordischen und handkeramischen Steinzeitsiedlern, sind die höher gelegenen Stellen der Altstadt vom letzten Jahr. v. d. Zv. bis hin zur späten Germanenzeit n. d. Zv. besetzt gewesen. Besondere Bedeutung kommt hierbei den Funden von der sagenhaften Stelle des Finkenherdes, die um 1000 v. d. Z. besiedelt war, und dem Fund aus dem Untergrund der Agidikirche zu, einer römischen Lampe aus der Germanenzeit n. d. Zv. — Auch in der Nähe des Johannishofes, südöstlich der Bode, in dessen Nähe eine heilkräftige Quelle und Bäume zur Sagenbildung Veranlassung gegeben haben, sind ohne besondere Nachgrabungen vorgeschichtliche Funde geborgen worden, die ebenfalls in die Germanenzeit des letzten Jahr. n. d. Z. zurückgehen. — Wie die Karte zeigt, bilden diese vorgeschichtlichen Siedlungen besonders längs des Mühlgrabens eine fast geschlossene Reihe. Sie häufen sich an den später geschichtlich hervortretenden Örtlichkeiten und zeigen besonders hier eine kaum unterbrochene Besetzung dieser Stellen bis hin zur frühdeutschen Zeit. Damit ergibt sich zur Genüge, daß es sich bei diesen bekannten Örtlichkeiten um keine Neugründungen aus der Zeit Heinrichs handelt, sondern um übernommenes und überkommenes, daß von ihm so benutzt und gestaltet wurde, wie es seiner Zeit und seinen Zwecken entsprach.

Wenn damit das Erwachen frühdeutscher Siedlungen und Burgen aus vorgeschichtlichen Anlagen für die Quedlinburger Stätten geklärt ist, soll nun auch für die beiden Heiligtümer versucht werden, den Zusammenhang zwischen Vorzeit und Geschichte

zu finden¹. Schon der Hinweis auf die Quellsage beim Johannishof² zeigte, daß dem Brauchtum des Harzer Vorlandes die Verehrung bestimmter Gewässer nicht fremd war. Dazu kommt, daß auch schon für die jüngere Steinzeit Wasserweihesfunde aus diesem Gebiet bekannt sind, ein Brauch, der sich während der Germanenzeit vor und nach d. Zm. wiederholt. So erscheint es mir sehr wohl möglich, daß die Kapellen auf den am Wasser gelegenen Königshöfen zu Memleben, Quedlinburg und Wallhausen einer Fortsetzung dieses Brauchtums ihre Entstehung verdanken. — Nicht weniger ist im Harzvorland während der Vorzeit die Bevorzugung und Verehrung der Höhen üblich, wie dies ebenfalls eine Reihe von Weihesfunden bezeugen³. Nehmen wir nun dazu die ununterbrochene Besetzung des Schloßberges und die Tatsache, daß die dortigen Skelettgräber z. T. auf der Grenze zur Heinrichszeit liegen, dann liegt es nahe, in der Wahl dieser Stätte als Begräbnisplatz für den König und Standort einer Kirche auch nur ein Weiterleben in überlieferten Gedankengängen zu sehen. Dazu steht es auch für andere unserer heimatischen Kirchen fest, daß sie, wie es die Funde Marlagen, auf geweihtem, vorchristlichen Boden stehen (Blankenburg, Warnstedt, Wedderstedt, Gr.-Orden und Marxleben). — Überall steht das Neue auf dem Boden des Alten. Aber diese Orte wären für die Welt im Dunkel geblieben, wenn sie nicht durch des ersten deutschen Königs Leben und Sterben ins helle Licht gesetzt worden wären. Darum sind solche Stätten, die eines großen Mannes Fuß betrat, heilig und geweiht für alle Zeiten. —

Unsere Pfingsttagung in Mannheim

Die Südwestecke des Reiches, der von uralten Straßen durchzogene Rand der großen rheinischen Ebene mit den Pfälzer Bergen und dem Odenwald als Umrahmung, das Land der Nibelungen, war das Ziel der diesjährigen Tagung. Mannheim, eine junge Stadt auf altem Kulturboden, war der Tagungsort. Es ist ein Grenzland, und in seiner Erforschung standen sich lange und stehen sich auch heute noch gelegentlich die Meinungen schroff gegenüber. Die Frage nach den Verhältnissen von germanischen, keltischen und römischen Kultureinflüssen ist in diesem Gebiet besonders brennend. Bestätigen neuere Forschungsergebnisse, wie z. B. auch die beim Bau der Reichsautobahn gemachten, im Schloßmuseum Mannheim ausgestellten Funde, daß es sich um altes germanisches Siedlungs- und Kulturgebiet handelt, auf dem die fremde römische Kultur nur vorübergehend als dünner, lückenhafter Überzug lag, so bedarf doch, wie Dr. Beher beim Begrüßungsabend hervorhob, die immer ungewisser gewordene Keltenfrage der endgültigen Klärung. Auch Prof. Wilhelm Teudt, der in seiner bekannten Frische und Begeisterungsfähigkeit an sämtlichen Veranstaltungen der Tagung teilnahm, hob in seiner Ansprache diese Notwendigkeit hervor. Einer heute durch einwandfreie Funde widerlegten Überschätzung des fremden, vor allem des römischen Einflusses können wir die gesicherte Erkenntnis entgegenstellen, daß die Germanen keineswegs der Kultur entbehrten, wenn diese auch wesentlich anders war als die mittelmeerische, die ihr gerade im Grenzgebiet Bereicherungen gegeben haben mag, die sie aber niemals begründet haben kann. Um die Forschungsarbeit in fruchtbaren Einflang mit den neuen Ergebnissen zu bringen und nicht ins Uferlose verlaufen zu lassen, um gleichzeitig die notwendige Einheit in der Arbeit zu erreichen, stellte Prof. Wilhelm Teudt drei völkische Forderungen als Arbeitshypothesen auf, die der Forschungsarbeit zugrunde gelegt werden sollen. Er verlangte: „1. die Rückkehr zur Anschauung des Tacitus, daß die Germanen ureingeseffene Bewohner des Landes sind,

daß 2. alle auf germanischem Boden gemachten Funde bis zum wirklichen Gegenbeweis als germanisch anzusehen sind, und daß 3. alle Fähigkeiten und Neigungen unserer Vorfahren gemäß den Gesetzen der Vererbungslehre zu beurteilen sind.“

Grüße der Stadt Mannheim entbot der Bürgermeister Wallh, in Heidelberg suchte Oberbürgermeister Reinhaus die Freunde germanischer Vorgeschichte auf, zu denen er selbst zählt, und brachte ihnen Grüße und Versprechen der alten Rufenstadt.

Auf den Wanderungen stand die Frage der Ringwälle im Vordergrund. Drei wurden besucht, die aus einfachen Aufschüttungen bestehende „Heidenmauer“ vom Brunholdisstuhl bei Bad Dürkheim, der aus Balkenstüben mit Steinschüttungen errichtete Wall vom Heiligen Berge bei Heidelberg und der kunstvollste und mit seinen 5½ Kilometern umfangreichste, aus Holzfachwerk mit lockerer Steinfüllung bestehende Ringwall vom Donnersberg in der Pfalz. Ausgrabungen im Bereich der Wälle zeigten neben anderen Beobachtungen, daß ihre Anlage nicht in erster Linie zu Verteidigungszwecken geschah, sondern daß andere Gesichtspunkte maßgebend gewesen sein müssen, da nicht immer die günstigste Verteidigungslage gewählt wurde. Das Innere bot Raum genug für die an ausgezeichneten Tagen hier zusammenströmenden Menschen, für kultische Gebäude und Anlagen wie auch für kultische Spiele, die wahrscheinlich Pferderennen waren. Selbstverständlich schließt der kultische Zweck nicht aus, daß diese Befestigungen in Notzeiten auch der letzten Verteidigung dienten, da man sich im Heiligtum der Götter auch besonders unter ihrem Schutz glaubte. Für die Erklärung als Heiligtum sprach auch die hier in allen Fällen nachzuweisende Tatsache, daß in der Christianisierung an diesen Stellen die frühesten Klostergründungen stattfanden.

Wie weit die Handelsbeziehungen schon in der Hallstattzeit gingen, bewiesen die Funde des sogenannten „Dürkheimer Fürstengrabes“. Die Geschlossenheit der germanischen Kultur beleuchtete eindeutig die eigenartige Kammeranlage des Ringwallgrabes auf dem Oberskopf bei Seebach, zu der Prof. Teudt wesentliche Parallelen aus Westfalen namhaft machen konnte.

Besondere Aufmerksamkeit galt dem Kriemhildensstuhl, der früher unter dem Namen Brunholdisstuhl bekannt war. Seine zeitweilige Bedeutung als Steinbruch römischer Legionen wurde durch den Ausgrabungsleiter Dr. Sprater, Speyer, einwandfrei bewiesen, seine symbolischen Felszeichnungen aber deuten eine tiefere Beziehung zu kultischen Handlungen an. Dr. Stoll hat hier interessante Beziehungen zu dem hochgelegenen Teufelsstein und zur Heidenmauer gefunden, die auf ein gewaltiges früheres Heiligtum schließen lassen, in dem der Kriemhildensstuhl nur ein wichtiger Punkt war. Vor einer endgültigen Entscheidung muß man allerdings erst den Abschluß der Untersuchungen abwarten.

Einsblicke in das noch weit hin brachliegende Gebiet der Kulturforschung gaben Schölls Ausführungen an der ehemaligen Krypta der verfallenen Michaelsbasilika und im Königsaal des Schlosses zu Heidelberg, über die er demnächst im Zusammenhang in einer bei Diederichs in Jena erscheinenden Veröffentlichung berichten wird.

Über das Vorgeschichtliche hinaus boten die drei Ausflugstage den Teilnehmern bedeutungsvolle Eindrücke aus der geschichtlichen Vergangenheit des uralten Kulturlandes an Rhein und Neckar. Es sei nur daran erinnert, daß der zweite Tag nach Heidelberg, und der letzte nach Worms führte, der ältesten und als Sitz der mittelalterlichen Kaiser schicksalhaftesten Stadt Deutschlands mit dem schönsten romanischen Dom, und nach Lorch mit der großartigen karolingischen Torhalle des ehemaligen Klosters, das beherrschend seine Hand auf das Land legte.

Eine wertvolle Ergänzung der Ausflüge boten die Vorträge, die neuere Erkenntnisse der Germanenforschung aufgriffen. Den ersten hielt Dr. F. D. Plafmann, Berlin, über „Germanische Geistesüberlieferung in Märchen und Sage“. Er wies durch archäologische, einwandfreie Belege nach, daß Sage und Märchen nicht Erzeugnisse einer ausschweifenden Phantasie oder einer „primitiven Gemeinschaftskultur“ sind, sondern daß in ihnen die Kernsubstanz eines uralten Wissens um reale geschichtliche Tatsachen oder der dichterische Aus-

¹ S. Mitteldeutsche Volkheit Heft 2, S. 49 u. Heft 3, S. 86.

² S. dazu auch das Judgerkreuz b. Helmstedt über einer Quelle.

³ S. Jahresschrift der sächs. Thür. Länder Bd. 19, S. 61.

druck einer sinnbildlichen oder mythischen Vorstellung zu sehen ist. Im zweiten Vortrag führte der durch seine Kennwegforschung bekannt gewordene Geheimrat Prof. Dr. Robert Sommer, Gießen, seine Zuschauer auf uralten Straßen, den „Nibelungenwegen“, von Worms zur Burg Ghels in Ungarn.

Bei der teilweise sehr ungünstigen Witterung waren es für die Teilnehmer recht anstrengende, aber trotzdem erlebnisreiche, schöne Tage.

Dr. Brinkmann.

Die Fundgrube

Der Knochenpfriem vom Maria-Saaler-Berg — eine Fälschung. Die Nr. 10 der „Österreichischen Chemiker-Zeitung“ vom 15. Mai 1936 enthält einen Vortrag des Privatdozenten Dr. Josef Gangl in der Hauptversammlung des Vereins Österreichischer Chemiker in Wien am 18. April 1936 über „Altersbestimmung fossiler Knochenfunde auf chemischem Wege“. Veranlassung dazu bildete die Streitfrage über die Echtheit „des Knochenpfriemens vom Maria-Saaler-Berge“. Der Knochen wurde 1924 bei einer Ausgrabung am Maria-Saaler-Berge bei Klagenfurt in Kärnten von Prof. Dr. Rudolf Egger gefunden. Der Finder schrieb mir unter dem 12. August 1931: „Die Ansiedlung auf dem Berge hört mit dem Ende der Latènezeit auf; nach den Fundumständen ist der Pfriem nicht jünger als 2. Jahrhundert v. Chr.“ Das Fundstück besteht aus einem keilförmig zugespitzten Röhrenknochen (vom Kinde), dessen dickeres Ende der Gelenkknopf bildet. Auf einer Flachseite des Knochens, knapp unterhalb der Kante, waren Schriftzeichen angebracht, die Prof. Egger für „venetisch“ hielt, die aber von Marstrand für Runen erklärt wurden. Diese 6 Buchstaben haben dem Funde zu einer weitreichenden Berühmtheit verholfen. Zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten haben sich unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß der Fund echt sei, mit der Inschrift wegen ihrer großen Bedeutung für die Sprachforschung beschäftigt, und man hat sie, wenn auch eine befriedigende Deutung nicht gelang, als Beweis für die Entstehung der Runenschrift vor Christi Geburt und für ihre südliche Herkunft herangezogen. Aber R. Pittioni kam in jüngster Zeit auf Grund seiner Erhebungen zu dem Schlusse, daß der Pfriem eine Fälschung darstelle, und ersuchte Josef Gangl, zur Klärung der Frage Untersuchungen unter der Analysenquarzlampe vorzunehmen. Die

Fluoreszenzercheinungen waren durchaus ungleichmäßig, besonders auffällig die starken Farbunterschiede in den feichten Kerbschnitten. Falls diese Schnitte in urgeschichtlicher Zeit ausgeführt worden wären, hätte die von der Oberfläche des Knochens her einsetzende, im wesentlichen ausgleichende, sicherlich aber gleichartige Wirkung von Luft und Feuchtigkeit infolge der langen Einwirkungszeit auch nivellierend in der ganzen Kerbung zum Ausdruck kommen müssen. Frische Kerbschnitte in vergleichsweise untersuchten und zuverlässig 2000 Jahre alten Knochen zeigten keinerlei Differenzierung in ihrer Fluoreszenz.

Die bei dem Pfriem festgestellte starke Färbung im filtrierten Ultraviolettlicht und insbesondere die ausgeprägten Unterschiede in der Fluoreszenz legten die Vermutung nahe, daß es sich um keinen aus vorgeschichtlicher Zeit stammenden Knochen handelt. Daher ging Gangl daran, noch einen anderen, zuverlässigen Weg zu versuchen, nämlich eine chemische Untersuchung der Fette des Knochens anzustellen. Diese ergab, daß der Pfriem aus jüngster Zeit stammt und somit eine Fälschung darstellt.

Edmund Weber.

Das Rätsel vom Ei in Niedersachsen und England. Von meiner Mutter, die 1837 in dem sehr alten Kirchspiel Drochtersen (Drohtin, as. = Herr, also Herrenhausen, Gotteshausen), 18 km nördlich von Stade an der Niederelbe gelegen, geboren wurde und dort auch aufgewachsen ist, habe ich als Kind folgendes Rätsel gelernt, das sie wieder von ihrer der dortigen Marsch entstammenden Mutter gelernt hatte:

Sintje Petintje leeg up de Bank,
Sintje Petintje füll inner de Bank:
Is keen Dokter inne ganzen Welt,
De Sintje Petintje weller heel maken kann.

In Lesebüchern der englischen Volksschulen lesen die Kleinen folgendes Rätsel:

Humpty Dumpty sat on the wall,
Humpty Dumpty had a great fall:
All the kings horses and all the kings men
could not put Humpty Dumpty together again.

Diese beiden Rätsel zweier durch anderthalb Jahrtausende getrennter Völker gleichen einander „wie ein Ei dem andern“, in der Idee, in der Versgestaltung und im Rätselwort selbst.

In der Idee: Keine Macht der Erde kann ein zu Boden gefallenes Ei wieder heil machen! Der Unterschied ist nur der, daß der Engländer die stärkste Macht in des Königs Reitern und Fußsoldaten erblickt, der Niedersachse aber in der Wissenschaft des gelehrten Doktors. Daß die eng-

lische Anschauung die ursprünglichere ist, leuchtet ein.

Völlig übereinstimmend ist bei beiden Rätseln der Aufbau: beide haben vier Verse, und in beiden haben die Verse die gleiche Anzahl Hebungen und Senkungen.

Schlagend ist aber auch die Ähnlichkeit des Rätselworts. Dabei kommt es nicht auf die Vokale an; diese sind zwar in beiden Fällen kurze, haben sich im übrigen aber gewandelt. Entscheidend ist das Gerippe der Konsonanten h, p und t; man fühlt das, wenn man die beiden englischen Worte dreißigmal liest: Hum pe ty Dum pe ty. —

Es würde sich lohnen zu ermitteln, ob auch andere deutsche Stämme und die Nordgermanen das Gerippe in der gleichen Gestalt bewahrt haben.

Braunsdorf, Kreis Querfurt.

Dr. Hermann von Staden.

Die Bücherwaage

Eholf, Alfred, Heinrich I. Der Gründer des ersten deutschen Volksreiches. Blut und Boden Verlag Goslar. Bn. 4,50.

Der Verfasser dieses Buches hat sich die dankenswerte Aufgabe gestellt, Heinrich I., dessen Todestag sich am 2. Juli 1936 zum tausendsten Male jährt, dem deutschen Volke nahezubringen. Die Geschichtsschreibung hat ihn in seiner Bedeutung als Gründer des ersten Reiches nie ganz erkannt. Er ist dem deutschen Menschen bisher allein durch das Lied „Herr Heinrich sitzt am Vogelherd“ vertraut geworden, ohne daß sich jeder dessen bewußt war, wie gerade in diesem Liede die Volkstümlichkeit Heinrichs I. zum Ausdruck kommt. Das leider so späte Quellenmaterial wurde durch den Verfasser in hingebender Arbeit erforscht und durch die jüngsten archäologischen Ausgrabungsergebnisse bereichert. So entstand ein lebendiges Bild dieses Volkstönigs. Als Führer seines Volkes, mit ihm durch Sippe, Blut und Boden verbunden, hat Heinrich I. aus angeborener, besonders dem nordischen Menschen eigener, staatsbildender Kraft die Einigung der deutschen Stämme zum ersten Reich herbeigeführt. Rein gefühlsmäßig sah Heinrich eine seiner Hauptaufgaben in der Wiedergewinnung und Sicherung ehemals germanischen Bodens im Osten, dadurch weiteren Lebensraum für sein Volk schaffend. Staatspolitisch hat er so die

Grundlagen für das Zweite und Dritte Reich vorbereitet.

Platzmann, J. D., König Heinrich der Vogler. Eugen Diederichs Verlag in Jena (Deutsche Volkheit). Geb. 1,20 RM., in Leinen 1,80 RM.

Wer von der deutschen Persönlichkeit des großen Reichsgründers ein ganz unmittelbares und lebendiges Bild gewinnen will, der muß dieses auf den Quellen in ihrer unmittelbaren Lebendigkeit fußende kleine Buch lesen. Es stellt den germanischen König in seinen Taten und Kämpfen, in seinen Siegen und Erfolgen mit einer ungewöhnlichen Eindringlichkeit dar, aus der unserm heutigen Empfinden die enge Verwandtschaft jener Zeit mit der unsrigen ganz besonders deutlich wird. Das Buch hat alle Quellen herangezogen, ist aber keine gelehrte Abhandlung, sondern ein echtes Volksbuch von König Heinrich, so wie er im Herzen seines Volkes lebendig geblieben ist.

D. W.

Arndt, E., Nordische Volkskunde. Herausgegeben mit einem Nachwort von Otto Huth. Leipzig 1936. Reclam-Verlag. Geb. 0,75 RM., geh. 0,35 RM.

Die hohe Bedeutung der Schriften Arndts für die Volks- und Rassenkunde sind jedem bekannt. 1925 gab Kurt Hefischer eine „Volkskunde des germanischen Kultur-

freies“ heraus, in der die in unzähligen Schriften zerstreuten Beiträge Arndts zur Volkskunde nach sachlichen Gesichtspunkten übersichtlich geordnet sind. So unentbehrlich diese große Arbeit Gedächtnis für den Forscher ist, sie hat den Mangel, daß immer nur kleinere Abschnitte aus den Schriften Arndts geboten werden. Sie hinterläßt den Wunsch, die wichtigeren, meist schwer zugänglichen Schriften Arndts zur Volkskunde vollständig oder doch in größeren Abschnitten neu herausgebracht zu sehen. Die wichtigsten Beiträge Arndts zur Volkskunde Schwedens hat nun Dr. Otto Guth bei Reclam herausgegeben. Das Heftchen enthält die wundervolle Abhandlung Arndts über das Fulsfest, die 1812 geschrieben ist und 1818 veröffentlicht wurde. Seitdem wurde sie nie wieder gedruckt; keine der neueren Arndtausgaben enthält sie! Ferner bringt das Heft die von den Volkskundlern viel beachtete Schrift Arndts über den „nordischen Hausbau und Hausgeist“; außerdem geschichtliche ausgewählte Stellen aus den herrlichen „Schwedischen Briefen“, die trotz ihrer Neuausgabe durch Gölzow (1926) heute immer noch fast unbekannt sind. Diese Veröffentlichung ist aufs wärmste zu begrüßen; sie zeigt Arndt als Volkskundler höchsten Ranges. Guth hebt in seinem Nachwort mit Recht hervor, daß diese Beiträge Arndts zur Volkskunde Schwedens seine bedeutendste Leistung auf volkskundlichem Gebiet überhaupt darstellen und zugleich als Beitrag zur Germanenkunde zu werten sind. Denn was Arndt damals in Schweden erlebte, was ihn dort bis in die letzten Tiefen seiner Seele erschütterte, das war nicht weniger als ein damals noch lebendiges gegenwärtiges Germanien. In Schweden hatten nicht wie bei uns „die ersten Boten des Christentums ... mit romanischer und karolingischer Gewalt zerstören und aufrichten gedurft“ (Arndt). Pl.

Sprickmann, Dr. Hans, und Weigel, Karl Theodor, **Quedlinburg, Heinrichs I. Stadt.** Alfred Wegner Verlag, Berlin. 64 S. 4°. Mit 89 Abbildungen. Kart. 2,80 RM.

Die Verfasser dieses sehr ansprechenden Buches haben sich die Aufgabe gestellt, an Hand der baugeschichtlichen und sinnbildgeschichtlichen Überlieferungen in der alten Königsstadt Quedlinburg sich bis in jene Zeit zurückzutasten, da hier der Mittelpunkt der von dem großen König neugeschaffenen Reichsmacht lag. Sprickmann führt in einer Abhandlung über das alte bürgerliche Stadthaus Quedlinburgs dieses auf seine Urform, das niederfächische Einraumhaus zurück und schildert seine mannigfaltigen

Abwandlungen in den Bauten der Öffentlichkeit, der großen und der kleinen Bürger. Weigel bringt eine erstaunliche Fülle von Sinnbildern an diesen Bauten, aus deren sinngemäßer Deutung man eine geistige Überlieferungslinie verfolgen kann bis in die vorgegeschichtlichen Zeiten, aus deren Voraussetzungen König Heinrich in getreuer Fortführung der Überlieferung den Rahmen für sein germanisch-deutsches Volksreich geschaffen hat. Aus mannigfachen Zeichen und Sinnbildern spricht heute noch zu uns der Geist der Vorzeit, nicht zufällig in besonders reicher Fülle in diese Stadt gebannt, die von dem Könige geschaffen wurde, der als Mittler zwischen unserer germanischen Vergangenheit und unserer deutschen Gegenwart und Zukunft steht. Pl.

Meisen, Karl, **Die Sagen vom Wütenden Heer und Wilden Jäger.** Münster i. W. 1935. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. — Volkskundliche Quellen. Heft 1. 144 Seiten. Geh. 2,95 RM.

Das Heft bringt die Berichte über das Gespenster- und Totenheer aus der „Antike“ und dem deutschen Mittelalter bis Ende des 18. Jahrhunderts. Die Zeugnisse werden in der Ursprache angeführt, den griechischen und „schwierigen“ Texten ist eine lateinische (!) oder deutsche Übersetzung hinzugefügt. Eine Einleitung nennt die wichtigsten Deutungen der Totenheersagen. Das Fehlen der jüngeren deutschen Volksüberlieferung, die u. E. für die Deutung der Erscheinung ganz wesentlich ist, wird damit begründet, daß selbst eine Auswahl zu umfangreich werden würde und das Material auch leichter zugänglich wäre. Die jüngere nordische Überlieferung fehlt ebenfalls; eine schwedische Veröffentlichung darüber steht bevor. Aber warum ist die ältere nordische Überlieferung übergangen? Und warum werden die wichtigen altindischen Quellen mit keinem Wort erwähnt? Man gewinnt dadurch den Eindruck, daß Meisen seine Quellensammlung als Stütze seiner eigenen Fehlausstellungen über das Wilde Heer (in seinem Buch über den „Heiligen Nikolaus“, das durchaus mit Recht das Imprimatur der katholischen Kirchenbehörde trägt) verwenden will. Selbst bei einer scheinbar rein sachlichen Angelegenheit, wie einer einfachen Quellensammlung, kann also die Einstellung des Verfassers nicht verborgen bleiben. Immerhin ist dabei doch nicht so viel zu verderben, wie bei einer Ausbeutung der Texte, so daß diese Quellensammlung als die bisher verdienstlichste Arbeit Meisens bezeichnet werden kann. Dr. Otto Guth, Bonn.

Zeitschriftenchau

Stammeskulturen und Wanderwege

Ernst Petersen, **Fragen der germanischen Besiedlung im Raume zwischen Oder und Weichsel in der Völkerwanderungszeit.** Mannus. Verlag Rastbach-Verlag. 28. Jahrg. Heft 1, 1936. Eine wichtige Abhandlung, die der noch immer weit verbreiteten Ansicht, Ostelbien sei von den Germanen völlig geräumt und schon im 5. Jahrhundert oder noch früher von den Slaven besetzt worden, mit einer umfassenden Fundzusammenstellung zu Leibe geht. Nicht nur, daß wir jetzt germanische Funde in reichstem Maße bis in das 7. Jahrhundert kennen, — Verfasser wirft mit Recht die Frage auf, ob hinter dem auffallenden gotisch-gepidischen Kultureinfluß auch auf nicht diesen Stämmen zugehörigem Boden nicht der politische Versuch steht, die durch den Hunneneinfall erschütterten Stappenlinien des Ostgermanentums wieder aufzubauen. / Hermann Albert Priebe, **Zur Stammesgeschichte der Thoringe, ebenfalls.** Ein wenig südlich von Obisfelde beginnt das Gebiet eines auch heute noch scharf ausgeprägten und von den benachbarten Stämmen klar zu unterscheidenden Stammestyps, der bis Schwarzburg reicht, dessen Ostgrenze etwa von Magdeburg, Bernburg, Halle, Naumburg und Jena gebildet wird, und dessen Westgrenze ungefähr bei Königslutter, Oer, Klettenberg, Sömmerda und Arnstadt verläuft. Es sind hochgewachsene, meist hellblonde Menschen von kräftigem Knochenbau, mit scharfen Gesichtszügen und, von der Seite gesehen, fast runder Kopfform. Verfasser sieht in ihnen die von Norden eingewanderten Thoringe, die als Thorsverehrer ihren Namen als Übernamen von ihren neuen Nachbarn, die vorwiegend Wodanverehrer waren, erhielten. Sie sind keinesfalls mit den Hermunduren gleichzusetzen; erst allmählich dehnte sich ihr Machtbereich südwärts aus. Bei schriftlichen, also vor allem fränkischen Nachrichten muß stets geprüft werden, was unter Thüringen zu verstehen ist. Die Arbeit macht hier weitgehende Untersuchungen, u. a. auch über die Bedeutung des Hugenbundes. Es wird vermutet, daß unter Hugen die gewählten Führer zu verstehen sind, daß die freien Bauern dagegen sich Sassen genannt haben.

Ähnliche Erklärungen werden auch für andere Namen, deren mehrere offensichtlich an einem Gebiet oder Stamm haften, für möglich gehalten. Solche Namen wandern und sind dann durch die Chronikschreiber in Verwirrung geraten. Die Arbeit soll die Aufmerksamkeit darauf lenken, daß die alten Stammesgruppen sich zum Teil bis in die Gegenwart in unserem Volkstum abzeichnen, und daß Geschichte und Vorgeschichte hier wichtige Ergänzung aus lebendiger Anschauung gewinnen können. / Fritz Tischer, **Die Urne von Eggstedt, Kr. Süder-Dithmarschen. Ein Beitrag zur Frage nach dem Ursprungsgebiet der Sachsen.** Germania. Anzeiger der röm.-germ. Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts. Verlag Walter de Gruyter-Berlin. 20. Jahrg. Heft 2, 1936. An Hand bestimmter Gefäßformen arbeitet Verfasser eine „Westgruppe“ im westlichen Holstein heraus, die sich von der langobardischen Elbkultur deutlich abhebt und stärkere Verbindungen zu den nordwärts sitzenden Gruppen zeigt. Er sucht diese Tatsachen geschichtlich auszuwerten und legt dar, daß wir in der Westgruppe am ehesten die Ursachen sehen dürfen. Die bei den antiken Schriftstellern überlieferte Namensfolge darf uns hier nicht hindern, denn es ist schon längst der Vermutung ausgesprochen worden, daß dabei stammbundene Namenverbindungen nach germanischer Gewohnheit eine Rolle spielen. Die scharfe Ständegliederung der Sachsen beruht vermutlich darin, daß die Edelinges die erobernden Sachsen, die Freien aber die dort eingeseffenen Germanenstämme sind.

Kultur - Brauchtum - Technik

Walter von Stöckar, **Gewebe und Leder aus der jüngeren Steinzeit.** Forschungen und Fortschritte. 12. Jahrg. Nr. 14, 1936. Der Feuersteindolch von Wippenkathen, der als erster im vorigen Jahre geschäftet und in Lederseide gefunden wurde, ist inzwischen nach allen Richtungen hin untersucht worden. Die Dolchlinge selbst gehört einer frühen Form solcher Feuersteindolche an. Die Seide ist aus weiß gegerbtem Schafleder gearbeitet, auf der Vorderseite mit einem Lammenzweigmuster verziert und auf der Rückseite mit

einem Lederfaden zusammengeñäht. Sie ist, besonders zum Schutz der empfindlichen Schneide, mit feinem, weichem Schafleder gefüttert. Ein etwa 70 cm langer Riemen aus Rindsleder diente zum Tragen. Der Griff ist aus einem wasserliebenden Laubbaum, vermutlich Erle, gearbeitet und mit Hilfe eines Gewebes — die bedeutendste Erkenntnis dieses aufschlußreichen Fundes — festgeklemmt. Die jetzt verfilzten Wollfäden sind die Reste eines leinenbindigen Wollgewebes. Die Kette bestand aus Leinen, der Schuß aus einem Faden aus Schafswolle, Schafgrannen, Pferdehaaren, Rinderhaaren und Ziegenhaaren. Es ist das älteste bisher bekannte Wollgewebe des nordischen Kulturkreises. Ursprünglich, während der wärmeren Abschnitte der Jungsteinzeit, wurde hier nur Leinen verwendet. Dann kam leinenbindiges Gewebe auf, bis schließlich in der Bronzezeit reines Wollgewebe Brauch wurde. Wir sind heute mit Hilfe entsprechender Untersuchungsmethoden in der Lage, allein nach der Beschaffenheit des Fadens die Zeitstellung des Gewebes zu ermitteln. Neben allem übrigen beweist dieser Dolchfund, daß auch Schaf und Ziege zum Viehbestand des jungsteinzeitlichen Bauern gehört haben. / **Carl Umbreit, Neue Kugelflaschenfunde aus der Markt Brandenburg.** Mannus. Verlag Kabisch-Leipzig. 28. Jahrg. Heft 1, 1936. In Ergänzung der 1926 erschienenen Arbeit von Sprockhoff bringt die Abhandlung eine Aufstellung der inzwischen erfolgten, zahlreichen Kugelflaschenfunden, die z. T., ebenso wie andere Gefäßfunde unserer jüngeren Steinzeit, wichtige Erkenntnisse vermitteln. / **Albert Koch, Jungsteinzeitliche und hallstattzeitliche Neufunde aus Starckenburg.** Ebenda. In einem zum großen Teile schon abgetragenen Sandhügel konnte das Gefäßische Landesmuseum eine handkeramische Wohnstelle und ein reiches Hallstattgrab feststellen. Aus der Jungsteinzeit wurden zwei unregelmäßige, durch Spitzgraben getrennte Wohngruben festgestellt. Ein Herd fand sich nicht, dagegen sind beide Gruben mit Holzkohle und Hüttenlehm — vermutlich vom Brande des Oberbaus — durchsetzt. Grube 1 lieferte Steingeräte, beide Scherben, unter denen ein dünnwandiges, mit grauem oder rötlichem Tonchlamm überzogenes Geschirr bemerkenswert ist. — Bei Anlage des Grabes ist die Wohnstätte z. T. verworfen worden. Das Hallstattgrab enthielt neben Schwert und Toilettengerät

eine Anzahl schöner Gefäße, die teilweise wichtige Aufschlüsse über süddeutsche Einflüsse auf die Urnenfelderkultur vermitteln. / **W. Nowothning, Zwei gerippte Stöpselringe aus Marienburg.** Ebenda. Hals- und Armring aus Willenberg, Kr. Marienburg, zeigen seltene, frühgermanische Schmuckformen des Weichselgebietes. Sie sind hohl mit aufgelegten Rippen als Verzierung gegossen, und haben einen eigentümlichen Stöpselverschluß, der meist, wie auch hier, Ausbesserungsarbeiten zeigt. / **Heinz Viehn, Urnenfeldergab von Gau-Algesheim, Rheinhessen.** Germania. Verlag Walter de Gruyter-Berlin. 20. Jahrg. Heft 2, 1936. Hier stieß man auf ein in Trockenmauerung ausgeführtes Grab der Urnenfelderkultur von 3,60 m zu 2,40 m. An der südlichen Schmalseite war eine Apfisis ausgespart, die spärliche Menschenreste enthielt. Die Decke ist möglicherweise eine Art Scheingewölbe gewesen. An Beigaben fand sich eine Urne von sonst unbekannter Form — ein schalenförmiges Gefäß auf einem Standring mit 10 Streben —, sowie ein kleiner Bronzering und eine Lanzenspitze von ebenfalls ungewöhnlicher Form. Es scheint, daß das Grab schon früher beraubt worden ist. / **Karl Woelke, Grabhügel der mittleren Hallstattzeit bei Frankfurt-Schwanheim.** Ebenda. Im Schwanheimer Wald wurde bei Anlage des Golfplatzes ein Grabhügel abgetragen, der der Roberstädter Kultur zugehörte und fesselnde Einblicke in die Übergangszeit von Leichenbestattung zur Leichenverbrennung gab. In einem Steinring von 10 m Durchmesser befand sich eine Grabgrube mit Steinpackung. Die vereinzelt darüber gefundenen Bronzegegenstände können nicht zu diesem Grab gehören. Die Packung war leer, dagegen befand sich die Bestattung, ein reiches Urnengrab, unmittelbar daneben. Man hielt also an den überlieferten Formen des Grabbaues fest, war aber bereits zur Urnenbestattung übergegangen. / **Machiel André Evelein, Bronzene Borsenarmringe nördlich der Alpen.** Ebenda. Im Rhein- und Donaugebiet erscheinen in der Römerzeit bronzene Borsenarmringe mit verschiedenen Verschlußformen, die offensichtlich einheimisch und vielleicht in Anlehnung an die Rahnfibeln entstanden sind. In Mainz scheint der Mittelpunkt dieser Industrie gewesen zu sein. Ein Grabstein von der Heibelsburg bei Walschbach zeigt eine Handbörse dieser Form. Hertha Schemmel.

Germanien

Monatshefte für Germanenkennde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936

August

Heft 8

König Heinrich, ein deutscher Führer

Rede des Reichsführers SS Heinrich Himmler an der Heinrichsgruft zu Quedlinburg am 2. Juli 1936

Am 2. Juli fand in Gegenwart der Mehrzahl der Reichsminister und Reichsleiter zu Quedlinburg die Feier des 1000. Todestages König Heinrichs I. statt. Sie fand ihren Höhepunkt in der Weihestunde am Königsgrabe; Reiter Spiele am Moorberge und ein feierlicher Zapfenstreich auf dem Markte bildeten den Abschluß. Am Königsgrabe hielt der Reichsführer SS inmitten der Reichsminister und Reichsleiter die folgende Rede.

Nur zu oft wird im Leben der Völker davon gesprochen, daß man die Ahnen und großen Männer ehren und ihr Vermächtnis nie vergessen soll, und nur zu selten wird diese oft ausgesprochene Weisheit beachtet. Wir stehen heute, am 2. Juli 1936, an der Begräbnisstätte des deutschen Königs Heinrich I., der vor genau tausend Jahren gestorben ist. Vorweg dürfen wir behaupten, daß er einer der größten Schöpfer des deutschen Reiches war und zugleich einer, der am meisten vergessen wurde.

Als im Jahre 919 der damals 43jährige Heinrich, Herzog der Sachsen aus dem Bauernadel der Ludolfinger, deutscher König wurde, übernahm er ein Erbe furchtbarer Art. Er wurde König eines deutschen Reiches, das kaum noch dem Namen nach bestand. Der ganze Osten Deutschlands war im Verlauf der vorhergegangenen drei Jahrhunderte und insbesondere der Jahrzehnte unter den schwächlichen Nachfolgern Karls des Franken an die Slawen verlorengegangen. Die uralten germanischen Siedlungsgebiete, in denen die besten Germanenstämme Jahrhunderte hindurch saßen, waren restlos im Besitz der slawischen, das deutsche Reich bekämpfenden und die deutsche Reichsgewalt nicht anerkennenden Völkerschaften. Der Norden war an die Dänen verlorengegangen. Im Westen hatte sich Elsaß-Lothringen vom Reich gelöst und dem westfränkischen Reich angeschlossen. Die Herzogtümer der Schwaben und Bayern hatten ein Menschenalter hindurch die deutschen Schattenkönige — so besonders Ludwig das Kind und Konrad I. von Franken — bekämpft und nicht anerkannt. Überall waren noch die Wunden der radikalen und blutigen Einführung des Christentums offen. Das Reich war im Innern geschwächt durch die ewigen Machtsprüche der geistlichen Fürsten und die Einmischung

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. J. D. Plafmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Biergut, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. I. Bj. 1936 3800. Pl. Nr. 3

der Kirche in weltliche Angelegenheiten. Die geschichtliche Tat der Schöpfung einer Reichsgewalt über auseinanderstrebende germanische Stämme durch Karl den Franken war aus tiefster eigener Schuld dem völligen Zusammenbruch nahe, da das System dieser rein verwaltungsmäßig, auf einem artfremden Fundament gebauten Zentralgewalt von den germanischen Bauern der Sachsen, Bayern, Schwaben, Thüringer und auch Franken innerlich und blutsmäßig abgelehnt wurde.

So war die Lage, als Heinrich I. als König sein schweres Amt antrat. Heinrich war der echte Sohn seiner sächsischen bäuerlichen Heimat. Zäh und zielbewußt ging er schon als Herzog und erst recht als König seinen Weg. Bei seiner Königswahl im Mai 919 in Fritzlar lehnte er — ohne auch nur mit einem Wort verlehend zu werden — die Salbung durch die Kirche ab und legte damit vor allen Germanen Zeugnis ab, daß er bei kluger Anerkennung der nun einmal bestehenden Zustände nicht willens war zu dulden, daß kirchliche Gewalt in politischen Dingen in Deutschland unter seiner Regierungszeit mitzureden habe. Noch im Jahre 919 ordnete sich der schwäbische Stammesherzog Burkhard Heinrich als König unter, und dieser bindet damit Schwaben erneut an das Reich.

Im Jahre 921 zieht er mit einem Heer auch nach Bayern und gewinnt auch dort nicht mit der Gewalt der Waffen, sondern mit der überzeugenden Kraft seiner Persönlichkeit in offener deutscher Aussprache den Herzog Arnulf von Bayern, der ihn freiwillig als König der Deutschen anerkannte. Bayern und Schwaben, die in der damaligen Zeit dem Reiche verlorengelassen drohten, sind damit durch König Heinrich bis in unsere Tage und so wie wir die Überzeugung haben, für ewige Zukunft dem gesamten Deutschen Reiche eingegliedert und erhalten geblieben. Das Jahr 921 bringt Heinrich, diesem gewiegten, vorsichtigen und zähen Politiker, die Anerkennung des westfränkischen, noch von einem Karolinger regierten, heute französischen Reiches. Die Jahre 923 und 925 fügen dem Reich das bereits völlig verlorene Elsaß-Lothringen wieder ein.

Man stelle sich nun aber nicht vor, daß diese Wiedergestaltung Deutschlands leicht und ohne jede Behinderung von außen vollzogen wurde. Die bis dahin kraftlose deutsche Nation war seit einem Menschenalter Jahr für Jahr in allen ihren Teilen das Beuteobjekt ständiger, fast nie zu fassender und fast niemals bestiegbarer Ungarnzüge. Schutzlos lagen Land und Leute in ganz Deutschland, ich möchte sagen in ganz Europa, dem Zugriff dieser politisch und strategisch hervorragend geführten Reiterhorden und -heere offen. Die Annalen und Chroniken der damaligen Zeit erzählen uns sowohl von der Verwüstung Venedigs und Plünderung Oberitaliens, dem Angriff auf Cambrai, dem Niederbrennen Bremens sowie von der immer wiederkehrenden Zerstörung der bayerischen, fränkischen, thüringischen und auch sächsischen Lande. Der nüchterne Soldat Heinrich erkennt, daß das vorhandene Heerwesen der deutsch-germanischen Stämme und Herzogtümer sowie die damals übliche Taktik für die Abwehr oder gar für die Vernichtung dieses Feindes nicht geeignet war. Das Glück kommt ihm nun zu Hilfe. Im Jahre 924 gelingt es ihm gelegentlich eines Einfalls der Ungarn in die sächsischen Lande in der Nähe von Werla bei Goslar, einen bedeutenden ungarischen Heerführer gefangenzusetzen. Die Ungarn bieten unerhörte Summen von Gold und Schätzen, um ihren Heerführer auszulösen. Trotz der gegenteiligen Stimmen auch damals reichlich vorhandener törichter und kurzsichtiger Zeitgenossen tauschte der stolze König den ungarischen Heerführer gegen einen neunjährigen Waffenstillstand der Ungarn, zunächst für Sachsen und dann wohl für das ganze Reich, aus und verpflichtete sich, neun Jahre lang demütigende Tribute an die Ungarn zu zahlen.

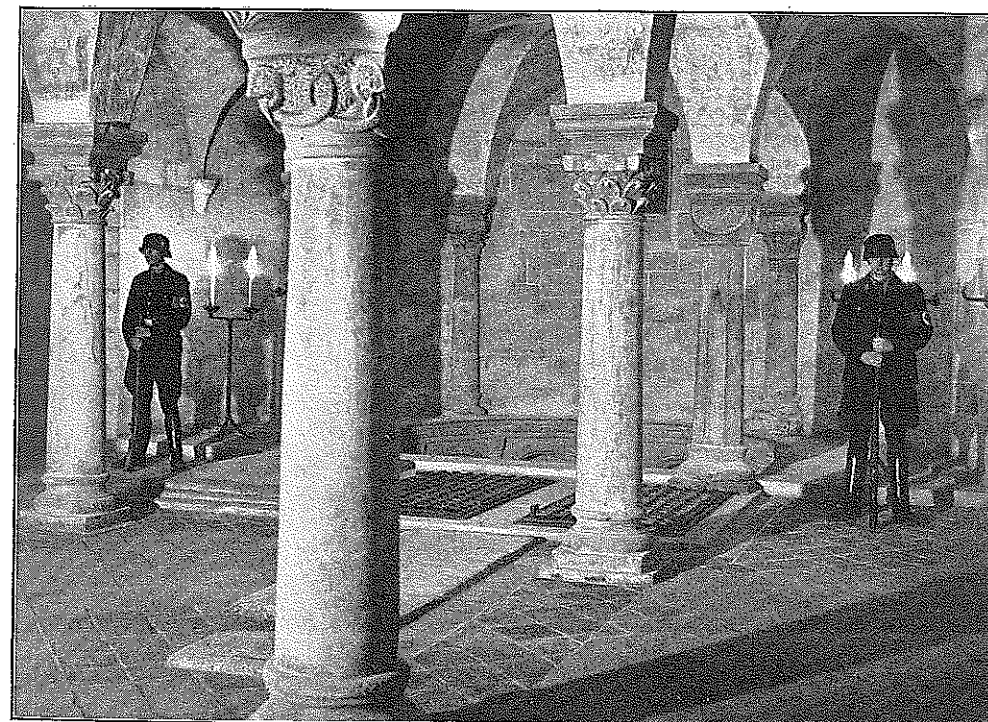
Er hatte den Mut, unpopuläre Politik zu machen, und hatte das Ansehen und die Macht, sie durchführen zu können. Nun beginnt seine große schöpferische Tätigkeit, ein Heer aufzustellen und das Land durch Anlage von Burgen und Städten in den wehr-

fähigen Zustand zu setzen, in dem die endgültige Auseinandersetzung mit dem bisher unbefiegbaren Gegner gewagt werden konnte.

Zweierlei Art soldatischer Verbände gab es in der damaligen Zeit, einerseits den germanisch-bäuerlichen Heerbann der Stammesherzogtümer, der in Notzeiten zu den Waffen gerufen wurde, andererseits die ersten deutschen Heerverbände, aus Berufskriegern, Dienstmannen, Ministerialen bestehend, die vor allem die Karolinger eingeführt hatten. Heinrich I. schweißt die beiden Arten von Heerverbänden zu einer deutschen Heerorganisation zusammen. Aus den Dienstmannen der Königs- und Herzogshöfe bestimmt er ferner, daß jeder Neunte als Besatzung in die Burgen gehen sollte. Die Verbände seiner Dienstmannen läßt er, zum erstenmal in Germanien, richtig exerzieren und gewöhnt den rauflustigen Kämpfern ab, als einzelne hervorzupreschen. Er ordnet die Reiterei zu einem nach taktischem Willen und von einem Befehl geleiteten Truppenkörper.

Im Verlaufe ganz weniger Jahre entstehen an der ganzen damaligen deutschen Ostgrenze, so die Elbelinie entlang und insbesondere im ganzen Harzgebiet, eine Anzahl kleiner und großer Burgen, die mit Wall und Graben, zum Teil mit Steinmauern, zum Teil mit Palisaden umgeben sind. Sie enthalten Waffentwerkstätten und Provianthäuser, in denen ein Drittel der Ernte des Landes nach königlichem Befehl aufgespeichert werden muß. Aus einem Teil dieser Burgen sind schon zu Heinrichs I. Zeiten spätere namhafte deutsche Städte wie Merseburg, Hersfeld, Braunschweig, Gandersheim, Halle, Nordhausen usw. entstanden.

Nach diesen Vorbereitungen ging Heinrich I. nun daran, weitere Voraussetzungen für den Endkampf mit den Ungarn zu schaffen. In den Jahren 928—929 unternimmt er die großen Kriegszüge gegen die Slawen. Einerseits will er sein neu aufgestelltes Heer üben und für die große Auseinandersetzung festigen, andererseits will er den Ungarn



SS wacht am Grabe König Heinrichs

Phot. Scherl

die Bundesgenossen und die Stützpunkte für ihre Kriege gegen Deutschland wegnehmen und für immer zunichte machen.

In diesen beiden Kriegsjahren, in denen er sein junges Heer den härtesten Leistungsproben unterwirft, besiegt er die Hebeller, Redarier, Obotriten, Dalamingier, Milzener und Wilzen. Er erobert im tiefsten Winter die uneinnehmbar erscheinende Burg Brennaburg, das heutige Brandenburg, erobert nach dreiwöchiger Winterbelagerung die Festung Sana und baut im selben Jahr die Burg von Meissen, die für alle kommenden Jahre eine große strategische Bedeutung erhält.

Im Jahre 932, als der unentwegt sein Ziel verfolgende König alle Voraussetzungen als erfüllt betrachtet, ruft er die geistlichen Fürsten zu einer Synode nach Erfurt, das Volk zu einer Volksversammlung auf, in der er es in hinreißender Rede dazu begeistert, den Ungarn nunmehr die Tribute zu verweigern und den Volkskrieg zur endgültigen Befreiung aus der ungarischen Gefahr auf sich zu nehmen.

Im Jahre 933 erfolgt der Einfall der Ungarn, und sie erlitten als Schlußakt eines strategisch meisterhaft angelegten deutschen Feldzugs eine vernichtende Niederlage bei Riade an der Unstrut.

Das Jahr 934 findet Heinrich im Kriegszug gegen Dänemark, um die nordische Grenze endgültig vor dem Zugriff der Dänen und Slawen zu schützen und die im Norden in unglücklicher Vergangenheit verlorenen Gebiete dem Reiche wieder einzugliedern. Die damals weltpolitisch wichtige Handelsstadt Hainaburg, das alte Schleswig, wird dem Reiche gewonnen.

Die Jahre 935—936 sehen Heinrich I. als den berühmtesten und angesehensten Fürsten Europas zumeist in seiner sächsischen Heimat, wo er, getreu seiner bäuerlichen Art, da er das Ende seines Lebens herannahen fühlt, sein Erbe regelt und auf dem Reichstag zu Erfurt den Herzögen und Großen des Reiches seinen Sohn Otto als Nachfolger empfiehlt.

Am 2. Juli starb er im Alter von 60 Jahren in seiner Königspfalz Memleben im Unstruttal. In Quedlinburg, in dieser Apsida des heutigen Domes, wurde er beigesetzt.

Soweit in nüchternen Angaben und Zahlen der Inhalt dieses tatenreichen Lebens. Es hat manch anderer eine längere Zeit regiert und kann sich nicht rühmen, einen Bruchteil eines derart tausendjährigen Erfolges für sein Land errungen zu haben wie Heinrich I. Und nun interessiert es uns, die Menschen des 20. Jahrhunderts, die wir nach einer Epoche furchtbarsten Niederbruchs in einer Zeit des abermaligen deutschen Aufbaues allergrößten Stiles unter Adolf Hitler leben dürfen, aus welchen Kräften heraus die Schöpfung Heinrichs I. möglich war. Die Frage beantwortet sich, wenn wir Heinrich I. als germanische Persönlichkeit kennenlernen. Er war, wie seine Zeitgenossen berichten, ein Führer, der seine Gefolgsleute an Kraft, Größe und Weisheit überragte. Er führte durch die Kraft seines starken und gütigen Herzens, und es wurde ihm gehorcht aus der Liebe des Herzens heraus. Der alte und ewig neue germanische Grundsatz der Treue des Herzogs und des Gefolgsmanns zueinander wurde von ihm in schärfstem Gegensatz zu den karolingischen kirchlich-christlichen Regierungsmethoden wieder eingeführt. So streng, wie er gegen seine Feinde war, so treu und dankbar war er zu seinen Kameraden und Freunden. Er war eine der großen Führerpersönlichkeiten der deutschen Geschichte, der bei allem Bewußtsein der eigenen Kraft und der Schärfe des eigenen Schwertes genau wußte, daß es ein größerer und haltbarer Sieg sei, einen anderen im Grunde anständigen Germanen in offener männlicher Aussprache für das große Ganze zu gewinnen, als kleinlich sich an Vorurteilen zu stoßen und einen für das gesamte Deutschtum wertvollen Menschen zu vernichten.

Heilig war ihm das gegebene Wort und der Handschlag. Er hielt getreulich abgeschlossene Verträge und erfuhr dafür in den langen Jahren seines Lebens die ehr-



Phot. Presse Ill. Hoffmann

Der Reichsführer SS spricht am Königsgrabe

furchtsvolle Treue seiner dankbaren Gefolgsmänner. Er hatte Respekt vor all den Dingen, die anderen Menschen irgendwie heilig sind, und so sehr er die selbst vor einem Mordmord nicht zurückschreckenden Wege politisierender Kirchenfürsten kannte und daher mit unnahbarer Selbstverständlichkeit jede Einmischung der Kirche in die Dinge des Reiches abwies, so wenig griff er in religiöse Angelegenheiten ein oder behinderte die fromme Gesinnung seiner von ihm geliebten und zeitlebens umsorgten Frau, der Königin Mathilde, des alten Widukinds Urenkelin. Er hat keinen Augenblick seines Lebens vergessen, daß die Stärke des deutschen Volkes in der Reinheit seines Blutes und der odalsbäuerlichen Verwurzelung im freien Boden beruht. Er hatte die Erkenntnis, daß das deutsche Volk, wenn es leben wollte, den Blick über die eigene Sippe und über den eigenen Raum nach Größerem sich ausrichten mußte. Er kannte jedoch die Gesetze des Lebens und wußte, daß man auf der einen Seite nicht erwarten konnte, daß der Herzog eines Stammesherzogtums als Persönlichkeit fähig sein sollte, die Angriffe gegen die Mark des Reiches abzuwehren, wenn man ihm auf der anderen Seite kleinlich nach der Art der karolingischen Verwaltung alle Rechte und Hoheiten entzog. Er sah das Ganze und baute das Reich und vergaß dabei nie, welche Kraft aus der Jahrtausende alten Tradition in den großen germanischen Stämmen schlummerte.

Er führte so weise, daß die urwüchsigen Kräfte der Stämme und Landschaften willige und getreue Helfer bei der Gestaltung der Reichseinheit wurden. Er schuf eine starke Reichsgewalt und bewahrte verständnisvoll das Leben der Provinzen.

Zutiefst danken müssen wir ihm, daß er niemals den Fehler beging, den deutsche und auf der anderen Seite europäische Staatsmänner durch Jahrhunderte hindurch bis in unsere heutige Zeit begangen haben: außerhalb des Lebensraumes — wir sagen heute geopolitischen Raumes — seines Volkes sein Ziel zu setzen. Er ist nie der Ver-

suchung anheimgefallen, die vom Schicksal aufgerichtete Scheide des Lebens- und Ausdehnungsgebiets der Ostsee und des Ostens, des Mittelmeers und des Südens, die Alpen, zu überschreiten. Er verzichtete dabei, wie wir wohl annehmen können, aus dieser Erkenntnis heraus, bewußt auf den klangvollen Titel des „Römischen Kaisers deutscher Nation“.

Er war ein edler Bauer seines Volkes, das immer freien Zutritt zu ihm hatte und unbeirrt um staatlich notwendige organisatorische Maßnahmen persönlich mit ihm zusammenhing.

Er war der Erste unter Gleichen, und es wurde ihm eine größere und wahrere menschliche Ehrfurcht entgegengebracht, als später Kaisern, Königen und Fürsten, die sie nach volksfremdem byzantinischen Zeremoniell forderten, je zuteil wurde. Er hieß Herzog und König und war ein Führer für tausend Jahre.

Und nun muß ich zum Schluß ein für unser Volk tieftrauriges und beschämendes Bekenntnis ablegen: Die Gebeine des großen deutschen Führers ruhen nicht mehr in ihrer Begräbnisstätte. Wo sie sind, wissen wir nicht. Wir können uns nur Gedanken darüber machen. Es mag sein, daß treue Gefolgsmänner den ihnen heiligen Leichnam an sicherer Stelle würdig, aber unbekannt beigesetzt haben, es mag sein, daß finsterner, unversöhnlicher Haß politisierender Würdenträger seine Asche ebenso sehr in alle Winde zerstreute, wie er die verkümmerten Gebeine gefolterter und zu Tode gequälter Menschen, deren Gebeine würdig zu bestatten wir als ehrenvolles Vermächtnis erachten, vor dem Ausgang dieser Krypta im Boden verscharren ließ.

Wir stehen heute vor der leeren Grabstätte als Vertreter des gesamten deutschen Volks, der Bewegung und des Staates, im Auftrage unseres Führers Adolf Hitler

und haben Kränze der Ehrfurcht und des Andenkens gebracht. Wir legen auch einen Kranz auf dem Steinsarg der vor mehr als 9½ Jahrhunderten neben ihrem Gatten bestatteten Königin Mathilde, des großen Königs großer Lebensgefährtin, nieder. Wir glauben auch damit den großen König zu ehren, wenn wir in seinem Sinn der Königin Mathilde, dieses Vorbildes höchsten deutschen Frauentums, gedacht haben.

Dieses einstmalige Grab auf dem seit Jahrtausenden von Menschen unseres Bluts bewohnten Burgberg mit der wunderbaren, aus sicherem germanischen Gefühl heraus geschaffenen Gotteshalle, soll eine Wehestätte sein, zu der wir Deutschen wallfahren, um König Heinrichs zu gedenken, sein Andenken zu ehren und auf diesem heiligen Platz im stillen Gedenken uns vorzunehmen, die menschlichen und Führertugenden nachzuleben, mit denen er vor einem Jahrtausend unser Volk glücklich gemacht hat, und um uns wieder vorzunehmen, daß wir ihn am besten dadurch ehren, daß wir dem Mann, der nach 1000 Jahren König Heinrichs menschliches und politisches Erbe wieder aufnahm, unserem Führer Adolf Hitler für Deutschland, für Germanien mit Gedanken, Worten und Taten in alter Treue dienen.

Gedanken zu den olympischen Spielen im Altertum

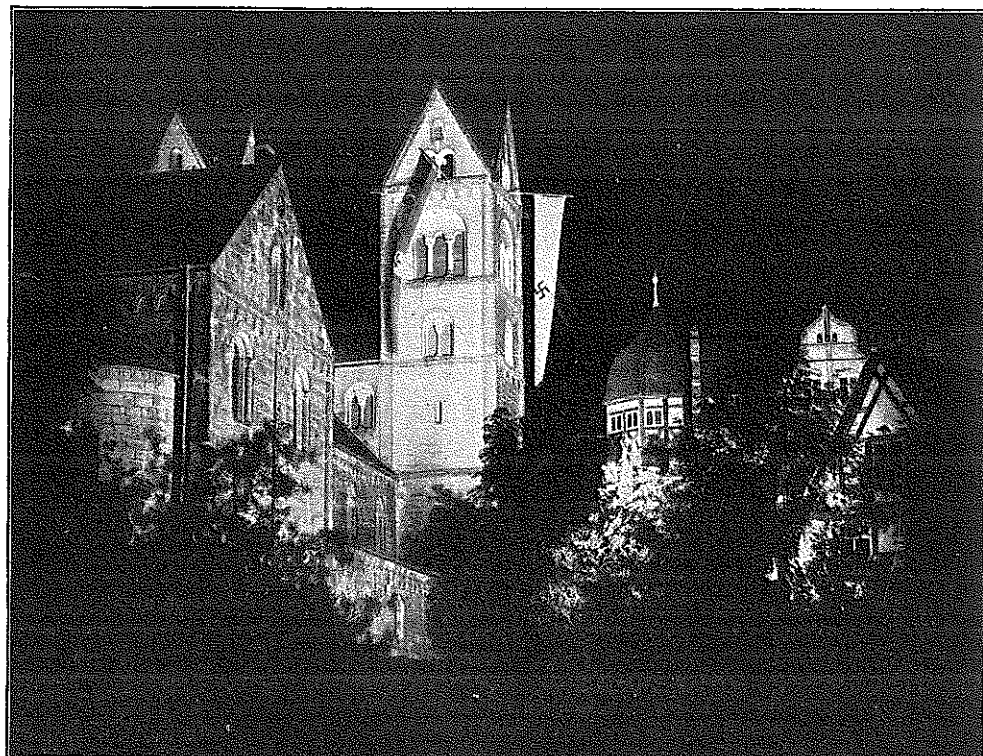
Don B. Dult

Der Ostgotenkönig Theoderich berichtet über die Bedeutung der römischen Circusspiele: ¹

„Augustus, der Herr der Welt, baute den Römern ein bewundernswertes Gebäude im Tale Murcia, damit der ungeheure Bau sicher bewahre, wo die Merkmale großer Dinge eingeschlossen wurden. Zwölfach setzten sie die Türen nach den zwölf (Himmels-) Zeichen. Durch vierfache Einteilung werden im Wechsel der Zeiten vier Farben bestimmt: grün im sprossenden Frühling, blau im wolktigen Winter, rot im flammenden Sommer, weiß im bereiften Herbst, um gleichsam das Jahr, das durch zwölf Zeichen (des Tier- oder Sonnenkreises) hindurchschreitet, zusammenfassend zu bezeichnen. Dies wird so gemacht, damit die Einrichtungen der Natur, durch die Vorstellungswelt der Schauspiele dargestellt, aufgeführt würden. Das Zweigespann des Mondes, das Viergespann der Sonne, wurden als Nachahmung erfunden. Die Pferde der Wechselreiter ahmen das schnelle Voraneilen Luzifers nach. Durch sieben Wendesäulen verläuft der ganze Wettkampf als Gleichnis des wiedergespiegelten Planetenreiches. Es ist nicht ohne Sinn, daß die Bedingungen des Wettkampfes aus 24 Rennen bestehen, eine Zahl, durch die gleichsam die Stunden des Tages und der Nacht umschlossen wurden.“ Auch der römische Geheimschreiber des Königs, Cassiodor, kannte die alte Bedeutung der Zirkusspiele, denn er fügte dem Berichte Theoderichs hinzu: „Diese Schauspiele wandeln, was den Alten heilig war, zu eitlen Spielen — sie entweihen ihre Religion durch das unterhaltfame Gleichnis, während sie glauben, die Sterne zu beobachten.“ ²

Die römischen Zirkusspiele sind von Griechenland übernommen worden als sinnentleerte Reste der Olympischen Spiele. Nach Theoderichs Bericht folgten die Spielregeln den Befehlen des Sternenhimmels. Theoderich sah in den Spielen „die sinnbildliche Darstellung des Ablaufs der Zeiten im Weltall“ ³. Nach Konstantin dem Großen, der das Christentum als Staatsreligion einführte und die heidnischen Heiligtümer schloß, „war Theoderich der erste König, der wieder Zirkusspiele veranstalten ließ und Totila der letzte dieser Könige, nach dessen Zeit (unter der Herrschaft des katholischen Merox) der Circus maximus rasch in Trümmer sank.“ ⁴

^{1, 2, 3, 4} Dr. Herbert Reier, Theoderich der Große.



Phot. Scherl

Der Quedlinburger Dom am Abend des 2. Juli 1936

Die Olympischen Spiele reichen bis in die älteste hellenische Zeit zurück. Ihr Ursprung ist dunkel. Die Sage verknüpft ihn mit Herakles, einer mythischen, dem nordischen Thor verwandten, Kraft, Reinheit und Heldentum verkörpernden Gestalt. Herakles gehört der Sage nach zu den alten acht Göttern, die der älteren, nordischen Jahresenteilung der Hellenen entsprechen und Naturkräfte versinnbildlichen, die im Wandel der Gestirne den Wechsel der Zeiten und das Wachstum der Erde bestimmen. (Vergl. auch: Venus, der Stern des Frühjahrs, der wiedererwachenden Natur — die Göttin der Liebe). Die Vermutung liegt nahe, daß Herakles — wie Thor — ursprünglich ein Sinnbild der Sonne und des Lichts war und ein Gleichnis unüberwindlichen sieghaften Lebens, und daß die Olympischen Feiern ein Sonnenfest waren.

Die Kunde, daß den Olympischen Feiern, die in engster Verbindung mit der Jahresrechnung standen, eine religiöse Bedeutung innewohnte, hat sich bis in unsere Zeit erhalten. Um diese Bedeutung zu erkennen, müssen wir uns der griechischen Religion selbst zuwenden. Wie alle heidnischen Religionen, war auch die griechische eine Naturreligion. Das Erlebnis der ewigen Ordnung des Weltalls, deren erhabenster Ausdruck der Sternenhimmel ist, und einer in ihr wirksamen lebensschaffenden Kraft, deren sinnfälligster Ausdruck die Sonne ist, lag ihr als ewige Wahrheit zugrunde. Man hat nicht, wie heute noch vielfach angenommen wird, im Altertum die Sonne und die Gestirne als Götter verehrt, sondern in ihnen die Quelle des irdischen Lebens und die Güter der ewigen Weltordnung gesehen. Und weil man um das unlösliche Verbundensein des irdischen und kosmischen Geschehens wußte, hat man die Gesetze des Himmels beobachtet und die Beobachtungen in den Dienst des Lebens gestellt. Die Astronomie war die vornehmste Wissenschaft des Altertums⁵. Aus der Einsicht in das Naturgeschehen erwuchs den alten Völkern das Wissen um die Ganzheit des Weltalls und der Lebensvorgänge und das Wissen um eine lebendige Kraft, die das Weltganze bewegt. Diese schöpferische Urkraft, das über Göttern (Naturkräften) und Menschen waltende „Schicksal“ der Griechen, das „unerforschliche Geheimnis“ der Germanen, das man nicht mit Namen nannte, verehrte man, indem man die Gesetze der Natur erforschte und befolgte. Der heidnische Mensch, der sich sinnvoll mit der heiligen Natur verflochten wußte, stand dem Göttlichen nicht bittend gegenüber, sondern mit der Verpflichtung, den Einfluß des Lebens mit dem ewigen Geschehen zu wahren. Es ist eine nordische Eigentümlichkeit, heilige Erlebnisse und ewige Wahrheiten im Gleichnis auszudrücken, so sind die Götter des Olymp entstanden als Gleichnisse ewigen Geschehens.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß uns die Sprache und die Geschichte sowohl der Germanen als auch der Griechen treuere Führer zum Verständnis ihrer Weltanschauung und ihres Gotterlebens sind, als die entstellten Mythologien beider Völker, in denen Gotterleben, Ahnenverehrung und Weltanschauung heillos verwirrt sind.

Olympia war eine uralte Kultstätte. Der Name kann sinngemäß mit Sternenheiligtum übersetzt werden. Der griechische Olymp ist der Sternenhimmel, die über den Wolken thronenden Götter sind die Sonne und die Gestirne, die guten Kräfte des Himmels. Wir dürfen uns die Olympischen Wettkämpfe als Wettspiele vorstellen, die gleichnishaft die Gesetze des Sternenhimmels und den damit verbundenen Jahreslauf vorführten. Die Römer haben nur die Pferde- und Wagenrennen von den Griechen übernommen. In Olympia aber nahmen auch die Dichter, Sänger und Philosophen am Wettstreit teil. Es ist bedeutsam, daß auch die Wettkämpfe religiöse Bedeutung hatten⁶.

Die heidnische Religion, die ihre Kräfte aus dem Leben nahm, forderte Einfluß

des menschlichen Lebens mit der Natur. Kalof'agathia: Zucht und Reinheit, sind religiöse Forderungen mit dem Ziel, die körperlichen und seelischen Fähigkeiten der Rasse zu erhalten und zum edelsten Ausdruck zu bringen. In der Erfüllung dieser Forderungen, deren selbstverständliche Voraussetzung Blutsreinheit war (bis zum Verlust der politischen Freiheit war keinem Fremden die Teilnahme an den Olympischen Spielen gestattet), verwirklichte sich hellenische Frömmigkeit. Man könnte den hellenischen Wettkampf, der ein wesentlicher Bestandteil der Jugenderziehung war, eine religiöse Übung nennen. Wohl war dem Hellenen bewußt, daß Adel des Körpers und der Seele „frei von den Göttern herab“ kommt, aber ebenso bewußt war ihm, daß er die von der Gottheit verliehene Kraft und Schönheit des Körpers und der Seele bewahren und bewahren mußte.

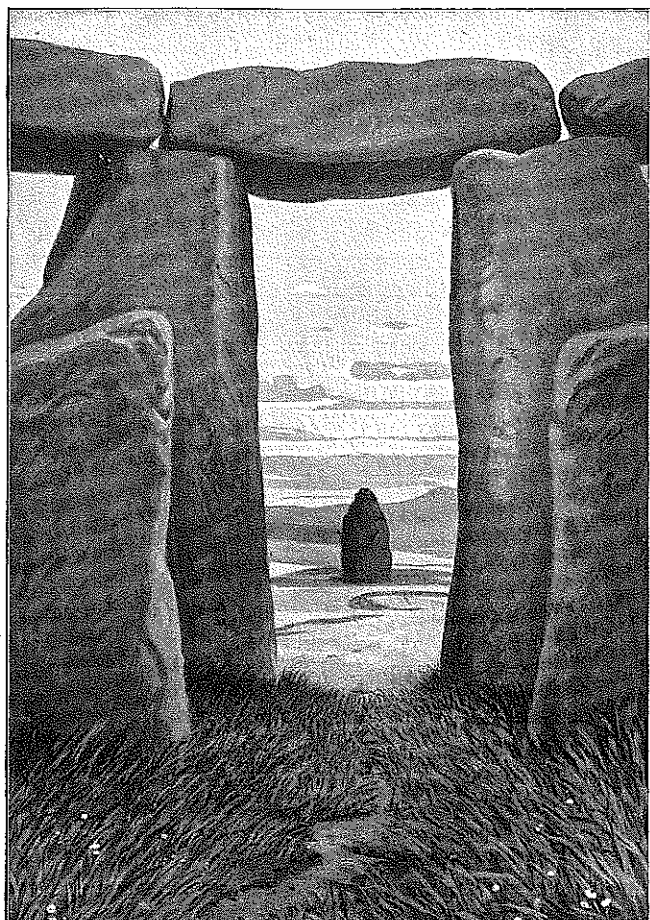
Unter dem großen Gedanken der ewigen Weltordnung und der aus ihr erwachsenden Verpflichtung fanden sich alle vier Jahre die griechischen Stämme der Heimatstädte und der Kolonien zu „edlem Wettstreit“ in Olympia zusammen. Ja, wenn wir der Sage trauen dürfen, so kamen in frühesten Zeiten auch Abgesandte der Hyperboräer, der verwandten Nordvölker, zu den hellenischen Festen. Jede Feindseligkeit ruhte, wenn die Feiern herannahen, und selbst Kriege mit fremden Völkern wurden für die Dauer der Olympien unterbrochen. In den Olympischen Spielen stellten die Stämme alle vier Jahre gleichsam unter Beweis, daß die alte Volkskraft noch rein und ungebrochen lebte „wie das Gesetz es befehlt“. Sieger in den Olympischen Spielen zu sein, war die höchste Auszeichnung des hellenischen Menschen, und mit dem Sieger wurde die Heimatstadt hoch geehrt. Der olympische Sieger war gleichsam der höchste Ausdruck hellenischer Schönheit und als solcher Ziel aller hellenischen Volkserziehung. Nach dem Siege erklangen feierliche Danklieder an die Gottheit, die Schöpferin und Erhalterin des Volkes.

Mit dem hellenischen Volke starb seine Religion. Die Olympischen Spiele dauerten, obwohl sie ihren echten Sinn allmählich verloren, noch lange an. Erst 393, als das Christentum im Römischen Reich zur Herrschaft gelangt war, wurden sie vom Kaiser Theodosius I., der alle Untertanen auf das römisch-katholische Bekenntnis verpflichtete, die sibyllinischen Bücher (heilige Staatsdokumente, die „vorzüglich danach befragt wurden, wann durch Naturkräfte allgemeines Unglück hereinbrach“ [Tacitus, Annalen]) verbrennen und das Feuer der Vesta (das heilige Herdfeuer, dessen himmelansteigende Flamme das Sinnbild der inneren Lebenskraft des Volkes war) löschen ließ, als heidnisch-religiöse Feste verboten. Sein Enkel ließ alle heidnischen Heiligtümer zerstören. So ist es uns unmöglich geworden, den vollen, echten Sinn der Olympischen Feste ganz zu erkennen.

Richten wir von hier den Blick in die Vergangenheit des eigenen Volkes, so finden wir eine starke Ähnlichkeit der griechischen und nordischen Überlieferung. Auch wenn Diodor die Verwandtschaft der Hellenen mit den Hyperboräern nicht überliefert hätte, so wüßten wir aus Rasse, Sprache und Kultur und nicht zuletzt aus den gemeinsamen Sinnzeichen von der gemeinsamen Herkunft der Griechen und Germanen. Walhalla und Olymp sind urverwandt und die olympischen und eddischen Götter haben den gleichen astronomischen Ursprung. Wie die hellenischen Sternbilder die Namen der olympischen Götter trugen, so die nordischen die Namen der Götter der Edda. Und der nordische Mythos, der uns ebenso bruchstückhaft und entstellt überliefert ist wie der griechische, läßt erkennen, daß auch die eddischen Götter Sinnbilder und Gleichnisse waren. Das Hakenkreuz, ein uraltes arisches Sinnbild der Sonne, des Lebens, des Rechts, das im Norden „Thorshammer“ heißt, ist beiden Völkern als Heilszeichen gemeinsam. Dem „heldischen“ Thor der Nordgermanen entspricht der „heroische“ Herakles der Griechen als Urbild heldischer Lebensauffassung. Der hellenischen „Schön-Gutheit“ entspricht die germanische „Ehre“. „Ohne den Beweis der eigenen Tüchtigkeit erbracht zu haben, konnten sich die Söhne nicht in Ehren

⁵ Es ist vielleicht erlaubt, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß die Jesuiten über 26 Observatorien verfügen und daß der Vatikan eine eigene Sternwarte im Castel Gandolfo besitzt.

⁶ Die christliche Verachtung der Sänger und Schauspieler mag hier ihre tiefste Begründung haben.



Vom Altar zu Stonehenge fällt der Blick durch den Kreis der Steinsäulen auf den astronomischen Stein

Aus: Deutsche Urzeit / Grundlagen der germanischen Geschichte von Willy Pastor / Alexander Dunder Verlag in Weimar

auf ihren Höfen halten. Sie mußten sich selber und ihre Mannen in Wagnis und Fahrten drangefahren und sich Reichtum und Ruhm erstreiten, einer nach dem anderen, und so traten sie in ihrer Ahnen Fußspur" (Retil zu seinem Sohn Thorstein in der Geschichte der Leute aus dem Seetal.) Auch die Germanen hatten Volksheiligtümer, in denen sich die angrenzenden Stämme zu den Jahresfesten versammelten. Auch diese standen unter heiligem Frieden. Wie die Griechen, so brachen auch die Germanen den Kampf ab, um Sonnenfeste zu feiern. Auch die

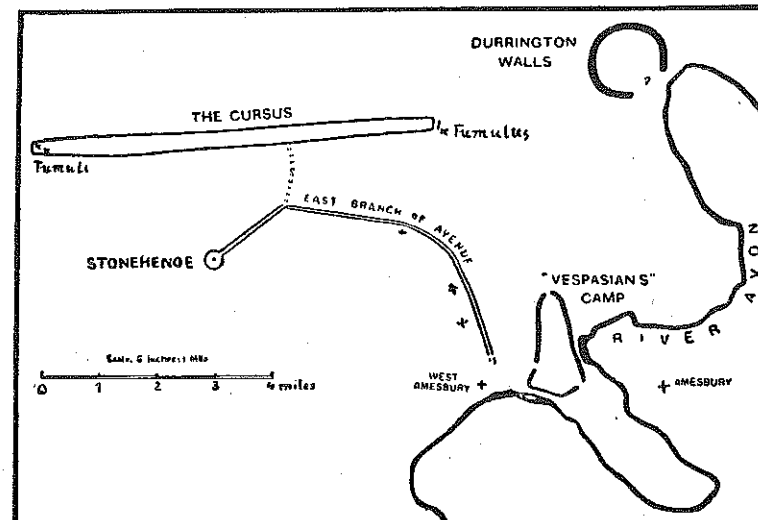
germanischen Haine durfte kein Fremder betreten. Die Nachricht des Tacitus von dem heiligen Haine der Semnonen, „der durch Vorzeichen, welche die Väter beobachtet hatten und durch Schauer aus uralter Zeit heilig ist“, läßt die Vermutung zu, daß sich hier eine Stätte der Himmelsbeobachtung befunden hat. Von dem hohen Stande der germanischen Himmelskunde haben wir zahlreiche Zeugnisse⁷. Reste germanischen Brauchtums lassen erkennen, daß es auch bei den germanischen Jahresfesten Wettkämpfe gab. In der Umgebung von Stonehenge bei Amesbury (Stonehenge, der „Riesenzirkel“ der alten Chroniken, ist ein Steinkreis, eine uralte astronomische Anlage) sind Rennbahnen und Spielplätze freigelegt worden, die ähnlichen Spielen gedient haben mögen, wie die Olympischen Stadien. Auch bei den Erbsternsteinen, im Langelau beim Dreihügelheiligtum, ist eine solche Rennbahn erschlossen worden; nach dieser hat man dann die ganz ähnlich angelegte Kampfbahn bei den Hügeln zu Upsala entdeckt.

Wie in Griechenland, so sind auch in Germanien die heidnischen Kultstätten und Festgebräuche restlos der Kirche zum Opfer gefallen.

Mit den Olympischen Spielen, die der Baron de Coubertin als friedlichen Wettstreit der Völker wieder ins Leben gerufen hat, scheint das Griechentum noch einmal mit einem Rufe zur Befinnung in die Geschichte einzutreten. Möge uns das Schicksal des hellenischen Volkes Vorbild und Warnung zugleich sein. Griechenland war groß, stark und strahlend,

⁷ Otto Sigfried Reuter, Germanische Himmelskunde.

Die Rennbahn (the cursus) von Stonehenge



solange es Zucht, Reinheit und Geschlossenheit bewahrte und alle Kräfte auf das Volksganze ausrichtete. Es starb, als es sich von den Lebensgesetzen der eigenen Art abbringen ließ.

Die Olympischen Spiele aber mögen auch heute wieder die verschiedenen Völker zusammenführen unter dem Gedanken, daß es über allen Völkerunterschieden

für alle Völker hohe gemeinsame Verpflichtungen gibt: „Kalo-
agathia: Schön-Gutheit, nicht als Gedanke des einzelmenschlichen Verhaltens, sondern als Zuchtgedanke“,

als Erziehungsziel für alle Völker. Dann werden diese Spiele im besten Sinne völkerverbindend und friedenhaltend wirken.

Die kultischen Wettspiele der Indogermanen

Von Otto Huth

Das Olympische Feuer werden Fackelläufer von Olympia nach Berlin tragen, wo es während der Zeit der Spiele dauernd brennen wird. Fackelläufe mit dem Zwecke der Übertragung des heiligen Feuers von einer Zentralkultstätte auf Altäre und Herde des Landes kennen wir aus Altgriechenland. Es handelt sich um eine Sitte, die bereits in ur-indogermanische Zeit zurückreicht. In Athen wurde ein solcher Fackellauf zu einem Wettlauf ausgestaltet. In vielen indogermanischen Kulturen läßt sich verfolgen, daß der ursprüngliche Brauch zu einem Wettspiel umgestaltet wurde, es äußert sich darin die „agonale Anlage der nordischen Rasse“, ihre Lust und Freude am Wettstreiten, die wir bei allen indogermanischen Völkern beobachten können. In Athen wurde selbst das Totengedächtnisrinken, das dem in Germanien so bekannten Minnetrinken (minne = Totengedenken) entspricht, zu einem Wetttrinken umgebildet.

Im alten Olympia kannte man den Fackellauf nicht; wohl aber brannte im Prytaneion (Rathaus) zu Olympia ein ewiges Feuer. In diesem Prytaneion fand auch die Speisung der olympischen Sieger statt, die zugleich als ein Opfermahl zu Ehren des olympischen Zeus aufgefaßt wird. Dieses heilige Feuer von Olympia war das Zentralfeuer von Elis und Pisatis; doch wurde es nicht als der Zentralherd, die „Koine Hestia“ ganz Griechenlands angesehen. Dieses Ansehen hatte vielmehr das heilige Feuer im Apollotempel zu Delphi. Nach altindogermanischer Anschauung galt das Herdfeuer, das

⁸ Hans F. A. Günther, Platon als Hüter des Lebens.

in der Mitte des Hauses ständig brannte, als Sinnbild des Lebens der Sippe, und ebenso das ewig brennende Feuer auf dem Herde des Königs, später des Prytaneions oder Westatempels, als Sinnbild des Lebens des ganzen Stammes. Die Sitte, ein ewiges Hausfeuer und ein ewiges Stammesfeuer zu unterhalten, ist bereits ur-indogermanisch und auch germanisch gewesen. Bei Gründung neuer Siedlungen wurde zuerst im Mittelpunkt ein Herdfeuer gerichtet, das mit dem aus der Heimat mitgebrachten Brande entzündet wurde. Als die Indogermanen vom Norden einst aufbrachen und in verschiedensten Zügen in den Süden wanderten, da nahmen sie von dem heiligen Feuer der Urheimat mit und entzündeten damit die neugegründeten Herde. Auch die ewigen Feuer Griechenlands sind mit Flammen des Nordens entzündet.

Zwar nicht heiliges Herdfeuer ganz Griechenlands, wohl aber heilige Sammelstätte aller Griechen zum lebenerhöhenden Wettkampf ist Olympia gewesen. Wir können den Berichten entnehmen, wie allmählich sich dieser alte Kultplatz zu dem Ort der panhellenischen Spiele entwickelte. Wir sehen, wie zu einer Kampfesart, in der man seine Kräfte maß, die andere sich gesellte, bis schließlich eine umfassende Ordnung sich herausbildete, die Lauf, Ringen, Faustkampf, Speer- und Diskuswurf, Fünfkampf, Wagen- und Pferderennen umfaßte. Man darf aber daraus nicht den Schluß ziehen, daß solche Wettspiele größeren Maßstabs, an denen ganze Landschaftsverbände, ja ganze Stämme teilnahmen, erst in Griechenland sich allmählich entwickelt hätten. In Griechenland kennen wir neben den Olympischen Spielen noch drei andere Volksspiele, die ebenfalls mit dem Kult verknüpft waren und in ähnlicher Weise wie die Olympien in mehrjährigem Abstand stattfanden. Da sind die Nemeen der Dorier, die alle zwei Jahre abgehalten wurden; die Isthmischen Spiele, zu denen auch musische Kämpfe gehörten; schließlich die pythischen Spiele in Delphi zu Ehren des Apollo, wo die musischen Kämpfe neben Wagenrennen und sportlichen Spielen eine bevorzugte Stelle einnahmen. Es gab bei den Griechen keine größeren Kultfeste ohne Wettspiele und das dürfte bei allen Indogermanen ursprünglich so gewesen sein. Daß auch die musischen Kämpfe neben den sportlichen bereits den Kultspielen der Ur-Indogermanen zugehören, darauf werden wir weiter unten einige Hinweise beibringen.

Das ur-indogermanische Alter dieser ursprünglich kultischen Wettspiele läßt sich am besten am Beispiel der Wagen- und Koffrennen zeigen, die bei allen griechischen Spielen eine wichtige Stelle einnehmen. Bachofen wies darauf hin, daß die Wagenrennen der griechischen Volksspiele nach der Sage ausnahmslos ursprünglich zu Ehren eines berühmten Toten stattfanden, und zwar um das Totenmal herum. Die Olympischen Spiele waren eine Totenfeier zu Ehren des Pelops, wie Pindar in der ersten Olympischen Ode überliefert: Pelops „ist an des Alpheios Ufer beigesetzt und hat ein vielbesuchtes Grab am Altar, den die meisten Fremden umdrängen. Und der Ruhm leuchtet weithin, der bei den Olympischen Spielen auf der Rennbahn des Pelops gewonnen wird“. Die Nemeen wurden um den Grabstein des Archemoros gefeiert, die Isthmischen Spiele zu Palämons Ehre. Homer schildert ausführlich das Wagenrennen, das Achilleus zu Ehren des Patroklos abhält. Diese Totenfeierlichkeiten wird man jährlich am Todestage des Helden wiederholt haben. Die stark nordrassisch bestimmten Kirgisen der asiatischen Steppen haben den Brauch, am Jahrestag des Todes ihrer Anführer große Feste mit Pferderennen abzuhalten. Meist aber wurden diese Feste in die großen Jahresfeste einbezogen. Wenn man die Volksfeste in Griechenland nur alle zwei oder fünf Jahre, in Germanien alle neun Jahre beging, so handelt es sich in diesen Feiern doch nur um in besonders großem Stil begangene Jahresfeste, im Norden zum Beispiel um ein vom ganzen Volk gemeinsam gefeiertes Julfest. Aus übereinstimmenden Volksüberlieferungen Deutschlands, Skandinaviens und Englands können wir für Germanien vor allem zwei Zeiten erschließen, zu denen Rennspiele stattfanden: den ersten Mai und die Winter-

sonnenwende. Der wichtigste Tag für Wett- und Rennspiele ist im germanischen Kreise der Stephanstag, das ist der 26. Dezember. Der heilige Stephan hat ursprünglich nichts mit Rossen zu tun, er lebte in Palästina und hat vielleicht sein Leben lang nur Esel und niemals Pferde gesehen. Erst im Norden wurde Stephan Pferdeschutzherr und Heiliger der wilden Wettritte, weil sein Tag auf den althergebrachten Wettrenntag des germanischen Julfestes fiel. Höchst bemerkenswert ist, daß altindische Texte denselben Winter-sonnenwendebrauch kennen, der somit also bereits alt-indogermanisch ist. Sie schildern uns als Höhepunkt des vielfältige Bräuche umschließenden Mahavratafestes, d. i. der Winter-sonnenwende, das Wettfahren der Rennwagen. Das Winter-sonnenwendefest war das große Totenfest der Indogermanen, an dem sie der Ahnen gedachten. Es muß also der Wettritt oder die Wettfahrt des Mittwinterfestes zugleich auch dem Totenkult zugerechnet werden. Wie den Brunnen — was die Volksüberlieferungen des germanischen Kulturkreises erkennen lassen —, wird man auch den Grabhügel der Helden am Julfest umritten haben und auf diese Weise das Totenfest des einzelnen in das allgemeine Totenfest aufgenommen haben. Der Ritt zum Brunnen wird vielfach noch als Wettritt abgehalten; ebenso wird auch der Ritt um den Grabhügel nicht nur als einfacher Umritt, sondern auch als Wettritt stattgefunden haben. Achilleus hielt zu Ehren des Patroklos Wagenrennen und andere Wettspiele ab; zuvor aber umfuhr er dreimal wehlliegend mit seinen Genossen den Leichnam des Freundes. Dieser einfache, mit gesungener Klage verbundene Umritt ist auch germanische Sitte gewesen. Im Beowulfepos wird erzählt, daß zwölf erlesene Krieger den Grabhügel des Helden, Klagelieder singend, umritten. Nicht überliefert, aber anzunehmen ist, daß diesem einfachen Umritt ein Wettrennen sich anschloß. Dafür sprechen folgende Umstände: Das Langelau im Ösning erkannte Leudt mit sicherem Blick als germanische Rennbahn, bevor wir wußten — was weitere Forschung inzwischen erwies —, daß der Name Langelau oder Langeloh eben die kultische Rennbahn bezeichnet wie schwedisch skade-vi (skad, zu altnordisch skeidh = Rennbahn, Kampfsplatz; vi = Heiligtum) und norwegisch skaediof (hof = Kultplatz). Im Gelände des Langelau liegt ein Hügel, den man als Grabhügel anspricht (die Grabung steht immer noch aus!). In der Tat wird man in ihm ein germanisches Königsgrab vermuten, denn die Volksüberlieferung noch des 19. Jahrhunderts weiß von einem andern Langeloh zu berichten, daß dort Rennspiele beim Tode des Königs stattfanden. Ich verdanke die Kenntnis dieser höchst bedeutsamen Volksüberlieferung, die eine erstaunliche Ergänzung zu den Berichten des Homer und Beowulf darstellt, Herrn Wilms-Gelsenkirchen. Das Volk erzählt (H. Weissenherz, Das ehemalige Kirchspiel Kurl und seine Randgebiete, Gelsenkirchen o. F., S. 354): „Wenn in alter Zeit ein Häuptling (im Volksmund: Rünning) starb, wurden anläßlich der Bestattung des Toten Reitterspiele veranstaltet. Die Reiter jagten auf ihren Pferden von der Höhe am Hünenberg über die „Längelot“ (bei Vansrop-Dortmund) in südlicher Richtung den Hang hinunter bis an die Körne. Dabei wurden Speere geworfen und Kampfsänge angestimmt.“ Wir dürfen annehmen, daß ursprünglich in der Rennbahn, dem Langeloh, das Ehrenggrab lag und um dies Grab der mit Gesang verbundene Umritt und anschließend der Wettritt und andere Wettspiele stattfanden. Jährlich am Todestage des Königs oder aber zur Sonnenwendfeier wird man den Kultritt wiederholt haben.

Wir müssen nun noch zur germanischen und griechischen die nicht minder wichtige irische Überlieferung stellen. Die Kelten Irlands, die rassistisch starke westische Einmischungen erfahren haben, gehören dem Ursprung nach zu den Indogermanen und bewahren viele indogermanische Bräuche. An mehreren Orten Irlands fanden große Volksfeste statt, die mit Rennspielen verbunden waren. An diesen Festen wurden aber auch Ge-



Felsritzung eines Rennwagens aus Tanum (Schweden)

fänge und Sagen vorgetragen, musikalische Darbietungen (Harfen-, Hörnerspiel u. a.) nahmen einen hervorragenden Platz ein. Kurz, die Übereinstimmung mit den großen Volksspielen der Griechen waren so überraschend, daß alte Berichterstatter sie von dort her nach Irland gelangt sein lassen. Am ersten August, irisch Lughnasad, d. i. „Spiele des Lug“ — einem der vier großen Jahresfeste Irlands — wurden in Tailltiu (Teltown am Blackwater) Rennspiele abgehalten. Sie sollen von Lug eingeführt sein zu Ehren seiner Pflegemutter Tailltiu, die er dort unter einem großen Hügel begrub. Tailltiu war ein alter Begräbnisplatz; dort waren die Gräber der ersten Könige von Ulster. Die Rennen zu Carman (Wexford) sollen zum Gedächtnis des Helden Carman, der dort begraben ist, stattgefunden haben. Das Fest zu Emain wurde gefeiert, um den Tod der „Königin Macha mit dem goldenen Paar“ zu beklagen, die dort, wo sie auch ihren Königssitz gehabt haben soll, begraben liegt. Weiterhin wurden Rennspiele abgehalten in Cruachan, ebenfalls einem altberühmten Begräbnisplatz. Wiederum beobachteten wir also den Ausgleich zwischen der alten Sitte, die Rennen zu Ehren eines großen Toten — ursprünglich also am Jahrestage seines Todes — abzuhalten, und der Verbindung der Rennen mit den großen Jahresfesten, deren Zeit sich aus dem rhythmischen Ablauf des Jahres ergibt.

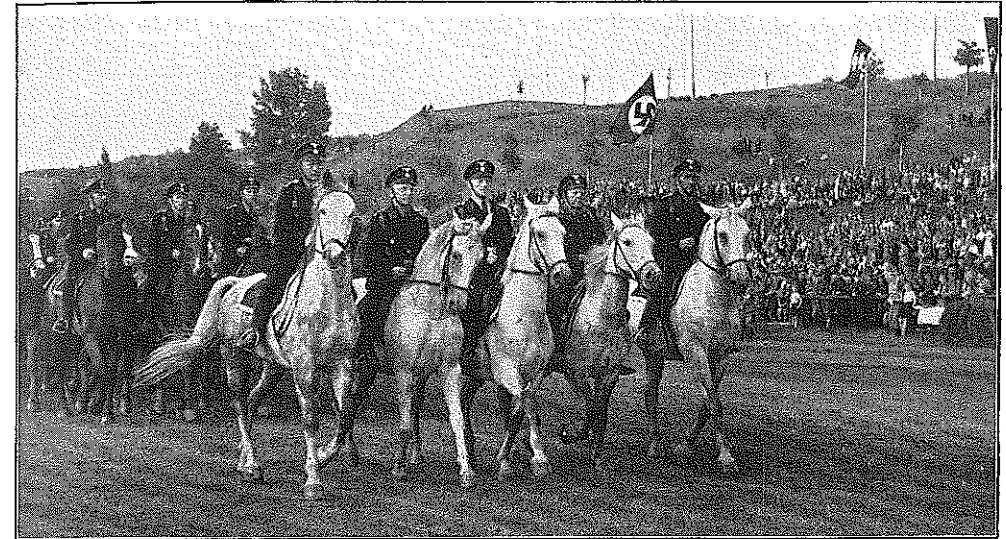
Die Kopf- und Wagenrennen, auf die wir vorwiegend unser Augenmerk gerichtet haben, sind beispielhaft für die Wettspiele der Indogermanen überhaupt. Häufig ließ sich beobachten, daß sie mit andern Wettspielen verbunden waren und wir sahen, daß sie stattfanden innerhalb der großen Kultfeste. Die Wettspiele aller Indogermanen waren mit dem Kult verknüpft und die Olympischen Spiele erhalten ur-indogermanischen Brauch.

Eine glänzende Bestätigung dieses Ergebnisses gibt uns die Überlieferung der Kanarier. Die Urbewohner der Kanarischen Inseln gehören zur nordisch-fälischen Rasse und standen, als die Spanier sie unterwarfen, d. h. größtenteils auszotteten, noch auf jungsteinzeitlicher Kulturstufe. Das heißt aber, im 15. Jahrhundert gab es auf den Kanarischen Inseln gegenwärtig-lebendig eine früh-indogermanische Kultur. Die Überlieferungen der Kanarier müssen daher geradezu als Schlüssel zum Ur-indogermanentum bezeichnet werden. Die im folgenden mitgeteilten Angaben über die Volksfeste der Kanarier entnehme ich dem Werk des bayerischen Archibdirektors Franz von Löhner (Das Kanarierbuch, München 1895), das bisher immer noch das bedeutendste Buch über die Kanarier in



Ringreiten der SS bei der Heinrichsfeier

Phot. F. Bauer, München



Reiter Spiele der SS bei der Heinrichsfeier

Phot. F. Bauer, München

deutscher Sprache ist. Löhner hielt die Kanarier für Germanen, und zwar für Reste der Wandalen; das war ein Irrtum. Aber die Bedeutung, die er ihren Überlieferungen für die Erforschung der Kultur der Germanen zuschrieb, haben sie in der Tat für die Erschließung der Kultur der Indogermanen. Das große Verdienst Löhners um die Sammlung der Quellen und um ihre Auswertung für die Kulturgeschichte der Indogermanen sollte endlich anerkannt und nicht wegen eines verzeihlichen Irrtums weiter totgeschwiegen werden. Löhner schildert nach den Quellen die Volksfeste und Kampfspiele der Kanarier (a. a. O. Seite 491f.): „Am feierlichen Tage zog alt und jung mit grünen Zweigen in den Händen daher, das wallende Haar bekränzt mit Laub und Blumen, und den Aufzügen und Opfern folgten Kampfspiele, Tänze und Lieder ohne Ende, und wenn der Abend dunkelte, flammten die Freudenfeuer auf den Bergen... Kein Fest aber ohne Wettkämpfe. Vor der ganzen Gemeinde, ja vor dem ganzen Volke Geschick und Mut und Körperkraft zu zeigen, kühne Entschlossenheit eines gewandten Geistes und hohe Meisterschaft in den Waffen, dadurch den Mitbewerbern obzufiegen und in Wort und Lied gefeiert zu werden — dahin ging die brennende Begierde von Jugend auf.“

Wir sahen, daß die germanischen Wagen- und Kopfrennen vor allem im Mittwinter stattfanden und ihren Platz hatten in der langen Reihe der Festbräuche. Der Mittwintermonat hieß nach diesen Wettspielen geradezu der „Spielmonat“, und die nordischen Quellen berichten viel von den Fulleikar, den Mittwinterspielen. Weinhold hebt hervor, daß auf Island die gemeinschaftlichen großen Spiele die Glanzpunkte des ganzen Jahres waren, und nennt sie „die bescheidenen olympischen Feste des hochnordischen Germaniens“. Besonders beliebt waren in Island Ball- und Kugelspiele, die dem norddeutschen Eisboßeln zu vergleichen sind. Die große Freude an Wettspielen aller Art ist ebenso bezeichnend germanisch wie griechisch, sie ist ur-nordisch. Eigentümlich indogermanisch ist ferner die Vereinnahmung der Wettspiele in den Kult: es äußert sich darin eine Gesinnung, der es zum Frommsein gehörte, den Leib zu stählen und „allen voranzustreben, immer der erste zu sein“. Ehre, Ruhm, Sieg erhoben den Menschen zu den Göttern, und höchstes Ziel war der immergrüne Kranz aus dem heiligen Hain und das siegfeiernde, unsterblichkeitverleihende Lied des Sängers. „Dieser nimmer weichende Schmuck ist das Höchste, was irgendeinen Sterblichen frönt“ (Pindar, Erste olympische Ode).

Die Kampffspielbahn Langelau

Von Dipl. Landw. Dr. Frhr. v. Hopyningen-Buene

Nachstehend geben wir einen vorläufigen Bericht über die bodenkundlichen und pollenanalytischen Untersuchungen in den Lauen der Senne, insbesondere dem Langelau. Die Untersuchungen wurden auf Anregung von Prof. Dr. Wieggers, Preussische Geologische Landesanstalt, und mit Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft durch den Verfasser durchgeführt. Die Pollenanalysen wurden unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. Potonié, Preuss. Geolog. Landesanstalt, durch Herrn Tiergart vorgenommen. Der Aufsatz ist ein Auszug aus der Arbeit „Langelau und Königsau“, die bei G. Westermann, Braunschweig, erscheinen wird.

Im südwestlichen Teil des Bippischen Landes liegt die Kohlstädter Senne, eine Sandlandschaft, die bei einem flüchtigen Besuch nichts besonders Interessantes oder Auffälliges bietet. Und doch ist gerade dieses Gebiet für die deutsche Vorgeschichte von größter Bedeutung.

Der Teutoburger Wald, an den sich die Senne anschließt, ist Zeuge großer Taten unserer germanischen Vorfahren und ist mit seinen Denkmälern und Wahrzeichen Wegweiser zu weiteren Zeugen germanischen Wirkens in der Senne.

Hügelgräber und Ruinen, alte Heerstraßen und Umwallungen sind Denkmäler, die auch dem nur kurz verweilenden Beschauer leicht ins Auge fallen. Haben diese Besonderheiten im Gelände erst einmal das Interesse des Wanderers wachgerufen, so werden ihm auch die Namen der Wege und Straßen, kleinerer Gebietsteile und Ortschaften bald den Wunsch nahebringen, näheres über die geschichtlichen Zusammenhänge dieses Gebietes zu erfahren.

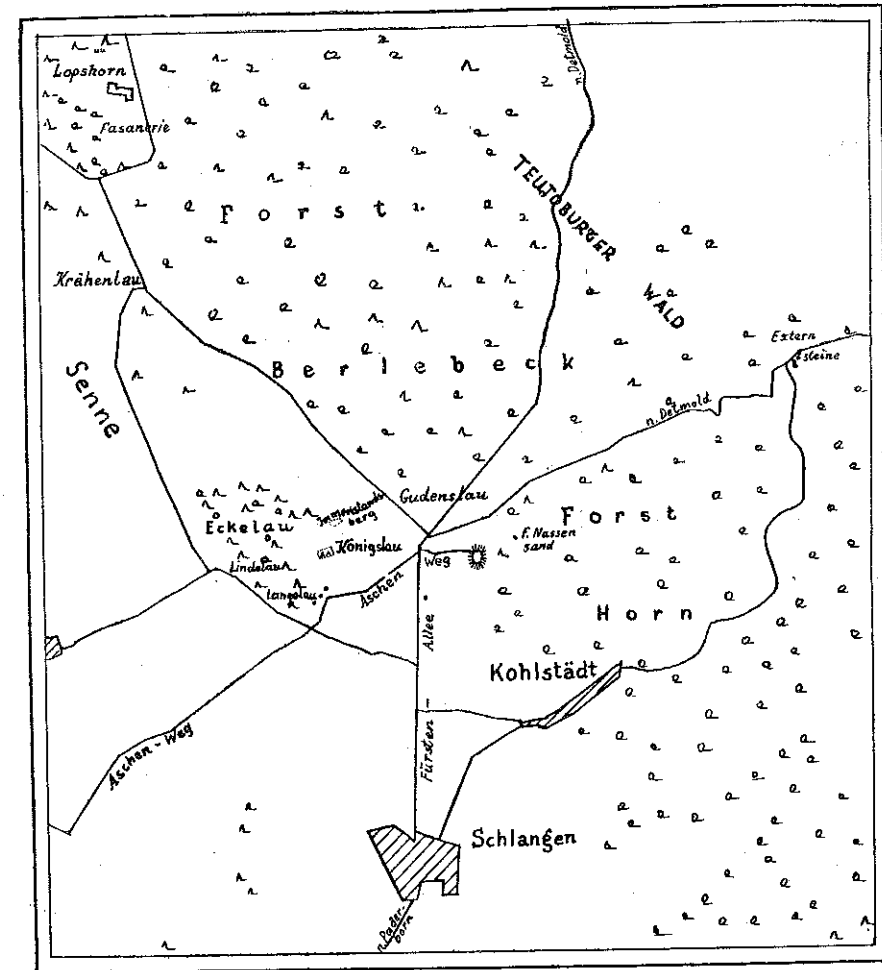
Wir wollen zu unserer Wanderung durch ein Stück deutsche Vorgeschichte die Externsteine als Ausgangspunkt wählen und nach Süden gehen. Unser Weg führt uns durch Kohlstädt an der sogenannten Hünen- oder Heidenkirche vorbei. Wir biegen dann nach Westen ab, bis unser Weg in eine breite Straße einmündet, die Fürstenallee, die von Kreuzkrug bis kurz vor Schlangen führt. Vier bzw. sechs Reihen alter Eichen geben dieser Straße ein besonders feierliches Gepräge. Die Eichen der Fürstenallee stehen sämtlich auf Wällen. Grabungen zeigen, daß diese Wälle einige Male auf-



Seitengang der Fürstenallee

¹ Die „Pollenanalyse“ besteht in der vergleichenden mikroskopischen Untersuchung des in verschiedenen Bodenschichten erhaltenen Blütenstaubes. Das Mengenverhältnis der gefundenen Pollenarten gestattet zuverlässige Rückschlüsse auf die botanische Zusammensetzung früherer Waldbilder. Gleichzeitig ist auf Grund der zahlreichen in Deutschland auf diese Weise durchgeführten Untersuchungen mit Hilfe unserer geologischen, bodenkundlichen und vorgeschichtlichen Kenntnisse eine recht genaue Bestimmung des Zeitalters möglich, in dem ein Baum- und Gräserbestand den Boden deckte, so wie es uns die jeweilige Pollenanalyse zeigt.

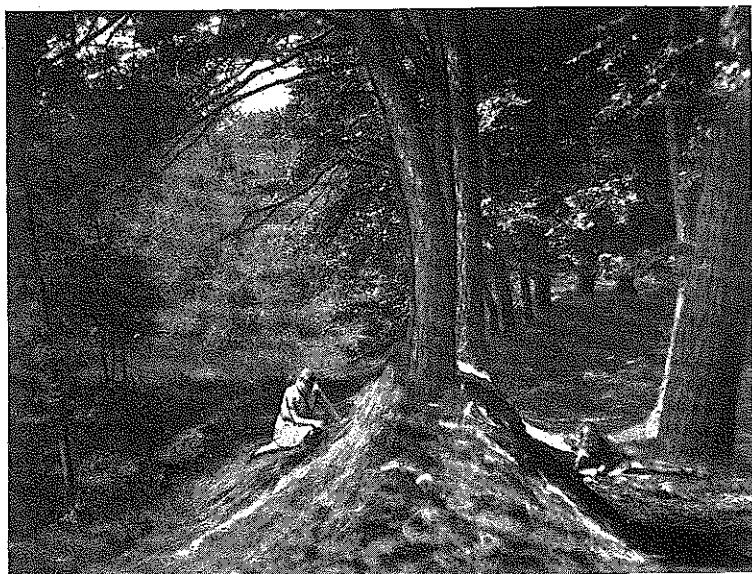
Nähe vom Kreuzkrug, von der Fürstenallee in den Fichtenwald ein, so bildet ein etwa 12 m breiter, heute mit Fichten bestandener Weg — als solcher erkennbar an den zu beiden Seiten entlanglaufenden, gleichfalls mit Fichten bestandenen Wällen — quer durch den Wald hindurch die Fortsetzung der Fürstenallee. Die Bodenprofile der mit Eichen bestandenen Wälle der heute noch als Weg genutzten Fürstenallee und die der mit Fichten bestandenen



1: 100000
Kartenflisse des Teutoburger Waldes mit der Senne

Wälle der Verlängerung im Walde zeigen gleiche Merkmale, was auf eine einheitliche Bewachung in früherer Zeit hindeutet. Diese bodenkundlichen Feststellungen im Gelände wurden durch Pollenanalysen im Laboratorium nachgeprüft. Tatsächlich konnten in den Wällen der heutigen und in denen der alten Fürstenallee Quercuspollen (Eichen) in großer Anzahl festgestellt werden. Besonders in der Schicht unter den Wällen — der früheren Oberfläche — wurden neben einigen Gräserpollen fast ausschließlich Eichenpollen gefunden.

Wir verfolgen die heutige Fürstenallee bis zur Hauptbecker Landstraße. Diese Landstraße wird von einem Weg gekreuzt, der die Bezeichnung Aschenweg führt. Der



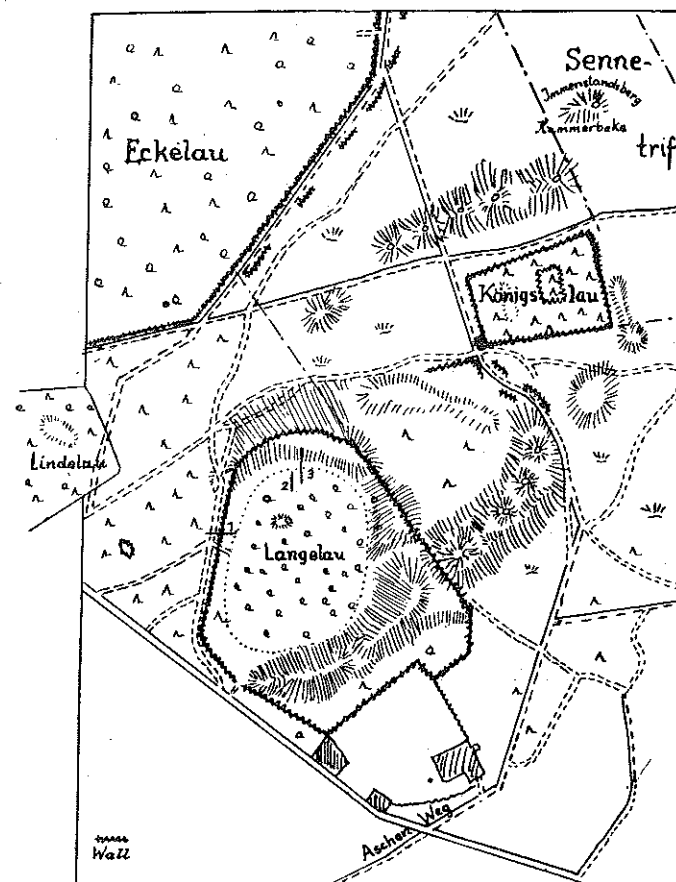
Umwallung
von Langelau

Aschenweg verbindet eine Reihe sehr merkwürdiger umwallter Plätze. Es handelt sich um Gebietsteile, deren Namen auf „-lau“ enden, Langelau und Königs-lau (nach Jellinghaus bedeutet „-lau“ = „Loch“ = Heiliger Hain). Im Bereich der Kohlstädter Heide liegen noch weitere vier als Laue bezeichnete Flächen, nämlich Lindelau, Eckelau, Krähenlau und Gudenslau.

Im vergangenen Jahre wurden bodenkundliche Untersuchungen vorgenommen, mit deren Hilfe Alter und ursprünglicher Zweck der Laue festgestellt werden sollte. Begonnen wurde mit der Untersuchung der Umwallungen, bei denen zu unterscheiden war zwischen solchen, die auch heute noch Eigentums Grenzen darstellen, und Umwallungen, die heute ohne praktische Bedeutung sind. Das nachstehende Ergebnis der bodenkundlichen Untersuchungen im Gelände wurde durch später im Laboratorium ausgeführte Pollenanalysen voll bestätigt.

Die beiden oben beschriebenen Arten von Umwallungen unterscheiden sich weder im Aufbau noch im Alter voneinander. Stofflich bestehen sie aus Heideplaggen und Sand. Ihr Profil (Querschnitt) zeigt, daß es sich jeweils um zwei übereinanderliegende Wallanlagen handelt, von denen die untere etwa 2000 Jahre v. Chr. aufgeschüttet sein muß.

Die Umwallung von Langelau schließt eine Waldlandschaft von Fichten-Buchenmischwald, Gräsern und Unterholz und im Norden und Osten einen Dünenzug ein. Die Bodenbeschaffenheit des Innenraumes ist nicht einheitlich: Der Kern weist einen ziemlich feuchten, tonigen Pflanzenstandort auf, dessen Eigenschaften das Wachstum von Gräsern mannigfacher Art besonders begünstigen. Diese Fläche ist heute mit Buchenwald und Gräsern bestanden, weist aber in ihrem Profil die kennzeichnenden Merkmale dafür auf, daß hier früher während eines längeren Zeitraumes ausschließlich Gräser den Pflanzenbestand bildeten. Pollenanalysen im Laboratorium bestätigten, wie erwähnt, diese bodenkundliche Feststellung voll auf. Die Bodenfeuchtigkeit nimmt nach der Umwallung zu ab, die schwere tonige Bodenart geht in eine leichte sandige mit tonigem Untergrund über. Der sandige Boden legt sich als ein etwa 35 m breiter Streifen um den guten Boden des Kerns. Der Sandstreifen ist mit Kiefern-Buchenmischwald bestanden und weist eine viel kümmerlichere Grasvegetation als der Kern auf. Bodenkundliche Untersuchungen und vergleichende Studien haben ergeben, daß dieser Streifen



0 50 100 200 300 400 500 m

Die Laue der Senne

früher während großer Zeiträume überhaupt von jeder Vegetation entblößt war als Folge einer Nutzung des Streifens als Weg oder Bahn.

Die ebene Fläche des Kerns wird im Nord-Westen von einem Sandhügel unterbrochen, dessen Entstehung nicht auf eine natürliche Ablagerung zurückzuführen ist, sondern auf künstliche Aufschüttung. Betrachtet man nun die Landschaft des Innenraums auf ihre Anlage und ihre frühere Bewachsung hin, so ergibt sich, daß hier eine von einer 35 m breiten Bahn umschlossene Rasenfläche mit einem den Überblick gewährenden Sandhügel in der Nordwestecke vorhanden ist. Die Annahme liegt nahe, daß hier eine Stätte für die Austragung von Kampfspiele geschaffen war, bei der die Wälle lediglich als Umfriedung zu denken sind.

Um zum Aschenweg zurückzukehren, müssen wir an einem Dünenzug entlanggehen, der die Verlängerung der Düne von Langelau bildet. Auf diesem Dünenzug befinden sich drei Hügelgräber, deren Entstehung an Hand prähistorischer Funde, bodenkundlicher Untersuchungen und Pollenanalysen einwandfrei in die vorchristliche Zeit gelegt werden kann. Der Aufbau dieser Hügel entspricht genau dem des unteren älteren Walls von

Oberer Wall
Kohlhumus

Plaggenbefestigung

Reichsauffüllung

Unterer Wall
Plaggen d. auslaufenden
Seite des unteren Walls

Humifizierter Holzrost

Frühere Oberfläche
Befestigter Kohlhumus

Reichsauffüllung

Kohlfarbener Sand

Längsprofil des
Langelauwalls

Langelau. Noch heute haben diese Hügel insofern eine besondere Aufgabe, als auf dem mittleren alljährlich das Osterfeuer entzündet wird.

Wir sind nun wieder zum Aschenweg zurückgekommen und verfolgen ihn bis zum Königslau. Der Königslau unterscheidet sich in Anlage, Vegetation und Bodenbeschaffenheit wesentlich vom Langelau. Im Gegensatz zum Langelau hat der Königslau nicht nur eine äußere Umwallung, sondern in seinem Innenraum noch einen zweiten Wall, der eine kleine rechteckige Fläche einschließt. An der Süd-Westecke der äußeren Umwallung befindet sich ein von Wällen flankierter Weg, der die direkte Zugangsstraße vom Aschenweg zum Königslau bildet. Der Innenraum des Lau, der heute hauptsächlich mit Fichte und geringer Grasflora bestanden ist, war früher ein Eichenhain. Diese Feststellung konnte auf Grund der Pollenanalysen gemacht werden und findet ihre Bestätigung in der tonigen Beschaffenheit des Untergrundes, die für eine derartige Vegetation besonders günstig ist. In diesem Zusammenhang möchte ich noch den westlich von Langelau liegenden Lindelau erwähnen, der heute mit Kiefern und Buchen bestanden ist. Der Name Lindelau schien also keinerlei botanische Bedeutung zu haben, bis die Pollenanalysen aufzeigten, daß im östlichen Teil des Lau die Lindenpollen einen bedeutenden Prozentsatz der Baumpollen ausmachen: In der Krume sind es 20% und im Untergrund sogar 42%. Dieser Befund läßt sich allerdings nicht im westlichen Teil von Lindelau feststellen. Es dürfte daher anzunehmen sein, daß die heute den Namen Lindelau führende Fläche sich nicht mit der früher so bezeichneten Fläche deckt. Der frühere Lindelau ist mehr nach dem Osten, näher an den Langelau heran, zu verlegen, in dessen westlicher Umwallung — und zwar nur dort — sich Lindenpollen vorfinden.

Die Entstehung der drei Laue dürfte etwa gleichzeitig in das 4. Jahrtausend v. Chr. fallen.

Wenn wir von Königslau nach Norden weitergehen, treffen wir auf eine Düne, die den Namen Immenstandsberg führt und durch ihre bevorzugte Lage und Höhe einen Überblick über die gesamte Sennetrist gewährt. Auf dem Immenstandsberg befindet sich ein Hügelgrab. Am Fuße des Immenstandsberges im Süden liegt eine kleine Schlucht,



Die große Kurve
im Langelau

die Kummerbete, von der der Volksmund erzählt, daß in dieser Schlucht vor kommenden Notzeiten Wasser fließt. Die Schlucht ist gewöhnlich trocken, tatsächlich deuten aber der Bodenbefund und die Grasvegetation darauf hin, daß hier zeitweise Wasser fließt.

Wir kehren nun wieder zum Aschenweg zurück, verfolgen ihn weiter und treffen südlich vom Kreuzkrug wieder auf die Fürstenallee. Der Aschenweg geht über die Fürstenallee hinaus und endet an einer mit Hügelgräbern dicht besetzten Düne in der Nähe der Försterei Rassenand. Gehen wir die Fürstenallee in Richtung Kreuzkrug weiter, so treffen wir nördlich davon auf das sogenannte Paulinenholz, das früher Gudenslau hieß. Ein von hier ausgehender Seitenweg verbindet die Fürstenallee schließlich wieder mit den Externsteinen.

Meine Ausführungen sollten wesentlich zeigen, daß zur Kenntnis von der Umwelt und Lebensweise unserer Vorfahren zahlreiche Wege führen, daß vor allem eine geduldige gemeinsame Kleinarbeit aller heimatisch gebundenen Forschungszweige hierbei notwendig ist. Waren Geologie und Botanik schon seit langem die wichtigsten naturwissenschaftlichen Hilfsquellen der Vorgeschichtsforschung, so gewinnt auch auf diesem Gebiet die neuzeitliche Bodenkunde mehr und mehr an Bedeutung als ein Wissensgebiet, das sich nach jeder Richtung vornehmlich mit den oberen Schichten des Bodens als Lebens- und Kulturträger befaßt. Die Pollenanalysen wurden vom Verfasser lediglich zur Nachprüfung der bodenkundlichen Untersuchungsergebnisse herangezogen, der Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit ist aber durchaus auf die bodenkundlichen Forschungen gelegt worden.

Deutsche Rolandstandbilder

Don Hans Henniger

Viel ist schon um die Rolandstandbilder herumgerätselt worden. Sie haben sich aber deshalb nicht aus ihrer Ruhe bringen lassen, sondern schmücken noch heute, schildgewappnet und schwertgegrünet, Märkte und Rathäuser vieler deutscher Städte. Sie bilden eine Sippe für sich unter den Standbildern, und der Steinriese zu Bremen, dem kein Werk deutscher Bildhauerkunst an Volkstümlichkeit nahekommt, ist gleichsam ihr Patriarch. Er trägt der Vorschrift des Sachsenspiegels gemäß weder Kappe, Hut noch Haube, denn er verkörpert das Amt des Trägers hoher Gerichtsbarkeit. Uppiges Haupthaar umrahmt das mehr milde als strenge Gesicht — es ist fast — als drücke er die Augen zu ob des vielfach törichten Menschentreibens. Er lächelt resigniert über die Frage des kleinen Bremer Dreikönigshochs: „Wer is dat ale Mensch mit'm Dach übern Kopp, Bader?“ und hält unverdrossen sein Schwert, das ihn zu einem Sinnbild des Königsbannes erhebt, durch das die Marktgerechtigkeit geheiligt und deren Verächter mit Strafe bedroht wurde.

Bis ins germanische Altertum läßt sich die Bedeutung des Schwertes als Rechtswahrzeichen an den Gerichtspfählen verfolgen, deren nahe Berührung mit den Rolanden durch die zweifellos sehr alte Vorschrift des Weistums zu Bueren in Westfalen beglaubigt ist, wo der Gerichtspfahl als Schwertpfahl bezeichnet und zur Hegung des Dings verwendet wurde. Später finden wir ihn bei den Femgerichten als Femsäule wieder.

Wie die öffentlichen Gerichtsplätze in heidnischer Zeit zugleich Opfer- und Kultstätten waren, hatten auch die Pfähle ursprünglich religiöse Bedeutung. Wir wissen, daß die Germanen noch in historischer Zeit keine Götterbilder in menschlicher Gestalt besaßen, sondern im Sinnbild von Steinen oder Pfählen die Gottheit selbst verehrten. So galt die Irmenensäule als der Pfeiler des Alls, in dem man den Volksgöttern huldigte. Erst in späterer Zeit schnitt man in diese Säulen Köpfe ein und gab ihnen menschliche Züge. Die dreiköpfige Steinsäule in Holzgerlingen bei Stuttgart stellt solch einen alten Pfahl-



Grabdenkmal des
Herzogs Wilhelm von
Braunschweig in der
Kirche zu Hardeggen
(vgl. das Umschlagbild)

menschen dar. Auch das Thorsbild zu Steninge in Ostergötland gehört hierher, das als Stadtwahrzeichen rolandähnliche Bedeutung erlangte. Nur die uralte kultische Bedeutung erklärt die übermenschliche Größe dieser Standbilder.

Die alten freistehenden Rolande mit ihren eng an den Körper gepreßten Armen weisen vor allem in der Seiten- und Rückenansicht auf den Pfahl zurück. Der Dorfroland von Pöhlitz in der Uckermark mutete bis vor wenigen Jahren noch wie ein roher vom Zimmermann bearbeiteter Balken an, bis er leider im Jahre 1930 durch unkundige Restauration entstellt wurde. Und genau so beschaffen waren die alten Rolande von Plöthy bei Magdeburg und in Elbing. Im Vergleich mit den späteren Steinrolanden können wir eine ähnliche Entwicklung verfolgen wie in der Heidenzeit vom Gerichtspfahl zum Bildwerk.

Die ersten Rolande waren wie die ältesten Kirchen aus Holz und wurden erst später durch Steinstandbilder ersetzt. Als der erste steinerne Roland in Deutschland ist der Bremer anzusehen, der in seiner ewigkeitsfähigen Erscheinung voll gebieterischer Kraft dem monumentalen Stil der mittelalterlichen Grabdenkmäler nahekommt. Die starre Feierlichkeit der Haltung ist nicht dem Tagesleben verpflichtet oder abgeläuscht, sondern mutet durchaus wie eine aufgerichtete Grabplatte an. Professor Habicht hat als erster auf die außerordentlich nahen Beziehungen zwischen dem Bremer Roland und dem Grabmal des 1391 jugendlich verstorbenen Herzogs Wilhelm von Braunschweig in der Kirche zu Hardeggen hingewiesen. Die Übereinstimmung der Köpfe ist unleugbar, so daß wir annehmen dürfen, daß beide Plastiken von dem gleichen Meister geschaffen wurden, zumal sie zeitlich einander sehr nahe stehen. Der Bremer Roland wurde im Jahre 1404 errichtet, wie ein altes Rechnungsbuch vom Rathausbau meldet: „Do na ghodes weren ghan MCCCC unde IIII jar, let de rad to Bremen buwen Rolande van stone, de kostede hundert unde seventich bremere Mark.“

Die hölzernen Rolandsäulen haben zu dem Irrtum beigetragen, diese mit den Spielrolanden in Zusammenhang zu bringen. Es gibt ein altes dithmarscher Volksfest, das Rolandreiten, das sich aus dem 13. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Das Museum zu Melldorf in Holstein, sowie das Altonaer Museum zählen mehrere solcher männlichen Holzfiguren mit ausgebreiteten Armen und Schild zu ihren Schätzen. Sie sind drehbar und halten in der Linken oft einen Aschenbeutel, aus welchem dem

ungeschickten Reiter Asche ins Gesicht geschleudert wurde, der im Vorbeireiten mit dem Stöter nach dem Schilde stach. Wer den Schild restlos vernichtete, war Sieger. Auch in Magdeburg war dieses Spiel, das eine Nachbildung der germanischen Maisspiele darstellt, schon 1280 bekannt. Das völlige Abweichen der Spielfiguren in ihrer äußeren Erscheinung von den Rolandsäulen läßt deutlich erkennen, daß sie nichts mit den Rechtssymbolen zu tun haben.

Der erste Roland mit rechtlicher Bedeutung ist uns für Magdeburg aus dem Jahre 1419 verbürgt. Er war aus Holz und wurde 1459 in Stein nachgebildet. Außer seinem Bremer Artgenossen ist der Magdeburger der einzige, den das Volkslied besungen hat:

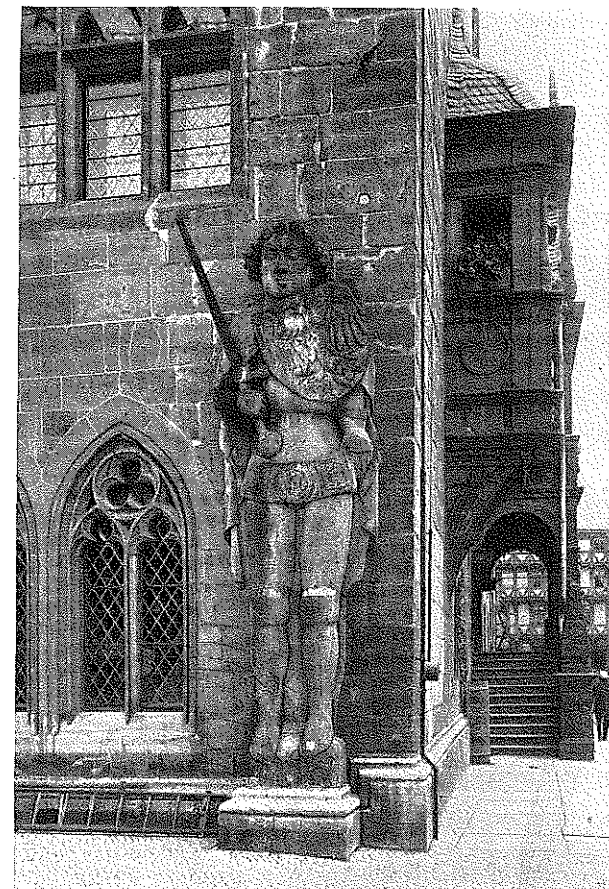
„Zu Magdeburg auf dem Markte,
Da steht ein eiserner Mann:
Wollten ihn die Pfaffen haben,
Manch Spanier müßte dran!“

und

„Hierbei steht auf dem Plage
Ein großer eiserner Mann:
Derselbe nimmt acht der Haze
Und sieht keinen Spanier an.“

Die Chronika der Sachsen und Niedersachsen von 1588 zeigt uns sein Bild, vom Kopf bis zu den Füßen in Eisen eingekleidet, was den Vers vom eisernen Mann verständlich machen dürfte. Der Magdeburger Roland trug die Gesichtszüge von St. Mauritius, welcher der Schutzheilige des uralten Bistums ist. Als Magdeburg zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges in Schutt und Asche zerfiel, war es auch um den alten Roland geschehen, der 1631 das Schicksal der Stadt an den drei Flüssen teilte.

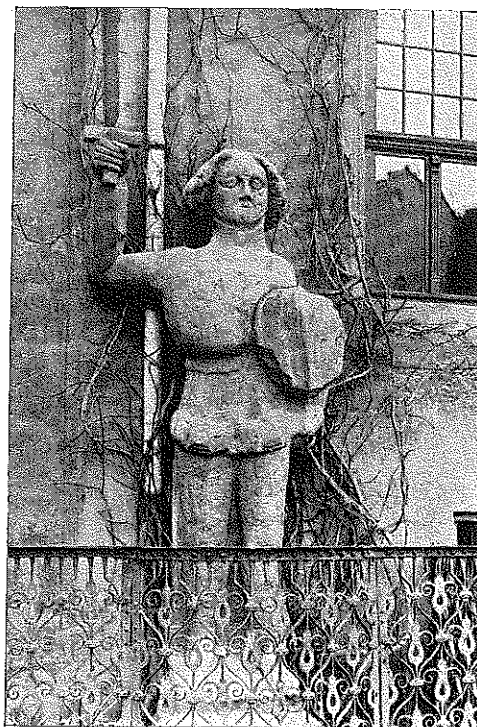
Da der Roland als Symbol der Stadt- und Marktfreiheit galt, wurde durch die Vernichtung eines Rolandstandbildes gleichsam die Niederlage einer Stadt gekennzeichnet. Als die Äbtissin Hedwig von Quedlinburg 1477 mit den Bürgern der Stadt in Zwistigkeiten geraten war, ließ sie als Zeichen ihres Triumphes den Roland stürzen. Erst im Jahre 1869 wurde der derart Gemäßregelte und Erniedrigte aus seiner unverschuldeten Verbannung hervorgeholt und ihm der Ehrenplatz von neuem angewiesen. Nicht viel besser erging es dem Roland zu Halle, der



Roland zu Halberstadt



Roland zu Stendal



Roland zu Quedlinburg

nach der Niedertwerfung der Freiheitsbestrebungen des Hallischen Rats im Jahre 1481 durch den Erzbischof Ernst von Magdeburg eingekerkert wurde.

Nicht alle Rolande tragen einen Schild, aber das aufgerichtete Schwert werden wir bei keinem vermissen. Im übrigen treffen wir immer zwei bestimmte Typen von Rolanden an: denjenigen ohne Schild und Mantel mit ausgestrecktem Schwert, den „Magdeburger Roland“ — und den Roland, um den sich die Falkenwogen des Mantels schlingen, der das bloße Schwert an die Schulter lehnt und einen Schild trägt, den „Bremer Roland“.

Eine gewisse Familienähnlichkeit verbindet die Rolande von Halberstadt, Zerbst, Quedlinburg und Neustadt/Hohnstein miteinander. Nur ihre Größe ist entsprechend der Größe ihrer Städte verschieden. Der Roland von Halberstadt, an die Südseite des Rathauses gelehnt, hat sich einen breiten Gürtel um die Lenden geschlungen. Seine Linke hält den Schild mit Doppeladler. Auf dem Schwertgurt ist die Jahreszahl 1433 zu lesen.

Fast möchte man mit Goethe ausrufen: „Es ist ein altes Buch zu blättern, von Harz bis Hellas lauter Vetter!“ Wir brauchen aber nur bis Stendal vorzudringen, um schon wieder auf einen Roland zu stoßen. Stendal, am Ende des 14. Jahrhunderts eine fast unabhängige Stadt, war im Besitz des Blutbannes, des Münzrechtes, des Judenrechtes und des Rechtes, mit anderen Städten Bündnisse zu schließen, überdies noch Mitglied der Hanse. Kein Wunder, daß das Bewußtsein so uneingeschränkter Macht in großartigen Bauwerken zum Ausdruck drängte. Ist es da erstaunlich, wenn wir vor der entzückenden Baugruppe, welche die Marienkirche mit dem Rathaus bildet, auch einen sechs Meter hohen Roland antreffen, dessen Schild den Brandenburger Adler zeigt, während auf der Rückseite, wie ehemals auch in Magdeburg und anderen Städten ein Eulenspiegel Alotria treibt.

Auch Brandenburg beherbergt noch eine jener wunderlichen Riesengestalten, deren Maß fünfeinhalb Meter beträgt, während in Nordhausen, der Stadt des Korns und Rautabafs und einer der interessantesten Marktstädte Thüringens, der Däumling unter den Rolanden eher der Vorstellung eines Märchenbuch- oder Rucknackerkönigs nahekommt. Trotzdem bekennt er sich eindeutig als Gerichtswahrzeichen:

„Ich Roland, edler Mann
Und großer starker Reje.
Es hüten sich alle vor diesem Plan,
Wollen sie vor meinem Schwert genesen.“

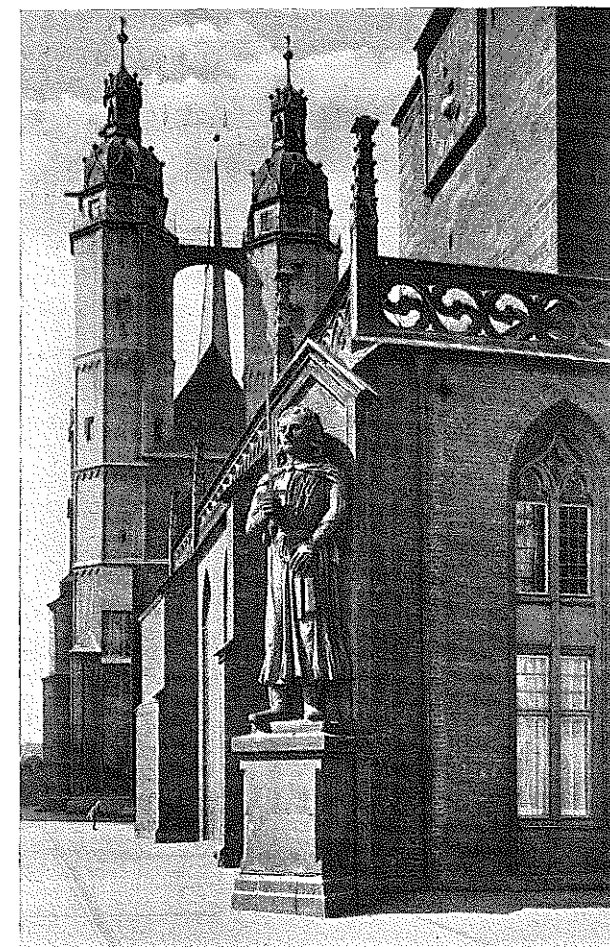
und

„Ich stehe hier auf des Richters Plan.“

In Halle, der Stadt der Pfänner und Galloren, ist der 1719 errichtete Roland vier Meter hoch. Er trägt nicht wie sein Vetter in Nordhausen einen roten Schnürenrock, sondern einen langen Mantel und verkörpert, barhäuptig und ungerüstet, den Burggrafen von Magdeburg, der Halles oberster Richter war. Die Steinplastik von 1719 ist die genaue Nachbildung einer viel älteren Holzfigur, die zuerst 1426 erwähnt wird, deren Kleidung aber weit darüber hinaus ins 13. Jahrhundert weist, denn das 12. und 13. Jahrhundert stellte den Fürsten überall in der Friedensracht dar, während erst das 15. Jahrhundert das geharnischte Ritterbild bevorzugte. Dem Typ nach dürfte der Roland von Halle also als der älteste anzusprechen sein und noch über den von Bremen zurückreichen.

Gerade bei diesem Rolandstandbild ist die Bedeutung als Rechtswahrzeichen unzweifelhaft. Darüber hinaus aber erhalten wir in Halle wichtige Aufschlüsse über die vielumstrittene Herkunft des Rolandnamens. Bezeichnete man doch in Halle mit „Roland“ nicht nur die schwerttragende Riesengestalt auf dem Marktplatz vor dem Roten Turm, sondern die gesamte Richtstätte und den Gerichtshof selbst.

Schon im Jahre 1700 hat der rechtsgelehrte Ratmann und Beisitzer des Schöffensitzes zu Halle, Andreas Oefel, in seiner Schrift: „De palatio regio seu scabinatu Hallensi“

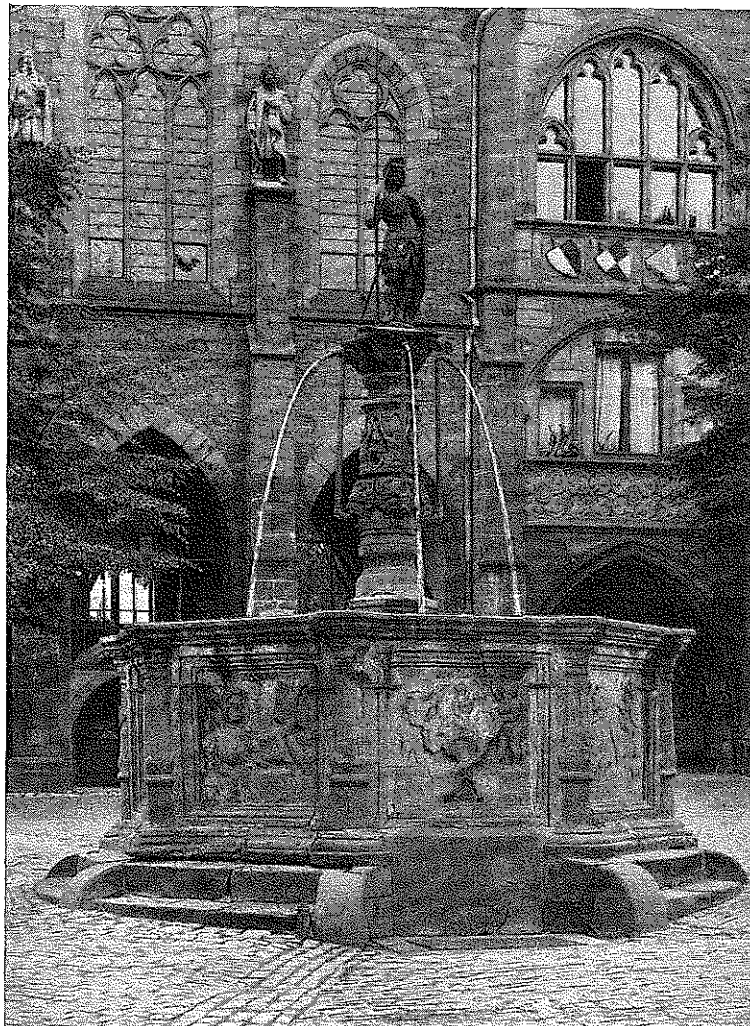


Der Roland am Roten Turm auf dem Marktplatz zu Halle a. S.

die Ansicht geäußert, der Rolandname, den sein Gerichtshof noch damals führte, sei von „Roland“ abgeleitet. Dieses Rote Land aber sei „ein mit öffentlichem Frieden umwehrter Platz, wo Menschenblut vergossen wird“. Er lehnte also die landläufige Zurückführung des Namens auf den Paladin Karls ab, zumal man in Frankreich, der Heimat der Rolandsage, die Rolandverehrung nie durch riesenhafte Bildsäulen zum Ausdruck gebracht hat. Und in Deutschland gehörte das Rolandslied der hohen Literatur an, war also nicht volkstümlich.

Roland bedeutet demnach: — die Gerichtsstätte, der Marktplatz. Im weiteren wurde der Name übertragen auf das Wahrzeichen des Ortes, das man gleichfalls Roland nannte. So wird es auch erklärlich, daß die Spiele, die man auf dem Marktplatz abhielt, den Rolandnamen empfangen, wie wir es beim Rolandreiten sehen. Die Anknüpfung an die Karlsage und spätere Umdeutung auf den Paladin Karls I. greift auf Bremen zurück, wo man das Zeichen des Königsbannes zu einem Symbol der Stadt- und Reichsfreiheit erhob, als deren Schöpfer man seit dem 12. Jahrhundert Karl betrachtete.

Die Berliner und Hamburger Rolande haben längst das Zeitliche gesegnet, desgleichen



Roland-Brunnen zu Gildesheim

die von Braunschweig und Salzwedel neben vielen andern. Als Zeugen des frühen Mittelalters sind sie im wesentlichen auf das sächsische Rechtsgebiet Nord- und Mitteldeutschlands beschränkt geblieben und haben sich nur vereinzelt in andere Länder verirrt, wie die Rolande von Verona und Ragusa, die durch deutsche Fürsten nach dem Süden verpflanzt wurden.

Im Lauf der Zeit ist der Rolandname auf viele Denkmale übertragen worden, die ihn im Mittelalter noch nicht geführt haben und nicht als eigentliche

Stadtwahrzeichen anzusehen sind; doch ist auch ihnen in vielen Fällen die Bedeutung als Sinnbild königlicher Hoheitsrechte nicht ab-

zusprechen, zumal ihre Stellung auf alten Gerichts- und Marktplätzen den Zusammenhang mit den echten Rolandsäulen erkennen läßt.

Das 1597 zuerst erwähnte Standbild in Wedel (Holstein) ist zwar schon in seiner ganzen äußeren Erscheinung kein mittelalterlicher Roland, sondern ein Kaiserbild, gilt aber seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts in Literatur und Volksüberlieferung überall als Roland. Aufzeichnungen von Ortseingewesenen aus dem Jahre 1653 geben uns genaue Kunde von seiner Entstehung. Sie berichten, daß er von den Grafen von Holstein bei Verlegung der Ochsenfährte und des Zolls von der Bichte im damaligen dänischen Amt Haseldorf nach Wedel errichtet worden sei zum Zeichen des dem Orte verliehenen Privilegiums, daß die während des dortigen Ochsenmarktes gegen ausländische Kaufleute in Handelsstreitsachen ergangenen Urteile des zuständigen Richters, des Amtmannes zu Pinneberg, sofort vollstreckbar sein sollten.

Auch über den norddeutschen und mitteldeutschen Raum hinaus finden sich vielerorts Standbilder, deren Bedeutung eine rolandähnliche ist, selbst wenn sie einen andern Namen führen. Sie gehen ebenfalls auf den altgermanischen Gerichtspfahl zurück, wie die mittelalterlichen Stau- und Pranger Säulen, die oft von geharnischten Figuren gekrönt sind und das erhobene Richtschwert tragen.

Ein wenig verirrt und schüchtern muten uns die zierlichen Brunnenrolande an, die auf vielen alten Marktplätzen noch von vergangenen Zeiten träumen. Sie sind reizvolle Miniaturen, die sich einfügen in den beschaulichen Trost der alten Städte und dazu gehören, wie das Plätscherlied der Laufbrunnen unter ihnen. Ein eigener Zauber ist in diesen Baudenkmalern beschlossen, ein pietätvoller Sinn und zugleich die besondere Art unserer Vorfahren, das Ernste und manchmal Grauenvolle mit Humor und Schalkhaftigkeit zu umkleiden.

Es liegt etwas Versöhnliches darin, den unruhig von Entwicklung zu Entwicklung dahinhastenden Menschen an einem solch alten Sinnbild hängen zu sehen; denn lange, nachdem die ursprüngliche Bedeutung der Rolande in Vergessenheit geraten war, haben sich mancherlei Sitten erhalten, die von der großen Verehrung zeugen, die diese Standbilder noch heute genießen. Ein besonders schöner Brauch wird in Bramstedt (Holstein) gepflegt, wo die Brautpaare nach der Trauung dreimal um den Roland geführt werden, was Gesundheit und Glück in der Ehe bringen soll. Dabei wird der Vers gesungen:

„So lang de wind weht un de Hahn freit
Sall üm den Roland danzt warn
Wenn de Sünn unnergeit.“

Benutztes Schrifttum: Dr. Herbert Meier: Heerfahne und Rolandsbild, Weidemannsche Buchhandlung, Berlin 1930. — Dr. B. C. Habicht: Der Roland zu Bremen, Angelfachsen-Verlag, Bremen 1922. — J. Sello: Der Roland zu Bremen, Bremen 1901. — Derj.: Vindiciae Rolandi Bremensis, Bremen 1904.

„Was auch der alten Deutschen heidnische Lehr gewesen, vernimmt man am besten aus den wunderbarlichen Hausmärlein von dem verachteten frommen Aschenpössel und seinen stolzen spöttischen Brüdern, vom albern und faulen Heinzen, vom eisern Heinrich, von der alten Heidhartin und dergleichen. Welche ohne Schrift immer mündlich auf die Nachkommen geerbet werden und gemeinsam dahin sehen, daß sie Gottesfurcht, Fleiß in Sachen, Demut und gute Hoffnung lehren, denn die allergerachtteste Person wird gemeiniglich die allerbeste.“

Rollenhagen, in der Vorrede zum Froschmeuseler 1595.

Aus der Landschaft

Zur Zoogenfrage. Herr Lehrer Erich Marks zu Neutverder im Westhavelland hat mir auf eine Anfrage unter dem 23. 2. 35 geantwortet: „Es ist in der Zoogener Gegend im Landvolf bekannt, daß jemand, der das Pech hatte, im Zoogen zu stolpern, den Wald kriechend verlassen mußte.“ Diese Form der Volksüberlieferung bestätigt einerseits den Bericht des Försters in Heft 1/1935, erweitert ihn aber andererseits in erwünschter Weise, indem die Beschränkung auf die Nachtzeit forsfällt. Herr Marks hat in Aussicht gestellt, weitere Nachforschungen in dieser Hinsicht anzustellen.

In Heft 8 der Ausgabe Kurmark der „Nationalsozialistischen Erziehung“ hat Herr Marks einen Aufsatz gebracht über „Allgemeines über die Ergebnisse meiner Flurnamensammeltätigkeit“. Darin geht er auf Flur- und Ortsnamen wendischen Ursprungs ein, die von deutschen Ansiedlern übernommen und mundgerecht gemacht worden sind. Dabei schreibt er: „Sehr oft habe ich in der Prignitz den Flurnamen ‚Schwedenschanze‘ angetroffen. Es ist doch eigentümlich, daß es keine ‚Franzosen-schanze‘ gibt. Ein slawisches Wort svetu heißt ‚heilig‘. Es ist nun zu verstehen, daß aus svetu leicht Schweden geworden sein kann, als man noch der Schriftsprache entbehre. Wir haben also oft, nicht immer, in den Schwedenschanzen heilige Opferstätten vor uns.“

Dieser Erklärungsversuch des Flurnamens Schwedenschanze fesselte mich um so mehr, als auch im Zoogen eine Schwedenschanze liegt und es daher für die Forschung einen weiteren wichtigen Fingerzeig bedeuten würde, falls Marks Vermutung anerkannt werden könnte. Ich wandte mich deshalb noch einmal an Herrn Universitätsprofessor Dr. Vasmer und bat ihn um seine Ansicht darüber. Gleichzeitig fragte ich an, ob das slawische sosna ein kurzes o habe oder eine langes, indem ich darauf hinwies, daß nach Förstmann der Ortsname Zossen ebenfalls von sosna abzuleiten sei. Ich fügte hinzu, daß bei Wittstock an der Dosse ein Dorf Zoogen liegt inmitten von Kiefernwäldern, und bat um

Auskunft, ob sosna auch „Kiefer“ bedeutet habe. Unter dem 18. 3. 35 antwortete mir Herr Prof. Dr. M. Vasmer: „Auf Ihre Anfrage vom 13. 3. möchte ich Ihnen mitteilen, daß ich sowohl den Namen Zoogen als denjenigen von Zossen aus dem slawischen sosna ‚Kiefer‘ erklären möchte. Das slawische Wort hat zweifellos einen kurzen o-Vokal. Ich glaube aber, daß die Dehnung des o im Deutschen erfolgt sein muß. Wenn in Zossen eine solche Dehnung unterblieben ist, dann könnte das entweder durch späte Eindensung erklärt werden oder durch deutsche Dialektverhältnisse. Die ältere Bedeutung des slawischen Wortes ist ‚Kiefer‘.“

Die Ableitung des Ausdruckes ‚Schwedenschanze‘ von dem slaw. Worte svetr ‚heilig‘ halte ich für unmöglich. Das slawische Wort hat ursprünglich einen Nasalvokal, der aus — en — entstanden ist. Auch die Bezeichnung als ‚Schanze‘ macht die Deutung sehr unwahrscheinlich.“

Es wäre zur Klärung dieser Namensfragen sehr erwünscht, wenn sich an der Hand alter Aufzeichnungen feststellen ließe, wann die Bezeichnung „Schanze“ für die alten Wallanlagen zuerst aufgetaucht ist. Wer hilft dabei mit? Edmund Weber.

Richtplatz und alter Gerichtsstein. Seit einiger Zeit ist in Leipzig am „Gerichtsweg“ der alte Gerichtsstein wieder zu sehen, nachdem man die Bretterplanen entfernt hat, die ihn früher vergeblichen Blicken entzogen. Heute ist diese Gerichtsstätte wieder zu neuem Ansehen gelangt. Um den verwitterten Stein, auf dem noch das Wort „Hochgericht“ zu lesen ist, sind vier Bäume angepflanzt worden und man kann sich wieder den Platz anschauen, auf dem früher das Leipziger Hochgericht stattgefunden hat.

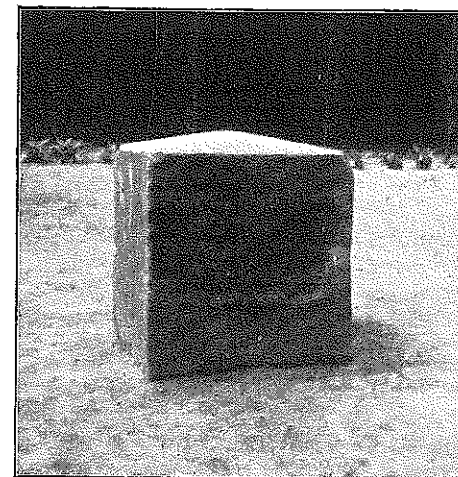
Ganz im Anfang lag der Richtplatz Leipzigs außerhalb der Stadt, nämlich am sogenannten „Rabensteinplatz“, einem aus Steinen aufgemauerten, erhöhten Platz, auf dem die Enthauptung von Verbrechern stattfand und sich gewöhnlich Raben in Scharen aufhielten.

Fast in allen Städten, denen die „peinliche“ Gerichtsbarkeit zustand, das heißt die auf Verbrechen Todesstrafe verfügen konn-

ten, fanden sich früher „Rabensteine“, auf denen das Hochgericht, oder „Halsgericht“ vollzogen wurde.

An dem Tage, an dem die Todesstrafe vollstreckt werden sollte, wurde der Verbrecher auf einen freien Platz geführt, auf dem sich die Richter schwarz gekleidet an einer Tafel versammelt hatten. Hier wurde unter gewissen Formeln freies Gericht über den Verbrecher, dem jedoch das Todesurteil schon vorher bekannt geworden, gehalten. Er wurde der Tat angeklagt, das Urteil wurde nochmals verkündet, der Stab über ihm gebrochen und er selbst dem Scharfrichter übergeben, wobei die Gerichtsbefugten sich erhoben und ihre Bänke umstiegen. Dieser Akt wurde selbst in der Halsgerichtsordnung Karls V. noch beibehalten.

Als Leipzig sich weiter ausdehnte, wurde der Gerichtsplatz, das Hochgericht etwas weiter außerhalb der Stadt verlegt. Die Straße, an der der alte Gerichtsstein nun heute wieder zu sehen ist, heißt danach noch heute „Gerichtsweg“. Solange aber der Stein, der an die alte Gerichtsbarkeit erinnerte, den Blicken des Publikums entzogen war, wird mancher sich den Ur-



Aufn. Archiv Gudenberg

„Hochgericht“
Gerichtsstein am Gerichtsweg zu Leipzig

sprung der Bezeichnung „Gerichtsweg“ nicht haben deuten können, zumal in dieser Straße heute fast ausschließlich Fabriken und Geschäftshäuser liegen.

Wolff Gudenberg, Leipzig.

Die Bücherwaage

Olympische Spiele der Vorzeit. Von Eilert Pastor. 72 Seiten mit 41 Abbildungen. Preis in künstlerischem Pappband RM. 3.—, 1936. Verlag Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW. 11.

Das Jahr 776 v. Chr., mit dem die Betrachtungen der olympischen Spiele zu beginnen pflegen, ist das Schlußjahr dieses in die Vorgeschichte hineinleuchtenden Werkes. Die Überlieferungen aus Sage, Schrifttum, Kunst, Volkstunde, Wortforschung werden hier erstmalig unter diesem Gesichtspunkt zusammengestellt und untersucht. Die Ergebnisse sind überraschend: Wir sehen in ein reiches vorgeschichtliches Sportleben hinein, mit Pferde- und Wagenrennen, militärischen und gottesdienstlichen Aufzügen, seltsamen Hantel- und Faustkämpfen, mit Rennbahnen und Festspielfeststätten ein Jahrtausend vor Olympia. Schon damals fanden diese Feste ihre Krönung in musischen Wettkämpfen. Der Text wird durch zahlreiche, sorgfältig zusammengestellte Bilder belebt. Obenan stehen

die Siegespodale der Bronzezeit, die uns regelrechte Bildberichte der olympischen Spiele der Vorzeit geben. Das inhaltreiche kleine Werk ragt schon durch seine Erweiterung des bisherigen Gesichtskreises hervor. Es ist gleich wertvoll für Sport-, wie für Vorgeschichtsfreunde, besonders auch für die ausländischen Besucher, denn jeder weiß, daß für die Vorgeschichte heute die Werte deutscher Forscher maßgebend und führend sind.

„Die Externsteine.“ Eine germanische Kultstätte. Von Prof. Dr. Julius Andree, Leiter der Grabungsarbeiten. Mit 46 Abbildungen. Verlag Franz Coppenrath, Münster 1936.

Der Leiter der Ausgrabungen an den Externsteinen legt in dieser 63 Seiten umfassenden Schrift die Ergebnisse seiner mehrjährigen erfolgreichen Grabungsarbeiten vor. Das Ergebnis ist, um es vorweg zu nehmen, der Nachweis, daß die Externsteine längst in vorchristlicher Zeit von

den umwohnenden Germanen aufgesucht und zu bestimmten Zwecken hergerichtet worden sind. Dies Ergebnis geht zunächst aus den exakten Untersuchungen der Bodenschichtungen und Steinbearbeitung hervor. Es wird aber wesentlich gestützt durch die Heranziehung des kultgeschichtlichen, sinnbildgeschichtlichen und sagengeschichtlichen Überlieferungsgutes. Die von dem Richtfachmann Wilhelm Teudt zuerst aufgestellte Vermutung, daß hier ein germanisches Heiligtum in den Kriegszügen des Kaisers Karl zerstört worden ist, wird durch den Nachweis der Keillöcher und gewalttätige Abspaltungen zur fast vollen Gewißheit erhärtet. Darüber hinaus ergibt sich eine umfangreiche Herrichtung des Geländes um den Felsen für Gemeinschaftszwecke, die höchst wahrscheinlich gottesdienstlicher Natur waren. Beerdigungen, die vor dem Hauptfelsen stattgefunden haben, lassen ebenfalls erkennen, daß hier eine Weihestätte der vorchristlichen Zeit gewesen ist, deren Überlieferung man, wie so oft in christlicher Zeit umgebogen und fortgeführt hat. Das beweist ein vorchristlicher Baumfarg und benachbarte christliche Bestattungen. Zu den überraschendsten Funden gehört eine regelmäßige Vertiefung auf dem zweiten Felsen, die offensichtlich als Lager für einen Stamm oder eine große Stange gedient hat. Sie wird von Andree als das Standloch der Irminful angesehen, die

Teudt nach den historischen Berichten an dieser Stelle vermutet. Wenn der Beweis dafür auch noch nicht erbracht ist, so sind doch die jüngsten Versuche von Rietwing und anderen, aus den Quellen die Eresburg als Standort der Irminful nachzuweisen, völlig haltlos; man kann also mindestens von großer Wahrscheinlichkeit der Teudt'schen Ansicht sprechen. Rätsel und Geheimnis walten noch über dem sogenannten Felsenfarg, mit dessen Einreihung in germanischen Kultbrauch man vorsichtig sein sollte.

Auf jeden Fall bietet diese Arbeit, die in dem sehr aufschlußreichen Hefte niedergelegt ist, eine sichere Grundlage für alle weiteren Untersuchungen über die Bedeutung der Externsteine im Geistesleben unserer Vorfahren, worüber eingehende sagengeschichtliche Forschungen vielleicht bald noch größere Klarheit bringen. Es geht nicht mehr an, die Bedeutung dieses gewaltigen Natur- und Kulturdenkmals für unsere germanische Vergangenheit einfach abzustreiten oder, wie das in jüngster Zeit üblich geworden ist, unter Hervorhebung der christlichen Bedeutung völlig zu ignorieren. Für unsere Germanenfunde ist die Erforschung der Externsteine jedenfalls eine ganz wichtige Aufgabe, die durch Andrees Arbeit ein sehr wesentliches Stück vorwärts gebracht ist. Wir werden noch näher auf die Ergebnisse eingehen. Pl.

Zeitschriftenchau

Zur Geisteskultur der Germanen

J. var Lindquist, *Die Zauber-Runen von Sigtuna*. Fornvännen. Stockholm, Heft 1 1936. 1931 wurde bei Sigtuna ein dem 11. Jahrhundert zugehöriges, kupfernes Amulett mit einer Runeninschrift gefunden, die eine nahe Verwandtschaft mit der aus gleicher Zeit bei Canterbury gefundenen besitzt. Es handelt sich um eine Beschwörung des Wundfiebers, die aus drei Formeln besteht: Die erste enthält eine Anrufung des Dämons, die zweite, aus drei gleichen Runen bestehend, ist eine magische Beschwörung, und die dritte wendet sich an den Kranken. / Hans Zeiß und Helmut Arntz, *Ein bajuwarischer Sax mit Runen von Steindorf, B. A. Fürstenseldbrud. Germa-*

nia, Anzeiger der röm.-germ. Kommission des Deutschen Archäol. Instituts. Verlag Walter de Gruyter-Berlin. 20. Jahrgang. Heft 2 1936. Als einzige Beigabe eines der Gräber des Gräberfeldes von Steindorf wurde ein verhältnismäßig kleiner Sax gefunden, auf dem sich nach der Entrostung eine Runeninschrift fand. Die Rückseite zeigt ein unbeholfen geritztes Flechtband; damit tritt dieser Fund in unmittelbare Beziehungen zu dem alemannischen Runensax von Hailfingen. Die Inschrift enthält eine Weiheformel. Trotz der Verwitterung konnte der Runencharakter der Inschrift einwandfrei erwiesen werden. Damit erscheint auch die Inschrift des Hailfingers Saxes gesichert. / M. M. Lienau, *Germanische Sinnbilder an Haus-*

Witzzeichen. Mannus. Verlag Rabitzsch-
Leipzig. 28. Jahrgang. Heft 1 1936. Ausgehend von eigentümlichen Formen alter Hausanker aus der Gegend des Nordseebades St. Peter-Ording wirft Verfasser die Frage auf, ob wir hier und in ähnlichen Zeichen nicht ein mehr oder minder bewußtes Nachleben altgermanischer Sinnbilder, insbesondere des Witzzeichens vor uns haben, dessen Entwicklung sowohl auf germanischem wie römischem Boden verfolgt wird. Auch hufeisenähnliche Formen als Hausmarken, Wappenbestandteile u. ä. sind, besonders wenn sie durch ein beige-füßtes (exorzierendes) Kreuz als ursprünglich dem Heidentum zugehörig erwiesen sind, verdächtig, abgewandelte, nicht mehr verstandene Witzzeichen zu sein, wobei auf die Zeichnungen des bronzezeitlichen Kibitzgrabes hingewiesen wird. / Rolf Müller, *Kritische Bemerkungen zur vorgeschichtlichen Sternkunde*. Ebenda. Prof. Müller erhebt gegen das von J. Hopmann nach Ablehnung der „Heiligen Linien“ Dr. Röhrings aufgestellte neue Ortungsnetz in Ostfriesland den Einwand, daß die benutzten Ortungspunkte keineswegs so einwandfrei sichtbar sind, wie das Voraussetzung einer solchen Berechnung ist. Es wird die Möglichkeit zugegeben, daß ehe- dem Sichtmarken aus vergänglichem Stoff vorhanden gewesen sind, eine Vermutung, die jedoch nicht in die Berechnung eines Ortungsnetzes einbezogen werden darf. / Herbert Januhn, *Zur Deutung des Moorfundes von Thorsberg*. Forschungen und Fortschritte. 12. Jahrg. Nr. 16 1936. Der große Moorfund von Thorsberg bei Süderbrarup ist zumeist als ein einmaliges Siegesopfer gedeutet worden. Nähere Betrachtung zeigt jedoch, daß die Fundstücke sich über einen Zeitraum von drei bis vier Jahrhunderten verteilen, und daß die ältesten Stücke zutiefst in der bis zu 2 m hohen Fundschicht lagen, die von einem Flechtzaun umfriedet war und zu der ehemals ein Steg geführt hat. Offenbar handelt es sich um ein lange gesuchtes Stammesheiligtum der Landschaft Angeln. Möglicherweise hat auch die Dingstätte am Thorsberg gelegen. Noch heute wird einem in der Nähe stattfindenden Jahrmarkt besondere Bedeutung beigemessen. / Rud. Stampf, *Fränkische Brandbestattungen am unteren Niederrhein*. Ebenda. Entgegen der früheren Annahme ausschließlicher Körperbestattungen bei den Franken konnte neuerdings beobachtet werden, daß Brandbestattungen verschiedener Art gar nicht selten sind und zum Teil bis ins 8. Jahrhundert reichen. Da das Aufkommen der

Körperbestattung mit dem Eindringen des Christentums gleichzusetzen ist, zeigt sich, wie lange sich auf dem Lande auch bei den Franken der alte Glaube gehalten hat. / Hermann Pheps, *Germanische Holzbaufunkst*. Ebenda, Nr. 18. Die Stilgefeße germanischer Art kommen nicht nur in der Kleinkunst und im Ornament zum Ausdruck, sondern ganz besonders in der Baukunst, wobei sich zeigt, daß das Holz nicht nur ein ungemein ausdrucksfähiger Stoff ist, sondern auch keinesfalls der Fähigkeit zu großer Wirkung entbehrt. Von den Vorformen des griechischen Tempels über die zahlreichen Sondergestaltungen des deutschen Raumes bis zu den Stadtkirchen Norwegens zeigt sich immer wieder der Grundzug, „durch Gestalten der Form über das Naturnotwendige hinaus den lebendigen Ausdruck zu steigern“. / Gertha Schemmel, *Die Antike und die deutsche Wiedergeburt*. Germanenerbe. Amtliches Organ des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte. Verlag Rabitzsch, Leipzig. 1. Jahrg. Heft 1 1936. Ein grundsätzlicher Aufsatz zur Frage Germanentum — Griechentum.

Aus der Urzeit

Paul Woldstedt, *Die Eingliederung des norddeutschen Paläolithikums in den Ablauf des Eiszeitalters*. Forschungen und Fortschritte. 12. Jahrg. Nr. 18, 1936. In Frankreich, das von den Vereisungen nie erreicht worden ist, war die Meinung entstanden, daß die ältesten Menschheitskulturen erst aus der letzten Zwischeneiszeit stammen. In Norddeutschland dagegen, wo der menschliche Siedlungsraum mit den Bewegungen des Inlandeises verzahnt erscheint, zeigen die Kulturfunde, daß der Mensch sicher mindestens zwei Eiszeiten erlebt hat. Es folgt eine eingehende Gliederung der Kultur- und Eiszeitstufen. / Hans A. Winkler, *Felsbilder und Inschriften aus der Ostküste Oberägyptens*. Ebenda, Nr. 19. Auf seiner letzten Forschungsreise hat Verfasser die dortigen Felsbilder planmäßig festgestellt. Sie reichen von den Beduinern bis ins Diluvium und geben nicht nur Aufschluß über Kultur und Völkerbewegungen, sondern auch über den großen Klimawechsel in diesem Gebiet. / Karl Gumpert, *Die Steinzeitiedlung Lengfeld-Süd im Bezirksamt Kehlheim, Niederbayern*. Mannus. Verlag Rabitzsch, Leipzig. 28. Jahrg. Heft 1 1936. Seit Jahren wird die sogenannte Jura-kultur im Fränkischen Jura beobachtet. Eine große Grabung bei Lengfeld-Süd ergab einen reichen Siedlungsplatz mit zum Teil mehreren Schichten, von denen die

jüngste als mittelfeinsteinlich, die älteste als der jüngeren Altsteinzeit zugehörig angesehen werden darf. Als Sonderfund konnte eine kleine Holzleule aus Stieleiche geborgen werden. Dieser Fundplatz fällt aus dem üblichen Rahmen der Jura-kultur durch häufigeres Auftreten von Kernstücken, Flächenbearbeitung u. a. heraus, so daß mit Einwirkung einer anderen Kultur zu rechnen ist. Die flächenbearbeiteten Stücke stehen den Funden der Räuberhöhle von

Etterzhausen bei Regensburg nahe, die von R. R. Schmidt als Übergangskultur von Moustérien zu Aurignacien bezeichnet worden ist. / Derselbe, Die steinzeitliche Freilandstation Seulohe-Südwest, B.-M. Nürnberg, Oberpfalz. Germania. Verlag Walter de Gruyter. 20. Jahrg. Heft 2 1936. Der Bericht zeigt für diese Fundstelle dieselben Abweichungen von der Jura-kultur, wie sie in Lengfeld-Süd zutage getreten sind. Gertha Schemmel.



Die neue Ortsgruppe Stuttgart hielt ihre zweite Zusammenkunft ab. Der Vorsitzende Dr. Kessler gab zu Beginn den zahlreichen Gästen einen kurzen Überblick über den Werdegang der Vereinigung und ihre Aufgabe, die heute so dringlich sei wie je. Dann sprach Dr. Dieterich über „Germanen-kunde im Deutschen Wort“. Vorweg behandelte er die Forderungen Prof. Leudts mit Bezug auf die germanen-kundliche Forschung, von denen vor allem wichtig erscheint, daß wir aus unseren eigenen seelischen Veranlagungen auf die unserer frühen Vorfahren zurückschließen können, wodurch uns ein gutes Mittel gegeben ist, sie in ihren Äußerungen auf allen Gebieten des Lebens zu verstehen. Dann würdigte er noch die Verdienste der anwesenden Mitglieder Eugen Weiß und General Schradin um das Wissen von unserer germanischen Vorzeit.

In seinem Vortrag konnte er natürlich nur einige wenige Beispiele für die Bedeutung der Vorforschung und -erklärung aus seinem reichen Wissensschatz geben. Aber die Auswahl der wenigen, mit großer Liebe und Einfühlung in unser herrliches Sprachgut durchgeführten Deutungen von Wörtern wie Mensch, Mann, von Eigen- und Stammenamen, von himmelskundlichen und jahreszeitlichen Begriffen genügt, um den Zuhörern einen Einblick in das reiche, noch wenig entdeckte Gebiet unserer verstaubten Volksgüter zu gewähren und in ihnen den Funken der Begeisterung und der Liebe zu unserer grauen Vorzeit zu wecken. Überhaupt kam es dem Redner hauptsächlich darauf an, am Wort

das Wesen des Germanischen und seine Erbschaft auf unsere Tage darzutun und damit das ewig Gültige unserer Art und Rasse deutlich zu machen.

Anschließend gab ein zwangloses Zusammensein in der „Elsässer Laverne“ den Besuchern noch für ein Stündchen Gelegenheit, sich gegenseitig in angeregter Aussprache näherzukommen.

Oggersheim (Rheinpfalz). Im Anschluß an die Tagung in Mannheim hielt am Sonntag, dem 7. Brachet der Heimatforscher Alois Risse aus Mengede i. W. in Oggersheim vor einem kleinen Kreise zwei Vorträge zum Zwecke der Gründung einer Arbeitsgemeinschaft. In dem ersten Vortrag „Warum Germanische Vorgeschichte?“ zeigte Risse, wie notwendig es ist, die deutsche Vorzeit vom Standpunkt einer germanischen Vorgeschichte aus zu betrachten und die früher bestandenen Anschauungen darüber einer kritischen Nachprüfung zu unterziehen. Sein zweiter Vortrag „Spuren germanischer Religion im heutigen Brauchtum“ ließ erkennen, wie sinnvoll und naturverbunden die Religion unserer germanischen Vorfahren war. Viele Reste davon sind noch heute in unseren deutschen Gebräuchen enthalten, ohne daß uns deren Bedeutung bewußt ist. Die Ausführungen des Vortragenden wurden mit großem Interesse aufgenommen; seine Aufforderung, eine Arbeitsgemeinschaft der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte in Oggersheim zu gründen, fiel auf guten Boden. Der Leiter dieser neuen Arbeitsgemeinschaft ist Karl Rittersbacher, Oggersheim (Rheinpfalz), Postfach 44.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. F. D. Plafmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Bierguth, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. M. II. Bj. 1936 4100. Pl. Nr. 3.

Germanien

Monatshefte für Germanen-kunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936

September

Heft 9

Ein Handbuch der Runen-kunde

Von Edmund Weber

Seit Holthausens Übersetzung von Ludwig Wimmers Leitwerk „Runen-skriftens Oprindelse“ 1887 als „Die Runenschrift“ herauskam, ist in Deutschland kein Buch mehr erschienen, das als eine Einführung in die wissenschaftliche Runenforschung hätte dienen können. Das Buch ist natürlich im Verlauf eines halben Jahrhunderts teilweise veraltet. Darum war es ein Ereignis, daß 1935 ein „Handbuch der Runen-kunde“ bei Max Niemeyer (Halle a. d. S. 15,50 RM.) erschien. Sein Verfasser ist der 1912 geborene Privatdozent für Sprachwissenschaft und Germanistik an der Berliner Universität Dr. Helmut Arntz.

Der gewaltige Stoff ist so gemeistert, daß alles Wesentliche zusammengefaßt ist. Der Leser wird in den Stand der Runenforschung von 1934 hineingestellt, und es dürfte kaum eine Frage geben, auf die er nicht Antwort erhält. Aber die Art dieser Antworten ist mehrfach nicht die eines unbefangenen und behutsam abwägenden, beiden Teilen gerecht werdenden Handbuchs, sondern die einer einseitig und schroff aburteilenden Streitschrift.

Der Verfasser sagt auf S. 299: „Dieses Buch will Studenten, und vor allem deutsche Studenten, in die Runologie einführen.“ Das Werk schreitet daher auch in dem ganzen schweren Rüstzeug der Fachgelehrsamkeit daher. Wörter wie Gematrie, Haplographie, Legende, Oktoden und Hexaden gehören zur Kunstsprache, von der der Dichter bekanntlich gesagt hat: „Der Deutsche ist gelehrt, wenn er kein Deutsch versteht.“ Ebenso setzt Arntz die Kenntnis der wissenschaftlichen Lautumschriftzeichen voraus. Das Fehlen einer entsprechenden Tafel deutet darauf hin, daß der Verfasser nicht mit den deutschen Volksgenossen gerechnet hat, die begierig auf eine solche „Einführung in die Runenforschung“ gewartet haben, ohne Sprachwissenschaftler zu sein. Andererseits steht die unzureichende Ausstattung des Registers im Widerspruch mit der wissenschaftlichen Bestimmung des Buches. Ein ausführliches Namen- und Sachverzeichnis ist bei einem solchen Werk zur Erleichterung der Benutzung unentbehrlich.

Arntz bekennt sich zu der Ansicht Sammarströms, der die Runen für entlehnt hält und in „einem“ Alphabet vom Sondrio-Typus das nächste Vorbild der Runen-

schrift sieht. Arnk verpflichtet ihm bei, obwohl er die „trümmerhafte Überlieferung“ der norditalischen Alphabete selbst betont. So versucht er denn von S. 85 bis 94 die Behauptungen Hammarströms zu erhärten, indem er bald dieses, bald jenes der norditalischen Alphabete zur Herleitung der einzelnen Runenzeichen heranzieht. Von einer überzeugenden Beweisführung kann man nicht sprechen. Das Alphabet, aus dem die Runenreihe entlehnt sein soll, besteht — zum mindesten vorläufig — nur in der Phantasie des Verfassers.

Arnk ist sich der Unsicherheit seiner Beweisführung auch bewußt. Denn im Vorwort heißt es:

„Als Wimmer 1874 sein Buch über den Ursprung der Runenschrift und ihre Entwicklung im Norden veröffentlichte, hielten die meisten Gelehrten diese Frage für endgültig gelöst. Heute wissen wir, daß eine endgültige Lösung nie gelingen wird.¹ Immer wieder bleiben Fragen offen, an denen wir die Grenzen unseres Wissens von der Vergangenheit erkennen. So überzeugt ich den norditalischen Ursprung der Schrift vertritt, so klar bin ich mir auch über die großen Lücken, die noch bis zur endgültigen Sicherung des Ergebnisses zu füllen sind.“²

Auf S. 94 aber heißt es:

„All das genügt nach meiner Auffassung im Verein mit dem, was ich an anderer Stelle über Schriftrichtung, Trennungszeichen, Konsonantenverdoppelung usw. ausgeführt habe, um die Hypothese vom norditalischen Ursprung der Runenschrift endgültig als richtig zu erweisen.“

Vergleicht man die gesperrten Sätze, so muß man einen klaffenden Widerspruch feststellen. Was im Vorwort mehr oder minder bedingte Wahrscheinlichkeit war, wird im Buche selbst auf einmal als endgültig richtig erwiesen hingestellt, obwohl der Schlüsselstein im Beweisbogen fehlt und seine künftige Beschaffbarkeit höchst ungewiß ist.

Daß Arnks Verfahren nicht ausreicht, ergibt sich aus einer Untersuchung, die der Bonner Germanist Heinrich Hempel in Heft 11/12, 1935, der Germanisch-romanischen Monatschrift zum Ursprung der Runenschrift veröffentlicht hat (S. 401—426). Hempel bekennt sich ebenfalls zu der Auffassung, die Runenschrift müsse sich aus einem der alpinen Alphabete gebildet haben, ehe deren Latinisierung zu weit zum Ende gediehen war, d. h. spätestens im 1. Jahrhundert v. Chr. Aber er sucht seine Ansicht zu stützen, indem er erstens die Bedürfnisfrage stellt, zweitens nach Anzeichen, die für das Vorhandensein einer germanischen Schrift in erheblich vor unsere Ära zurückreichenden Zeiträumen sprechen, fragt, drittens darauf hinweist, daß die unleugbare Verwandtschaftsbeziehung zwischen Runen und italischer Schrift ihren Ursprung diesseits der germanischen Lautverschiebung, die man schätzungsweise gern ins letzte halbe Jahrtausend v. Chr. setzt, haben müsse. Aber er scheut sich auch nicht, die Zeichen auf den Anhängern aus Schwarzort, die der Bronzezeit oder sogar der letzten Steinzeit zuzuweisen sind, zu berücksichtigen. Über die Folgerungen, die sich möglicherweise aus den runenartigen Zeichen auf der Flachperle aus Gagat, die van Giffen kürzlich in einem Grabe der Jungsteinzeit gefunden hat, ergeben, zu reden, ist noch nicht an der Zeit. Aber das darf gesagt werden: Hempels Darlegungen sind sehr eindrucksvoll und stimmen einen jeden, der vorurteilslos nach Gewißheit sucht, nachdenklich. Was sie von Arnks Stellungnahme angenehm unterscheidet, ist die streng sachliche Art, in der sich der Verfasser mit Meinungsgegnern wie Wilke, v. Lichtenberg, S. Wirth und Redel auseinandersetzt. Da fällt kein schroffes oder verletzendes Wort. Man sieht, es geht auch so. Das gleiche gilt von der besonnen abwägenden Stellungnahme Hans Jensens in der 2. Auflage seines Leitwerkes „Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart“ (1935).

¹ Sperrung von mir.

² Sperrung von mir.

Daß Arnk seine Überzeugung vertritt, ist sein gutes Recht. Aber die Achtung, die er für seinen Standpunkt beansprucht, hätte er auch denen gönnen müssen, die einen anderen vertreten. Damit unvereinbar ist, was er auf S. 299 als Einleitung zu seinem Verzeichnis der wichtigsten Literatur geschrieben hat:

„Wo ich Schriften anführte, die vor ernsthafter Wissenschaft nicht bestehen können, habe ich mir den Zusatz Phant. (= phantastisch) erlaubt, um den Leser zu warnen. Bloßes Verschweigen ist wohl einfacher, aber m. E. nicht zweckmäßiger.“

Diese Worte besagen, daß Arnk sich die Berechtigung zuspricht, zu entscheiden, was auf dem Gebiet der Runenforschung „ernsthafte Wissenschaft“ sein soll. Wo seine eigenen überragenden Leistungen sind, auf Grund deren er einen solchen Unfehlbarkeitsanspruch glaubte geltend machen zu dürfen, verrät er nicht. Zu seiner im Handbuch von ihm neu aufgestellten Oghmerleitung hat Konstantin Reinhardt in seiner „Runenkunde“ (1936) kurz bemerkt: „Die Begründung, die dafür gegeben wurde, ist alles andere als zureichend.“ Und Hans Jensen urteilt über Arnks Versuch, die Formen selber der Oghamschriftzeichen aus den Runen abzuleiten, wobei er von den Zweigrunen ausgeht:

„Ich muß gestehen, daß diese Ableitungen einen reichlich gekünstelten Eindruck auf mich machen, ohne daß ich ihre Möglichkeit gänzlich in Abrede stellen möchte. — Völlig gelöst scheint mir das Problem der Oghamschrift auch jetzt noch nicht zu sein.“

Es ist lehrreich, die Liste derjenigen Namen zusammenzustellen, deren Träger sich nach Arnk „phantastischer“ Schriften schuldig gemacht haben: F. Bork, F. Dietrich, Friedrich Kluge, Gustaf Rossinna, R. v. Lichtenberg, Guido von List, Finn Magnusen, Gustav Redel, R. E. Rasmussen, Kurt Riedel, W. W. Steat, Karl von den Steinen, George Stephens, Edmund Weber, Ludwig Wilser, und Herman Wirth. Ob er auch G. Wilke dazu rechnet, geht nicht so deutlich aus dem Zusammenhange hervor, daß ich diesen Namen in die Liste einzureihen unternehmen möchte.

Die von mir gesperrten Namen sind solche vom besten deutschvölkischen Klange. Es sind Männer darunter, deren Verdienste um die germanisch-deutsche Wiederbefinnung auch Arnk nicht verborgen geblieben sein können. Wenn diese bedeutenden Gelehrten durch ihre Forschungsergebnisse auf ihren Fachgebieten zu der Folgerung gelangt waren, daß den Germanen die Grundlagen einer bodenständigen Schrift sehr wohl zuzutrauen wären, so ist ihre Stellungnahme rassiekundlich und weltanschaulich bedingt gewesen. Heinrich Hempel hat das auch zu würdigen gewußt, denn er schreibt:

Zugrunde liegt hier ein prinzipieller Gedanke: Die Herleitung der Runen aus den antiken Alphabeten und dieser wieder aus dem phönizischen falle in den Bereich eines sehr allgemeinen wissenschaftlichen Vorurteils des 19. Jahrhunderts, das fast weltanschauliche Ausmaße annahm: „ex oriente lux“, alles Licht kommt aus dem Orient, und die Nordvölker leben jeweils dahin in Barbarei und Unwissenheit, bis wieder einmal eine Kulturwelle von dort her zu ihnen herüber schlägt. Wir Germanisten neigen wohl nicht sehr zu diesem Vorurteil, denn es bewahrt uns davor unser Stoff. Der bringt uns immer wieder ins Bewußtsein, daß die Germanen von je eine eigentümliche und eigentwertige Kultur besessen haben, eine Kultur, die schon vor 1800 Jahren einem tiefblickenden Beurteiler von der anderen Partei, dem Römer Tacitus, höchste Achtung abnötigte.“

Man fühlt, Hempel hat den Sinn für völkische Unwägbarkeiten, den wir besonders nach der Rede Mussolinis in Bari nicht bloß bei unseren Germanisten, sondern auch bei dem ganzen akademischen Nachwuchs uns wünschen müssen. Dann dürfte uns auch die Anwendung des polynesischen Begriffes „Tabu“ auf germanische Verhältnisse erspart bleiben, die Arnk S. 265 noch auf das Wort alu für angebracht erachtet hat.

Der Ton, der bei Arnk die Musik macht, ist sehr verschieden, je nach der Person, mit der er es zu tun hat. Fühlt er sich gedrungen, eine Ansicht von Friesens abzulehnen, so geschieht es mit ehrerbietiger Artigkeit, aber Redel gegenüber sind ihm Ausdrücke wie „unwissenschaftlich“ (S. 72) oder „leider“ (S. 175) oder „weit schlimmere Irrwege“

(S. 11) Bedürfnis. Ebenso bescheinigt er Franz Rolf Schröder, daß er „auf ganz böse Abwege geraten“ sei (S. 323). Mir wirft er „Planlosigkeit“ vor. Man fragt sich beim Lesen solcher abfälligen Bemerkungen immer wieder, was sie mit einer wissenschaftlichen Widerlegung zu tun haben.

Ausgesprochen unfreundlich muß es auch wirken, wenn Arnk zweimal ein (sic!) hinter Irrtümer in einem Aufsatz Nedels in „Forschungen und Fortschritte“ 9, Nr. 20–21, zu setzen für angebracht erachtet hat. Der eine so gerügte Irrtum ist „Tutart“ statt „Tuthart“, also ein ganz offensichtlicher Druckfehler. Seit wann schießt man mit Kanonen nach Spazern?

Da der Verfasser so streng mit anderen ins Gericht geht, so sei er gefragt, was er auf S. 289 eigentlich meint, wenn er schreibt:

Nun hat 1931 MacNeill eine andere Vermutung geäußert. Er meint, der Grund für die Ablehnung der lateinischen Zeichen sei in der Feindschaft der Druiden gegen Rom zu suchen, das ihr unabhängiger Verfolger war.“

Sollte nicht das Wort „unabhängig“ ein Schreibfehler sein?

Ganz anders gelagert ist folgendes. Auf S. 206 hat Arnk geschrieben:

An Fälschungen seien . . . die Berliner Runenfunde (JbM. 68, 217–225. Dagegen JbM. 69, 136: in Wirklichkeit lateinische Buchstaben) . . . genannt.“

Die Verfasser des Aufsatzes in Band 68 sind Hermann Harder und ich. In berechtigter wissenschaftlicher Notwehr stelle ich der Behauptung von Arnk gegenüber fest:

1. Wie aus der Arbeit hervorgeht, befindet sich der Steinsarg mit der von Harder und mir als runisch angesehenen Inschrift seit 1841, also schon 95 Jahre in Berlin.

2. Die Inschrift war schon lange vor uns in der amtlichen Beschreibung der Königl. Museen zu Berlin veröffentlicht, aber noch nicht gedeutet.

3. Auf S. 218 unseres Aufsatzes steht unter Anmerkung 2 zu lesen:

„Papp-Abdruck (Herr Radloff) und Sichtbildaufnahmen (Herr Steinkopf) wurden von Angehörigen der Museumsverwaltung gemacht und sind im Archiv des D. M. zugänglich. An dieser Stelle möchte ich Herrn Prof. Dr. Gustav Nedel für seine freundliche Vermittlung und der Direktion des Deutschen Museums, besonders Herrn Dr. Bange, für die Bereitwilligkeit danken, mit der die notwendigen Hilfsmittel zur Entzifferung der Inschrift beschafft wurden.“

Wie Arnk angesichts dieser klaren Sachlage darauf verfallen ist, den Fall unter „Fälschungen“ einzureihen, bleibt mir rätselhaft. Liegt ein Irrtum vor oder hat er den Aufsatz gar nicht selber gelesen und bloß ein fremdes Urteil übernommen?

Was uns im übrigen bewog, der Inschrift runisches Gepräge zuzusprechen, hat Hermann Harder in seinem Aufsatz „Beiträge zur Schriftgestalt in lateinischen Inschriften der Germanenreiche“ in Herrigs Archiv (Bd. 168, Heft 1/2, 1935) dargelegt und in anderer Weise behandelt in einem Aufsatz „Die Ursprünge des gotischen Stils im Spiegel der Schrift“ in „Die Sonne“, 13, Heft 3 (1936).

Prof. Dr. Karl Helm, der Herausgeber der Sammlung, in der das Werk von Arnk erschienen ist, schrieb mir unter dem 3. Dezember 1935:

„Ich habe jetzt die verschiedenen Publikationen über die Berliner ‚Runen‘ im Zusammenhang gelesen. Danach scheint mir die Sache nun so zu liegen. Nach allgemeinem Urteil handelt es sich um eine lateinische Inschrift; davon sind Sie und Herr Harder nach Ihrer Karte nun überzeugt. Herr Arnk gibt ebenfalls an, es handle sich um lateinische Buchstaben. Die Inschrift hat also aus den germanischen Runeninschriften auszuscheiden, aber freilich nicht, indem man sie als „Fälschung“ bezeichnet; dazu wäre man nur berechtigt, wenn jemand die Absicht gehabt hätte, eine Runeninschrift vorzutäuschen, wovon ja keine Rede sein kann. Within gehört die Inschrift auch nicht unter A.'s Aufzählung der „Fälschungen“. Korrekt wäre gewesen zu sagen: „Die Berliner Inschrift enthält eine lateinische Inschrift in lateinischen Buchstaben eigentümlicher Form“, und nach dem neuesten Aufsatz Harders im Archiv kann man diese eigentümliche Form also wohl charakterisieren als ‚deutlich beeinflusst durch die Runenzeichen‘. Diese Eigenheit macht die Inschrift auch für den Germanisten wertvoll.“

Dom nordischen Speicherbau

Von Dr.-Ing. Erich Kulke

In Niederlungwitz bei Glauchau in Sachsen befindet sich ein Speicherbau, der wegen seiner Bauart in Gefahr war, abgerissen zu werden. Da dieses einzigartige Bauwerk in ganz Sachsen eine einmalige Erscheinung ist und mutmaßlich schon aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammt, so ist mit Erfolg versucht worden, diesen Blockbau zu erhalten.

Beim näheren Betrachten dieses mit einem hohen Satteldach geschützten Speichers fällt sofort die Eigenart der Konstruktion auf, die einen aus dicken Bohlen errichteten Unterbau zeigt und darüber das vortragende Obergeschloß durch vorspringende Balken und eingebaute Knaden sichert. Diese Sonderstellung der konstruktiven Einzelheiten, die auf mitteldeutschem Boden kein Gegenstück aufweisen, lassen den Speicher in Niederlungwitz als einen der besten Bauten dieser Art in ganz Deutschland erscheinen.

Es drängt sich die Frage auf, welche Bedeutung diese Speicherbauten für die Bauernhöfe im allgemeinen besessen haben und welche Gedanken diesen Bauten zugrunde liegen. In den zahlreichen Speicherranlagen Nordwegens, die auch „Stabur“ genannt werden (von stav = „Stab“), wurden zunächst alle wichtigen, gegen Wetter und Diebstahl zu sichernden Gegenstände und Nahrungsmittel untergebracht. Hier standen die mächtigen Truhen an den Wänden, in denen die Ausstattung der Töchter sorgsamst bewahrt wurde, auf Querstangen hingen hier die Schaffelle, Tücher und Kleider. Um das Getreide gegen den Fraß des Ungeziefers zu schützen, wurden häufig diese Bauten auf Pfählen oder hohen Steinsokkeln errichtet, während der Zugang nur durch eine steile Stiege ermöglicht wurde. Daß der Speicher schon zu den vorgeschichtlichen Bauten der germanischen Gehöftanlage gehört, beweisen die vielen Funde von speicherförmigen Hausurnen, wobei besonders auf den norddeutschen Fund von Oblitz hingewiesen werden kann.

Mit dem wachsenden Reichtum der nordischen Edelsbauern entstand das Bedürfnis nach einem größeren Umfang der Speicherrbauten. Auch die Anzahl der zu einem Bauernhof gehörigen Speicher größerer Art wuchs; die alten

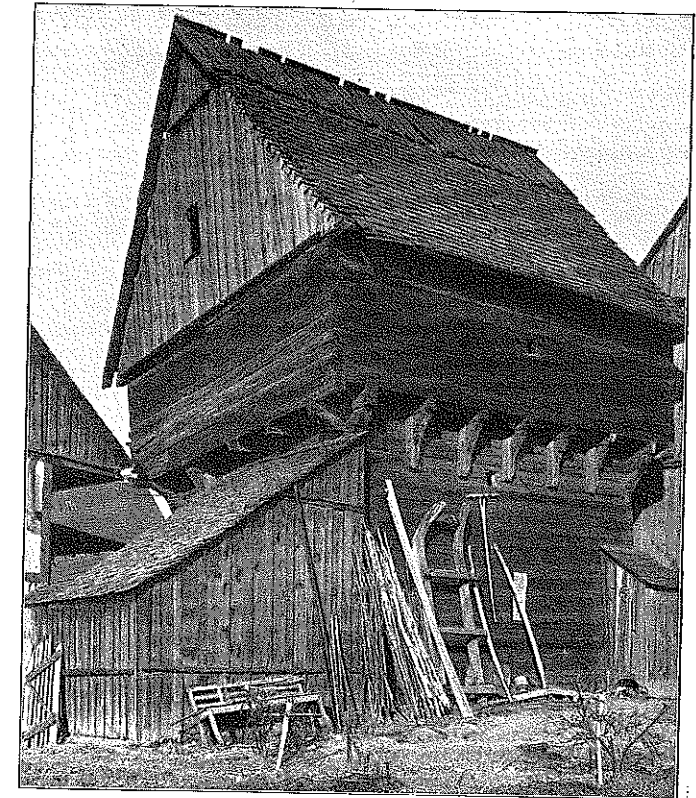


Abb. 1. Speicher zu Niederlungwitz (Sachsen)
Phot.: Landesverein Sächs. Heimatschutz, Dresden



Abb. 2. Speicher zu Verdal
(Norwegen)

Aufn.: Norweg. Verkehrsbüro

schwedischen Geseze, auch die Geseze der Westgoten erwähnen zum mindesten drei an der Zahl für einen Bauernhof mittlerer Größe: für das reine Korn, für Eßwaren, für Gewänder. Ein Hof Saakenstadt in Baage z. B. zählt von 33 Gebäuden allein sieben Speicher (Khamm: „Urzeitliche Bauernhöfe“, Seite 721).

Ein entscheidender Schritt für die weitere Entwicklung des Speichers war der Übergang zur Zweigeschossigkeit. Hierdurch waren für den Speicher weitaus reichere Möglichkeiten der Verwendung

gegeben. Als zweistöckigen Holzbau finden wir ihn nunmehr auch häufig als Verteidigungswerk, das seine besondere Verstärkung durch einen im Obergeschoß ausgehenden laubenähnlichen Wehrgang erhielt. Zahllos sind die uns überlieferten Beispiele in der Sagaliteratur, in denen um diese Bauten gekämpft wird, wo Übersälle von den Wehrgängen aus abgeschlagen werden und der Angreifer die auf der Außenseite angebrachte Treppe hinuntergestoßen wird. Häufig stand auch das Erdgeschoß mit einem unterirdischen Gang in Verbindung.

Da diesen Speicherbauten größte Beachtung entgegengebracht wurde, so war es nur natürlich, daß sie mit besonderer Sorgfalt von der Zimmermannskunst verziert wurden. Der unter Nr. 2 abgebildete Stabur von Verdal wird zu einem Prachtstück des gesamten Hofes gezählt haben. Giebel schmuck, Türrahmen und Tür selbst, Pfostenverzierung und Balkenbearbeitung weisen hier auf den geschulten Geschmack der nordischen Holzbaukunst.

Fragen wir uns nunmehr nach dem Verbreitungsgebiet dieser Speicherbauten, so fällt auf, daß wir diese keineswegs nur in den nordischen Ländern, sondern auch auf deutschem Boden und auf finnischem und slawischem Gebiet wiederfinden. Heute wissen wir, daß der altslawische Bauernhof nur einen Ableger der germanischen Vorbilder darstellt und daß auch der Speicher auf slawischem Boden seinen Ursprung im Norden zu suchen hat. Auch im bayerischen Alpengebiete des Ostales finden wir ihn, ebenso wie in den von suebischen Völkergruppen besiedelten, heute zur Schweiz gehörigen Westalpentälern. Zum Vergleich und zum Beweis der Gleichartigkeit und der gemeinsamen Wurzel sind hier aus Norwegen, aus dem Oberwallis der Schweiz und aus der Glauhauer Gegend Sachsens drei Beispiele gewählt, die in der Gleichheit der Bauformen recht überzeugend wirken. Es handelt sich um drei zweigeschossige Bauten, deren Obergeschoß gleichmäßig überträgt und die gleichen Dächer, wenn auch mit verschiedenen Neigungswinkeln, tragen. Wenn der Stabur von Verdal besonders reiche Schmuckflächen aufweist, so überzeugt

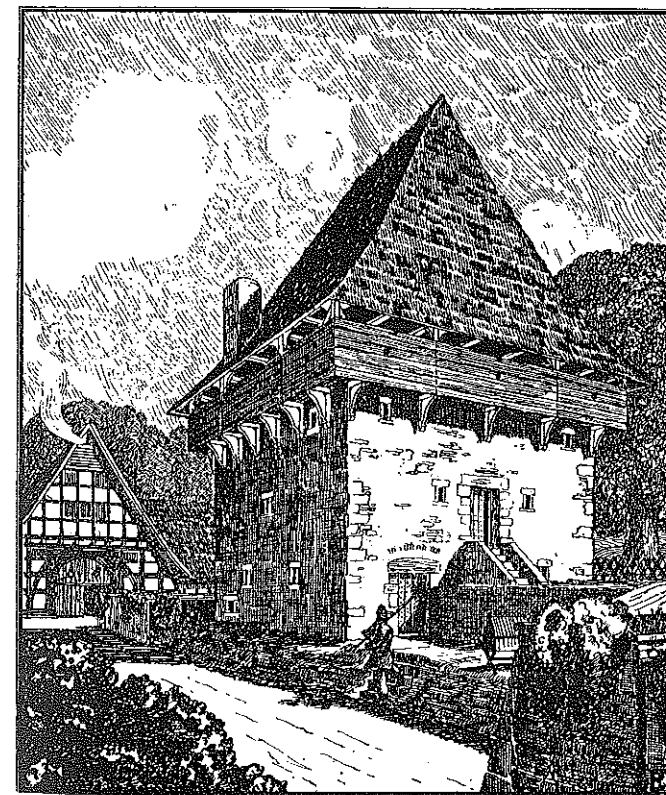
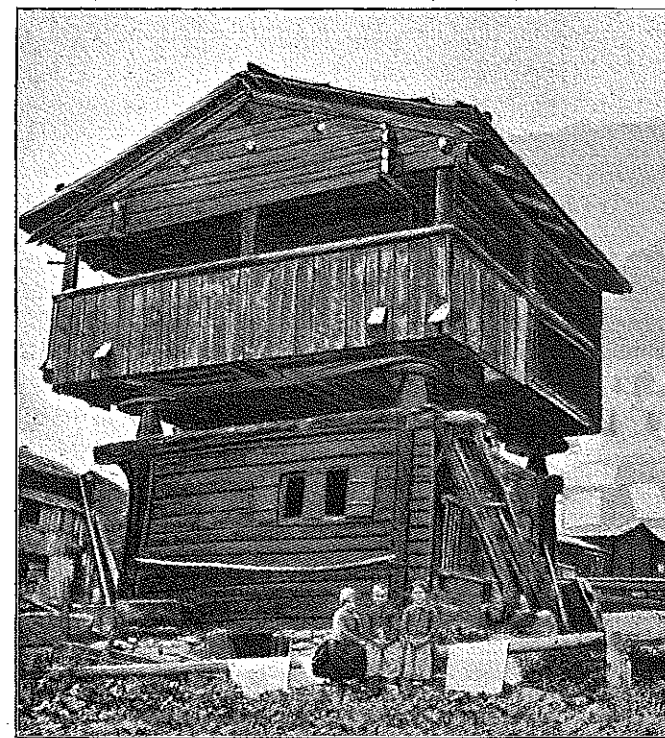
Abb. 3. Speicher in Oberwallis
(Schweiz)

Aus: Jungfer, Das Schweizerhaus
Bd. 1 Wallis

der Speicher von Niederlungwitz durch die trutzige Form des vorspringenden und durch Knaden gesicherten Obergeschoßes.

Diese drei Beispiele können beliebig vermehrt werden. Sowohl im Schwarzwald, wie auch am Niederrhein, in den Sudetengebieten, wie auch in der Mark Brandenburg in der einen Landschaft zahlreicher, in der anderen heute fast verschwunden, finden wir treffliche Beispiele.

Woher nun diese Verbindung, diese Gleichheit der Bauformen in land-



schaftlich weit voneinanderliegenden Gegenden, woher die gleichen Einzelformen? Der Stabur von Verdal sollte mit dem aus dem Wallis nur eine zufällige Ähnlichkeit aufweisen? Die Antwort kann allein in der Begebenheit der gemeinsamen Heimat gefunden werden. Wie es sonst nur selten glückt, kann an diesen vier Speicherbildern bewiesen werden, daß uralte Bauformen auf der Völkerwanderung mitgenommen wurden und daß die gemeinsame Wurzel für unsere bäuerliche Holzbaukunst, wie auch für die Verschiedenartigkeit der Bauern-

Abb. 4. Steinerner Speicher in
Westfalen

Aus: Boose, Niederächs. Bauernburgen
und Steinwerke

hausgruppen im Norden zu suchen ist. Unsere Vorfahren lebten auch in anderen Landschaften weiter im Geistesgut ihrer Heimat. Der Schatz der nordischen Gedankenwelten wirkte in ihnen weiter und brachte auch fern der Heimat so herrliche Werke zutage, wie wir sie in jenen Speicherbauten antreffen.

Der zweigeschoßige Speicherbau als Ausdruck der Wehrhaftigkeit des freien Bauernstandes fand seine Weiterentwicklung in den sog. Steinwerken der niedersächsischen Gehöftanlage. Das Beispiel des Steinwerkes zu Ottenhausen (Bild Nr. 4) zeigt die überraschende Einstimmigkeit mit den anderen bereits erwähnten Speicherbauten. Auch hier wird das aus Steinen errichtete Erdgeschoß von einem Wehrgang umgeben, und ein hohes, abgewalmtes Satteldach schützt das Gebäude. Auch der Eingang in das Erdgeschoß ist, hier durch ein Kellergeschoß bedingt — das wir vereinzelt übrigens auch bei den Speichern Norwegens antreffen —, durch einen treppenartigen Vorbau zu erreichen.

In einer umfassenden Betrachtung, die das nordische Bauernhaus oder den nordischen Bauernhof als Ausgang sämtlicher nordisch bestimmter Baukulturen zur Darstellung bringt, wird auch dem Speicher seine Bedeutung eingeräumt werden müssen. Die mittelalterliche Wehrarchitektur mit ihren Stadt- und Burgenbefestigungen, ihren Bergfrieden und Torbauten, hat ihren Ausgangspunkt in den Speichern und Steinwerken, den Hofwehren der nordischen Bauern.

Rethra und Arfona, die beiden slawischen Heiligtümer in Deutschland

von Alb. G. Krueger

Dieser Bericht über die beiden Grabungen von Schuchhardt zeigt, wie hier der Spaten die ihm zugewiesenen Arbeiten zu lösen vermag. Wir bringen die Darstellung des leider jüngst verstorbenen Verfassers ohne wesentliche Zusätze, weisen aber in einer Anmerkung auf einen Irrtum hin.

Die Vorherrschaft der Slawen im nordöstlichen Deutschland dauerte ungefähr vom 7. bis zum 12. Jahrhundert. Bis dahin hatten hier durch 2000 Jahre die Großsueuenvölker, Langobarden und Semnonen, und weiter nach Norden, an dem Gestade des Baltischen Meeres, Wandalen, Burgunder und Goten gesiedelt. Von der Elbe bis in die Gegend von Warschau lassen sich ihre Spuren deutlich in den Hünnengräbern, in der Luschitzer Keramik und stellenweise auch in prächtigen Wohnstätten nachweisen. Als dann diese germanischen Völker sich in ihrem Hauptteil endgültig dem Süden zuwandten, die Bevölkerung des Landes spärlicher wurde, drangen die Slawen von Osten her vor. Nicht als Eroberer, sondern langsam und unmerklich, wie es ihre Art ist!

Die bemerkenswertesten Denkmäler dieses slawischen Zeitraumes sind die runden Wallbefestigungen, die sich an vielen Stellen zwischen Elbe und Oder erheben. Allein in der Mark Brandenburg zählt man ihrer 400—500. Der slawische Ursprung dieser Wallbefestigungen wurde schon von Rudolf Virchow festgestellt. Aber ihre Bedeutung blieb lange Zeit streitig. In dem Buche des Dr. Verblä (1887), das diesen Wallbefestigungen gewidmet ist, werden sie alle ohne Ausnahme als „Heiligtümer“ angesprochen. Während des von den Priestern vollzogenen Rituals, das an einem Altar in der Mitte dieser Rundwälle vollzogen wird, läßt V. die Teilnehmer der Feierlichkeit rund herum auf dem Wall, gleichsam wie in einem römischen Amphitheater, sitzen. Eine etwas an den Saaren herbeigezogene Erklärung, um so weniger glaubhaft, als es bei Nachgrabungen niemals gelingen wollte, den Platz des Altars, den man doch sicher aus Steinen hergestellt haben würde, auch nur annähernd festzustellen. Solche Nachgrabungen nehmen

viel Zeit und Geduld in Anspruch und bringen gewöhnlich sehr wenig gute Ergebnisse für die Sammlungen. Gewöhnlich findet man nur einige wenige Scherben.

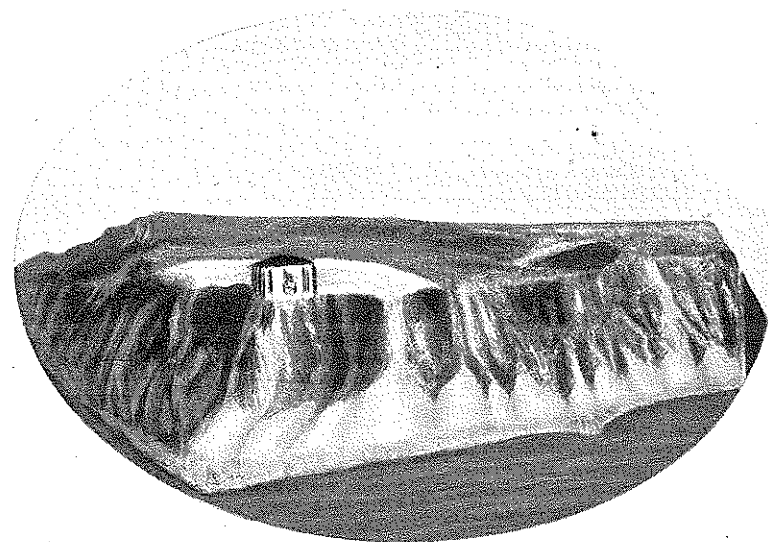
Da nun alle vorhandenen Urkunden von Tempelstätten sprechen, ist der Irrtum erklärlich, der in diesen Rundwällen Tempelstätten sehen will. Lange genug schwankten daher auch die Meinungen hin und her, bis es Schuchardt gelang, wenigstens die Hauptfragen zu klären. Er stellte folgendes fest:

1. Der umgebende Wall besaß ursprünglich keineswegs die rundliche, friedlich anmutende Gestalt, die er heute zeigt, sondern stellte eine wirkliche, kriegerische Befestigung aus Holz und Lehm auf einer Steingrundlage dar. Die Einrichtung entsprach also nicht einem Heiligtum, sondern einer richtigen Festung!
2. Der Innenraum, zu dem stets nur ein einziges Tor führt, weist Spuren von Häusern auf, die stets an dem Wall entlang gelegen waren und in der Mitte einen freien Raum ließen — den Festungshof. Diese Slawenrundwälle sind also augenscheinlich Überbleibsel kleiner Herrensitze, wie sie uns in dieser Gestalt auch bei den Germanen jener Zeit im nordwestlichen Deutschland und Holland begegnen und, in einer oder der anderen Richtung verändert, im Verlauf des ganzen Mittelalters bestanden! —

In allen slawischen Sagen ist aber immer nur von zwei Heiligtümern die Rede: von Rethra, das augenscheinlich das allgemeine Heiligtum aller Lutitscher zwischen Elbe und Oder im Verlauf vieler Jahrhunderte gewesen ist, und Arfona auf der Insel Rügen, das das von Rethra übriggebliebene aufnahm, nachdem dies dem von dem Südwesten herandrängenden Christentum zum Opfer gefallen war.

Rethra und Arfona waren heilige Orte, in denen keine weltlichen Gewalten, sondern das Priestertum herrschte. Es äußerte Prophezeiungen, entschied Kriegs- und Friedensfragen und empfing nach einem siegreichen Kriege stets den kostbarsten Teil der Kriegsbeute!

Die Tempel sind in alten Quellen ausführlich beschrieben. So erfahren wir, daß es große hölzerne Gebäude waren mit dem überlebensgroßen Standbild des Hauptgottes in



Rekonstruktion
des Arfona-Tempels

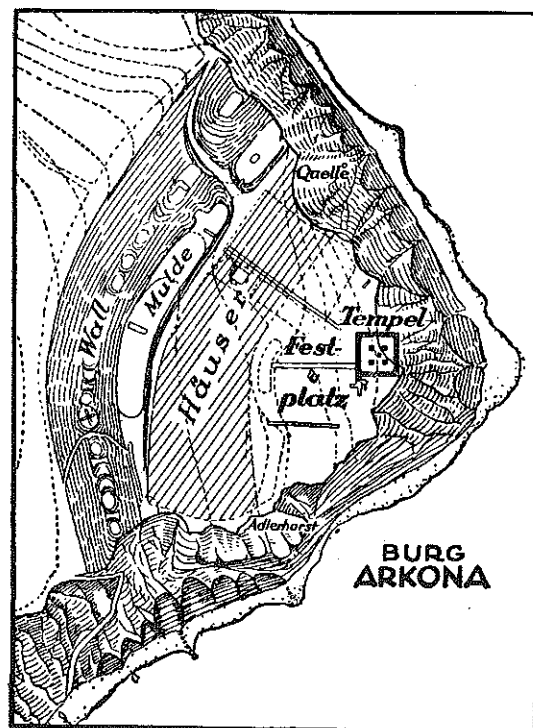
der Mitte und den Reliefbildern anderer Götter an den Wänden. In Arfona stand zwischen vier Pfosten hinter Stoffvorhängen das Bild Swantewits, mit seinen Füßen tief im Erdboden wurzelnd. Der Gott war mit vier Köpfen dargestellt, zum Zeichen, daß er

in alle vier Himmelsrichtungen zu schauen vermochte. In Rethra hieß der Hauptgott „Suarofich“, nach russischen Überlieferungen ein Sohn „Suarogs“, dessen Name sich bis heute in dem mecklenburgischen und schlesischen Worte „Swark“ oder „Schwark“ erhalten hat, das „Gewitterwolke“ bedeutet¹. In dem Haupttempel zu Stettin, der sich auf der höchsten Stelle der Stadt erhob, stand das Bild des Gottes „Dreikopf“.

Arkona war als alte Kultstätte immer bekannt. Eine sehr genaue Beschreibung seines Tempels und seiner Zerstörung wie des gesamten Swantewitkultes gibt der dänische Geschichtsschreiber Saxo Grammatikus, der im Gefolge des großen Waldemar jedenfalls die ganze Sache miterlebt hat!

Die Nordspitze Rügens, die sich gen Osten in einer kleinen, dreieckigen Landspitze gegen das Meer zieht, wird von dem Festlande durch einen hohen Wall geschieden, der jetzt noch eine Höhe von 9 bis 10 Meter aufweist und solchergestalt eine Festung in Form eines gleichschenkligen Dreiecks mit einer Grundfläche von 190 Meter darstellt. Im Vergleich mit den übrigen slawischen Rundwällen, die im Durchschnitt nicht mehr als 60 bis 70 Meter aufweisen, ist diese Ausdehnung immerhin eine recht achtunggebietende! Nicht so im Vergleich mit anderen alten Stätten. So stellt die alte Semnonenbefestigung, die sogenannte „Römerschanze“ bei Potsdam, ein schiefes Viereck dar mit Querslinien von 250 Meter. Und die Stätten der Sachsen zur Zeit Karls I., z. B. Eresburg am Diemel und Hohenlyburg haben sogar eine Seitenlänge von 1000 bzw. 700 Meter.

Dank seiner malerischen Lage wurde Arkona von vielen Wanderern besucht. Auch Altertumsforscher gruben dort oft, fanden slawische Scherben, Holzkohle und Tierknochen, die sie dann als „Überreste großer Opferfeste“ ehrfurchtsvoll nach Hause trugen. Wie aber das Heiligtum während seines Bestehens wirklich ausgesehen hatte, blieb der Phantasie des Besuchers sich auszumalen überlassen. Niemand glaubte auch an die Möglichkeit, jemals wirkliche Spuren von alledem zu finden! Denn: alles war doch nur Holz und mußte längst bis auf den Grund verfault sein.



Grundriß von Arkona.

Mit diesem übel angebrachten Sichzufriedengeben hat die neue vorgeschichtliche Arbeitsweise gründlich aufgeräumt. Während der Ausgrabungen am römisch-germanischen Grenzwall, dem „Simes“, haben wir gelernt, mit aller Glaubwürdigkeit die Spuren alttümlicher Gebäude in der unter dem Boden befindlichen Muttererde genau zu erkennen. Jeder Pfosten und jeder in die Muttererde eingedrückte Balken hinterläßt nämlich in derselben eine Vertiefung, die mit schwarzer, lockerer Erde, den Fäulnisstoffen, angefüllt ist und sich in der helleren Muttererde noch nach Jahrtausenden deutlich feststellen läßt. Auf diese Weise gelang es, den Plan der

großen römischen Befestigungen am Rhein (Neuß, Xanten) und an der Lippe (Haltern, Oberaden) mit allen Bauten ganz genau festzustellen. —

Im Besitze dieser Ergebnisse untersuchte nun Schuchhardt im Jahre 1919, gewissermaßen als Auftakt, die Rundwälle bei Reetz im Kreise Arnswalde genauer und fand die bereits erwähnten Ergebnisse. Mit seinem Freunde, dem Babylonforscher Robert Goldewey, und seinem Sohne ging er dann im Jahre 1921 an die Freilegung des bekannten Arkona. In seinem Bericht an die Preussische Akademie der Wissenschaften sagt er über den jetzigen Zustand Arkonas:

„Die Burg bildet heute ein Dreieck mit der Spitze nach Osten, der Basis nach Westen. Die Basislinie hat die stattliche Länge von 190 Meter. Die Breite von Osten nach Westen beträgt 125 Meter. Die Spitze im Osten ist eine hohe, ebene Fläche. Von ihr aus senkt sich gen Westen hin das Terrain bis zum Wall um 6,5 Meter. Die Burgfläche liegt 40 Meter über der Ostsee.

Die Absturzwände am Ostrand zeigen im südlichen Teile die kahlen Kreideschichten in imposantem Aufbau. In dem nördlichen Teile ist der Abfall zunächst gelinder und wird erst für die letzten 15 Meter steil. Hier fließt auch heute noch die von Saxo erwähnte Quelle, die durch zwei Brunnen wieder erhohrt ist und in der ersten Leuchtturmzeit der kleinen Kolonie Arkona das Wasser lieferte.

An dem Wall im Westen ist der ehemalige Außengraben heute kaum noch zu erkennen. Innen zieht aber eine breite Mulde am Wall entlang, wie öfters bei slawischen Burgen, aus der ein Teil des Materials zum Wallaufbau entnommen ist.“

So also sah das Gelände aus, auf dem nun der Spaten angelegt wurde. Bald stießen die Suchenden auf eine Kulturschicht, und es ergab sich, daß „ein breiter Gürtel von Wohnhäusern an der Wallseite die Burg besetzt gehalten hatte“. Kennlich war diese Kulturschicht, wie das bei solchen Siedlungen stets der Fall ist, durch schwarze Färbung des Bodens. Und in dieser Schicht fanden sich Scherben, Tierknochen und sogenannte „Lehmstaden“, d. h. hartgebrannter, mit Stroh durchkneteter Wandbewurf aus Lehm. Hin und wieder kam geringes Eisengerät zu Tage, so eine ganz einfache Pfeilspitze und anderes mehr. Aber von irgendwelchem Edelmetall fand sich bei der ganzen Grabung auch nicht eine Spur. Sehr erklärlich: die Zerstörer hatten eben „ganze Arbeit“ gemacht. —

Nun hatte man schon die Häuser, wahrscheinlich bewohnt von den Priestern und der zeitweilig 300 Mann starken Besatzung. Dann kam eine breite Fläche, frei von jeder Kulturschicht. Es war der Platz, auf dem sich bei religiösen Festen die Menge sammelte, und endlich der Tempel selbst, kennlich durch eine Art Pflaster, das sich in einer Länge von 20 Meter von Norden nach Süden zog und und dann an beiden Enden im rechten Winkel nach Osten umbog. Es war der Untergrund der Tempelfront, und eine genauere Untersuchung seines Aufbaues zeigte, daß er an manchen Stellen sehr dick lag. Drei oder vier Schichten von faustgroßen Feuer- und Granitsteinen befanden sich übereinander und die Breite dieser Schicht betrug zwei Meter. Nun wurde die Grabung in den Tempel hineingeführt, um zu sehen, ob etwa auch die vier Pfosten um das Idol, von denen Saxo spricht, sich finden ließen. In der Tat war das der Fall, und zwar in Gestalt von Fundamentierungen, wie wir sie für die Außenwände des Tempels kennengelernt hatten. Die Steinpackungen bildeten für die Pfosten quadratische Flächen von 1,5 Meter Seitenlänge und bildeten ihrerseits wieder ein Quadrat von 6,5 Meter, das sich im selben Abstand von 1,5 Meter in den Außenwänden des Tempels hält. In diesem inneren Quadrate, dem Allerheiligsten, hat man denn nach Standortspuren des Swantewitbildes gesucht. Sie wurden ebenfalls gefunden, und zwar nicht in der Mitte des Quadrates, sondern mehr nach der Rückwand zu. Hier also hatte das riesige Holzbild des Swantewit, tief in den Boden gerammt und mit Steinen festgekeilt, gestanden, so daß bei der Zerstörung,

¹ In Wirklichkeit ist Swark altsächsisch und kommt schon im Heliand vor; ebenso das davon abgeleitete bisswerkan, „den Himmel verdüstern“. Immerhin ist indogermanische Verwandtschaft mit den slawischen „Suarosicy“ möglich.

wie Sago berichtet, die Beine über dem Boden mit Ästen durchhauen werden mußten, wobei das riesige Bildwerk, die Rückwand durchschlagend, niederfiel. Heute wäre es in die Tiefe gestürzt, denn der von Jahr zu Jahr weitergehende Abbruch des Steilufers hat bereits den Tempel erreicht und die Rückwand ist schon verschwunden. Es war also höchste Zeit, daß die Untersuchung geschah. Aber nun konnte der Grundriß des Tempels gerade eben noch festgestellt werden. —

Die Ausgrabungen in Arkona mußte man selbstredend wieder zuschütten, wie immer bei solchen Gelegenheiten, da man es ja nicht mit feststehenden Mauern zu tun hat, und das Ausgegrabene schnell verwittert und verweht. Der gefundene Tempelplatz wurde aber durch Pfähle markiert und an der Stelle, da das Bild gestanden, eine Tafel mit der Inschrift errichtet: „Hier stand Swantewit in seinem Tempel!“

So war es denn gelungen, zum ersten Male auf deutschem Boden die Grundlagen für den wissenschaftlichen Wiederaufbau eines altslawischen Tempels zu schaffen. Und wie großartig muß dieses alte Heiligtum gewirkt haben. Auf der höchsten Stelle der Burg stand der Tempel. Von ihm aus senkte sich langsam das Gelände zum Wall. Von jeder Stelle des Innern konnte man genau sehen, wie der Priester, wenn er den Gottesdienst verrichtete, aus dem Tempel trat, das große Horn des Gottes in der Hand, wie er es mit Met füllte, auf einen Zug leer trank, sich dann zu dem Volk wandte, es ermahnte, weis- sagte und begeisterte! —

Arkona ist im Jahre 1168 durch die Hand der Dänenchristen gefallen, als letzter Hort des Slawentums in Norddeutschland. Genau 100 Jahre dauerte seine Herrschaft in diesem Bezirk, die durch Erbschaft aus dem alten großen Heiligtum übernommen war, das auf dem Festlande, inmitten des Lütischen Volkes, bestanden hatte. Und das war Rethra, im Lande der Redarier, dem heutigen Mecklenburg-Strelitz!

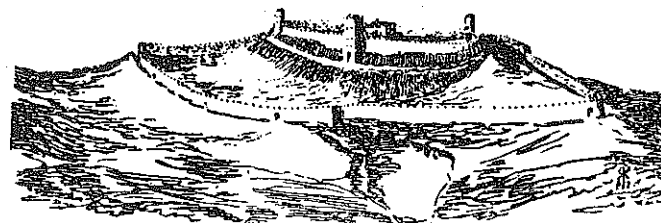
Rethra war, wie Arkona später, der Mittelpunkt der Priesterherrschaft mit dem berühmten Drakel, das seinen Einfluß weithin ausdehnte und die Geschicke der Völker lenkte. Es war der Kriegstempel aller Wenden, d. h. aller slawischen Völker zwischen Elbe und Oder. Ihre Feldzeichen wurden in Rethra aufbewahrt. Von ihm aus wurde das politische Leben des Landes gelenkt, die Kriegs- und Friedensfrage entschieden. Nicht nur vereinzelt ordnete man hier die Erhebungen der Slawen gegen die germanische Herrschaft, wie um 783, da Mistiv, der Obotritenfürst, seinen Rachezug gegen die Deutschen antrat, oder 1066, da das Schloß des Erzbischofs, Mikulinburg, genommen, Erzbischof Johann gefangen genommen, nach Rethra gebracht und dem Kriegsgotte geopfert wurde. Nein, alle großen allgemeinen Slawenaufstände gingen von Rethra aus! —

Aber wo lag nun dieses berühmte Rethra?

Schon im Jahre 1519 begann einer der Professoren der Universität Rostock die Suche nach diesem einst so mächtigen Heiligtum, dessen Name sich nicht einmal in dem Lande erhalten hatte und dessen Lage keine Volks Sage kündete. Eine gute Beschreibung der äußeren Ansicht Rethras gibt Thietmar von Merseburg, eine schlechte Adam von Bremen. Die Gelehrten folgten, wie das so zu geschehen pflegt, dem Schwärmer Adam und — gingen 400 Jahre in der Irre!

Thietmar, der im Jahre 1017 starb, war ein sehr erfahrener Mann seiner Zeit. Aus dem Grafengeschlecht derer von Wahlbed an der Aller stammend, befand er sich von Kind auf den Slawen nahe. Als Bischof von Merseburg mußte er besonders gut über die Missionstätigkeit in den slawischen Ländern unterrichtet sein. Und als Freund Kaiser Heinrichs II. nahm er an einigen Feldzügen gegen die Polen teil, während derer unter den Hilfsvölkern des Kaisers auch die Redarier kochten. Gerade bei der Beschreibung eines dieser Feldzüge erwähnt Thietmar gelegentlich der Beschreibung der slawischen Hilfsvölker und ihres Kultes auch die Burg Rethra.

„Rethra“, sagt er, „im Bezirk der Redarier ist ein dreihörniges Schloß, das im Osten



Das „dreihörnige“ Rethra

an einen See stößt, im Westen aber von einem mächtigen Walde umgeben ist. Von den drei Toren ist das kleinste nach Osten zu dem See gerichtet.“

Nach Adam von Bremen war die Burg von allen Seiten von Wasser umgeben und nur ein Zugang führte zu ihr von einer hölzernen Brücke aus. Auch besaß sie neun Tore.

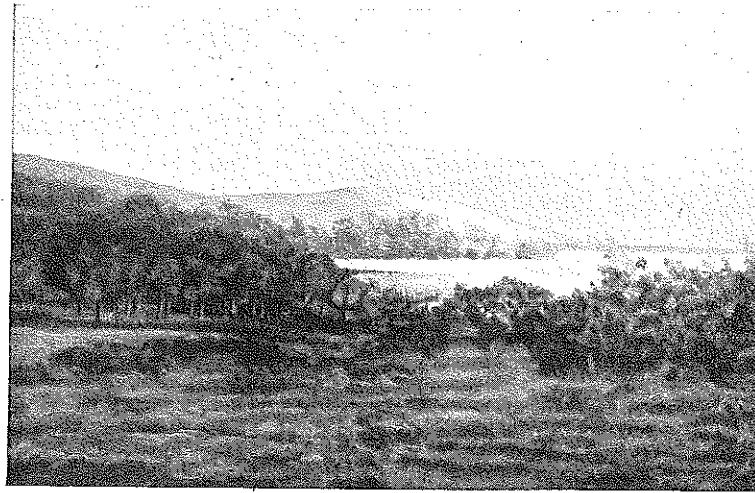
In der Wissenschaft bringen Halbheiten gewöhnlich Schaden. Hat man eine gute Quelle endlich gefunden, so soll man lediglich aus ihr schöpfen und alles andere fortwerfen. Während sich die meisten, nach Adam von Bremen, Rethra als eine Insel vorstellten, Thietmars „trikornis“ als drei Landspitzen derselben auslegten und nun in allen mecklenburgischen Seen vergeblich nach dem alten Heiligtum suchten, fand Schuchhardt eine andere und, wie sich später herausstellte, die richtige Auslegung der Beschreibung Thietmars: Zur Zeit Thietmars bedeutete „Urbs“ ein befestigtes Schloß und nicht etwa eine Stadt oder einen Bezirk. Und wenn Thietmar von einer „dreihörnigen“ Burg spricht, so folgerte Schuchhardt, ist unter „Cornu“ nichts anderes zu verstehen als ein hoher Turm über einem Tor. Denn „tricornis“ bedeutete weder im klassischen noch im alterlichen Latein „dreieckig“. Das Dreieck wurde mit „triangulus“, wohl auch mit „trigonus“ bezeichnet. Dazu wendet Plinius den Ausdruck „tricornis“ gelegentlich auf Ochsen an, die zufällig drei Hörner besaßen. Thietmar, dem es nicht an Scharfsinn mangelte, gebrauchte daher diesen Ausdruck ebenfalls für die „dreitürmige Burg“, die ja von weitem „dreihörnig“ aussehen mußte. —

Nachdem sich Schuchhardt so über das Aussehen des alten Heiligtums klar geworden war, auch darüber, daß die Burg jedenfalls hoch gelegen habe und weithin sichtbar gewesen sein mußte, überprüfte er alle Orte Mecklenburgs, die nach seiner Ansicht für die Lage der Burg in Frage kommen konnten, und entschied sich endlich für den sogenannten „Schloßberg“ bei Feldberg.

Eine sofort vorgenommene Besichtigung ergab, daß der Berg im Osten an den großen Ruziner See stößt und im Westen noch heute durch einen Waldgürtel begrenzt wird. Fer-



Der „Schloßberg“
bei Feldberg



Schloßberg
mit Lugaersee

ner fand er, daß der obere flache Teil des Schloßberges, der an Ausdehnung alle anderen slawischen Siedlungen weitaus übertrifft, von einem Ringwall umgeben war, in dem sich sofort zwei Tore feststellen ließen, eins an der nördlichen und eins an der südlichen, schmälere Seite. Das dritte hoffte er bei der Ausgrabung zu finden, zumal die Ähnlichkeit der Anlage mit der von Arkona unverkennbar war.

Im Oktober 1922 begann die Freilegung. Sie schaffte tatsächlich das dritte fehlende Tor zutage, das auffällig groß erschien. Es begann am Fuße der Festungshöhe, zog sich nach oben und endete im Inneren des Festung. Es besaß eine Länge von genau 20 Meter, eine Breite von 4 bis 4,5 Meter. Diese Maße konnten mit großer Genauigkeit festgestellt werden, weil das Fundament aus großen Kieselsteinen bestand und sich in einer Höhe von einem Meter erhalten hatte.

Während der Freilegung mußte man an dieser Stelle in schwarzem, verkohltem Schutt graben, der eine Dicke von einigen Metern aufwies und unzweifelhaft durch die Verbrennung des hölzernen Turmes über dem Tor entstanden war. Derselbe schwarze Schutt fand sich auch in den anderen beiden Toren. Das nördliche Tor war ebenso breit wie das westliche, nur nicht so lang, etwa 6 bis 8 Meter. Aber das Osttor gab einen unerwarteten Aufschluß. Es besaß nur 5 Meter Länge und eine Breite von 1,45 Meter. Auf dieses Tor beziehen sich folglich die Worte Thietmars:

„Tertia porta que minima est, orientem respicit et tramitem ad mare iuxta positum monstrat!“

(„Das dritte, das kleinste Tor geht nach Osten und zeigt den Weg zu dem in der Nähe befindlichen See!“)

Die Nachforschungen nach dem Tempelplatz verliefen weniger günstig. Auf der südlichen Höhe, dem höchsten Punkt der Anlage, wie auf dem nördlichen flachen Teil fand sich nichts. Aber mitten in der Anlage, in der Fluchlinie des großen Tores, stieß man endlich auf eine geglättete, mit Steinen ausgelegte Stelle. Und es läßt sich sicher annehmen, daß hier der Tempel gestanden hat.

In den Slawensiedlungen sind die Wohnhäuser entlang des Walles belegen und lassen in der Mitte, wie schon bemerkt, einen freien Platz. Auf dem Schloßberge war das ebenfalls der Fall. In der Nähe des Ost- und Westtores fanden sich Hütten, zwei besonders große Häuser. Jedenfalls sind das Überreste von Priesterwohnungen und Wächterunterkünften, auch mag hier der kostbare Tempelschatz aufbewahrt gewesen sein, von dem Sago Grammatikus besonders Erwähnung tut.

Die obere Festung, die Akropolis Rethras, besaß eine Länge von 115 und eine Breite



Grundriß von Rethra

von 45 Meter. Sie lag auf der Höhe 36 Meter über dem Spiegel des Lugaer Sees, also nur wenige Meter tiefer als Arkona über dem Spiegel der Ostsee. Die ganze innere Einrichtung des Heiligtums und seine schlagende Ähnlichkeit mit Arkona wird besonders dann auffallend, wenn man von dem Außenwall die Lage überblickt. Dieser achtunggebietende Wall hat sich verhältnismäßig gut erhalten. An der dem Graben zugekehrten Seite findet man an einzelnen Stellen noch die steinerne Außenmauer. Auf dem Wall stand sicher eine Mauer aus Holz und Lehm, gleich jener, die die Akropolis umgab. In dem Außenwall befinden sich ebenfalls drei Tore, die etwa den Toren des Innentalles entsprechen. Der Platz zwischen den beiden Mauern der Rethra-Anlage entspricht dem Festplatz in Arkona, nur ist er ganz bedeutend größer. Tausende von Menschen konnten in Rethra zusammenströmen und von jedem beliebigen Platz aus vermochte man auch hier den Tempel zu sehen.

Rethra ging genau 100 Jahre früher unter als Arkona, wie durch die Ausgrabungen festgestellt worden ist. Bis dahin hat man das Jahr 1151 als Untergangsjahr Rethras angenommen. Die gefundenen slawischen Scherben, deren Zeit man beinahe mit derselben Genauigkeit bestimmen kann wie den Zeitpunkt der Münzen, reichen nur bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts. Zu jener Zeit (1068) unternahm der Bischof Burkhard von Halberstadt als Heerführer des jungen Heinrich IV. einen großen Rachezug gegen die verhassten Slawenländer, wegen des Aufstandes um 1066, der Ermordung des Bischofs Johann und der Zerstörung seines Schlosses Mikulinburg.

Burkhard drang bis zur Wurzel des Übels vor und verbrannte Rethra bis auf den Grund. Das große heilige Rof führte er aus dem Heiligtum und kehrte auf diesem, zur Beschimpfung des heidnischen Glaubens, an der Spitze seines Heeres nach Sachsen zurück. Diese Unterwerfung Rethras war ausschlaggebend. Die Bezirke der Redarier und Tollensker Slawen gehörten von dieser Zeit an nicht mehr dem Lande der Lütischen an. Jener Tempel, dessen Zerstörung nach den Urkunden um 1151 erfolgte, war nördlicher gelegen, jenseits der Peene in Lutzlowe, in dem Lande der Rirziganer. Otto, der Babenberger, der in den Jahren 1123/24 und 1128 seine Missionsfahrten zu den Pommeren und Lütischen ausführte, kennt weder Rethra noch die Redarier mehr, so wie sie auch die Berichte über den Kreuzzug der Sachsen gegen die Slawen im Jahr 1147 nicht mehr erwähnen.

Im Norden, zwischen Peene und Ostsee, unter den dort lebenden Rirziganern, wurden im Jahre 1151 vom Grafen Adolf von Holstein und Niklot, dem Obotriten, Kreuzzüge unternommen und gelegentlich dieser dann Lutzlow zerstört und nicht Rethra.

Der Spaten des Archäologen hat in diesen alten historischen Streitfragen entschieden.

Das durch ihn geschaffene Bild der großen Slawenheiligthümer liegt nicht nur klar und deutlich vor uns, erfreut uns an sich, sondern es weist uns auch auf die Bahnen zu weiteren erfolgreichen Forschungen.

Der Pauktanz, ein altes lippisches Schwertspiel

Von K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

Zu der kürzlich an dieser Stelle erfolgten Mitteilung über den altdeutschen Schwerttanz möchte ich einige Nachrichten aus dem Lippischen hinzufügen, die der Fachforschung bisher entgangen sind.

Den Schwerttanz, von dem schon Tacitus in seiner „Germania“ berichtet und der das ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit hinein in germanischen Ländern bekannt war, wo er in späterer Zeit besonders von den Zünften gepflegt wurde, hat man bis um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts auch in Lippe gekannt, also in der Gegend, die zu dem alten Cherussergau gehört.

Sibbentrup, ein kleines Dörfchen, am Talabhange eines namenlosen Bächleins gelegen, das sich bei Vega in den gleichnamigen Fluß, die Vega, ergießt und das seinen Namen den sieben größeren Höfen verdankt, aus denen es neben einigen kleineren Stätten besteht, heißt heute noch in der Umgegend die Paukstadt, und die Sibbentruper sind mit Recht stolz auf diese Bezeichnung. Pauken bedeutet soviel wie „fechten“, „mit dem Schwerte streiten“, und die dazu benutzten Waffen hießen „Pauk“, in der Mehrzahl „Pauke“, die Fechter selbst „Pauker“. Die Pauke waren übrigens nicht einheitlich, sondern gelegentlich überlieferte und zusammengesuchte oder zufällig erworbene Waffen, wie alte Offiziersdegen neben ungeheuren Dragonersäbeln.

Der Pauktanz in Sibbentrup wurde regelmäßig und ausschließlich bei jeder „lustigen“ Hochzeit der Sibbentruper aufgeführt, nicht nur auf Hochzeiten der großen Höfe, sondern auch auf solchen der kleineren Stätten; ursprünglich wird er wohl auf die sieben Höfe beschränkt gewesen sein. Er ist sehr alt, wenn auch über den eigentlichen Ursprung nichts gesagt werden kann. Der Sage nach stammt er aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, als sich die Bauern gegen herumziehende und räubernde Banden durch Selbsthilfe verteidigen mußten; dann war, so heißt es, jedermann verpflichtet, die Räuber mit dem Pauk in der Hand vertreiben zu helfen. Das Andenken daran soll dann im Pauktanze erhalten geblieben sein. Von einer solchen Bande soll auch der Beinamen der Sibbentruper kommen. Als die Sibbentruper diese Bande abwehrten, mußte sie über den Leut, einen sehr hohen Berg, flüchten, wobei sie ihre Verfolger als Paukstädter beschimpfte.

Jeder Pauker mußte im Besitze eines ordentlichen Paukes sein und ihn beim Erscheinen auf dem Hochzeitsfeste umgürtet tragen. Dazu hatte er einen mit einem Strohseile umwundenen Hut aufzusetzen. Die Tänzer waren auch verkleidet und trugen um den Leib gebundene Strohseile.

Der Tanz wurde von dem Leiter oder Anführer, dem sogenannten Paukmeister, mit einer Rede eröffnet, in der u. a. einiges über Ursprung, Bedeutung und Zweck des Pauktanzes gesagt wurde, was aber zweifelsohne keinen Anspruch auf geschichtliche Wahrheit machen konnte. In der Rede wurden verschiedene Fragen zur Beantwortung an den Hochzeiter, also den Bräutigam, gestellt, so unter anderm, ob er sich zum jedesmaligen Mittanz und zur sorgfamen Aufbewahrung des Paukes verpflichtete. Der Paukmeister hatte ferner die Pflicht, darauf zu achten, daß, wer von auswärts nach Sibbentrup einheiratete, im Besitze eines Paukes war.

Der Tanz selbst spielte sich in drei voneinander verschiedenen Teilen ab. Zuerst wurde

ein alter Volkstanz aufgeführt, wie sich solche Volkstänze ja gerade auf Hochzeiten bis in unsere Tage hinein erhalten haben, nur mit dem Unterschiede, daß in Sibbentrup bei einem derartigen Tanze durch die Pauker heftige, offenbar fechtende Bewegungen mit ihren Pauken gemacht wurden.

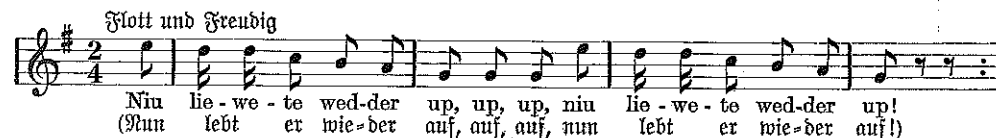
Gegen Schluß dieses Tanzes, der sich stufenweise zu immer heftigerer „Paukere“ gestaltete, bildeten sich zwei Parteien, die miteinander in Streit gerieten, was den Eindruck eines heftigen Kampfes machte, bei dem die Pauke so heftig gegeneinandergeschlagen wurden, daß die Funken sprühten. Schließlich fiel einer der Pauker zu Boden und blieb wie tot liegen (übrigens ähnlich wie beim „Judentanz“ in Heidenoldendorf). Nun hörte jeder Streit auf, alles umringte den Gefallenen und machte sich um ihn zu schaffen, vor allem der „Arzt“, der alle möglichen Wiederbelebungsversuche anstellte (wieder wie bei dem genannten Judentanz). Die bis dahin lustige Musik hörte erst eine Weile auf und spielte dann die traurigsten Weisen von der Welt, wie sich ein alter Mann ausdrückte, der den Tanz noch mit erlebt hat.

War die Wiederbelebung endlich gelungen, so folgte als dritter Teil ein überaus lustiger Tanz, es wurde „ein Toller drauf“ gemacht (wieder so wie beim Judentanze, der überhaupt zum Vergleich herausfordert).

Hier mögen die beiden dabei gesungenen Weisen beigelegt werden. Wenn der scheinbar Getötete am Boden liegt, singt alles zur Musik:



Nach der „Wiederbelebung“ erklingt es:



Der Zweikampf im zweiten Teile des ganzen Tanzes wurde möglichst wahr und echt ausgeführt. Der schon genannte Gewährsmann ist selbst Zeuge gewesen, wie ein junges Mädchen, als der eine der Fechter wie tot niedergefallen war, entrüstet ausrief: „Dat hät se van ihren Streichen!“ (Das haben sie von ihren Streichen!). Das Mädchen hatte die ganze Vorführung als wirklichen Kampf angesehen.

Der Pauktanz in Sibbentrup ist zum letztenmal auf Nieren Hochzeit im Jahre 1854 aufgeführt worden. Dann legte der letzte Paukmeister, Röhr hieß er, sein Amt aus heute unbekannten Gründen nieder, und ein neuer wurde nicht wieder ernannt. Der Tanz lebt seitdem nur noch in der Erinnerung der alten Leute fort. Aufzeichnungen darüber haben hinterlassen der bereits genannte Augenzeuge, ein gewisser Lesemann, in einem Briefe an den früheren lippischen Lehrer Kessemeier, später Seminarlehrer in Bremen, und dann der Enkel des letzten Paukmeisters, ein in den neunziger Jahren verstorbener Lehrer Röhr in Schieder. Auf Grund dieser Mitteilungen hat der ebenfalls schon einige Jahrzehnte verstorbene Küster Fr. Kessemeier in Blomberg im Lippischen Kalender 1904 einen Bericht über den Pauktanz gegeben. Ich habe die Erinnerungen eines alten Sibbentrupers mit zugrunde gelegt.

Wo die alten Pauke geblieben sind, läßt sich heute im einzelnen nicht mehr nachweisen. Der genannte Küster Kessemeier hat selbst noch einen in Sibbentrup gesehen; er war nach seiner Erinnerung von gewaltiger Größe, steckte in einer messingenen Scheide und hing über dem großen Ehebett, ein Zeichen dafür, einer wie großen Wertschätzung bzw. ehrwürdigen Behandlung sich ein solcher Pauk erfreute. Der Pauk von dem Hofe des genannten Augenzuges, des Bauern Lesemann, ist dem 1898 verstorbenen früheren lippischen Konsistorial- und Schulrat Thelemann in Detmold übergeben worden, der ihn

dem Landesmuseum überwiesen hat, wo er sich wahrscheinlich als Zeuge einer alten Volksüberlieferung noch befindet.

Auf die Verbreitung und Bedeutung des Schwerttanzes soll und kann hier nicht eingegangen werden; wir besitzen darüber eine eingehende Untersuchung von Kurt Meschke, Schwerttanz und Schwerttanzspiel im germanischen Kulturkreis, Leipzig und Berlin 1931. Meschke kommt zu dem Ergebnis, daß von den beiden Entwicklungsstufen des Schwerttanzes, einer bürgerlichen und einer bäuerlichen, letztere als die geschichtlich ältere angesehen werden muß, weshalb unsere lippische, in bäuerlichen Kreisen erhaltene Überlieferung besonderen Wert für sich beanspruchen kann — Meschke hat sie übrigens nicht gekannt. Nach Meschke ergibt sich die Möglichkeit, den Schwerttanz noch über Tacitus hinaus weiter zurückzuführen auf Waffentänze früherer germanischer Kulturzeiten, die als eine Art Burschenschafts- oder Gemeinschaftstänze einmal eine religiöse Aufgabe



Ällicher Schwerttanz. Federzeichnung 1578
(Aus Kurt Meschke, Schwerttanz und Schwerttanzspiel)

hatten, dann aber als gefährlicher und ehrenvoller, Mut und Geschicklichkeit erfordernder Sport dazu diente, die Waffen handhaben zu lernen. Der Schwerttanz wurde nur zu gewissen Zeiten und bei besonderen Veranlassungen aufgeführt und war mit dem innersten Wesen der Germanen verwachsen.

Ein ganz selbständiger Tanz ist der Sibbentruper Pauktanz wohl nicht gewesen, wenigstens hat mir mein alter Sibbentruper Gewährsmann versichert, daß der Pauktanz in den sogenannten Achttourigen eingeschaltet worden sei. Dieser Achttourige ist ein alter Volkstanz, der vor allem auf Hochzeiten aufgeführt wird und aus acht verschiedenen „Touren“ besteht — daher der Name. Er ist vordem der beliebteste Tanz gewesen, an dem sich alt und jung gleicherweise beteiligen konnte. Fast jedes Dorf wies dabei Eigenheiten auf sowohl in der Weise wie in der Ausführung, habe ich doch an die dreißig verschiedene Weisen des Achttourigen aus dem kleinen Lippe aufzeichnen können. Ähnliche Tänze sind der Vier-, Zehn- und Zwölftourige. Soviel ich also feststellen konnte, bildete der Pauktanz eine solche Tour in dem Achttourigen. Daraus erklärt sich auch, daß es keine besondere Paukweise gegeben hat, die bei der Aufführung gespielt wurde; es war eben die Weise des Achttourigen.

Altnordische Volksmusik

Don Jon Leifs

Heute im Zeitalter des Flugverkehrs ist auch Island nicht mehr unbekannt. Doch sind es nicht allein die Naturschönheiten der nordischen Landschaft, die so viele Menschen anziehen und erfreuen; nicht minder bedeutsam ist die Kultur des Landes, die als lebendiges Zeugnis vergangener Jahrhunderte im Heimatboden verwurzelt dasteht. Heute geht ein Sehnen nach kräftiger, männlicher Kunst durch die Menschheit, und in der Kultur Islands ist eine Grundlage vorhanden, die für unser Jahrhundert noch von großer Bedeutung sein kann.

Einige geschichtliche Tatsachen mögen dies verständlicher machen. Island ist vor über tausend Jahren von nordwestlichen Wikingern und Herrschern besiedelt worden. Aus dieser Zeit bis in unsere Tage hinein hat es sich eine einzig dastehende heidnisch-germanische Literatur geschaffen und bewahrt, die Sagas und Eddas, die in guten deutschen Übersetzungen im Verlag Diederichs, Jena, erschienen sind. Die alte Sprache hat sich auf Island tausend Jahre hindurch bis heute lebend erhalten. Man lehrt sie an allen Universitäten; man nennt sie altnordisch oder noch genauer altwestnordisch. Aber Island hat nicht nur seine tausendjährige Sprache und Literatur bewahrt, sondern in gleicher Weise auch eine alte Volksmusik gerettet.

Dabei möchten wir feststellen, daß es sich nicht um jene Art „nordischer“ Musik handelt, die so dem durchschnittlich gebildeten Europäer bekannt ist; überhaupt müssen wir sie uns ganz anders vorstellen als man gemeinhin über nordische Musik denkt und urteilt. Die einen halten nämlich die Musik überhaupt für eine südlandische Kunstgattung und wollen eine eigentlich nordische Musik gar nicht gelten lassen; alles Vorhandene halten sie für ein schwaches Bemühen, die Musik Mitteleuropas nachzuahmen, und zwar im Sinne der Romantik des 19. Jahrhunderts. Andere wieder erkennen wohl völkische Werte in der nordischen Musik an (die eine Hochblüte in Grieg erreicht hat), verstehen aber darunter doch nicht so sehr die alte eingeborene Art als vielmehr eine Mischung von naturhaften Elementen und Einflüssen von Mendelssohn, Wagner, Chopin, Schumann u. a.

Es bleibe dahingestellt, inwieweit solche Anschauungen begründet sind oder aus Unkenntnis entsprungen. Aber man fängt heute schon an, nach den Urquellen der nordischen bzw. altnordischen Musik zu forschen. Man geht von der merkwürdigen Tatsache aus, daß auf Island die tausendjährige Wikingersprache noch im isländischen Volke lebendig ist. Ihr künstlerischer Ausdruck bleibt sogar noch entwicklungsfähig im modernen Verkehr. Im Zeitalter der Flugmaschine werden die Eddas und Sagas von dem einfachen Volk, selbst von Kindern, gelesen und gelernt; die Landschaft des Landes ist dieselbe wie zur Wikingzeit, als sie die Dichtungen der Sagas und Eddas formte. Die Herkunft des Volkes ist unantastbar. Die Herbeität der Volksseele ist durch die Not der Jahrhunderte nur etwas verinnerlicht. Die Volksmusik ist urnordisch und „barbarisch“ wie zur Wikingzeit geblieben, als die Skalden ihre Lieder sangen; die Rhythmi und Quinten des 10. Jahrhunderts bilden noch heute das Grundelement dieser Musik; was gemeint ist, wird am besten aus unserem Liedbeispiel klar werden. Einmal zeigt sich die Altertümlichkeit in einer harmonischen Eigenart, eben den Quintgängen der Zweistimmigkeit, dann aber in einer aus dem Sprachgebiet entsprungenen reichen rhythmischen Gestaltung, die durchaus urwüchsig und ausgesprochen germanisch ist: so sind die Möglichkeiten gegeben für eine neue, herb-männliche Wiedergeburt musikalischer Kunst.

In den nordischen Morren bzw. altgermanischen Grabhügeln hat man Blechblasinstrumente aus der Bronzezeit gefunden, die sogenannten Luren. Die Instrumente treten paarweise auf, und Abbildungen auf den Felsen zeigen Lurenbilder stets zu zweien. Es

hat sich damals also wohl um zweistimmige Larenmusik gehandelt, vermutlich Signale, bei denen die Quintharmonie auf akustischen Gründen die Hauptrolle spielen mußte. Ein zweistimmiger Quintgesang wurde denn auch zur Wikingerzeit im Norden gepflegt und ist bis heute in Island fast wie durch ein Wunder lebend im Volksmund erhalten, genau so wie die einheimische Sprache und Literatur mit den berühmten Eddas und Sagas. Diese Singweise nennt der Isländer „Tvíöngur“ (Zwiegesang). Die Weisen stehen meist in der lydischen Tonart. Es singen zwei oder mehrere Männerstimmen abwechselnd im Einklang und in Quinten, wobei die anfangs tiefere Stimme meist gegen den Schluß des Liedes eine Quinte über die andere springt, was eine außerordentlich eindringliche Wirkung hervorruft. Von Frauen wird der „Zwiegesang“ nicht gesungen. Das plötzliche Überspringen („Hochgehen“) der ursprünglichen Unterstimme in die Oberquinte hat auf den Hörer eine Wirkung, etwa als ob „vom Speer die Sonne der Götter strahle“, wie ein berühmtes Lied der Edda besagt.

Ein gutes und typisches Beispiel eines solchen Zwiegesanges ist die bekannte Melodie zu „Island farþœlda frón“.

Largo maestoso.

Is-land far-sæld-a frón, þú hag-sæld-a brim-hvít-a móð - ir,
(Oktave tiefer)

Is-land, herr - liches Heim, du glück - liche glän - zende Mut - ter,
(Jónas Hallgrímsson)

hvar erþín fornaldar - frægd, frels - id og manndáðin bezt?

Rek - kentat, ur - alter Ruhm, Frei - heit, wo flohen sie hin?
(Übersetzung von Festig Benzmer)

piu forte *cresc.*

Der Isländer hat aber auch andere Arten der altnordischen Volksmusik bewahrt. Die altnordischen Sänger hatten ihre Gedichte auch allein vorgetragen, und zwar in derselben Art wie die sogenannten „Rímur“ (Reimweisen), eine andere kennzeichnende Gattung isländischer Volksmusik. Bei diesen Melodien fallen die Worte oft wie Beiliebe in unerbittlichem Taktwechsel. Die Dichtung selbst ist oft balladenartig und erzählt in vielen Versen Ereignisse und Kämpfe; oder aber sie ist ein Ausdruck augenblicklicher Laune von Traurigkeit oder Fröhlichkeit. Auch als Tanz- und Trinklieder finden die „Reimweisen“ Verwendung.

Allegro.

p

Das Hauptmerkmal dieser Lieder ist der wechselnde rhythmische Akzent. Sie werden manchmal in wechselndem Zeitmaß, leise oder laut vorgetragen.

So hat sich die akzentuiertere Tonsprache der Wikinger in Island mit allen melodischen, rhythmischen und sogar harmonischen Eigenheiten bis auf unsere Tage getreulich erhalten. Von der Geschmeidigkeit südländischer Melodik ist gewiß nicht viel zu merken. Wenn wir die allgemeinen Merkmale dieser Volksmusik kurz betrachten, so ist zunächst auffallend, daß Auftakte fast gar nicht vorkommen. Die Akzente geben der Musik oft das deutlichste Gepräge. Meist bewegen sich die Lieder in einem kleinen Tonraum; manchmal wiederholen sie einzelne Tongruppen, oftmals ein und denselben Ton. Wenn dann die Noten wechseln, sind Sprünge fast beliebter als Tonleiterschritte, und es kommen dann auch manchmal schwer singbare Sprünge vor (besonders übermäßige oder verminderte Intervalle). Ganz eigenartig ist oft der Schluß der Weisen, indem er meist irgend etwas Fremdes in die Weise bringt, eigenartige Schnörkel oder Verzögerungen, auch eine ganz neue melodische Wendung. Damit ist wieder eine Akzentuierung gegeben.

Einen guten Einblick in das Wesen der isländischen Volksmelodien gibt uns das im Verlag Kallmeyer, Wolfenbüttel, erschienene Heft „Isländische Volkslieder“, das auch vortreffliche deutsche Übersetzungen bringt, die von dem bekannten Edda-Übersetzer Prof. Dr. Benzmer stammen. Diese Übersetzungen zeigen dann auch gut die kunstvolle Form und Rhythmus der isländischen Dichtungen mit den üblichen Stabreimen, Endreimen und häufigen Binnenreimen. Auch Lieder und Tänze dieser Art sind im Verlage Kistner & Siegel, Leipzig, erschienen und fanden bereits Eingang in die internationale Gebrauchsmusik (auch auf Odeon-Platte Nr. 0-25004). Sie sind es wert, auch in Deutschland zu neuem Leben erweckt zu werden.

Diese Musik, wenn auch uralt, kommt in ihrer spröden, herben Männlichkeit dem neuen Streben nach Einfachheit und Wesenstiefe entschieden entgegen. Es herrscht darin eine mehr in sich gefehrte Empfindung, die oft an Kargheit grenzt, bisweilen aber wiederum in Ausgelassenheit überspringt. Diese Weisen sind nicht im südländischen Sinne „melodisch“, was auch nicht zu erwarten ist. Viele, die mehr eine weichlichere Kunstgattung lieben, werden da kaum auf ihre Rechnung kommen. Aber eine herbere und nordischere Musik gibt es nicht; ist sie doch aus der isländischen Sprache und aus dem isländischen Volk geboren, wie es vor tausend Jahren war und noch heute ist.

In unserem Jahrhundert gewinnt Island erst wieder engere Fühlung mit der übrigen europäischen Kultur. Daraus ergeben sich ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten. Vielleicht wird es aber auch über Sein oder Nichtsein der neuisländischen Kultur und Kunst entscheiden, ob es ihr gelingt, sich in diesem Sinne voll zu entfalten.

Das Hauptstammesheiligtum der Cherusker

Von H. A. Priebe

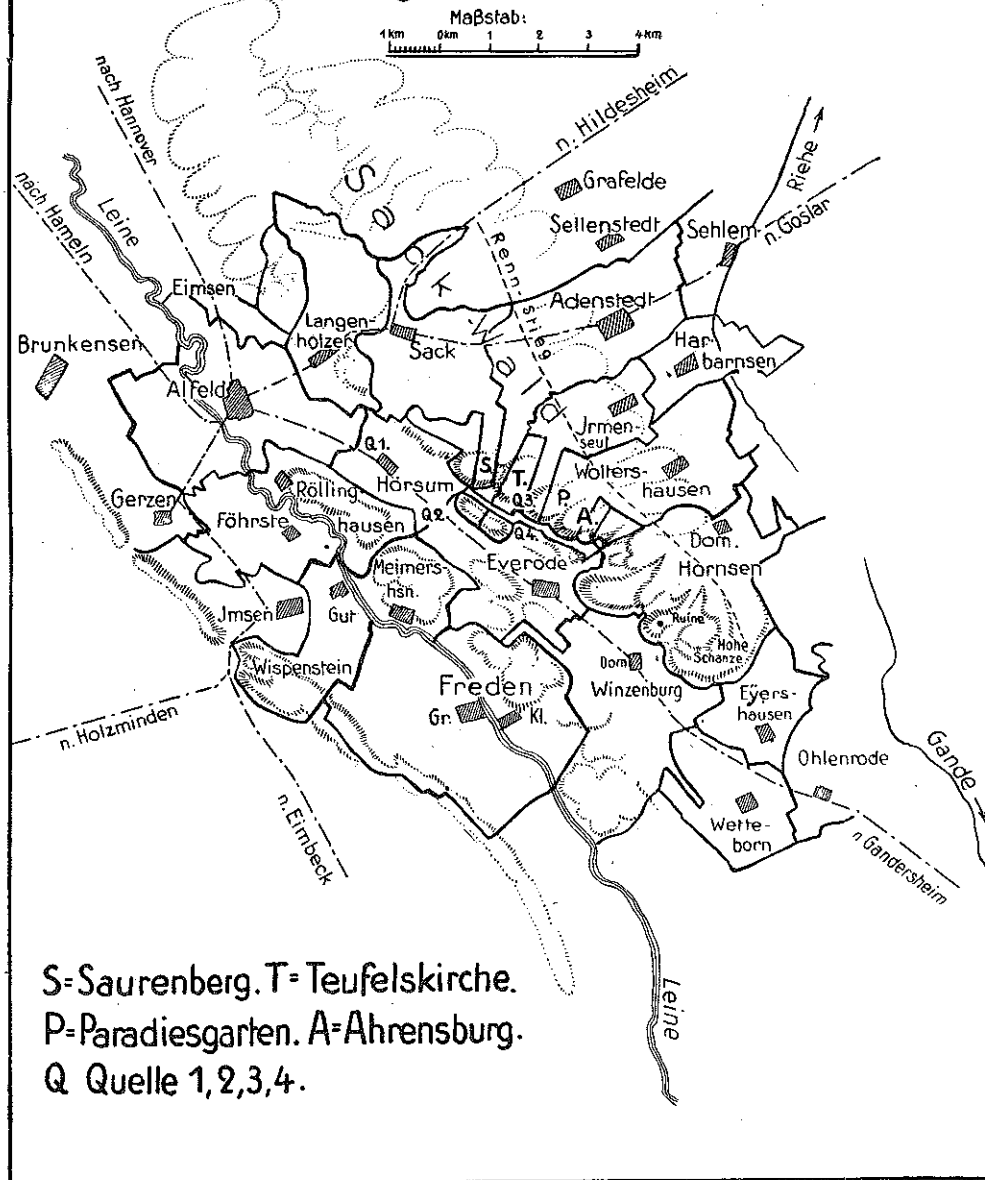
(Zu dem Aufsatz in Heft 5 des Jahrgangs 1935 dieser Zeitschrift)

Wünschen aus dem Leserkreis nachkommend, bringe ich hier nachträglich eine Karte der Umgegend von Alföld mit der Örtlichkeit des bei der Teufelskirche im Sackwald vermuteten Stammesheiligtums der Cherusker.

In dem genannten Aufsatz hatte ich gesagt, daß das Hauptheiligtum der Cherusker im Mittelpunkt des Landes und in der Nähe eines bedeutenden Wegknotenpunktes gesucht werden müsse. Als einziger möglicher Ort biete sich daher Alföld, dessen Name (mundartlich Alteselle) als Althing zu deuten sei. Ich füge hier noch hinzu, daß der gleiche Name in der Form Alföld ein bekanntes frühgeschichtliches germanisches Thingfeld an der mittleren Donau bezeichnete.

Die Karte zeigt nun zunächst, wie außerordentlich günstig Alföld im Hinblick auf die alten Verkehrswege des Rheintales und somit des Cheruskerlandes gelegen ist. Es gibt

Karte des Sackwaldes mit heutigen Gemeindegrenzen und dem Hauptheiligtum der Cherusker.



keinen anderen Ort im Leinetal, wo sich so viele Straßenzüge kreuzen, keinen Ort, der von allen Gauen des Stammlandes so gleichmäßig gut erreicht werden konnte als Alfeld.

Aus der Karte ist ferner die Lage des Hauptheiligtums selbst und die Prozessionsstraße von Alfeld nach dort zu entnehmen. Die mit starken Linien in die Karte eingetragenen Gemarkungsgrenzen haben in der Gegend des vermuteten Heiligtums einen ganz

außergewöhnlichen Verlauf. Der lange schmale, zweiundeinhalb Kilometer lange und meist nicht über 100 Meter breite Gebietschlauch, der nach meiner Ansicht nichts anderes sein kann als der Rest der alten Prozessionsstraße, kann nicht bei einer späteren Gemarkungsaufteilung zufällig entstanden sein. Hier muß eine alte Schranke der Aufteilung im Wege gestanden haben. Man sieht auch aus der Karte, wie die Gemarkung von Jrmenseul, des Dorfes mit dem denkwürdigen Namen, bis an die Teufelskirche heranreicht. Es scheint, als ob auch hierbei noch späte Erinnerungen nachgewirkt hätten.

Nicht ohne Bedeutung ist auch die Lage einiger starken Quellen im Zuge der Prozessionsstraße. Im Hochsommer, sagen wir am Johannistag, mußte die Volksmenge genügend frischen Trunk am Wege finden. Die sonst sehr wasserarme Gegend bietet solche Erfrischung nur an den Punkten, die die Karte angibt. Die stärkste, als kleiner Bach dem Boden entspringende Quelle ist die mit 3 bezeichnete am Fuß der Teufelskirche.

Die uns so viel Altertümliches erschließenden Gemarkungsgrenzen sind auch in diesem Falle wohl zu beachten. Sie gehen, wo nicht spätere Aufteilungen oder gewaltsame Verschiebungen durch höhere Gewalten anzunehmen sind, auf die Grenzen der alten Hundertschaften zurück. Es ist nun zunächst bemerkenswert, daß im allgemeinen ein breiterer Fluß wie die Leine von den Gemarkungsgrenzen nicht überschritten wird. Auf unserer Karte ist dies nur bei Alfeld der Fall, und wenn man Groß- und Klein-Freden als ursprünglich zusammengehörig erkennt, auch bei Freden. Diese Tatsache spricht entschieden für die große Bedeutung der beiden Orte schon in germanischer Zeit.

Freden wurde bei der Christianisierung als Sitz eines Erzpriesters ausgewählt. Das unterstützt meine Annahme, der Name Freden und seine Lage zur Teufelskirche deute darauf hin, daß hier vorher eine Pflegestätte für Sitte und Recht gewesen sei. In diesem Lichte gewinnt auch der zunächst ganz schlicht aussehende Name des benachbarten Everode höhere Bedeutung. Man vermutet in Everode eine Rodung eines Mannes mit Namen Eberhard oder dergleichen. Aber die älteren überlieferten Formen des Ortsnamens sind Abeningaroth und Evingaroth. Es handelt sich also um eine Rodung von Evingen, nicht von einem Eberhard. Was sind nun Evinge? Einen Sippenamen wird man nicht annehmen dürfen, da Rodungen im Hannoverschen immer nur die Namen von Einzelpersonen tragen und weil ein entsprechender Personenname, aus dem der Sippenname Eving hervorgegangen sein könnte, in dieser Gegend keine Belege findet. Zweifellos hängt nun das Wort Eving mit Ewa = Gesetz, Sitte zusammen. Ein Eving ist also ein Gesetzesmann, den man auch als Ewart oder Ewald bezeichnen könnte. Wenn nun in Freden germanische Ewarte mit einer Erziehungsanstalt für ihren Nachwuchs hausten, so liegt sicher nichts im Wege anzunehmen, daß das dem Hauptheiligtum zunächst liegende Land von dort aus gerodet wurde und von dort aus seinen Namen erhielt. Evingaroth hatte schon um das Jahr 1000 eine Kirche, deren Einkünfte Bischof Bernward von Hildesheim dem Michaeliskloster schenkte. Auch dies spricht für meine Annahme, da für jene alte Zeit eine Kirche in Everode neben der ganz nahen Kirche in Freden keinem Bedürfnis entsprochen hätte, wenn der Ort nicht aus germanischer Zeit her eine gewisse geistliche Bedeutung gehabt hätte.

Schließlich ist noch auf die so sprechende Lage der Wallburg Hohe Schanz und ihrer Nachfolgerin der Winzenburg hinzuweisen. Sie deckten das Hauptheiligtum von Süden und beherrschten die einzige von dort heranzuführende Straße, deren breite Spuren noch bei Quelle 2, wo der heutige Weg eine Strecke durch Wald geht, sehr deutlich erkennbar sind. Die Gemarkung der Domäne Hornsen gehört zu Winzenburg. Das statliche Gebiet der beiden Gemarkungen entspricht der Bedeutung des hochadligen alten Geschlechtes, das dort hauste und wahrscheinlich irgendwie seine Abstammung auf das Geschlecht Armins zurückführen konnte.

Die Fundgrube

Vom Beten der Germanen. Unser Mitarbeiter Edm und Weber wendet sich in Heft 9 und 10 1935 der „Sonne“ mit sehr aufschlußreichen Belegstellen gegen eine Auffassung, die Generalsuperintendent a. D. Dr. Dibelius in seiner Schrift „Die Germanisierung des Christentums“ vertritt: zunächst Spiele, was im Mittelpunkt alles religiösen Lebens stehe, bei den Germanen eine außerordentlich geringe Rolle: das Gebet. Man kenne zwar germanische Zauberformeln, aber vom Beten bei den Germanen höre man wenig. Zwar bemerkten die römischen Schriftsteller gelegentlich, daß im germanischen Kultus Gebete gesprochen worden seien. Aber Gebete aus dem Alltagsleben seien unbekannt. Ein Dankgebet komme nirgends vor. Es habe fast den Anschein, als ob der Dank für empfangene Wohltat den Germanen etwas Unbekanntes gewesen sei. — Weber fragt mit Recht: weiß Dibelius nichts von den lateinischen und germanischen Zeugnissen des Beteheims, oder will er nichts von ihnen wissen?

Diese Zeugnisse bringt Weber bei. Aus dem Leben Lehwins (8. Jhdt. n. Zm.) erfahren wir, daß die alten Sachsen ihr jährliches Allding in Marklo nach altem Herkommen mit einem Gebet eröffneten. Ebenso finden sich im altenglischen Beowulfliede (8. Jhdt. n. Zm.) und bei dem lateinisch schreibenden Ennodius Nigellus (9. Jhdt. n. Zm.) Belege für germanische Gebete, die sich auf die Volksgemeinschaft beziehen. Aber es lassen sich auch Zeugnisse dafür beibringen, daß auch der einzelne gewohnt war, sich in Gebet und Anruf an die Gottheit zu wenden. Vom Dankgebet sagt Dibelius: „Es hat fast den Anschein, als ob der Dank für empfangene Wohltat den Germanen etwas Unbekanntes gewesen ist. Hier also, wo wir zunächst suchen, gehen wir ganz leer aus“. Auch das trifft nicht zu, wie Weber nachweist.

Wenn uns von den römischen Geistlichen, die im Beteheimszeitalter Jahrbücher und Heiligenleben abfaßten, so wenig vom germanischen Gebet überliefert worden ist, so ist das durchaus verständlich. Die Missionare jener Zeiten vertraten eine andere Einstellung den zu Beteheimsenden gegenüber, als wir sie vielfach beim heutigen Missionar

finden, der oftmals seinen Ehrgeiz davor setzt, die volkshafte Eigenkultur seines Missionspredigers zu erfassen und zu beschreiben. Damals aber galt alles „heidnische“ schlechthin als verwerflich, und von mancherlei Bräuchen wissen wir nur, weil auf den Kirchenversammlungen dagegen ge-eifert wird. Oder man denke an die Überlieferung unserer Helden- und Volkslieder! Otfried, der Mönch von Weissenburg, schreibt seine Evangelienharmonie, um das Heldenlied zu verdrängen, und die Aufzeichnung des Hildebrandsliedes durch einen mönchischen Schreiber bildet eine Ausnahme.

Unter diesen Umständen nimmt es nicht wunder, wenn wir nur wenig darüber wissen, wie der Germane gebetet hat und wie ein Frommer mit seinem Gott in Verbindung getreten ist. Die zahlenmäßig geringen Zeugnisse dafür erfordern sorgfältige Prüfung, und diese Prüfung wird eben durch die Seltenheit der Zeugnisse sehr erschwert. Einem Begriff, dem „Bloten“, der im Mittelpunkt der germanischen Frömmigkeit gestanden haben muß, widmet Weber eine sorgfältige und feinsinnige Untersuchung, an deren Schluß er sich auf Mogn berufen kann, der den Germanen „tiefe Religiosität“ als „einen wesentlichen Zug ihres Charakters“ zuschreibt. Als wesentlichen Inhalt des Beteheims fassen wir die Absicht, mit der Gottheit sich innerlich zu vereinen; daß das „Bitten“ bei der blutbedingten Anlage des nordischen Abstandsgefühles für den Germanen erst in zweiter Linie kam, ist verständlich. Für den Germanen: auf ihn beziehen sich Webers Ausführungen — ebenso etwa, wie Betrachtungen über den Christen zu verstehen sind — auf ihn bezieht sich auch die Feststellung: „Es gab keinen Unterschied zwischen Alltags und Festtag für den Germanen — die höhere Macht heiligte ja alle seine Gedanken, Worte und Taten. Ob er den Pflug führte, ob er ein Haus baute, ob er eine Ehe schloß, ob er ein Kind durch die Wasserweihe in die Sippe aufnahm, ob er in dem Ding oder im Gericht saß, ob er in die Schlacht zog, überall fühlte er, daß die Gottheit ihm nahe sei und er ihr.“

Spätmittelalterliche Figuren

Im September-Heft 1933 dieser Zeitschrift, S. 282 u. f., wurde unter anderem eine kleine Figur veröffentlicht, die in einer schlesischen Stadt (Genaueres nicht angegeben) neben Tongefäßen des ausgehenden 15. Jahrhunderts gefunden worden war. Plüschke, Lauban, sagt darüber: „Ein seltener Fund ist die kleine Madonna aus gebranntem weißem Ton, die rechts neben dem Brandopfertopfe steht. Ob das ein Spielzeug oder — was mir wahrscheinlicher ist — auch eine Opfergabe ist? Wer weiß?“

Zu dieser Frage habe ich folgendes zu bemerken. Das beigegebene Bild stellt keine Madonna, sondern eine deutsche Bürgersfrau mit hoher Keinenhaube dar, wie sie auf Zeichnungen und Stichen A. Dürers mehrfach zu finden ist. Ihr weltlicher Charakter ist durch die modische Kleidung und den Krug in der Rechten angedeutet, und von dem Christuskinde, das zu einer Madonna gehört, keine Spur. Das Stück mag an dem Orte, von dem es stammt, eine Seltenheit sein, für andere Städte Mitteldeutschlands zwischen Rhein und Oder ist es keine. Raritäten doch solche Figuren vielerorts zum Vorschein: In Worms erst 1932¹, in Hildburghausen vor 1852, in Zittau mehrfach zwischen 1821 und 1852², dazu in Schlesien, wie oben erwähnt. Die vielen Zittauer Stücke lagen meistens im Erdbreich von Vorstadtgärten, wo sie vermutlich von spielenden Kindern verloren worden sind. Eine sehr ergiebige Fundgrube ergab 1924 nochmals solche Bildchen, sie lagen mitten zwischen den Abfällen und Ausschußstücken einer Töpferwerkstatt, die daneben gewesen war³.



Dieser Umstand bezeugt ihre Herstellung am Ort.

Die von Plüschke abgebildete Figur ist nicht die einzige Vertreterin ihrer Art. In Zittau und anderwärts kamen auch echte Madonnen zutage, erkennbar am Kinde, an den Schüsselfalten ihres antiken Gewandes und am Sockel unten. Ferner der Christusknabe selbst: entweder nackt und mit einem Apfel (der Weltkugel) in der Hand, oder im Hemdchen, wie ihn A. Dürer 1493 auf der bekannten Zeichnung dargestellt hat. Weiße Tonbilder dieser Art, zu denen sich noch Wiegenkinde und unbeholzene Pferdchen gesellen, sind nicht frei modelliert, sondern aus zwei Halbformen gepreßt und dann zusammengebacken worden, dies beweist ein ringsumlaufender glatter Streifen, der vor dem Brande beim Abschneiden der überstehenden Formränder entstanden ist. Gelegentlich ist die Rückseite überhaupt unbeschrieben.

Als „Beigabe zu Brandopfertöpfen“ sind die kleinen Kunstwerke nicht allzu häufig, in Zittau ist z. B. unter 25 Stück (sämtlich im Stadtmuseum) nicht eins im Mauertwerk eines alten Hauses gefunden worden. Sie sind einfach Küppchen gewesen, die kleinen Kindern in die Hand gegeben wurden, oder Verehrungsbilder für den Hausgebrauch. Nur dem nackten Christusknaben könnte noch eine besondere Bedeutung anhaften. Ähnelt sie doch auffällig dem erzgebirgischen „Borkinnl“ mit Weltkugel und Segenshand, das vom 16. bis 18. Jahrhundert in verschiedenen Kirchen Westsachsens aufgestellt wurde und auch in der Lausitz (Ramenz) einmal vertreten war⁴. Die Zittauer Christuskinde sind zwar viel kleiner und haben zur Vermeidung zerbrechlicher Formteile den Segensarm vorn auf die Brust gelegt, aber die sonstige Ähnlichkeit ist groß und erlaubt uns, ihre Hauptverwendung ebenfalls in der Weihnachtszeit anzunehmen.

Dr. Reinhard Müller.

¹ Vgl. „Der Wormsgau“, Jahrgang I, S. 24.

² Vgl. „Neues Lausitz. Magazin“, Bd. 29, S. 268 ff.

³ Vgl. „Zitt. Morgen-Zeitung“, Jahrg. 1934, Beilage Volk und Heimat Nr. 8.

⁴ Vgl. „Mitt. des Landesvereins Sächs. Heimatschutz“, Bd. XX, S. 365 ff., sowie Mitteldt. Blätter f. Volkskunde, 9. Jahrg., 1934, Heft 6.

Aus der Landschaft



Kupf. Archib. Gutenberg

Alter Ringwall gegen die Sorben. Im Oberholz, oder auch Universitätsholz genannt, bei Leipzig, befinden sich heute noch die Wallanlagen eines von Wassergraben und Wallpalisade umgebenen Wach- und Wehrturmes deutscher Kolonisten gegen die Sorben aus der Zeit um 1100.

Vor etwa 1200 Jahren siedelten sich sorbisch-wendische Stämme an den Sumpfgebieten, wo sich Pleiße und Parthe mit der Elster vereinigen, an, und gründeten in dieser Gegend, die sich für Fischerei, Jagd und Schifffahrt vortrefflich eignete, das Dorf Lipst (d. h. Lindenort). Viele spätere Vororte der Stadt, wie Reudnitz, Connewitz, Gohlis, Plagwitz, Leutzsch und andere erinnern heute noch an den slawischen Ursprung ihrer Vorbewohner.

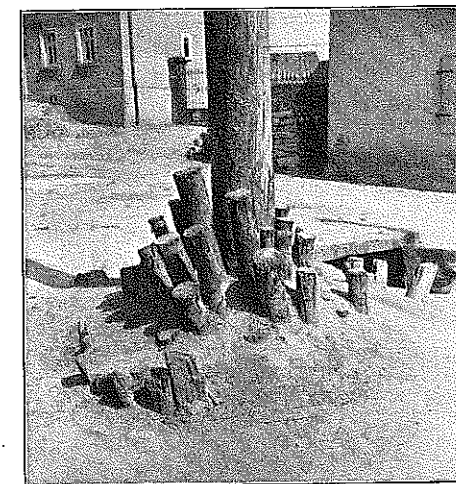
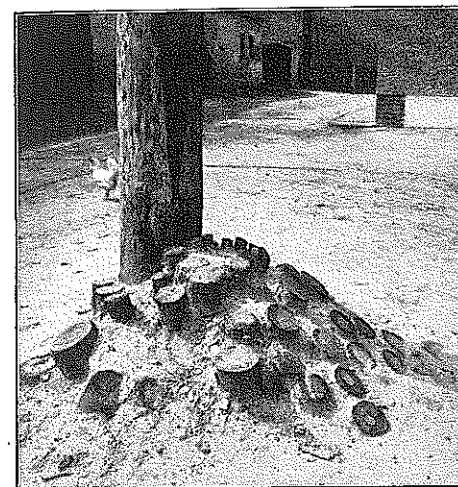
Westlich von der Elster, also in Thüringen, wohnten damals Deutsche, die mit den Sorben-Wenden fortwährend Kämpfe führten. Als König Heinrich I. an der Spitze Deutschlands stand und seine siegreichen Kriege gegen die Slaven führte, da fühlten auch die Sorben von Lipst seine Macht und unterwarfen sich ihm.

Der König ließ dort, wo die Parthe in die Pleiße mündet, eine feste Burg errichten, die den Deutschen eine sichere Zufluchtsstätte vor den feindlichen Sorben bot. Mit der Zeit mehrten sich die Deutschen in der Gegend und bauten unter dem Schutze der Burg ihre Holzhäuser, die bald so zahlreich wurden, daß sie eine weite Fläche bedeckten.

Nachdem jahrelang diese alten Wallanlagen bei Leipzig vollkommen unbeachtet ihres geschichtlichen Wertes einer „Müllabladestätte“ glichen und lediglich ein Vermerk auf der Generalkartkarte diesen Ort als „Alten Ringwall“ bezeichnete, hat endlich der sächsische Heimatsschutz diese Stätte unter Aufsicht genommen und ihr die nötige Ordnung erwiesen.

Wolff Gutenberg, Leipzig.

Zum Beitrag „Die Befestigung der Dueste“ („Germanien“, 1934/11, S. 343). Nicht nur die Dueste, sondern z. B. auch die jährlich am dritten Pfingsttage aufgerichteten hohen Maibäume des Altenburger „Holzlandes“ (mit seinen acht Dörfern: Klosterlausnitz, Hermsdorf, Weißenborn, Lautenhain, Schleisreizen, Oberndorf,



Reichenbach und St. Gangloff) werden am Fußende mit kurzen Hölzern im Standloch fest verkeilt, wie die beigegebenen Bilder aus Schleisreizen und Oberndorf zeigen. Daraus spricht alter Zimmermannsbrauch. — Läßt sich etwa am nordischen Pfosten-

und Stabban eine ähnliche Befestigung der „Stäbe“ im Erdbreich bemerken, falls diese vielleicht ausnahmsweise einmal nicht (wie meistens) auf niedrigen Sockelmauern errichtet sind?

Werner Stief, Berlin.

Die Bücherwaage

Altheim, Franz, **Epochen der römischen Geschichte I.** Frankfurt a. M. 1934. B. Klostermann-Verlag. 248 Seiten. Brosch. 8,50, geb. 10,50 RM.

Altheim versucht eine neue Gesamtdarstellung der altitalischen Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Denkmäler. Es kommt ihm darauf an, die großen Epochen der Entwicklung herauszuarbeiten. Vor allem unterscheidet er scharf die altnittelländische Kultur von der indogermanisch-italischen (vgl. z. B. die Gegenüberstellung der etruskischen und der römischen Genusvorstellung S. 41 f., die z. T. an Formulierungen W. F. Ottos anknüpft). Mag man immer anerkennen, daß manche seiner Teiluntersuchungen scharfsinnig und anregend sind, seine Grundauffassung ist verfehlt: Altheim anerkennt letzten Endes keine ursprüngliche aus eigener Wurzel gewachsene altitalisch-indogermanische Kultur, vielmehr haben nach ihm die Italiker eine eigene Kultur nur entwickelt unter entscheidendem Einfluß des Griechentums. Sein Versuch, diesen Satz

zu begründen, scheint mir in keiner Weise geglückt. Der Versuch, viele bisher für alt-römisch oder altitalisch gehaltene Gottheiten vielmehr von den Griechen herzuleiten, ist nicht überzeugend. Seine Hauptgründe für diese schon früher vorgetragene Lehre sind dieselben geblieben (S. 56 ff.): sie beruhen auf einer falschen Grundeinstellung, wie wir bereits 1932 zeigten (Germanien, 3. Folge, Heft 4: Wider den Ultramontanismus der Altphilologie). Unseren Einwänden macht Altheim nur kleine Zugeständnisse, die lediglich als Ausflüchte zu werten sind; unsere Gegenargumente treffen also auch die vorliegende Veröffentlichung. Eine Neudarstellung der altitalischen Geschichte scheint auch uns notwendig und möglich. Wer die entscheidende Bedeutung des rassistischen Gesichtspunktes nicht kennt, kann sie aber nicht geben. Ferner ist die Stellung der Italiker innerhalb des Gesamtindogermanentums zu beachten, ihre Herkunft aus dem Norden und ihr mitgebrachtes Erbe. Davon ist bei Altheim auch heute nicht die Rede. Wiederholt habe ich darauf hingewiesen,

daß für die Erforschung Altroms die Beachtung der engen Verwandtschaft von Italikern und Germanen von entscheidender Wichtigkeit ist; von der Altphilologie sind meine Darlegungen bisher nicht beachtet worden. Ich hoffe, daß die junge Generation der Altphilologen den orthodoxen Humanismus aufgibt und einen freien Blick für das Gesamtindogermanentum gewinnt. Die engen Verbindungslinien zwischen Germanien und dem indogermanischen Mittelitalien sind nur deshalb bisher fast unberücksichtigt geblieben, weil der Altphilologe von germanischer Kultur nichts wußte und nichts wissen wollte. In der Verleugnung des Germanentums zeigt sich der Humanismus hörig der Theologie. Dies sollte man endlich einsehen und sich den freien Forscherblick nicht weiter durch Vorurteile trüben lassen. Dr. Otto Huth, Bonn.

Kern, Hans, G. J. Daumer — **der Kämpfer für eine deutsche Lebensreligion**. Wittenberg-Verlag, Berlin 1936. 46 Seiten. Kart. 1,20 RM.

Kerns neue Schrift ist die erste eingehendere Darstellung des Lebens und des Werkes Daumers, die seiner Bedeutung gerecht wird. Heute ist Daumer einem weiteren Kreise nur bekannt durch seine wundervolle Hefis-Mendichtung (die es nebenbei seit langem in der Reclambücherei gibt), die z. T. Brahms vertonte, ferner als Erzieher Kaspar Haußers. Der Denker und Forscher Daumer dagegen ist kaum beachtet worden. Kern würdigt ihn als Vorläufer Nietzsches, der neben Goethe, Arndt und den Romantikern genannt werden muß. In Daumer vollzieht sich die antichristliche Wendung der deutschen Romantik (Kern S. 10). Als empörend empfand Daumer die Herabwürdigung der Frau im dogmatischen Christentum. Bemerkenswert ist ferner, daß er den ersten Tiererschützberein gründet, der also nicht vom Christentum, sondern gegen dieses gegründet wurde (Kern S. 20). Die eigenartigen religionswissenschaftlichen Arbeiten Daumers laufen darauf hinaus, das Kirchenchristentum als aus molochistischen hebräischen Kulte erwachsen aufzuzeigen. Manche seiner Aufstellungen wurde durch die neuere Forschung bestätigt, wie Kern zeigt; die eingehende Nachprüfung ist zu fordern. Man darf die Gewißheit haben, daß nach dieser Schrift Kerns, Daumers Arbeiten endlich die Beachtung finden, die sie verdienen. Otto Huth.

Kreuzberg, P. J., **Deutsche Vor- und Frühgeschichte mit besonderer Betonung des Rheinlandes**. Hauser Verlags-gesellschaft m. b. H., Saarlautern 1935.

232 Seiten, Preis kart. 2,50 RM., geb. 3,75 RM.

So erfreulich die Tatsache ist, daß das deutsche Volk sich wieder auf die Werte seiner Frühzeit besinnt, so unerfreulich ist es, daß immer wieder Schriften der Öffentlichkeit übergeben werden, die durch veraltete Auffassungen und unzureichende Darstellungsweise geeignet sind, Verwirrung zu stiften.

Das vorliegende Buch will einen Abriss der deutschen Frühgeschichte unter besonderer Hervorhebung der Entwicklung im Rheinlande geben.

Neben vielem anderen muß es Bedenken erwecken, wenn der Verfasser die Auffassung Kossinnas von dem nordischen Ursprung der germanischen Kultur kommentarlos neben die von Güntert setzt, der u. a. folgendes behauptet: „Diese Pflugkultur, gekennzeichnet durch den vom Rind gezogenen Pflug, durch den Wagen und durch das Halten von Schwein, Schaf und Ziege, stammt letztlich von Vorderasien.“

Bei dieser Einstellung ist es nicht verwunderlich, daß dem Verfasser die Römer nicht als Zerstörer und Bedrücker erscheinen, sondern als die Bringer einer neuen, besseren Kultur, und daß er auch den Vorgang der Christianisierung als einen Weg vom Dunkeln ins Helle ansieht, daß ihm die Zeit der freien, alten Germanen nur eine Zeit wilden Aberglaubens und willkürlicher Unterdrückung der Unfreien ist. So erscheint der „Apostel der Deutschen“, Bonifatius, bei ihm im hellsten Lichte. Der Massenmord bei Cannstatt ist natürlich nicht erwähnt.

Kein Wunder, daß der Verfasser die Gestalt Karls zum Abschluß seines Buches in den hellsten Farben zeichnet und ihn, was fast wie ein Scherz anmutet, uns als Germanen von echtem Schrot und Korn darstellt, obwohl doch die Germanen, wie etwa die Sachsen, nach des Verfassers Ansicht keineswegs so lobenswerte Eigenschaften besitzen. R. H.

Gyme, Herbert, **Liebe und Ehe im Umbruch der Zeit**. Wilhelm Heims Verlag, Leipzig C. 1.

Das Festchen, das der Verfasser selbst im Vorwort als anspruchslos bezeichnet, will in schlichter Form richtungweisend für junge Menschen sein. Seinen Kern bildet der Gedanke, daß eine menschliche Vollen-dung nur in der Vereinigung der Geschlechter möglich sei. Der vorangestellte Leitsatz „Die Familie ist die Keimzelle des Volkes“ hat mit dem Inhalt wenig zu tun. Schon diese Tatsache zeigt, daß die Schrift grundlegend wichtige Seiten dieser Lebens-

frage außer acht läßt. Die Bedeutung der Ehe für das Volksganze, die Fragen der Rasse, der Gesundheit usw. bleiben unerwähnt — eine Unmöglichkeit für jede ernsthafte Behandlung dieses Gebietes. Es bleibt schließlich nur eine Auseinandersetzung über den Wert der Ehe für die Vollen-dung des Einzelnen, und auch diese ist weder erschöpfend noch befriedigend. Die Schilderung des Negativen nimmt einen allzu breiten Raum ein. Wiederholungen und Unklarheiten sind zahlreich. Auf keins der berührten Gebiete — das Biologische, der Einfluß der Religion, Sitten und Sittlichkeit — wird genügend ein-

gegangen. Wenn es auch richtig ist, daß der Aufenthalt in der Natur einer gesunden Lebensauffassung förderlicher ist als das Sitzen in Lokalen, so bedeutet doch dieser Gedanke keine Lösung der Fragen von Liebe und Ehe.

Der Gesamteindruck ist der einer aus reinem, ehrlichen Willen entstandenen Arbeit, der aber die weltanschaulichen und wissenschaftlichen Grundlagen fehlen. Von solchem Schrifttum ist leider schon genug vorhanden. Es hilft uns in der weltanschaulichen Erziehungsarbeit nicht weiter, sondern schadet eher durch seine Verwirrenheit. A. A.

Zeitschriftenchau

Forschungsberichte

Agde, **Östpreussische Vorgeschichtsfor-schung 1935**. Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. Verlag Rabitsch, Leipzig. 12. Jahrgang. Heft 1 1936. Unter den von der Steinzeit bis in die spätheidnische Zeit reichenden neuen Funden ist besonders bemerkenswert eine bei Gumbinnen gefundene Harpune aus Elchknocken, die durch Pollenanalyse einwandfrei in die späte Eiszeit (Voldiazzeit) gesetzt werden konnte, und somit der älteste vorgeschichtliche Fund Ostpreußens ist. Auch der berühmte Wikingerfriedhof in der Kaup bei Wikantau wurde weiter untersucht. U. a. wurde festgestellt, daß um die im Mittelpunkt liegende Brandbestattung ein durch Brücken unterbrochener Graben lief, in dem sechs Skelette und zwei Pferdebestattungen gefunden wurden. / **Karl Schirmeisen, Fundnachrichten aus Mähren**. Ebenda. Aus dem überaus reichhaltigen Bericht, der mit der Nachricht von Kololithen in der Gegend von Brünn beginnt und den mittelalterlichen Siedlungsfunden endet, können nur Einzelheiten hervorgehoben werden. Der altsteinzeitliche Fundplatz von Unter-Wisternitz ergab neben Waffen und Werkzeugen seltsame Tonfigürchen: Mammut, Nashorn, Pferd, Ren, Höhlenbär, Bielfraß, Fuchs, Löwe und Gule. Außerdem fanden sich sogenannte Venusfigürchen aus Ton und Elfenbein, eine männliche Figur, die Karikatur eines Kopfes und ein Anhänger in Gestalt eines schematisierten weiblichen Rumpfes. — Die Erforschung der Linear-keramik zeigt, daß diese Kultur sehr lange

gedauert haben muß, die Träger der bemalten Keramik dagegen sehr plötzlich und zahlreich aufgetreten und später ebenso schnell und ohne Nachhall verschwunden sein müssen. Hier ist ein Fund von Mährisch-Neustadt zu nennen, wo sich auf dem Grunde eines in einer Grube befindlichen Herdes das Schädeldach eines Jungtieres und der zerbrochene Oberarmknochen eines Menschen fand. Vielleicht also ein Opferherd. — In einem schnurkeramischen Grabe in Bazany bei Austerlitz lag ein Mann mit reichen Beigaben unter einer von Pfosten getragenen Bohlendecke. Darüber lagen drei weitere Tote, die offenbar regellos hineingeworfen worden sind und wohl geopfert Sklaven waren. — Aus vorrömischer Eisenzeit wurde bei Klein-Gradiſko ein stark besiedeltes und befestigtes Oppidum ausgegraben, das ein wichtiger Industrie- und Handelsplatz war. Sogar eine einfache Kanalisation konnte festgestellt werden. / **Hans Seeger, Bericht über die Tätigkeit des Vertrauensmannes für die kulturgeschichtlichen Bodenkulturstücker Niederschlesiens im Jahre 1935**, ebenda Heft 3, bringt den Arbeitsbericht. **Ernst Petersen, Neue Bodensfunde aus Niederschlesien**, ebenda, berichtet über die Auf-findung eines Geschiebelodes mit Ritzzeichnung, die der Lausitzer Kultur zugehören dürfte. Sie zeigt eine Fußsohle, ein Lannenzweigmuster, einen Hirsch und eine aus Dreiecken bestehende Figur (die vielleicht ein Haus darstellen soll? D. B.). Ferner wurde wieder ein besonders reich ausgestattetes wandalisches Kriegergrab aus

dem 2. Jahrh. n. Z. entdeckt. Besonders wichtig ist die Erschließung der ältesten Befestigungen der Stadt Nimptsch. Sie ruhen auf einem Wall der Lausitzer Kultur aus der Wende von Bronze- und Eisenzeit. Darunter lag eine noch ältere bronzezeitliche Siedlung. Die schon von den Illyrern sehr stark ausgebauten Festung wurde sodann in der Völkerwanderungszeit von den zurückbleibenden Ostgermanen ausgebaut und ist somit die älteste germanische Burg Schlesiens. Erst in einer noch jüngeren Schicht, die mehrfach abgebrannt und durch die mittelalterlichen Anlagen zerstört ist, treten slawische Spuren auf. Wichtig ist hier auch eine Tonware, die die lange gesuchte Brücke zwischen der spätvandalischen und der frühmittelalterlich-slawischen bildet. / Wolfgang La Baume und Karl Kersten, **Die ältere Bronzezeit in Nordost-Deutschland. Ergebnisse neuer Untersuchungen.** Ebenda. Diese Untersuchungen zeigten die Erkenntnis, daß die Bronzezeitperioden 1 bis 3 wohl westlich der Persante Geltung haben, östlich derselben aber eine Zweigliederung erforderlich ist. Wichtig ist auch die Tatsache, daß das Gebiet zwischen Persante und Memel in der älteren Bronzezeit weder germanisch noch lausitzisch ist, sondern daß die dort seit der Steinzeit ansässige schnurkeramische Kultur ihr Eigenleben weiterführt, bis in der jüngeren Bronzezeit die Germanen bis zur unteren Weichsel vorstoßen. / Karl H. Marschall und W. Heiligendorff, **Tätigkeitsbericht des staatlichen Vertrauensmannes für kulturgeschichtliche Bodentalerümer der Provinz Brandenburg. 1935.** Ebenda. Dem allgemeinen Bericht folgt eine genaue Fundzusammenstellung. / Ähnlich verfährt E. Streit, **Fundnachrichten aus Böhmen**, ebenda Heft 4. Dobrindt, **Tätigkeitsbericht aus dem Südwestgebiet der Grenzmark Posen-Westpreußen für das Jahr 1935**, ebenda, berichtet von weiteren wichtigen Beobachtungen über das mittelsteinzeitliche Swiderio-Dardenoisien und über eine Reihe neuer wandalischer Funde in der Grenzmark. / Karl Keller-Tarnuzzer, **Die Schweizerische Ur- und Frühgeschichtsforschung 1934/35.** Ebenda Heft 5. Der umfassenden Darstellung, die von fortschreitenden Ergebnissen aus fast allen Zeitstufen berichtet, entnehmen wir nur, daß neuerdings auch in ziemlich abgelegenen Tälern bronzezeitliche Siedlungen mit zum Teil bisher unbekannter Tonware entdeckt wurden, und daß sich hier die Bronzezeit anscheinend bis an die rätische Zeit hält. / D. Paret, **Fund-**

nachrichten aus Württemberg, ebenda, erstattet Bericht über die neuesten Ergebnisse in Württemberg. Hertha Schemmel.

Das Juniheft der Monatschrift für Blut und Boden „**Odal**“ (Zeitgeschichte Verlag, Berlin W 35, Lützowstraße 66. RM 1,50.) zeigt als Umschlagbild den „Thinghügel mit Dreilindensetzung nördlich von Bürgel“. Das stimmungsvolle Bild stammt von Werner Stief. Stief hat auch von Seite 977 bis 1006 einen reich bebilderten Aufsatz „Auf den Spuren vorchristlich-germanischer Kult- und Malsstätten im mittleren Deutschland“ beigezeichnet. In ihm wendet er die Arbeitsverfahren von Ernst Krause, Erich Jung, Wilhelm Teudt und Herman Wirth auf die Heimat- und Flurforschung in einigen mitteldeutschen Gegenden an. Von der Tatsache ausgehend, daß der Heilige Michael an die Stelle Wodans gesetzt worden ist, vermutet er ein ehemaliges Wodansheiligtum in dem Dorfe St. Michaeln im Landkreis Querfurt. Die Trojaburgen von Steigra und von Graitzschen veranschaulicht der Verfasser durch klare Zeichnungen und Lichtbilder. Er weiß diesem schon öfters behandelten Stoffe neue Seiten abzugewinnen. Sehr dankenswert ist z. B., daß Stief darauf hinweist, daß der äußerste Ring der Graitzschener Trojaburg durch die Anlage einer Kiesgrube zerstört, daß die entstandene Grube als Schuttabladeplatz benutzt, daß ein Transformatorhäuschen dorthin gestellt und ein Leitungsmast ausgerechnet auf den Hügel der Trojaburg gesetzt worden ist. Mit Recht fragt der Verfasser: „Wie sollen wir Deutsche den Vorwurf der Barbarei von uns weisen, der so oft gegen uns erhoben wird, wenn wir solche Zustände schaffen und, wenn sie geschaffen sind, friedlich dulden?“

Weiter behandelt Stief das Hammermännchen und die Rundkapelle von Kirchhasel bei Rudolstadt. Er denkt bei dem Hammermännchen an Donar = Thor. Er hätte in diesem Zusammenhange wohl auch die eddische Überlieferung heranziehen können, daß der Stiel Miölniers durch Lokis Lust am Schabernack zu kurz ausgefallen sei. Im 4. Teil untersucht Stief, ob an der Kirchentür zu Gundorf bei Leipzig Erinnerungen an ein vorchristlich germanisches Dreigötterheiligtum bewahrt geblieben sein könnten.

Zum Schluß sind der „Teufelsstein“ von Piltitz bei Landsberg (Kr. Delitzsch) mit Bebrillen und der „Kaußstein“ von Bucha unweit Memleben (ursprünglich Minilebn!) an der Unstrut behandelt. E. W.

Vereinsnachrichten

Ortsgruppenarbeit. Anschließend an S. 5, S. 158 lassen wir heute weitere Arbeitsberichte unserer Ortsgruppen folgen.

Ortsgruppe Köslin; Leitung Rektor Weber (Jahresbericht): Sie ist im Silbhard 1932 begründet worden. Etwa 15 bis 20 Freunde der Sache, und zwar Männer und Frauen aus der städtischen Bevölkerung wurden die ersten Mitglieder. In der damals noch vorhandenen Volkshochschule hatte der Ortsgruppenleiter schon seit 1930 den Versuch gemacht, über germanische Vorgeschichte und ihre Bedeutung für Volk und Volkstum vorzutragen. Das geschah in verstärktem Maße, als seit 1931 ein gut ausgestattetes Heimatmuseum mit einer ziemlich umfangreichen vorgeschichtlichen Abteilung zur Verfügung stand. Die ersten Einführungen und Übungen an der Hand der heimatkundlichen Arbeitsergebnisse (Ausgrabungen aus dem Heimatkreise und aus Ostpommern) geschahen unter Zugrundelegung der Werke von Kossinna und Schuchardt. Berücksichtigt wurden ferner die für die Vorgeschichte Ostdeutschlands und besonders Pommerns wichtigen Veröffentlichungen von Kunkel (Prov.-Museum Stettin) und La Baume, Danzig. Außerdem besaßte man sich mit v. Richthofen und Dr. Kede, Danzig, um Klarheit über die vorgeschichtliche Stellung des gesamten Grenzlandbezirks zu gewinnen. Es schlossen sich Besichtigungen wichtiger Vorgeschichtsstätten, Museen und Ausgrabungen an. Angeregt durch Teudts Buch hatte der Besuch der Osningmark die nachhaltigste Wirkung (verstärkt durch die liebenswürdige Führung von Herrn Oberstlt. Plah). Von da ab war die Tätigkeit der Ortsgruppe stofflich ganz auf dieses Gebiet eingestellt. Die Besucherzahl zu den Vorträgen stieg auf 50—60 und die Erhebung vom 30. 1. 1933 förderte die Arbeiten weiter. Mit dem „Verein für Heimatkunde und Heimatpflege“ und später mit der Ortsgruppe der NSDAP wurde zusammen gearbeitet und ein Leserkreis für die Zeitschrift eingerichtet. Als Lehrer und zugleich Führer der Lehrerschaft konnte der

Ortsgruppenleiter sehr oft die völkische Vorgeschichtsarbeit in Sitzungen und im Unterricht weitgehend unterstützen.

Im südlichen Vorpommern besteht der **Arbeitskreis Wefglin**, unter Leitung von Frau Ilse Kirchner-Thilo. Außer einem vorläufigen Bericht über die Landschaftsforschung in dortiger Gegend berichtet sie folgendes: Die Arbeit ist hier schwer, da man in Pommern in jeder Richtung auf die slawische, d. h. wendische Besiedlung des Landes zur Zeit der Christianisierung stößt. In mittelalterlichen und neueren Chroniken des Landes, sowie in der hieraus sich ableitenden üblichen Anschauung der für die Frühgeschichte des Landes interessierten Kreise—mit Ausnahme vielleicht der rein wissenschaftlichen—werden alle vormittelalterlichen Kulturdenkmäler, möglichst alle Ortsnamen und religiösen Überlieferungen auf die Slawenzeit zurückgeführt. Verständlich ist es vielleicht, weil viele dieser Menschen, die so denken, sichtlich slawischer Abstammung sind und gar nicht das Bedürfnis haben, die germanische Vorzeit aufzudecken. Andere, besonders der Adel, sind wieder später eingewanderte Sachsen, denen der lebendige Zusammenhang mit den hiesigen Altvordern fehlt.

Offensichtlich haben aber die Wenden nur vorhandene Kulturstätten ihrer germanischen Vorgänger verschiedener Stämme übersiedelt. Das wäre vielleicht gerade an der Tatsache der Ortung zu beweisen.

Um Grundlagen für die Anschauung zu schaffen ist m. E. eine sehr vorsichtige und ernste Laienarbeit in der Landschaft nötig, unter Aneignung möglichst weiter Kenntnisse der bekannten Tatsachen aus Vorgeschichte und Geschichte des Landes, der Baudenkmäler, der alten Klöster, der Städtegründungen, der Verfassung u. a. m., um vom Lande aus der Wissenschaft zur ersten Erforschung die einzelnen lohnenden Punkte bekanntzumachen, die dann durch wissenschaftliche Bearbeitung den Grad einer früher bestehenden germanischen Kultur beweisen.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. F. D. Pfaffmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Bierguck, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Druckguss, Leipzig. Printed in Germany. D. M. II. B. 1936 4100. Pl. Nr. 3.

Einladung

zur

Eröffnungsfeier der „Pflegstätte für Germanenkunde“ am 5. Oktober 1936, 11 Uhr, im Landestheater Detmold, unter Mitwirkung der Landesregierung und der Stadt Detmold, veranstaltet vom Deutschen Ahnenerbe e. V., Berlin

Eröffnungsansprache

SS-Brigadeführer Dr. Reischle
Führer des Stabsamtes des Reichsbauernführers

Begrüßungsworte

des Leiters der Pflegstätte Professor Leudt

Festansprache

Professor Dr. Walther Büß, Dekan der philosophischen Fakultät
I. Sektion der Universität München

Der Reichsstatthalter und Gauleiter Dr. Meier hat seine Teilnahme zugesagt und wird persönlich das Wort ergreifen. Außerdem sprechen ein Vertreter der Landesregierung und der Oberbürgermeister der Stadt Detmold. Die Feier wird von musikalischen Darbietungen umrahmt. Am Nachmittag finden Besichtigungen statt.

Schriftliche Anmeldung der Teilnehmer erbeten bis 20. September an die „Pflegstätte für Germanenkunde“, Detmold, Adolf-Hitler-Damm. Gäste willkommen.

Deutsches Ahnenerbe e. V.

Vereinigung der Freunde
germanischer Vorgeschichte e. V.

Einladung

zur

außerordentlichen Mitgliederversammlung der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V.“, Detmold, am 4. Oktober 1936, 20 Uhr, in der „Pflegstätte für Germanenkunde“, Detmold, Adolf-Hitler-Damm.

Tagesordnung:

1. Bericht des Vorstandes über die Ausschußsitzung vom 18. Januar 1936 und über die Aussprache der Ausschußmitglieder am 18. Juli 1936
2. Satzungsänderung
3. Verschiedenes

Schriftliche Anmeldung der Teilnehmer erbeten bis 20. September an die „Pflegstätte für Germanenkunde“, Detmold, Adolf-Hitler-Damm.

Der Vorsitzende der Vereinigung der Freunde
germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936

Oktober

Heft 10

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Spanien und wir

„Zerstört alle Orte, da sie ihren Göttern gedient haben, sei es auf hohen Bergen, auf Hügeln oder unter Bäumen; reißt um ihre Altäre und zerbrecht ihre Säulen und verbrennt mit Feuer ihre Haine und die Bilder ihrer Götter tut ab und vertilgt ihren Namen aus demselben Ort!“

Das ist nicht etwa das Programm der zur Zeit in Spanien wirkenden Bolschewisten aller Schattierungen. Und doch hat es im Wesen sehr viel damit zu tun. Es ist die Anweisung, die der Jude Moses (5, 12; 2 und 3) seinen Leuten gab, als sie in das Land einfielen, das vor ihnen von frommen Heiden mit stark nordischem Einschlag bewohnt gewesen war. Nach diesem Programm haben die Hebräer gearbeitet, wo sie gerade die Macht dazu hatten, und ihre Rassegenossen tun es heute noch. Wir haben jüngst aus Nürnberg gehört, daß der Bolschewismus, der sich jetzt auf der iberischen Halbinsel einzunisten beginnt, eine mit verschwindenden Ausnahmen rein hebräische Angelegenheit ist. Und es läßt sich nicht leugnen, daß — eine rein sachliche Feststellung — der Urheber des obengenannten Programms ein Rassegenosse derjenigen ist, die in Rußland, in Ungarn und jetzt in Spanien dieses Programm im großen durchführen.

Nun haben uns freilich die Theologen belehrt, daß die Hebräer unter ihrem Häuptling dieses rigorose Programm gewissermaßen in einem höheren Auftrage durchführen mußten: sie mußten ihre „reine Lehre“ gegen das „Gift des Heidentums“ bewahren und schützen und ihrem Volke jeden Anreiz nehmen, wieder „in das Heidentum zurückzufallen“. Ja, das ist freilich eine Rechtfertigung, und diese Rechtfertigung haben seither alle Zerstörer von Heiligtümern für sich in Anspruch genommen. Und die Bolschewisten tun es heute auch. Aber nein, so ertönt es aus einem Teil der Presse, was da in Rußland und in Spanien wütet, das ist ja das Heidentum selbst, das dem Christentum den Kampf auf Leben und Tod angesagt hat. Es ist der leidhaftige Antichrist, der in teuflischem Haß zum Endkampf gegen die höchsten Güter der Religion antritt.

Mit dem Teufel ist es nun so eine Sache, und der schlechte Laie wird versuchen, sich die Dinge zunächst einmal ohne Bemühung des Höllenmohren zu erklären. Und er be-

ginnt, sich in der ganzen Welt ganz allmählich die Frage vorzulegen: was ist denn nun eigentlich die tiefere seelische Ursache dieses abgrundtiefen Hasses, der sich da in der Ermordung von Priestern, der Schändung und Hinschlachtung von Nonnen, der Verbrennung von Gegnern, der Schändung von Leichen, der Zerstörung von Kirchen, Heiligenbildern und christlichen Kultgegenständen austobt? Liegt es in der Natur des Spaniers, oder hat es übernatürliche Gründe: hat der Teufel selbst von so vielen spanischen Seelen so reißend Besitz ergriffen, daß sie unter Luzifers Führung selbst den Himmel stürmen und in die Hölle hinabstürzen wollen?

Weder das eine noch das andere. Denn der Spanier ist, in normaler Verfassung wenigstens, ein genau so anständiger Mensch wie der Italiener und der Deutsche. Sein tragikomisches Urbild, der edle Ritter Don Quijote, ist bei aller zeitweiligen Verschrobenheit ein durch und durch anständiger Charakter, der nur allzu leicht allerlei Suggestionen unterliegt. Und das mit der unmittelbaren Einwirkung des Gottseibeiums klingt auch nicht sehr wahrscheinlich; denn in welchem Lande gäbe es auch nur annähernd so viele Klöster, Priester, Bischöfe, Mönche, Nonnen und Weihwasser — lauter Dinge, die der Böse fürchtet; und wo hätte die Kirche sonst seit vielen Jahrhunderten eine Gelegenheit wie dort gehabt, ihre segensreiche Tätigkeit wirksam werden zu lassen? Und trotz alledem diese Verblendung?

Wir wollen weder darüber ein Urteil fällen, noch uns in die inneren Verhältnisse Spaniens einmischen. Aber wir müssen das Auge offenhalten für alle die Erscheinungen, die einmal für das Germanien von ehemals und das Deutschland von heute von Bedeutung gewesen sind, und die es leicht wieder werden können. Kann uns das Schicksal eines vom Bolschewismus bedrohten Spanien nicht gleichgültig sein, so können uns auch die Ursachen, die hinter dieser für uns wichtigen Frage wirksam sind, nicht gleichgültig lassen.

Es kann uns am wenigsten gleichgültig lassen, wenn heute wieder einmal aus dem Munde jener, die gegen die von uns gewollte germanische Selbstbestimmung in Predigten und Aufsätzen, in pseudowissenschaftlichen „Forschungen“ und heimlicher Agitation ankämpfen, die Behauptung aufgestellt wird, der Bolschewismus und was damit zusammenhängt, sei eine „heidnische“ Angelegenheit. Die Persidie dieser Vorspiegelung liegt darin, daß mit dem Worte „Heidentum“ gemeinlich die Glaubenshaltung unserer germanischen Vorfahren bezeichnet wird; der einfache Mann, auf den wir mehr Wert legen, als auf manchen tüftelnden Stubengelehrten, soll daraus den Eindruck gewinnen, als wenn unsere Ahnen erst durch die segensreiche „Befehrung“ aus finsternen Bolschewiken zu anständigen Menschen gemacht worden wären. Es sind dieselben Leute, die zwar auf jeden Angriff ihrerseits mit Märtyrerpöse reagieren, die aber über Unterdrückung ihrer Glaubensfreiheit klagen, wenn man ihnen nicht gestattet, ihre Gegner zu beschimpfen oder auf den Scheiterhaufen zu setzen. Wir verteidigen jenes Heidentum, von dem Ernst Moritz Arndt gesagt hat: „Ich denke, ein gewisses Heidentum hätte nie zerstört werden sollen, und jeder Mensch, der es mit seinem Geschlechte gut meint, sollte dahin arbeiten, es wieder lebendig zu machen.“

Wir haben vom ersten Augenblick des Bestehens dieser Zeitschrift an dieser Aufgabe zu arbeiten versucht. Denn wir hatten erkannt, daß dieses Heidentum nicht in einer vergänglichen Götterlehre besteht, nicht in einer Metatheologie und ähnlichem, sondern in einem Grundelement der deutschen Seele, das über alle zeitbedingten Äußerungsformen hinweg in seiner Einstellung zu den Grundfragen des Daseins beständig ist, und das daher niemals durch eine Lehre ersetzt werden kann, die in fremden Seelen gewachsen ist. Es sei denn, daß man die deutschen Seelen verbrennt und verkrüppelt. Aber ist dies „Heidentum“ einmal ausgetrieben, so wird nie wieder ein echter Glaube dafür Eingang halten.

Diese Haltung der durch die Ereignisse in Spanien in Verlegenheit versetzten Leute

zwingt uns, das Feuer, das zur Zeit wieder einmal in Spanien angezündet wird, einer genaueren psychologischen und historischen Untersuchung zu unterziehen. „Reißt um ihre Altäre, zerbrecht ihre Säulen, verbrennt ihre Bilder!“ Diese von Moses ausgegebene Losung ist ganz buchstäblich — das hat Wilhelm Leudt unwiderleglich bewiesen — als ein Erbe des Judentums von der christlichen Kirche übernommen; sie ist von den römischen Sendboten in Germanien wortwörtlich angewandt worden. Das Feuer, das Bonifaz in die friesischen Götterhallen warf und an die heiligen Eichen legte, ist Feuer von jenem Feuer des Juden Moses; und solange seine Nachfolger die Macht hatten, es auszubreiten, ist es in Europa und anderswo nicht wieder erloschen. Aber es hat nichts mit dem heidnischen Feuer Germaniens zu tun; mit dem Feuer, das auf Bergeshöhen und an Bichterbäumen entzündet wurde und entzündet wird — zur Feier des Lebens, aber nicht zur Verbrennung Lebendiger. Und wenn vor noch nicht einem Jahre dieses Feuer und diese Bichterbäume von allerberufenster Seite aus als ein „heidnisches Brauch“ bezeichnet wurden, so erklären wir fröhlichen Herzens, daß wir bei diesem Heidentum zu bleiben gedenken und gerne auf jenes andere Feuer verzichten, das man uns ungerufen ins germanische Land gebracht hat, und das nicht nur Hunderte von Heiligtümern, sondern auch Tausende von Hofstätten und Hunderttausende von deutschen Männern und Frauen verzehrt hat.

Dies Feuer ist in all seinen Gestalten das unheilige Gegenteil unserer heidnischen Feuer. Unser Heidentum ist Ehrfurcht vor dem Lebendigen, vor dem Leben selbst, in dem sich das Göttliche offenbart: ihm zu Ehren brennen unsere Feuer. Jene Feuer der unheiligen Eiferer aber brannten zur Vernichtung gottgeschaffener Wesen; sie brannten und brennen noch zur Vernichtung des Lebens selbst, das man in ein Zwangssystem von Dogmen zwingen wollte und damit seiner wahren Bestimmung zuzuführen vorgab. Sie verkörpern die Lebensfeindlichkeit und Gottfeindlichkeit schlechthin. Wenn wir überschauen, welche Spuren sie in Germanien hinterlassen haben, so werden wir verstehen, woher die Feuer stammen, die heute in Spanien brennen.

Der Frankenkönig sollte verbrennen, was er angeblich angebetet hatte, und er tat es. Die Sachsen wollten es nicht, und man zündete ihnen ein dreißigjähriges Feuer an, dessen Spuren noch heute zu fühlen sind. Dann war das Feuer mehrere Jahrhunderte lang weniger sichtbar; nur gegen Heiden wurde es dann noch angewandt, wenn sie keine rechte Befehrungsfreudigkeit zeigten. Es brannte lichterloh bei dem Sturm auf Jerusalem, und in jenem Lande, wo Moses es zuerst angezündet hatte. Dann aber begann es in der Christenheit selbst zu schwelen und endlich in hellen Flammen emporzuschlagen. Man entdeckte, daß es viele Hunderttausende von Christen gab, die von keizerlicher Bosheit erfüllt waren. Sie aufzuspüren, war der Zweck der geistlichen Organisation, die sich die „heilige Inquisition“ nannte und die der Ketzerei Verdächtigen für den Scheiterhaufen reif zu machen hatte. Die Scheiter anzuzünden, überließ man dann großzügig dem „weltlichen Arm“ (mit dem man in anderen Fragen zuweilen raufte), denn es war nicht ohne Risiko und ein gewisses Odium.

Im Jahre 1231 versuchte man dies System auch in Deutschland einzuführen. Konrad von Marburg, ein fanatischer Dominikaner, war sein Hauptvertreter; jener finstere Pfaffe, der sich als Reichvater der Elisabeth von Thüringen in sadistischer Seelenquälerei unbestrittene Meisterschaft erworben hatte — bei der dunkelhaarigen Ungarin, die man sonderbarerweise zur deutschen Nationalheiligen proklamiert hat und die man auf den Schwindschen Wartburgbildern als aufgenordete deutsche Frau bewundern kann. — Die Scheiterhaufen begannen zu schwelen, die Foltern zu arbeiten. Aber zum Glück für Deutschland machte der finstere Konrad einen Fehler: er wagte sich mit Ketzereibesuldigungen an zwei Große des Reiches heran, und diesen war damals selbst die Eschka des heiligen Dominikus noch nicht gewachsen. Die Deutschen griffen zur Selbsthilfe und

schlugen den Seelenmörder tot. „Das ist die barbarische Wildheit der Deutschen“, schrie Papst Gregor IX., als er die Nachricht bekam. Aber er machte keinen Versuch, seine heilige Bruderschaft dieser barbarischen Wildheit noch einmal auszusetzen. Unsere Wildheit hat uns für 250 Jahre gerettet.

Dafür setzte sich die Bruderschaft des heiligen Dominikus in seiner Heimat, in Spanien, um so dauerhafter fest. Das Mutterland der Inquisition wurde auch ihr unglücklichstes Opfer. Hatten darum tapfere Gotensöhne das Land von den Arabern befreit, und hatten diese darum den Unterworfenen ihren Glauben belassen? Die Hexenfeuer von Granada breiteten sich mit den spanischen Heeren von neuem über Europa aus. Uns hatte um dieselbe Zeit eine päpstliche Bulle mit einer neuen Form dieses Feuers, dem Hexenfeuer beglückt. Sonderbarerweise ist noch kein „objektiver“ Zweck-Volkskundler auf den Gedanken gekommen, das Hexenfeuer von den Sonnenwendfeuern herzuleiten und damit den heidnischen Ursprung des ersteren zu „erweisen“ — wir machen höflichst auf die noch vorhandene Chance aufmerksam. Was man dann aber den unheilbar feyerischen Deutschen zum zweiten Male an einem dreißigjährigen Feuer angezündet hat, das hatte mit Sonnenwendfeuern bestimmt nichts mehr zu tun. Denn als die Nächstbeteiligten den Brand endlich zum Stillstand gebracht hatten, da erhob der römische Nuntius Einspruch gegen den „Hexenfrieden“; feinetwegen hätte Deutschland noch weitere dreißig Jahre brennen können.

Auch in Spanien genügte noch nicht die Million verbrannter Hexen und Mauren; die heilige Bruderschaft folgte den Schiffen des Columbus und führte auch dort den Befehl des Moses durch; gründlicher als der Meister selbst, denn man verbrannte nicht nur die Heiligtümer, sondern der Sicherheit wegen auch die Menschen selbst. Blühende Reiche sanken dahin, die einheimische Führerschaft wurde ausgerottet. Amerika verlor sein Heidentum und bekam die Jesuiten dafür wieder. Und das alles ist noch durchaus keine Sache von vorgestern. Noch nach den napoleonischen Kriegen hat man in Spanien die Inquisition wieder einzuführen versucht.

Vielleicht wird man jetzt besser erkennen, welcher Art das Feuer ist, das heute in den Kirchen und Klöstern Spaniens brennt, und begreifen, wodurch ein Seelenzustand hervorgerufen ist, der erst den Nährboden für den seelenwidrigen Bolschewismus bietet. Wo man ein Volk einmal gelehrt hat, Heiligtümer zu zerstören, die eigenen Ahnen zu schmähcn, zu verbrennen, was es einst verehrt hat, da wird es nicht bei diesem einen Mal bleiben. Wenn die Zeit gekommen ist, werden wiederum Heiligtümer brennen; das Feuer aber wird sich gegen die Lehren, die es einst gebracht haben, und es wird wieder verbrannt werden, was vordem angebetet worden ist. Die fürchterlichen Brandopfer, die in Spanien einst dem phönizischen Moloch gebracht wurden, gleichen nicht nur äußerlich den Flammenstößen der „heiligen“ Inquisition; es ist das gleiche Feuer, das in den Köpfen orientischer Fanatiker entstanden ist, jederzeit bereit, das Lebendige selbst einer Formel, eines Dogmas oder eines Machtgelüstes willen zu vernichten. Dies Feuer brennt heute wieder in Spanien.

Es ist daher alles andere als unzeitgemäß, wenn wir die Frage nach unseren zerstörten Heiligtümern immer wieder von neuem aufwerfen. Wir spüren noch die Wunden von ehemals und die Brandmale, die auch bei uns zu Infektionsherden für die von außen hereingetragenen seelischen Erkrankungen geworden waren. Zum zweiten Male werden wir dies Feuer nicht in unsere Heiligtümer werfen lassen. Wir zünden auch keine fremden Heiligtümer an, aber wir werden niemals dulden, daß das deutsche Land und Volk wieder zum wehrlosen Tummelplatz für fremdgeistige Machtgelüste und Lehren wird — mögen diese nun von Osten oder von Süden kommen.

Denn wir haben heute zum ersten Male seit tausend Jahren eine Führung, die keinem

anderen als allein dem deutschen Geiste Rechnung zu tragen gewillt ist, und die ihren weltlichen Arm keiner Macht als der des eigenen deutschen Volkes dienstbar macht. Wir wollen an den traurigen Vorgängen in Spanien unser germanisches Bewußtsein schärfen und hoffen, daß das tapfere spanische Volk seinen inneren Frieden wiederfindet, indem es die Wurzel seines Unheils erkennt, wie wir sie erkannt haben.

Hugin und Munin.



Bild S. Wille

Ein Mahnmal der Hitler-Jugend auf Rügen

Von Hermann Wille

Vieles, das unbewußt in uns lebte, mußte erst durch einen äußeren Anlaß in Bewegung gesetzt werden und wurde zur Tat durch die Kraft des Führers und seiner Bewegung.

Bis dahin waren es nur einige wenige, die sich mit dem Herzen und mit ihrem ganzen Willen darum mühten, die Kultur unserer Altvorderen für uns wirklich lebendig zu machen. Durch die nationalsozialistische Bewegung ist jetzt ein frischer Zug in die For-



Blickbild G. Wille

schungsarbeit gekommen. Was früher ängstlich gehütet wurde und nur wenige anzugehen schien, ist nun zum Allgemeingut des ganzen Volkes geworden.

Das Wissen um unsere eigenen Ahnen, das bisher an den Schulen stiefmütterlich behandelt wurde, ist heute richtunggebend geworden. Rasse- und Blutsforschung sind auf das innigste mit Ur- und Frühgeschichtsforschung verbunden und nicht voneinander zu trennen. Sie sind notwendig zur Erneuerung deutschen Wesens.

Das gesamte deutsche Volk und in ihm die Bewegung, die SS., SA., Arbeitsdienst und HJ., nimmt innigen Anteil an der Erforschung der Zeugnisse deutscher Art von ihren Ursprüngen bis auf unsere Zeit, um darauf aufzubauen und fortzuwirken von heute bis in Ewigkeit.

In Bergen auf Rügen ist im Jahre 1931 der Hitler-Junge Hans Mallon im Kampf für den Nationalsozialismus gefallen. Ihm sollte ein Ehrenmal gesetzt werden, eine würdige Grabstätte, ein Mahnmal der deutschen Jugend.

Es war eine Selbstverständlichkeit, daß hier auf nordisch-germanischen Boden im Walde der meerumrauchten Insel nur ein Mahnmal entstehen konnte, das mit der Eigenart und der Vergangenheit dieser Erde innig verbunden ist.

Ein Denkmal im Geist der neuen Zeit, wie sie an anderen Orten in monumentaler Einfachheit als Ausdruck des Dritten Reiches erstehen, würde an diesem Ort kaum so starke Gefühle auslösen wie ein Bau im Geiste bodenständiger germanischer Bauweise.

Alle Überlieferungen erzählen von der wichtigen Größe und Schönheit der germanischen Halle, in der in Urbäsertagen der Sippenälteste seine Gemeinschaft zur Feier-

stunde versammelte. Hier in dieser Halle soll die deutsche Hitler-Jugend am Grabe ihres für die Bewegung gefallenen Kameraden die Größe ihrer germanischen Vorfahren spüren, um ihren heldenhaften Geist als Vätererbe in sich zu fühlen.

Breit gelagert, wie aus dem Boden gewachsen, liegt die Halle. Ein langgestreckter Raum, schlicht und einfach. Ein wuchtiger Dachstuhl deckt den Raum und die Gruft, in der unter einem riesigen Deckstein der tote Kamerad zur ewigen Ruhe gebettet wird.

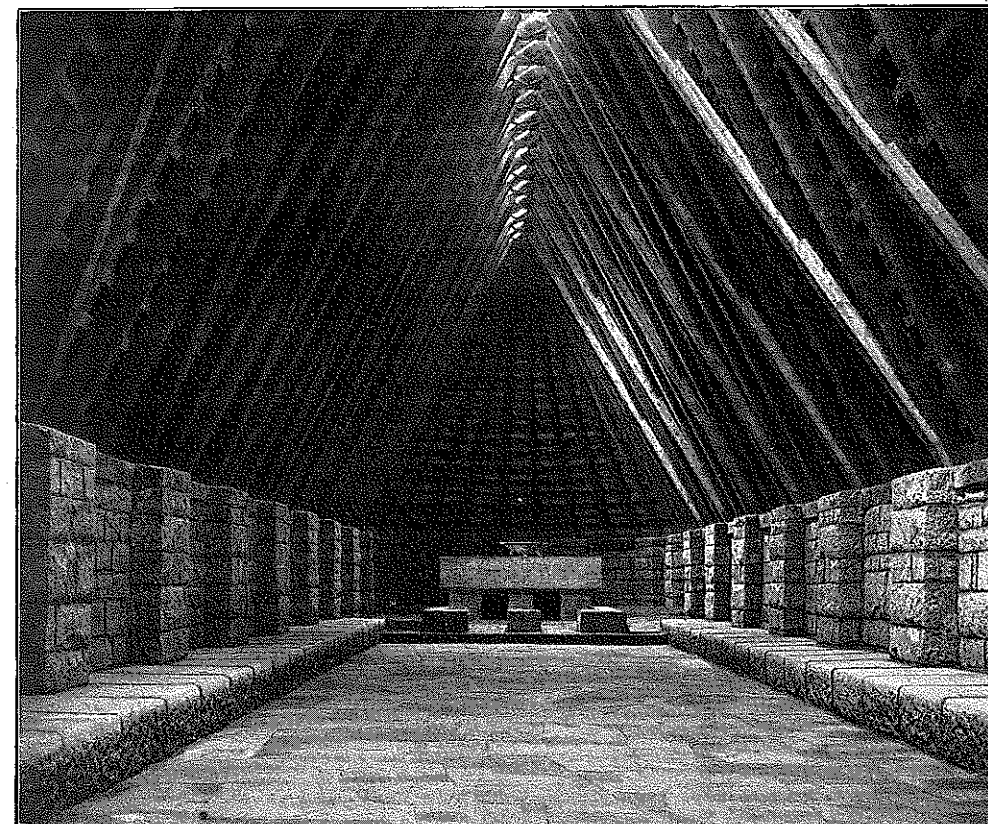
Es ist kein Versammlungsraum; hier sollen keine lauten Worte fallen, nur stilles Gedenken an den Toten und die früheren Träger seines Blutes soll die Hitler-Jugend ermahnen, für Deutschlands Zukunft zu leben, und wenn es sein muß zu sterben.

Der Bau, fest gefügt aus edlen deutschen Baustoffen, in der Technik der Gegenwart ausgeführt, zeigt die langgestreckte Form der Halle, die wir in den steinernen Sockelmauern der sogenannten „Hünenbetten“ wiederfanden. Der langgestreckte Raum mit der Grabkammer der Ahnen ist im alten Geist, aber in neuer Form, für einen jungen deutschen Kämpfer erbaut.

Es wäre falsch, Altes und längst Vergangenes vorzutauschen und in alter Bauart nachzuahmen. Aber die Idee soll erhalten bleiben, Sinnbild und Mahnmal aus Urbäsertagen für die neue deutsche Jugend.

Dieser Bau ist also keine Rekonstruktion, er will nichts anderes scheinen als das was er ist: ein Bau der Gegenwart.

So gut wie wir heute in Anflang an die Antike monumentale Gebäude errichten, ohne diese kopieren zu wollen, weil sie zu unserm eigensten Wesen gehören, so konnte auf



Inneres der Halle (35.00 m × 7.50 m)

Blickbild G. Wille

Rügen, und gerade hier in den nordischen Wäldern, ein Gebäude errichtet werden, das als Mahnmal uralter Kultur die Jugend zu ehrfürchtigem Nachsinnen zwingt.

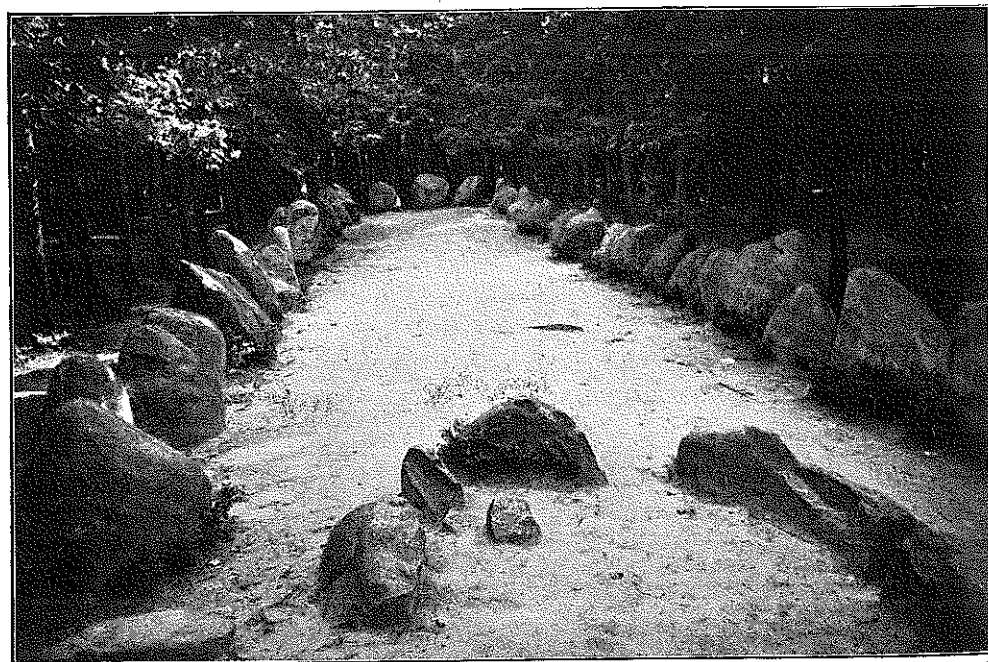
Aus diesem Gedanken heraus entstand das Mahnmal, das die sterblichen Reste eines Hiltler-Jungen bergen soll, der im Kampf um die Bewegung sein junges Leben ließ. Hans Mallon, ein Kämpfer des jungen Deutschlands, soll hier im Dunkel der Halle ruhen.

Auf niederen granitenen Blöcken hebt sich der steile hohe Dachstuhl, mit Schilf gedeckt. Die Halle bietet Schutz gegen Regen und Schnee, gegen die Kälte des Winters. Es ist dem Sinne nach die gleiche Halle, von der die Quellen berichten, daß in ihr über Krieg und Frieden beraten, die Landverteilung an die Sippenossen vorgenommen, benachbarte Fürsten empfangen und bewirtet wurden. In dieser Halle feierten die Sippen die Jahresfeste, die in der Winterszeit nicht im Freien unter alten Bäumen und unter freiem Himmel begangen werden konnten.

Daß die Ahnenverehrung unseren Altvordern als höchste Pflicht galt, ist unzählige Male bezeugt. In der langgestreckten hohen Halle, dort, wo sich am Ende der Raum zur Apsis rundet, lag das Tiefgrab der Ahnen. Am Grabe der Väter hielten sie Rat; gleichsam als seien die Ahnen bei ihnen. Und nur in ihrem Beisein wurde beschlossen, was die Sippe tat. Hier ruhten im Halbdunkel der Halle im Tiefgrab die Gebeine der Sippenältesten und Führer in weihvoller Stille. Rings um die Halle, in den Gewölben aus riesigen Findlingsblöcken — den Großsteingräbern — ruhten die Getreuen der Gemeinschaft in ihren Steinhäusern, im Schoß der Heimaterde.

So war die Ahnenhalle, das „Hünenbett“, mit den umliegenden Gräbern der freien Bauern zugleich ein Sinnbild der Zusammengehörigkeit der Volksgemeinschaft, und das Tiefgrab die Ruhestätte des Führers, der geheiligte Mittelpunkt des Sippenverbandes.

Wenn die Sonne vom höchsten Stande des Jahres sich zum kürzesten Tage geneigt



Sichtbild G. Wille

Steinsetzung im Mecklenwald bei Garburg
Sog. „Hünenbett“ 46×5 m, Vordergrund Tiefgrab. Decksteine fehlen

hatte und in der Natur alles erstorben schien, wenn dann die Sonne neugeboren den Weg wieder aufwärts nahm, dann feierte man wohl das Fest der wiedergeborenen Sonne, das Winter Sonnenwendfest im Schutz der Halle am Grabe der Ahnen. Die „wihnenächte“, die heilige Festzeit galt dem Gedanken der Toten, zugleich aber auch dem neuen Leben, so wie die „unbesiegte Sonne“, die mit ihrem Tode in der Winternacht zugleich ihr neues Leben beginnt.

Hier lasse ich Herman Wirth weiterprechen:

„Hier betete man beim Opfer um Nachkommenschaft und um Wiederverkörperung der geschiedenen teuren Vorfahren. Hier vollzog sich das ‚Stirb und Werde‘, die ewige Wiederverkehr, welche die Offenbarung Gottes in Zeit und Raum ist. Und diese Offenbarung wird als sittliche Weltordnung von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben. Das ist der Sinn der Sippe und der Vererbung: die hohe Verantwortung den Vor- und Nachfahren gegenüber, als Glied einer Kette. Der Tod ist kein Ende, keine Strafe: er ist Wandlung, die Erneuerung, die Umkehr. Das Grabhaus ist darum das Sinnbild des menschlichen Lebens, wo sich das ‚Stirb und Werde‘ erfüllt, vollzieht. Es ist die Wiedergeburtstätte, die die ewige Wiederverkehr des Lebens in seinem Geschlecht, in seinem körperlichen und geistig-seelischen Erbgute verbürgt. Hier wurde darum das hohe Fest des Jahres, die Julfester, das Fest der Toten und Lebenden begangen und um die Wiederverkörperung der Abgeschiedenen gebetet.“

Der Bau des Hans-Mallon-Ehrenmals wurde vom „Volkbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge“ für die Hiltler-Jugend, Gebiet Pommern, bei Bergen auf Rügen erbaut. Das Buch „Germanische Götterhäuser“ von Hermann Wille (Verlag Koehler & Amelang, Leipzig), gab die Anregung zur Gestaltung des Mahnmals.

Nordisches Bauerntum in Iran

Don Dr. Bernhard Sommerlad

Es hat erstaunlich lange gedauert, bis sich die Geschichtswissenschaft den Erkenntnissen der Sprach- und Spatenforscher gebeugt und bis sich die Ansicht durchgesetzt hat, daß nordische Rasse und Romadentum einander gegenüberstehen wie Wasser und Feuer. Daß das seßhafte Bauerntum die Grundlage aller nordischen Völker überhaupt darstellt, haben R. Walther Darrés grundsätzliche Untersuchungen wohl für alle Zeiten unumstößlich erwiesen. Es kann daher nicht mehr Ziel der Wissenschaft sein, an der Anerkennung dieser Thesen zu rütteln oder irgendwie an ihnen herumzudeuten. Wohl aber ist ihr die Aufgabe gestellt, neue Beweise der Allgemeinheit zugänglich zu machen, sie aus der unübersichtbaren Spezialliteratur herauszuholen und als neue Bausteine in das große Werk nationalsozialistischer Geschichtsauffassung einzufügen. Mögen auch die folgenden Ergebnisse dem Spezialisten in ihren Einzelheiten nicht viel Unbekanntes bieten, so erscheint es doch am Platze, sie aus dem Wust wissenschaftlichen Beiwerks herauszuschälen und auferstehen zu lassen als wichtige Belege für die geistigen Ursprünge nationalsozialistischer Bauernpolitik.

Erneut zeigt sich dabei zugleich die ganze unnordische Geisteshaltung einer überlebten Lehrmethode, die den Erzeugnissen semitischer „Kultur“ in der Schule zwar breiten Raum bewilligte, von Vorkämpfern nordischer Gesittung aber oft nur ihren Namen überlieferte. Was hat uns schon ein Zarathustra viel mehr bedeutet als den sagenhaften Begründer einer Religion, der nirgends auch nur der Raum bewilligt worden ist, wie er ohne Bedenken den Betrügereien semitischer Lüftlinge schon in den ersten Schuljahren eingeräumt wurde. Und doch offenbart sich gerade in diesem Manne und seiner Lehre eine wahre Fundgrube für nordische Gedankengänge. Und doch steckt darin vor allem eine Fülle agrarpolitischer Anschauungen, die es gerecht erscheinen lassen, sie in den Brennpunkt unseres Interesses zu rücken.

Sprachwissenschaft und Rasseforschung, vergleichende Religionskunde und Geschichte sind sich längst darüber einig geworden, daß die Franier und ihr Religionsstifter nordischer Herkunft gewesen sind. Es ist auch dem und jenem, besonders Hans J. Günther, nicht entgangen, daß sich der genannte große Glaubensgestalter an ein Volk von Bauern und sesshaften Viehzüchtern wandte, wie überhaupt seine Lehre nordisches Wesen besonders getreu widerspiegelt. Entgangen jedoch scheint bislang noch immer, daß die Bauern-Bezogenheit der zoroastrischen Verkündungen eine unersehbare Bestätigung der Meinung in sich birgt, daß die nordische Rasse, wo immer sie ins Licht der Geschichte tritt, sich als nomadenfremdes, sesshaftes Bauerntum erzeigt.

Schon einmal hat sich ein altes nordisches Volk mit seiner Überlieferung ganz eindeutig gegen eine Zuteilung zum Nomadentum ausgesprochen. Was aber für die Eroberer Indiens in der Frühgeschichte bisher mehr aus sprach- und pflanzenkundlichen Forschungen erschlossen werden mußte, hat in den Werken der Avesta schon im 8. oder 7. Jahrhundert vor der Zeitenwende einen bisher kaum beachteten literarischen, deshalb nicht hinwegzudiskutierenden schriftlichen Niederschlag gefunden. Man geht keineswegs zu weit, gerade den Gegensatz zwischen sesshaften Bauern und Nomaden als einen der Zeitgedanken der gesamten Aufzeichnungen über Zarathustras Lehre anzusprechen. Vielleicht hat noch nie in der Weltgeschichte bis auf unsere Tage ein führender nordischer Geist so scharfe Worte gegen das rassefremde Nomadentum gefunden. Wenn sich je ein tief eingewurzelter rassisch-bedingter Kulturgegensatz einwandfrei manifestiert hat, so ist das hier in der Religion des Avesta-Volkes der Fall.

Sesshafte Ackerbauern und Tierzüchter auf der einen, heimat- und ruhelose Nomaden- und Wanderhirten auf der anderen Seite, das sind die zwei großen, sich hier schroff gegenüberstehenden Rassen. Zugleich aber wird ihr Gegensatz zu einem solchen zwischen „Anhängern der Wahrheit“ und „Genossen der Lüge“. „Denen, die der Bebauung der unvergänglichen Erde sich widmen, wird die gute Einsicht verliehen.“ „Die Gerechtigkeit erkennt nur der Mann, der das nächstgelegene Gebiet umzäunt.“

Der sesshafte Landmann gilt kurzerhand als fromm, der Nomade (nordisch-selbstverständlich gesehen!) als Lügner, als böse. Ohne „Wenn und aber“ wird der kulturelle Gegner dem kultischen gleichgesetzt. Urkümlich rassische Einstellung stempelt den sesshaften Nordmenschen für Zarathustra zum Vertreter des Frommen, des Wahrhaftigen schlechthin. Das „Raubzeug“ aber, wie es wörtlich benannt wird, der „übelberückte und ob seines Tuns widerwärtige“ Nomade wird in seinem Schmarokertum treffend gezeichnet, wenn es von ihm heißt, daß er „seinen Lebensunterhalt nicht findet ohne Gewalttat an des Bauern Tieren und Leuten, obwohl der ihm kein Arg tut“. Darum wird ihre erbarmungslose Bekämpfung als der geschworenen Feinde bäuerlicher Sesshaftigkeit zur religiösen Pflicht.

Eine tiefe, geradezu erstaunliche Kenntnis über das von seinen Herden nur schmarokende Leben des (semitischen) Nomaden zeigt sich, wenn da die Seele des Urstieres zu dem sesshaften Menschen spricht: „Ich habe keine anderen Hirten als euch. So schafft mir denn die Einrichtung der Landwirtschaft.“ Klar wird in diesem Zusammenhang herausgearbeitet, daß unter der Mißhandlung, Grausamkeit, Roheit und dem Blutdurst der Nomaden das Rind am schwersten leidet, worüber sich die vergöttlichte Seele des Urstieres beklagt. Vor die Wahl gestellt, ob er von den sesshaften Bauern oder jenen abhängig werden will, hat er sich nach den Worten der zoroastrischen Schrift „den viehzüchtenden Bauern ausgewählt“. In immer neuen gedanklichen und wörtlichen Abwandlungen zieht sich diese typische Erwägung schon durch den ältesten Teil der Avesta hindurch. Der Nomade suche es zu hindern, daß die Anhänger der reinen Lehre „das Rind in Gau und Land zum Gedeih bringen“. Weil diese Gegner „gegen das Rind wüten und die Landwirtschaft nicht pflegen“, ist ihr Leben so schlecht. Höflichster Lohn aber wird denen

verheißen, „die in der Gemeinschaft des trächtigen Rindes sind“, d. h. eine geordnete Viehzucht (wie eben nur der sesshafte Bauer es kann) betreiben, während die irrgläubigen Nomaden „von dem Rind und der Sonne als dem Bösesten“ sprechen. Und wenn dann noch einmal den letzteren in aller Eindeutigkeit vorgeworfen wird, daß sie „die Hausfrauen und Hausherren um ihren Besitz zu bringen suchen“, so hat sich wohl noch niemals nordische Rasse so klar von dem Nomadentum geschieden. Mag auch in den ältesten Textteilen der Avesta die Viehzucht noch die vorherrschende Wirtschaftsform gewesen sein, so ist doch die Sesshaftigkeit der Bevölkerung einwandfrei erwiesen. Feste Siedlungen sind für Zarathustras Rassegenossen der Inbegriff des Glückes, der Ruhe und des Friedens. Solche friedlichen Siedlungen sind ein Geschenk der guten Geister. Neben dem Einzelhof, dem Haus, ist das Dorf mit seinem besonderen Dorfgemut ein geläufiger Begriff schon in diesen ältesten Teilen. Das Herdfeuer schließlich beweist eine Bodenverbundenheit, die mit Nomadentum nicht das geringste gemein hat. Wirklich aufrichtig ist der Wunsch, „solche Menschen zu werden, die ihre Siedlungen bewahren“. Frühzeitig entwickelt sich damit ein echtes Heimatgefühl, wie es ebenfalls der Nomade niemals besessen hat. So ist an der Sesshaftigkeit der nordischen Avestamänner nicht der geringste Zweifel möglich.

Neben dieser unbestreitbaren Feststellung wird in den jüngeren Büchern der Avesta aber auch erneut die Richtigkeit der Ansicht untermauert, daß der Ackerbauer nun einmal zur nordischen Rasse gehört. Es ist so recht ein Beispiel für die Unausrottbarkeit mancher Dogmen, wenn ein sonst verdienstvoller Gelehrter sich die auch von ihm erkannte Tatsache der Sesshaftigkeit, des geordneten Viehzucht- und Ackerbaubetriebes und die hohe Kultur-entwicklung der Franier eben nicht anders als aus einem „Einfluß Mesopotamiens“ erklären kann. Nicht weniger absurd ist es, aus der gleichen Einstellung heraus allerdings durchaus verständlich, wenn wieder andere Gelehrte in Zarathustras Weltbild eine religiös umkleidete volkswirtschaftliche Propaganda für die Landwirtschaft „zur Hebung des Avesta-Volkes aus dem Nomadentum“ sehen zu müssen glauben. Der Gedanke, daß es sich nur um eine religiöse Durchdringung handelt, uralten wirtschaftlichen Verhältnissen angepaßt, ist ihnen nicht gekommen, eine religiöse Durchdringung nämlich, die dem praktischen Leben erst seine geistige Weihe und metaphysische Sinnbedeutung gibt. Wo immer die Quellen für ein uraltes Bauerntum nordischer Völker fließen, da hat dem diese längst überholte Geschichtsauffassung stets ratlos gegenübergestanden. Besondere Ratlosigkeit aber herrscht bei einzelnen im vorliegenden Falle, wo das erwiesene Bauerntum eine so deutliche Sprache redet.

Gerade die Religion des Zarathustra zeigt sich in ihren schriftlichen Offenbarungen als das Hohelied sesshaften nordischen Bauerntums. Schutz und Pflege des Bauernstandes und seiner Arbeit als der eigentlichen Grundlage der Ernährung, stehen wie kaum irgendwo anders im Mittelpunkt dieser Lehre. Als der schönste und gottgefälligste Erwerb wird hier der Ackerbau gepriesen. Ihm galt die erste Schöpfungsthat Gottes: „Du schufst zuerst, o Mazda, unsere Felder!“ Aber „die Erde ist nicht froh“, so heißt es im Vendidad, „die lange ungepflügt daliegt, während sie vom Pflüger gepflügt werden mußte, und die nach einem guten Bebauer begehrt wie eine schöne Jungfrau ... nach einem guten Gatten“. Als höchste Art der Befruchtung eines Vertrages gilt die Pfandgabe eines Landstückes. Und noch höher klingt dieses Lied, wenn es eben dort heißt: „Was ist das innerste Wesen der (mazdanischen) Religion? Da sprach Gott (Ahura Mazda): Wenn man recht viel Getreide baut, o Zarathustra. Wer Getreide sät und anbaut, der baut die Wahrheit an, der fördert die (mazdanische) Religion.“ „Wer erweist dieser Erde den größten Dienst? Da sprach Gott: Wenn einer recht viel Getreide, Futter und nahrungbringende Pflanzen anbaut oder wenn er Wasser auf das Wasserlose bringt.“

So tritt uns eine hochentwickelte Bauernkultur entgegen. Kein Wunder, denn die Reli-

gion selbst fordert ja ihre Anhänger zu rastloser bäuerlicher Tätigkeit auf. Wo immer ein Zoroastrier sich ansiedelt, da gilt es als seine erste Pflicht, den Boden in Anbau zu nehmen. Das Entwässern der Sümpfe wie das Bewässern dürrer Landes wird als hohes Verdienst, als Erfolg der guten Sache bezeichnet. Das Awesta-Volk aber besaß bald in Landesmeliorationen eine nicht unbedeutende Fertigkeit. Wenn irgend etwas den Ackerbauer vom Romaden endgültig scheidet, dann ist es die bewußte Bodenpflege. Zielbewußt nennt darum die Vendidad als Sühne für die Tötung eines heiligen Otters die Urbarmachung eines Ackerlandes oder die Anlage eines Bewässerungskanales, wie noch im späteren Perserreich eine solche Anlage damit belohnt wurde, daß der Familie des Erbauers für fünf Generationen die Nutznießung des dadurch urbar gemachten Landes überlassen wurde. Kultiviertes Land aber gehört Ahura Madza (Gott) zu eigen, so lehrt die zoroastrische Religion.

Die überall zu beobachtende Harmonie zwischen wirtschaftlichen, kulturellen und religiösen Anschauungen in der zoroastrischen Lehre ist selbst in der tiefempfundenen Spannung zwischen Gut und Böse, zwischen guten und bösen Geistern durchaus landwirtschaftlich gerichtet. Die zerstörenden Gewalten erweisen es: die böse Sturmflut vernichtet den Ackerboden, und das Unkraut überwuchert des Getreide. Selbst die Tiere werden nach ihrem landwirtschaftlichen Nutzen oder Schaden beurteilt: die Giftschlange tötet das nützliche Rind. Die Läuse und Mäuse fressen das Getreide aus den Getreidespeichern weg. Selbst die Ameise gilt als böse, weil sie Getreidekörner verschleppen soll. Maden und Fliegen verbreiten Seuchen. Kurz, nur ein Bauernvolk kann eine solche Wertung vornehmen. Ein altes ackerbauendes Volk allein konnte den Kampf zwischen dem Stern Tisriya und dem Teufel Apaurita so gestalten: Dieser bringt den Pflanzen Unheil. Durch den Sieg des Sterns aber schwellen die Wassergräben an, bringen die Getreidefelder im reichen Maß Korn hervor. „Nach ihm blicken die Länder mit guter Ernte, wenn er aufgeht, und die mit schlechter Ernte.“ In seiner Begleitung befinden sich die Wolken, „die das Wasser bringen, das gute Ernte macht“. Er ist von Gott erschaffen, der „Hege Mißwachs“ zu widerstehen, Frost, Hitze und Überschwemmung zu verhindern.

„Ackerfördernd“ und „ackervermehrend“ erscheint die gerade Bestimmung. Das Vorhandensein von Getreide, das Dreschen, Mahlen und Brotbacken treibt die Teufel aus und bringt ihnen Angst und Verderben. „Damit das Getreide reichlich wachse, soll man den Bösen aussagen.“ Zum erstenmal wohl in der Geschichte wird hier der Nährstand als antiteufelisches Werk bezeichnet. Aber auch die Nahrung wird in ihrer Bedeutung für das menschliche Leben klar erkannt: „Wer nicht ißt, hat keine Kraft zur tüchtigen Betätigung des Wahrseins, nicht zu tüchtiger Landwirtschaft, nicht zu tüchtiger Kinderzeugung.“ Diese Verbindung von Landwirtschaft und Bevölkerungspolitik denkt man sich in der Göttin Urdbi personifiziert. Sie ist es, „die die Herden, die Äcker, den Besitz und das Land fördert“. Sie ist Schützerin von „Haus, Dorf, Gau und Land“, zugleich aber die Göttin der Geburt und der Fruchtbarkeit. Wie dieser nordischen Religion Kinderreichtum als höchstes Geschenk galt, so hat sie zugleich artfremdes Fasten und artfremde Ehelosigkeit verboten!

Nordisch und bäuerlich gesund ist die scharfe Verfolgung der Abtreibung, bei der als einer „Sünde gegen die Familie“ auch die Anstifter unter Strafe gestellt werden. Der Vater hat für sein uneheliches Kind zu sorgen, so bestimmt das religiöse Gesetz, bis es groß geworden ist. Unzucht und Päderastie jedoch gelten als Zeichen religiöser Abkehr, als „unzählbare Verbrechen“. Nicht der uneheliche Verkehr an sich wird strafrechtlich verfolgt, sondern nur die Prostitution, und zwar einwandfrei aus Rassegründen, weil die Vermischung mit fremden Völkern unvermeidbar sei, weil die Prostituierten minderen Rassen angehörten.

Es ist vielleicht ein erster Beleg für nordische Rassenauslese und Zuchtgesetze, wenn



Darstellung nordischer Franier (Perser) an einem Steinfarg zu Sidon
(Aus H. R. F. Gauthier, Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens. J. F. Lehmanns Verlag, München)

von der Erhöhung durch die genannte Göttin der Fruchtbarkeit als ausgeschlossen galten: Fieberkranke, Zwerge¹, Aussäbige, Blinde¹, Taube¹, Blöde¹, Budlige, Lahme, Sinkende, Stumme¹, Falljüchtige¹ und Zahnkranke. Die Göttin, die selbst in Gestalt eines schönen Mädchens, kräftig, hochgewachsen, von adliger Abkunft und mit wohlgestalteten Brüsten geschildert wird, kann diese Kranken nicht erhören. Der Verfasser kann nicht umhin, hier in religiöser Umschreibung das erste schriftlich überlieferte Verbot einer Verhütung erkrankter rassegefährlicher Nachwuchs durch Ausschaltung von der Fortpflanzung anzunehmen. Denn daß die Göttin selbst eine solche Ausmerze ohne entsprechendes menschliches Verbot vornähme, dagegen mußte das tägliche Leben ständig Beweise liefern. Eine solche Lehre konnte zu leicht durch die besondere Fruchtbarkeit vieler Erbkranker Lügen gestraft werden. Ein Volk, das nachweislich die Medizin in hervorragendem Maße gepflegt, von seinen Ärzten vor ihrer Zulassung zur Praxis mehrere Probeoperationen verlangt und schon die Schwindsucht erkannt hat, verband mit solchen religiösen Umschreibungen sicher keine unerfüllbaren Wunschbilder, zumal die Kenntnis der Entmannung auch sonst in den Predigttexten belegt ist. Noch eine andere Stelle kennzeichnet schließlich diese bewußte Ablehnung kranker Erbmasse. In der sagenhaften Beschreibung der Sintflut werden nämlich von der Rettung in die Schutzburg durch Gott Leute mit folgenden Gebrechen ausgeschlossen: Brust- und Rückenhöcker, Wahnsinn, Körperverkrümmung, Aussatz, Stottern, Muttermal, Zahnverunstaltung und „irgendwelche anderen Leiden, die ein Merkmal des Ahriman (böser Geist) sind“. Ausgewählt aber sollen für die Fortpflanzung nach der Sintflut nur Männer und Frauen werden, die die „größten besten und schönsten sind“, d. h. also offensichtlich nordische Typen. Diese Bestimmung auf die eigene Rasse läßt es verständlich erscheinen, wenn als eine der vielen Landplagen „unzeitige Körpergebrechen“, als die schlimmste aber „nichtarische Herren“ angesehen werden. Von der Heuschrecke über Päderastie und Erbkrankheiten hin zum rassefremden Gebieter, eine sicher nicht unabsichtliche Reihenfolge dieser „Landplagen“, sondern folgerichtige nordische Weltanschauung und Wertung.

Es mag berufenen Forschern vorbehalten bleiben, aus der sozialen Gliederung des Awesta-Volkes, aus der Verwendung des Holzes im Strafrecht der alten Perser und aus der Anlage von Hütten unter der Erde (kata) weitere Bestätigungen für die nordische Herkunft der Franier anzuziehen oder den Geistesinhalt dieser Lehre auszuweiten in das Bekenntnis nordischen Geistes überhaupt. Die endgültige Auswertung jener nordi-

¹ Bilden den Grundstock, sofern Leiden erblich angeboren, für unser Sterilisierungsgesetz!

ischen Bekenntnisreligion, die Günther einmal mit Recht als die „höchste Glaubensgemeinschaft, die von den Völkern nordischer Herkunft ausgegangen ist“, bezeichnet hat, harret noch ihres Bearbeiters. Es ist eine nordische Volksreligion, die an einer Stelle bereits echt sozialistisch fordert, daß man dem Manne „für seine Arbeit nach Recht zahlen“ soll, Zuwiderhandlungen aber mit Strafe bedroht und die „bösen Besitzer“ bekämpft.

Als Denkmale altnordischen Denkens, als neue Beweise einst umstrittener Kulturfragen stehen diese Lieder einzig da. Klar und eindeutig werden nordische Geskhaftigkeit und nordisches Bauerntum als Urelemente dieser Rasse erwiesen. Es zeigt sich nur die folgerichtige Fortentwicklung im späteren Perserreich, wenn der König voranleuchten soll als Pfleger des Ackerbaues und der Baumzucht oder wenn er einmal als die „edelsten und notwendigsten Tätigkeiten die Berufe des Bauern und des Soldaten“ bezeichnete. Franisch-nordischen, vom Mazdaismus nur vertieften Anschauungen folgte der persische Großkönig, wenn er die kinderreichen Familien alljährlich durch Geschenke ehrte, oder wenn solche Eltern berühmt wurden, die hochgewachsene, tüchtige Kinder erzeugt hatten. Noch im achten Jahrhundert nach der Zeitenwende verriet ein arabisches Sprichwort: „Wer tüchtige Kinder erzeugen will, nehme sich eine Perserin zur Frau“, wie auch noch Kenophon „die schönen, hochgewachsenen persischen Frauen“ erwähnt (Günther). In der Tat hat Günther einmal treffend gesagt: „Je mehr der Mazdaismus sich der Forschung enthüllt, desto mehr zeigt sich die Größe des Persertums, das als Gesittungsschöpfung ganz ebenbürtig, ja im Sittlichen überragend neben Hellenentum und Römertum besteht.“ Und soviel erscheint durch die obigen Ausführungen schon jetzt zweifelsfrei, daß die Erkenntnisse R. Walther Darrés eine neue glänzende Bestätigung erfahren haben.

Warum fremde Vornamen?

Don Heinar Schilling

Wer seinem neugeborenen Kinde einen Namen gibt, bringt bewußt oder unbewußt einen guten Teil jener Wesensprägung zum Ausdruck, die das Besondere seines Lebensstammes und damit auch der Persönlichkeit des Kindes ausmacht. Ein Name hat, so meinten unsere Altvorderen, magische Gewalt. Er drückt Inhalt, Reichweite und Zielbestimmung einer Persönlichkeit aus, und deshalb muß er ein getreues Spiegelbild des Namensträgers sein. Wer denkt nicht unwillkürlich an die uralten Sagen vom Rumpelstilzchen oder Effe-Neckepenn, die einen alten eddischen Glauben weitergeben — die Anschauung nämlich, daß allein schon die Kenntnis des Namens Gewalt über dessen Träger verleiht. Eine solche Vorstellung konnte nur erwachsen, weil unsere Vorfahren glaubten, daß zwischen dem Namen und den Eigenschaften des Trägers eine mythische Beziehung besteht, so daß also schon die Kenntnis desselben einen tiefen Blick in die Seele des Betreffenden vermittelt. Diese uralten Vorstellungen sind nicht tot. Sie führen ein verborgenes und geheimes Leben unter der Bewußtseinschwelle auch der Heutigen. Wir lächeln, wenn ein Stummelgermane sein krummbeiniges rachitisches Töchterchen Brunhilde nennt. Aber hinter diesem Lächeln steckt die Erkenntnis mangelnden Rechts: es gehört ein stolzer Stamm von Ahnen dazu, ehe einer das Recht hat, seinem Kinde die wirklichkeitsmächtige Wesensbestimmung „Glänzende Kämpferin“ zuzuschreiben.

Damit sind wir beim Kernpunkt des Problems. Namen gehören zum Stamme, zum Geschlecht, zur Sippe. Uralte, übrigens landschaftlich verschiedene Bräuche gaben innerhalb der Geschlechterfolgen die Namen berühmter Ahnen weiter, und zäh hastete bis ins Frühmittelalter — bei alten Geschlechtern bisweilen bis heute — in jeder Sippe die Vorliebe für besondere, der Sonderart der betreffenden Familie hervorragend gemäße Eigennamen. An diesem Brauch änderte auch die Christianisierung zunächst nichts, denn

der in jahrhundertelanger Übung geheiligte Brauch erwies sich stärker als das Bestreben der mittelalterlichen Kirche, dem Germanentum volks- und rassenfremde Heiligennamen aufzunötigen. Erst als es gelungen war, die christliche Gedankenwelt dem Volksempfinden näherzubringen, tauchten nach und nach fremde Namen auf, die allerdings seither zum festen Bestande des betreffenden Volkstums geworden sind. Während das am zähesten an der Väterweise festhaltende Skandinavien nur unverhältnismäßig wenig fremde Namen übernahm, bürgerte sich bei uns in Deutschland eine große Anzahl biblischer und lateinischer Eigennamen dadurch besonders ein, daß die Kirche in geschicktem Anpassungsdrange die entsprechenden Heiligen gestalten mit Zügen des uns arteigenen Väterglaubens begabte. Nur so war es möglich, daß aus dem jüdischen Michael der deutsche Michel wurde und daß der griechische Name Georg (der Landmann) namentlich in seinen eingedeutschten Formen Jörg und Jürgen nichts fremdländisches mehr an sich hat.

Eine Zeit des wiedererwachenden raffischen Bewußtseins kann sich aber mit dieser Sachlage nicht ohne weiteres abfinden. Wir, die wir zu den echten Quellen unseres arteigenen Wesens zurückzufinden trachten, müssen gegen die durch jahrhundertelange mittelalterliche Tradition eingebürgerte Fremdtümelei dort Einspruch erheben, wo eine bewußte Tarnung vorliegt, und wo uns, auf dem Umweg über den Bibelglauben, Dinge zugemutet werden, die mit dem Weltbild und der Ethik unserer Rasse nicht vereinbar sind. Wir verkennen zwar nicht, daß die jahrhundertelange Übung im Namengebungsbrauche seit der Christianisierung sozusagen wieder ein eigenes Recht geschaffen hat, zumal ein jeder von uns eine Menge unter seinen Vorfahren hat, die trotz ihrer jüdischen oder griechisch-römischen Vornamen gute Deutsche waren. Aber langt denn die überwältigend reiche Fülle des wirklich deutschen, wirklich germanischen Namenschatzes nicht aus? Müssen wir uns wirklich mit fremden Federn schmücken, nur weil einige wenige Jahrhunderte lang



Die Nordendorfer Spange

Geschenk einer germanischen Braut an ihren Verlobten. Die Runeninschrift auf der Rückseite lautet in Übersetzung: „Ehe erziehe Wodon, weihe Donar. Wiva hat die Spange dem Leubwini geschenkt“. (Mugsburg, Maximiliansmuseum). Aus B. Gerhardt, Altdenkmale, Altdenkmale, Verlag Dieckmann in Jena.

biblische Vorstellungen das uralte heilige Geistesgut unserer Ahnen überdeckten? Seit wir gelernt haben, mit Ehrfurcht und heiliger Scheu unser Vatererbe zu verwalten, können wir nicht mehr gleichgültig mit ansehen, wenn gedankenlose Eltern ihren Kindern eine artfremde Wesensbestimmung auferlegen, die unserm raffischen Empfinden unerträglich ist. Aus diesem Grunde müssen wir, selbst wenn es in jedem Einzelfalle den Bruch einer Tradition bedeuten mag, zum echten Alten zurückfinden, um nicht, wie der Chinese es so bezeichnend nennt, unser „Gesicht“ zu verlieren.

Es kommt also, wie wir gleich sehen werden, in diesem Falle weniger auf eine sture Jagd nach Fremdwörtern an, sondern vielmehr auf die Ausmerzung von Bedeutungsgehalten, und mögen sie auch noch so versteckt und vergessen sein. Gerade das nämlich macht die Gefahr der fremden Namen aus, daß die meisten sie nicht mehr verstehen. Wer möchte sein Kind noch Balthasar nennen, wenn er erfährt, daß dies bedeutet, daß ausgerechnet der alte babylonische Gott Bel dessen Leben schützen soll. Mancher Vater wird nicht gerade erfreut sein, wenn er hört, daß sein Söhnlein Achim ein Leben lang die Behauptung mit sich herumträgt „Jahwe bringt zustande“. Auch die Feststellung, daß der jüdische Stammesgott El ihn richten solle, wird Daniel nicht immer angenehm sein. Noch schlimmer steht es eigentlich mit Johannes, denn selbst das gute deutsche Hans enthält die mit den historischen Tatsachen nicht zu vereinbarende Behauptung, daß Jahwe gnädig sei. Auch bei Jakob ist Vorsicht am Platze, denn dieser jüdische Name besagt schlicht: „Er betrügt.“ Daß Thomas ein hebräischer Zwilling ist, macht ihn uns auch nicht gerade sehr angenehm. Und selbst der so harmlose Xaverl entpuppt sich als ein semitischer „Glanz“.

Nicht besser steht es bei den Mädchen. Anna ist eine jüdische „Gnädige“, und bei der so arisch klingenden Arabella hat sogar Baal geflucht. Die uns griechisch anmutende Athalia meint: „Jahwe tut etwas.“ Und Elisabeth stellt sogar fest: „Mein Gott ist die Zuchttrute“, eine Anschauung, gegen die sich wohl jedes deutsche Mädchen wehren wird. Und daß schließlich der sanfte Name Maria „die Trostige“ bedeutet, wird auch nicht jeder Mollh oder Mieke, und wie die geschmacklosen Roseformen sonst noch heißen, angenehm sein.

Diese Liste ließe sich beliebig fortsetzen. Dabei haben wir nur die harmlosesten herausgegriffen, weil ja heute sowieso niemand seinen Kindern allzu alttestamentliche Namen geben wird, die ihren fremdstämmigen Bedeutungsgehalt deutlich zu erkennen geben wie etwa Isaak („er lacht“), oder Zacharias („Jahwe ist eingedenk“). Auch gegen Namen wie Rahel (das Mutterschaft) oder Lea (die Müde) wird man Bedenken haben. Aber es gibt noch eine zweite große Gruppe von Namen, die uns aus dem gleichen Grunde unmöglich erscheinen, nämlich die christlichen, griechisch-römischen Um- und Ausdeutungen biblischer Vorstellungen. Es erscheint uns heute recht unpassend, wenn allzu kriechende Demut sich mit Paul als „der Geringe“ bezeichnet, oder allzu große Geschicklichkeit mit Sixtus als „der Glatte“. Auch Asta (die Auferstandene) trägt für unser Empfinden allzudeutlich eine uns fremdgewordene Anschauung in sich, während andererseits Magdalene etwas peinlich an ein Dorf an dem See Genezareth erinnert. Gegen die außerordentlich vielen Namen, die christliche Tugenden feiern, ließe sich allein aus diesem Grunde nichts einwenden, wenn nicht ihre Herkunft aus der mittelländisch bestimmten Sprach- und Gedankenwelt es uns angemessen erscheinen ließe, diese Fremdstämmlinge lieber gut deutsch auszudrücken. Theophil kann ebenfogut Gottlieb heißen.

Schließlich gibt es noch eine dritte große Gruppe, gegen die wegen ihres Bedeutungsgehaltes überhaupt nichts einzuwenden ist, weil sie ebenso wie unsere guten deutschen Namen aus arischem Bewußtsein und arischer Ethik geschöpft sind. Aber warum müssen wir schließlich auf den „männerabwehrenden“ Alexander zurückgreifen, wenn es Dukende von deutschen Namen gibt, die ähnliches ausdrücken. Genau so steht es mit dem „männ-

lichen“ Andreas, dem „erhabenen“ August oder Bastian, dem „milden“ Clemens, dem „wohlgeborenen“ Eugen, dem „glücklichen“ Felix, dem „gerechten“ Jobst oder Justus, dem „Volksbesieger“ Klaus, dem „Marssohne“ Martin, dem „Felsen“ Peter, und vielen ähnlichen Namen.

Was bleibt uns denn dann, zum Donner, übrig? wird erschreckt der junge Vater fragen, der vor die Wahl gestellt ist, einen Namen zu finden. Nun, er kann sich beruhigen! In dem ausgezeichneten Namenbuch von B. von Selchow¹ stehen den reichlich fünfhundert nichtdeutschen männlichen und weiblichen Eigennamen über fünftausend gegenüber, die das Gepräge unserer Art und unseres Wesens tragen. Man kann also beileibe nicht von einer Überfremdung reden, sondern es handelt sich lediglich darum, aus unserem Sprachschatz und unserem Gedankengut Fremdkörper zu entfernen, die in unserer Zeit dort nichts mehr zu suchen haben, und die wir gern entbehren können, wenn wir auf das Echte und Alte, das wir heilig halten wollen, zurückgreifen.

Wie aus dieser Darstellung hervorgeht, läuft heute mancher Deutsche mit einem Vornamen herum, der seiner innersten Überzeugung widerspricht, und den er darum geradezu als eine seelische Belastung empfindet. Hier sollte eine gesetzliche Bestimmung geschaffen werden, nach der jeder Deutsche eine Änderung seines Vornamens durch einen möglichst einfachen gesetzlichen Akt, etwa einen Antrag beim Amtsgericht, herbeiführen kann, so wie er auf demselben Wege über seine Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft entscheiden kann. Es ist auf die Dauer unerträglich, wenn sich Juden mit urdeutschen Namen schmücken dürfen, während Deutsche dazu verurteilt sind, einen jüdischen Vornamen mit sich herumzuschleppen.

Schriftleitung.

Mönche siedeln in der „Wildnis“

Von Edmund Riß

Karolingische Grenzziehung in Hessen

Die Gründung von Reichsabteien, von königlichen Klöstern, von „villae“ und „curtes“ erfolgte im 7., 8. und 9. Jahrhundert überstaatlicher Zeitrechnung in angeblich völlig menschenleerem Gebiet, in „vasto“, in „eremo“, in „solidatine“, wie die Chronisten sagen. Mamentlich über die Inbesitznahme weiter Gebietsteile für die Kirche in Hessen, in den Kreisen Fulda und Hünfeld, durch den Apostel und Erzbischof Bonifatius liegen in Eigils „vita Sturm“, in Schenkungsurkunden und in einigen Kapitularien eindeutige Beweise vor. Man gewinnt bei flüchtiger Lektüre dieser Quellen den Eindruck, als habe z. B. Bonifatius seinen Missionar Sturm in die Einöde des germanischen Urwaldes geschickt, nur von zwei Mönchen begleitet, um dort geeignete Stellen für die Gründung eines Klosters ausfindig zu machen. „Potens est deus parare servis suis locum in deserto“, (Gott hat Macht, seinen Dienern in der Wüste eine Stätte zu schaffen), sagt der Chronist Eigil. War eine solche Stelle in der Einöde gefunden, so erfolgte der Bericht bei der vorgesetzten Stelle, die Genehmigung und darauf die Besiedlung mit wenigen Eremiten, die rodeten, pflanzten, die Kapelle bauten und als Einzelkämpfer gegen die Macht des Teufels wirkten. Später kommt dann der Erzbischof mit einer „immensa multitudo“ (unermesslichen Menge) von Mönchen und Handwerkern und nimmt das Land für Kirche und König in Besitz, um es bald darauf mit festen Marken, also mit Grenzen, zu versehen.

Wenn man dann heute das gesegnete Land an der Fulda durchwandert, wenn man die blühenden, schönen Gemeinden inmitten ihrer wohlbestellten Felder sieht, so denkt man unwillkürlich an jene barbarische Zeit, in der hier vorwiegend alles wüster Urwald war, kaum besiedelt von wenigen germanischen Jägern und Fischern, in der nun die

¹ Selchow, Das Namenbuch. Verlag A. F. Hoesler, Leipzig.

Missionare der römischen Kirche „in vasto“, „in eremo“, „in solitudine“ (in der Wüste, der Einöde, der Einsamkeit) unverbrochen ans Werk gingen, in dem unkultivierten Land der nordischen Barbaren blühende Dörfer und Städte zu gründen. Denn solche Dörfer und Städte gab es ja bei den „Wilden“ noch nicht. Man hörte in der grauen-vollen Einöde nur das Brüllen der Raubtiere und den Schrei des Adlers! Zwar tauchen hier und dort in den Chroniken die Namen von Städten und Dörfern auf, nicht allzu selten sogar, von Ortschaften, die heute noch bestehen, und von solchen, die im Laufe der Jahrhunderte untergegangen sind, aber der Gesamteindruck ist doch der, daß die Kultur erst von den christlichen Mönchen nach Sachsen und Hessen gebracht wurde. Denn immer wieder betonen die Chronisten, das Land, in das sie gekommen, sei wüste und leer gewesen.

Nun hat der Kreis Hünfeld im Regierungsbezirk Kassel z. B. heute einschließlich seiner Kreisstadt 77 Gemeinden. Ich folge hier und im folgenden den Angaben des Herrn Konrad Lübeck, Doktor der Theologie und Philosophie in Fulda, aus seinem Werke: *Die Ortschaften des Fuldaer Landes*, Fulda 1934. Es lassen sich nach diesem Autor außerdem weitere 104 sogenannte tote Ortschaften nachweisen, also solche, die heute nicht mehr vorhanden sind. Diese könnten allerdings, wie es auch zum großen Teil geschehen ist, etwa im Dreißigjährigen Kriege oder zu anderen Notzeiten aufgegeben worden sein. Die Angabe sagt also nichts über die Besiedlungsdichte zur Zeit der karolingischen Eroberung aus. Konrad Lübeck bringt aber auf den Seiten 266 und 267 seines eben genannten Werkes eine Zusammenstellung, aus der hervorgeht, daß

14 heute noch bestehende Ortschaften und 4 Wüstungen, also nicht mehr bestehende Dörfer „mutmaßlich“ aus dem 7. Jahrhundert stammen.

Das ist durchaus möglich, da die Einwohner des Hessenlandes doch irgendwo gewohnt haben müssen.

Aus dem 8. Jahrhundert, dem der Sachsenkriege Karls von Franken, stammen, ohne die Einschränkung „mutmaßlich“, 17 Dörfer, die heute noch bestehen und weitere 17 Ortschaften, die verschwunden sind.

Schließlich stammen aus

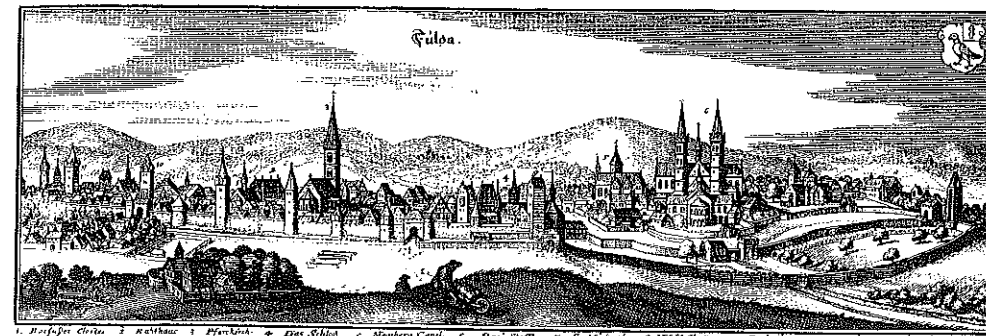
dem 9. Jahrhundert, dessen Beginn noch den Verzweiflungskampf der letzten Heiden in Sachsen und Hessen sieht, 14 Ortschaften, die heute noch leben, und weitere 11 Dörfer, die gestorben sind.

Das ergibt, in merkwürdiger Übereinstimmung mit den heutigen Zuständen im Landratsamt Hünfeld,

77 Ortschaften, die etwa zur Zeit der Gründung der Benediktinerabteien im Kreise Hünfeld in Hessen vorhanden waren.

In den verhältnismäßig spärlichen Quellen der Zeit der Heidenbekehrung gibt es natürlich keine umfassende Aufzählung aller in Hessen vorhandenen Gemeinden. Die Ortschaften wurden nur dann genannt, wenn sie Gegenstand einer Schenkung oder eines Rechtsstreites waren oder wenn sie mit politisch bedeutsamen Ereignissen verknüpft waren. Die 77 Dörfer der Bekehrungszeit allein im Kreise Hünfeld stellen daher wohl nur eine Mindestzahl dar, die gleichwohl ebenso hoch ist wie die, welche Dr. Lübeck als Zahl der heutigen Gemeinden des gleichen Landkreises nennt. Es wird kaum zu hoch gegriffen sein, wenn man annimmt, daß die Zahl der Dörfer damals doppelt so hoch gewesen ist als heute.

Im fruchtbaren Tale der Fulda kann die Zahl der Ortschaften noch höher angenommen werden als im weniger gesegneten Kreise Hünfeld. Es ist daher kaum zuziel gesagt, wenn ich die Siedlungsdichte an Dörfern — es handelt sich um Dörfer und nicht um Einzelhöfe — für die Kreise Hünfeld und Fulda-Land um das Jahr 750 überstaatlicher Zeitrechnung für bedeutend höher halte, als es heute der Fall ist.



Fulda. Nach einem Kupferstich von Merian

Da z. B. der Kreis Hünfeld heute auf 44 486 Hektar 24 500 Menschen sitzen hat, so darf mit mindestens der gleichen Einwohnerzahl bei etwas geringerer Besetzung der einzelnen Ortschaften für die Mitte des neunten Jahrhunderts gerechnet werden. Es wimmelte also damals in den Fluß- und Bachtälern von Dörfern, genau wie heute und nach unserer Beweisführung noch in höherem Maße als heute. Geht man dagegen heute in den Hessental, in die Berge, so kommt man in die „Einöde“, in der heute allerdings nicht mehr die Wölfe heulen, weil sie mit modernen Feuerwaffen ausgerottet sind.

Es fällt nach solchem Nachweis einer ganz ansehnlichen Siedlungsdichte zur Zeit des Apostels Bonifatius schwer, daran zu glauben, daß die Mark Fulda, deren Grenzziehung am 12. März 747 erfolgte, mit ihrem fruchtbaren Flußtal und den etwa 20 Nebentälern mit ihren Flüssen und Bächen, mit ihrer Flächenausdehnung von mindestens 24 qkm eine Wüste, eine „solitudo“ gewesen sein sollte! Es kann nicht angenommen werden, daß unsere Ahnen auf eine Ansiedlung an Quellen, Bächen und Flüssen verzichtet, daß sie im Urwalde gehaust haben, denn irgendwo müssen sie doch nach der oben nachgewiesenen Besiedlungsdichte gegessen haben.

Egil aber schreibt in seiner „vita Sturmi“ (Leben des Sturm) der wätere Sturm sei in eine gänzliche Einöde geraten. Alle Klosterurkunden der ältesten Zeit sagen das gleiche: Das Kloster Fulda ist „in vasta solitudine Buchoniae“ (in der wüsten Einöde des Buchenlandes) gebaut worden. Herr Sturm hat dort nur wilde Tiere gesehen, nur das Krächzen der Vögel gehört, hat ungeheure Bäume gefunden, weit und breit war lediglich eine einzige trostlose Wüstenei, kurz ein „eremus“!

Sonderbar ist allerdings, daß gleichzeitig Schiffe die Fulda hinauf- und herabfahren, daß Kaufleute auf einer Brücke die obere Fulda überschreiten, daß — damals schon seit Jahrhunderten — die Milseburg die Höhen östlich der Fulda krönt, wie Dr. Karl Mühl in seinem Werk: *Die Franken, ihre Eroberungs- und Siedlungssystem im deutschen Volkslande*, Bielefeld und Leipzig 1904, Velhagen und Klasing, schreibt. Der Chronist Egil hat sich da zum ersten Male verhasen, versehenlich wohl oder weil er mit einem reichlich naiven Publikum rechnete, und hat aus der Schule, und zwar aus der Klosterschule geplaudert. Das kann vorkommen. Nicht jeder liest so genau, und die Hauptsache bleibt, wie auch stets und ständig betont wird, daß die mönchischen Niederlassungen in wüsten Einöden, im verlassenen Niemandlande, angelegt wurden.

Aber die Mark von Fulda, dieser „eremus“, hat noch eine merkwürdige Eigenschaft. Es führen, wie die „descriptio“ der Grenzen angibt, Wege durch den Urwald, ein „Ortsweg“ und ein „Antsanbia“. Dr. theol. Konrad Lübeck nennt diesen „Antsanbia“ einen „uraltan Kaufmanns- und Durchgangsweg, der den mittleren Rhein mit der Elbe verband und eine der wichtigsten Verkehrsadern Mitteldeutschlands gewesen zu sein

scheint. Er übte eine ungewöhnlich starke Siedungskraft auf dem nordöstlichen Teile des heutigen Kreises (Hünfeld. Ann. des Verfassers) aus, und so kam es, daß an seinen beiden Seiten eine für die damalige Zeit überaus beträchtliche Zahl von menschlichen Niederlassungen entstand“.

Nach Eigils „vita Sturmi“ aber lag diese wichtige Straße, die nach Dr. Lübeck an beiden Seiten reich besiedelt war, in der „solitudo“, in der Wüste des buchonischen Waldes!

Aber der Chronist ist weiterhin unvorsichtig. Er gibt nämlich, wenn auch jedenfalls ungewollt, zu, daß es sich bei den *solitudines* eigentlich doch nicht um herrenloses Land gehandelt hat. Er muß diese Fiktion allerdings aufrechterhalten, denn der Erzbischof hat ja an den Papst Zacharias geschrieben, es sei ein Ort für die Abtei gewählt „*silvaticus in heremo vastissimae solitudinis*“, in wüster, waldiger Einöde! Dieser Bericht kommt den Wünschen des Papstes sehr entgegen, denn Herr Zacharias wünscht es nicht, daß seine Bischöfe — wenigstens die in Deutschland — in „*villulas vel in modicas civitates*“ (in Dörfern oder mäßig großen Städten) siedelten. Hier mußte es „*eremus*“ sein, und dementsprechend wurde berichtet und in den Chroniken niedergelegt. Dafür, daß es sich aber durchaus nicht um „*eremus*“ oder „*solitudo*“ handelte, gibt die „vita Sturmi“ sehr schöne Beweise, die man nicht ohne ein Lächeln lesen kann. Nachdem nämlich die Abgrenzung der Mark erfolgt ist, schickt der König (Karlmann) seine *missi* (Sendgrafen) zu allen Gemeinfreien, die in „*regio Grapfeld*“ (Gau Grapfeld) wohnen und befiehlt ihnen (!), daß alle, welche Eigentumsrechte irgendwelcher Art dort im Orte Eichloha haben, es den Dienern Gottes übergeben. Diese tun das sofort, mit allem Fleiße, nach dem Willen Gottes.

Für diejenigen der Leser aber, die es nicht glauben, sei der lateinische Text aus dem 12. Kapitel hierhergesetzt:

„... *poscebat et imperabat, ut omnis, qui aliquid proprietatis visus fuisset habere in loco qui dicitur Eichloha, servis dei inhabitandum totum traderet. Qui cum hoc audissent, nutu dei statim cum omni diligentia quidquid ibidem habere potuerunt viro dei Sturmi totum tradiderunt.*“

(Er forderte und befahl, daß ein jeder, der Eigentum in dem Gebiete namens Eichloha besaß, das alles den Dienern Gottes als Wohnstätte abträte. Als diese [die Bauern] das vernommen, da lieferten sie auf göttlichen Wink mit allem Eifer alles, was sie dort besitzen mochten, dem Gottesmanne Sturmi aus.)

Man sieht sie ordentlich saufen, die braven Hessenbauern, um ihr Hab und Gut den Mönchen zu übereignen. Ja, der König, „*poscebat et imperabat!*“ (verlangte und befahl). Wer da nicht gehorchte, konnte sich zu Wittekind scheren, sofern er damals schon bekannt war. Seine Frauen und Kinder aber konnte er irgendwo am Rhein oder in Aquitanien suchen gehen. Nein, wie ich die Hessenbauern kennengelernt habe — aber ich will nicht zu deutlich werden. Vermutlich sind die in der Vita genannten Gemeinfreien irrsinnig gewesen. Gesunde Leute, die so gefügig waren und ihr Eigentum ohne Entschädigung an die Mönche auslieferten, gab es weder damals, noch gibt es sie heute.

Wir wollen aber gerade in diesem Falle einmal annehmen, daß die Besitz- und Eigentumsübertragung dennoch „freiwillig“ erfolgte, etwa in der Weise, wie sie auch heute noch mitunter erfolgt, aus Sorge um die unsterbliche Seele. Denn gerade in diesem Falle, dem der *traditio* (Auslieferung) von Fulda, ist in der *silva Buchonia* kein Krieg vorausgegangen, es ist also kein Kriegerrecht gewesen, unter dem man die grundbesitzenden hessischen Bauern einfach enteignet hat. Aber unter dem Ausdruck „der König befahl“ muß doch ein starker zusätzlicher Druck gesessen haben, der der freiwilligen Schenkung erst den nötigen begeisterten Schwung gab.

Der heilige Sturm behauptet nun, wahrscheinlich auf Anordnung seines Vorgesetzten

Bonifaz, die Liegenschaften der enteigneten Gemeinfreien seien „Einöde“. Das konnte er um so mehr tun, als die Benediktiner die Städte Bremen, Corbey, Fritzlar und Hersfeld als in der Einöde gelegen ansahen. Nach Mübel, Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedlungssystem im deutschen Volkslande wird in *Mabillon act. ord. f. Benedicti sec. III* gesagt:

„*quid quondam Corbeya, quid Brema modo urbes in Saxonia, quid Fritzlaria, quid Herschfeldum oppidum in Thuringia aut potius Hessia, ... quid numerosa alia oppida in tota Germania? Horridae quondam solitudines ferarum nunc amoenissimae diversoria hominum.*“

(Was war einst Corbey, was Bremen, die heutigen Städte in Sachsen, was Fritzlar, was die Stadt Hersfeld in Thüringen oder besser in Hessen? ... was die vielen anderen Städte in ganz Deutschland? Einst schreckliche Einöden mit Wild, heute die lieblichsten Zerstreuungen der Menschen!)

Es kann einem das Gruseln ankommen! Höxter-Corbey liegt aber am Fuße der Brunisburg, ist also sicher keine Einöde gewesen. Aber die Benediktiner behaupten, es sei eine solche gewesen, und wenn ausnahmsweise nicht, so haben die deutschen Bauern eben alles freiwillig hergeschenkt.

Solche „freiwillige“ Hergabe des bauerlichen Eigentums muß andere Gründe gehabt haben. Eine ganze Reihe von Nachrichten über die „Schaffung“ von Einöden sind uns erhalten. Die Einöden wurden also künstlich hergestellt. Die gewaltsame Herstellung solcher *solitudines* durch Vertreibung der Ansässigen erläutert die Königsschenkung Form. Rozière Nr. 142 M. G. Legum Sectio V, Form. 288 f.:

„... *duobus fidelibus nostris de Saxonia ... duas villas juris nostri trans Albiam fluvium in pago illo constitutas ... ejectis inde slavibus, ad proprietatem concedimus et de jure nostro in illorum jus ac potestatis more solemniter transferimus directionem.*“

(Unsere beiden Getreuen aus Sachsen haben wir zwei jenseits der Elbe in jenem Gau errichtete Höfe unseres Rechtes, nachdem die Slaven entfernt waren, zu Eigentum überlassen und übertragen ihnen die Leitung aus unserem Recht zu ihrem Recht durch feierliche Machthandlung.)

Mübel meint, es handle sich an dieser Stelle vielleicht um die Besetzung des Sachsenwaldes an der Delvenau im Jahre 822. Die ansässigen deutschen Bauern wurden also kurzerhand hinausgeworfen und, wenn wir an das System der Verschleppung von Zehntausenden von Familien denken, die uns Einhard überliefert, von der die Forscher Annalen schreiben, in die Fremde verschleppt, wer weiß wohin!

Das gleiche Verfahren wurde übrigens nicht allein in Sachsen und Hessen geübt, auch nicht allein durch Karl von Franken und seine Romkirche, es scheint schon unter den Merovingern üblich gewesen zu sein und wurde von Karl nur in großzügiger Weise ausgebaut. Selbst die Sarazenen in Spanien hat Karl verschleppt, vielleicht als Straßenarbeiter nach Aquitanien oder an den Rhein. Natürlich gelang es einigen der unglücklichen Verschleppten, auszureißen und in die Heimat zurückzukehren. Dort fanden sie sich heimlich auf ihrem ehemaligen Grundbesitz ein. Jedenfalls sagt eine Stelle aus dem Kapitulare Ludwigs des Frommen vom 1. Januar 815 (M. G. Cap. reg. Franc. I, S. 262) deutlich aus, daß sich weggeführte und anderswo anzufiedelnde Sarazenen „in ea portione Hispaniae, quae a nostris marchionibus in solitudinem redacta fuit“ (in jenem Teile Spaniens, die von unseren Markgrafen zur Einöde gemacht war), niedergelassen hätten. Hier ist ganz deutlich der Nachweis erbracht, daß auch in Spanien die „*solitudines*“ gewaltsam geschaffen wurden.

Im deutschen Volkslande ist jedenfalls von diesem fränkischen System der Enteignung und Verschleppung in furchtbarem Ausmaße Gebrauch gemacht worden, ein System, das gerade den einfachen Bauern und Gemeinfreien vernichtend traf, der fremden Romkirche

aber ungeheure Werte aus unrechtem Gut mit dem Schein des Rechtes auslieferte. Es ist daher kein Wunder, daß sich die Sachsen über dreißig Jahre lang mit der Waffe gegen solches Unrecht wehrten.

Wie im einzelnen solche Besitzergreifung vor sich ging, wird in Eigils „vita Sturmi“ sehr anschaulich beschrieben. Der tüchtige Gottesstreiter Sturm, der „heilige Mann, mit geistlichen Waffen gerüstet, den Leib in den Panzer der Gerechtigkeit (!) hüllend, die Brust mit dem Schilde des Glaubens schützend, das Haupt mit dem Helm des Heilandes bedeckend, gerüstet mit dem Schwerte Gottes“, erhält von Bonifatius den Auftrag, an der Fulda eine „solitudo“ zu suchen, nachdem in der Gegend von Hersfeld eine solche Stelle zwar gefunden, aber nicht besetzt worden ist, weil die Lage noch nicht gesichert genug erscheint. Neben dem Schwerte Gottes hat der gute Sturm vernünftigerweise ein eisernes Schwert mitgenommen, denn was er vorhat, kann ihm schlecht bekommen, wenn die deutschen Bauern erst merken, was gespielt wird. Das zusätzliche irdische Schwert, das „ferrum“, verrät uns die gleiche „vita Sturmi“, wie wir sehen werden. Wenn auch Bonifatius gegen das Schwertführen der Priester mitunter geeifert hat, so wird er doch in diesem Falle der Ansicht gewesen sein, die Hilfe des Himmels sei zwar stark und sicher, aber ein eisernes Schwert sei zur Verstärkung solcher Hilfe nicht unangebracht.

Der heilige Sturm setzt sich also mit zwei Confratres in ein Schiff, vermutlich in ein größeres Boot, und fährt die Fulda hinauf. Wo an beiden Ufern ein Bach oder ein Flüsschen in die Fulda mündet, steigen die Herren aus, gehen das Bachufer aufwärts bis zur Quelle und wandern auf der anderen Seite zur Mündung zurück. Dies geschieht auch bei den geringsten Bächlein und fontes (Quellen). Was er gesehen und gefunden hat, trägt er in eine vorläufige Karte ein, der allerdings noch die ortsüblichen Bezeichnungen und Namen fehlen. Um diese zu erfahren, muß er besondere Maßnahmen treffen, denn offen fragen darf er nicht, nicht etwa deshalb, weil es in dieser heidnischen Einöde keine Menschen gäbe, die man fragen könnte, sondern deshalb, um die ortsansässigen Deutschen und Grundbesitzer nicht mißtrauisch zu machen. Sturm bestellt also einen Mann, der bereit ist, seine Heimat zu verraten, einen Lumpen, wie sie es leider im deutschen Volke immer gegeben hat, zu einer nächtlichen Zusammenkunft. Offenbar ist dies dem Autor der „vita Sturmi“ doch etwas peinlich, denn diese Zusammenkunft ist ganz geheimnisvoll beschrieben. Der heilige Sturm kommt nämlich spät abends an einen Fußweg „Ortsweg“, wo er sein Lager wie in Feindesland sichert, also ähnlich wie beim oben erwähnten Schwert Gottes eine Zusatztmaßnahme, die jedenfalls nötig war. Sturm hört einen Ton wie das Rauschen eines Wassers. Der Heilige horcht hoch auf, und wieder vernimmt er den Ton. Mit dem Ferrum, dem Schwerte, das er in der Hand hält, schlägt er an einen hohlen Baum, und hier ist die Stelle in der Chronik, an der Eigil verrät, daß das Schwert Gottes doch nicht die einzige Waffe des „viri dei“, des Gottesmannes war. Nun kommt ein Mann, der sagt, er käme aus der Wetterau. Er führt ein Pferd am Zügel, und auf Befragen erklärt er, das sei der Gaul seines Herrn Ortis. Hier kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, der Fußweg, der „Ortsweg“, führe durch das Gebiet des Herrn Ortis, der geheimnisvolle Mann mit dem Gaul sei also im Begriff, seinen Herrn an die Mönche zu verraten. Wie es auch sei, die beiden Männer bleiben die Nacht zusammen, der Fremde nennt alle Namen und Ortschaften, die Richtungen der Bäche und Flüsse, denn „erat quippe ille homo locorum in solitudine peritissimus“ (der Mann war der Ortslichkeiten in der Einöde äußerst kundig). Daß dieser — mit Verlaub zu schreiben — Schweinehund sich nur nachts zu Sturmius wagen konnte, ist klar. Er hatte mit ihm Erkennungszeichen, Ruf, Ton und Klopfen an einen hohlen Baum, verabredet, also kannte der Heilige den Menschen schon vorher, und die geheimnisvolle Beschreibung der nächtlichen Zusammenkunft war gar nicht nötig. Wenn allerdings die Gemeinfreien, die in der „solitudo“ Eigentumsrechte hatten, diesen Burschen von Lands-

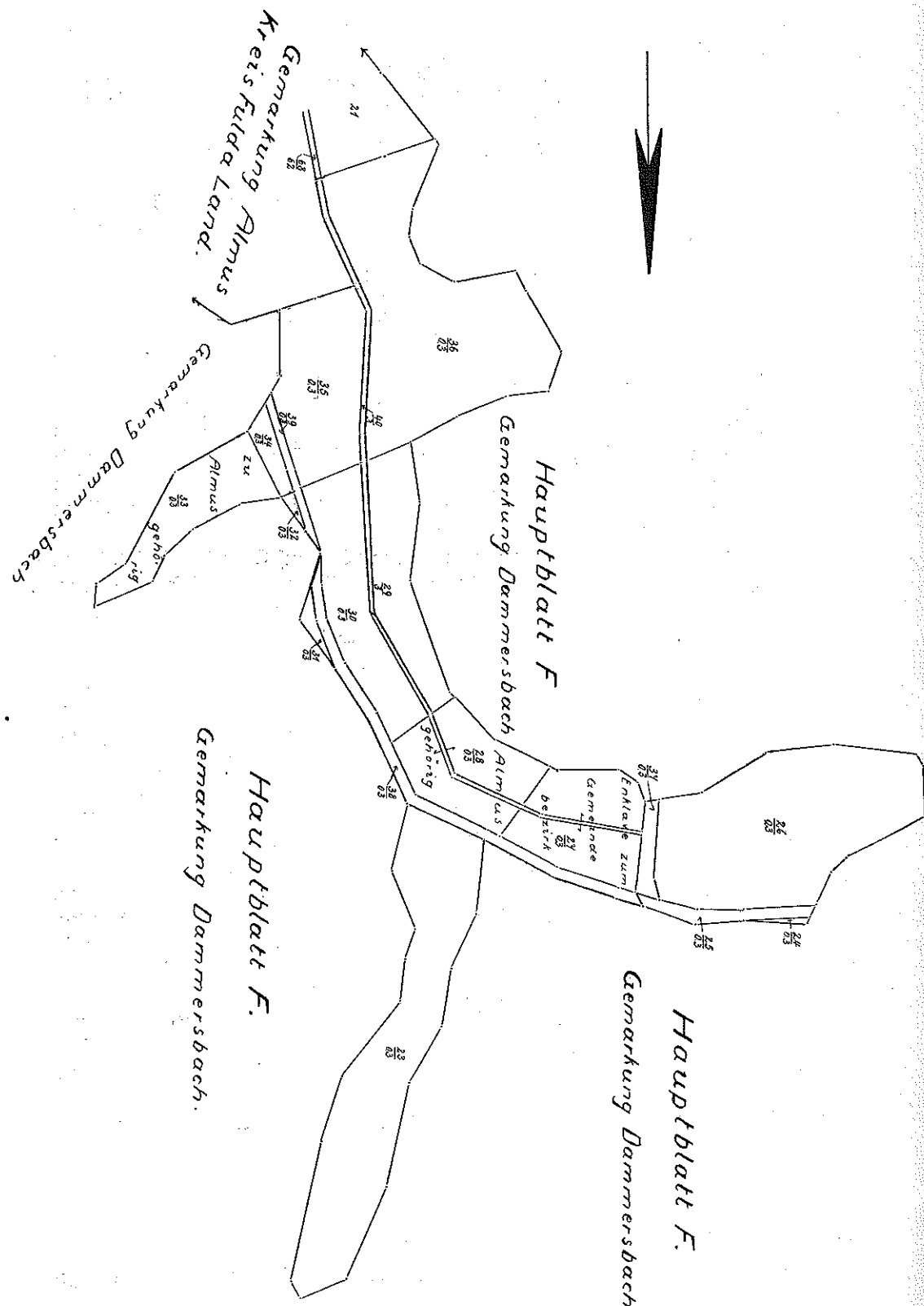
mann ertwischt hätten, zusammen mit Sturm und den wahrscheinlich nicht sehr beliebten Mönchen, so wäre es ihm wohl schlecht ergangen.

Für den heiligen Sturm ist der Zweck aber erreicht. Für die spätere „vestitio“ (Besitznahme) durch den Erzbischof und die königlichen Beamten sind die Namen nun bekannt, Herr Bonifatius kann die Karten in Ruhe herstellen lassen.

Der wackere Sturm ist übrigens nicht unsympathisch. Leider hat er seinen nicht geringen Schneid den Römern zur Verfügung gestellt. Er hat noch als alter Mann für König Karl von Franken die Gresburg Wittelsunds mit Erfolg gegen die Sachsen verteidigt — wahrscheinlich auch mit einem eisernen Schwert — und hat sein Lebtag mit dem Bischof Lullus von Hersfeld im Zank gelebt, weil dieser ihn angeblich und wohl auch tatsächlich bei der Inbesitznahme der „solitudo“ Hersfeldia über das Ohr gehauen habe. Daß der Abt Sturm dem Kirchenfürsten Lull erst auf dem Totenbette verzieh, beweist, daß der greise Missionar mindestens von Christi Demut nicht allzubiel angenommen hatte.

Aus der oben beschriebenen Methode der Grenzabsehung, die den Fluß- und Bachläufen folgte, sind nun ganz sonderbare Grenzführungen entstanden, die aber nicht vereinzelt vorkommen, sondern sich nur aus dem Vermessungssystem der Franken erklären lassen, weil sie in so großer Menge zu finden sind. Die Hauptsache für die Mönche des Bonifatius waren die Wasserläufe, namentlich aber die Wasserkräfte der Mühlen, ferner die guten Böden — Sturm untersucht eifrig die Bodengüte und erfragt bei dem nächtlichen Besuch das, was er selbst nicht erkunden konnte — und die Quellen. Da die besten Böden vornehmlich in Fluß- und Bachtälern zu finden sind, so kann man dies System nur loben. Wie Dr. Karl Rübel in seinem obengenannten Werk auf Seite 55 schreibt, haben auch die unscheinbarsten Quellen zur Feststellung der Grenzlinien dienen müssen. Dies Vorgehen Sturms geht aus der Vestitio vom 12. März 747 ganz deutlich hervor: „... Primum in orientali plaga fons rivi qui vocatur Crumbenbach, et sic vadit per illum rivum usque quo intrat in australem Hunam, inde transit ... usque ad introitum Uthinabaches et in alteram Hunam, inde transit in caput rivi, qui vocatur Rothenbach, inde in caput Wolfabaches, inde ... usque in ostia Larbrunnen ...“ (Zuerst auf dem östlichen Ufer die Quelle des Baches mit Namen Crumbenbach, und so geht er diesem Bach nach bis dahin, wo er in die östliche Huna mündet, von da geht er ... bis zur Mündung des Uthinabaches und zur anderen Huna, von dort zur Quelle des Baches, der Rodenbach heißt, von dort zur Quelle des Wolfabaches, von da ... bis zur Mündung des Larbrunnen.) Man sieht deutlich, wie die unscheinbarsten Brunnchen nicht ausgelassen werden. Die Grenzziehung nimmt daher auf der endgültigen Karte ganz sonderbare Formen an, die nichts mehr mit den angestammten Grenzen der deutschen Bauern zu tun haben. Spitze Winkel und scheinbar willkürliche Knick- und Umbiegungen sind nicht selten. Derartige wunderliche Kreis- und Gemeindegrenzen gibt es in Hessen noch heute in großer Zahl. Es besteht die hohe Wahrscheinlichkeit, daß alle diese unregelmäßigen Grenzen sehr alten Ursprunges sind, daß sie sich länger und zäher erhalten haben, als etwa Sprach- und Baudenkmäler. Da die von Sturm vorgenommene Methode der Grenzziehung eine uralte fränkische Methode war, so ist anzunehmen, daß die sonderbaren heutigen Gemeindegrenzen solche der fränkischen Eroberungszeit sind, also etwa aus dem 8. Jahrhundert stammen.

Der beigelegte Plan aus dem Flurbuch der Katasterverwaltung Hünfeld gibt ein solches Beispiel. Die Gemarkung Almus des Kreises Fulda-Land schneidet in charakteristischer Weise in die Gemarkung Dammersbach des Kreises Hünfeld ein. Die Hauptgrenzen dieser Gemeindefalbinsel folgen einem heute noch vorhandenen Wasserlauf. Schlauchartige Erweiterungen schließen sich an, deren Begrenzungen ehemals vorhandenen winzigen Rinnsalen bis zur Quelle folgen, dort jäh umbiegen und zur Mündung zurückkehren. Es ist natürlich heute nicht mehr zu verlangen, daß alle die unendlich vielen ange-



fürten Bächlein und Brunnchen noch vorhanden sind, wenn auch ein großer Teil noch besteht. Die moderne Bodenbearbeitung hat in der langen Zeit seit Sturms Grenz-
ziehungen manchen Wasserlauf zum Verschwinden gebracht, durch Dränierung oder son-
stige Maßnahmen zur Senkung des Grundwasserspiegels. Die Tälchen aber mit den um
sie herumlaufenden Gemeinde- oder Kreisgrenzen zeigen heute noch deutlich, daß dort
ehemals ein winziger Wasserlauf bestand, der dem heiligen Sturm wichtig genug er-
schien, um ihn in die Grenzen des Kirchenbesitzes einzuschließen.

Man glaubt hier noch die Fußtapfen des heiligen Sturmius zu sehen, wie er sich heim-
lich das beste Land für seinen Bischof herausuchte und es für eine Einöde erklärte, die
ohne weiteres von der Kirche in Besitz genommen werden konnte. Wer dann später nicht
wollte, wurde weggejagt, oder er trat, wenn er schlau war, „freiwillig“ den „viris dei“
sein Eigentum ab. Nach Gottes Willen!

o heiliger Sturmius!

Die Fundgrube

Das Rätsel vom Ei. Der Hinweis von
Dr. H. von Staden im Juliheft dieser Zeit-
schrift hat eine erfreuliche Fülle von Er-
gänzungen gefunden, die wir hier folgen
lassen wollen. Frau Elise Zimmer-
mann in Karlsruhe schreibt:

„Die Anregung, die im letzten Heft ‚Ger-
manien‘, mit dem ‚Rätsel vom Ei‘ ge-
geben wurde, möchte ich von Süddeutsch-
land her beantworten. Wenn man die
beiden englischen Worte dreißigbig ‚liest‘,
wie die Aufforderung lautet, nämlich Hum
pe ty oder Dum pe ty, so klingt das letz-
tere ganz auffallend an den Namen unse-
res spezifisch Karlsruherischen Kultgebäudes
Dam-be-dei an, das zum Nikolaustag ge-
backen wird und bisher jeglicher Namens-
erklärung unzugänglich blieb. Das Gebäud
selbst wurde vor einiger Zeit in ‚Germa-
nien‘ als von Schweizer Bäckern herge-
stellt, also jedenfalls auch dem schwäbi-
schen Kulturkreis angehörig, erwähnt. Der
Abbildung nach, und mit dem ‚Männ-
chen von Döfen‘ verglichen, ist es der
Jahresgott in zwei verschiedenen Stellungen,
einmal mit beiden in die Hüften ge-
stützten Armen und das andere Mal mit
einem erhobenen Arm. Wichtiger ist jedoch
die uns Karlsruhern viel rätselhaftere
Namens- und Lautähnlichkeit im Wort
Dambedei; denn unsere noch junge Stadt-
gründung (1715) hat sonst wenig Alter-
tümliches aufzuweisen. Mag sein, daß das
Ortswappen eines Vorortes, der sehr alt
und auf der hochgelegenen Rheinufer-

böschung gelegen ist, und ein ähnliches
Männchen führt, die Verbindung mit der
Vergangenheit darstellt.

Die Frage ist, ob das sicher schwäbische
Kultgebäude und der möglicherweise schwä-
bische Name Dambedei (Dum pe ty)
mit etwaigen andern alemannischen Spu-
ren an der Niederelbe sprachlich in Zu-
sammenklang zu bringen wäre? Im gan-
zen schwäbischen Sprachkreis hat sich m.
W. sonst kein besonderer Name für das
Kultgebäude erhalten.“

D. Suffer t weist darauf hin, daß in
dem Grimmschen Märchen vom ‚Fischer
un sine Frau‘ der Fischer jedesmal, wenn
er einen Wunsch erfüllt haben möchte, an
den Strand geht und den Fisch, der hier
eine Art von ‚Wunschgott‘ ist, anruft:

„Mantje, Mantje, Timpeteh...“

In diesem ‚Timpeteh‘ scheint das gleiche
Wort wie ‚Dumpty‘ enthalten zu sein;
wenn man ‚Mantje‘ als ‚Männchen‘ liest
und ‚Timpeteh‘ mit dem obengenannten
‚Dambedei‘ gleichsetzt, so hätten wir tat-
sächlich das ‚Männchen Dambedei‘; es
scheint wirklich die ganz greifbare Vorstel-
lung von einem Männchen nach Art des
von Döfen vorzuliegen. Fraglich ist frei-
lich, wie sich dies in einen Fisch, in das
‚Buttje‘ verwandeln kann.

Suffer t weist ferner hin auf die ent-
sprechenden Rätsel, die W. Lüpke in seiner
‚Ostfriesischen Volkskunde‘, 2. Auflage un-
ter ‚Volksrätsel‘ zusammenstellt:

a) Lütje Jan Wittib — Ful van de Bant of; Is geen Smid (Timmermann), — de hum weer heel maken kann. Oder:

b) Hümelke Tümelke lag up de Bant
Hümelke Tümelke ful van de Bant,
Is geen Könenk in Engelland,
De Hümelke Tümelke meer maken kann.

Lüpke weist dann selbst auf diese merkwürdige Beziehung nach England hin und bringt das von v. Staden erwähnte englische Kinderrätsel. Sehr merkwürdig ist dann allerdings die von Lüpke erwähnte dritte Lesart, die schon deutlicher die Form eines Rätsels annimmt:

Dor kumt 'n Tün (Tüntje) van Engelland
Sünder Boom un sünder Band:
Dor sit tweederlei Beer in.

Das ist natürlich das Ei; aber sonderbar ist, daß es hier selbst von „Engelland“ kommt! Diese Vorstellung hat sich nun auch in Westfalen erhalten, denn in der Gegend von Bielefeld heißt die erste Form des Rätsels, wie Hauptsturmführer SS Rießer in Berlin W mitteilt:

Hümpelken, Bümpelken upper Bant,
Hümpelken, Bümpelken unner der Bant.
Do was ninn Dokter in Engelland,
Doe dat kureeren kann.

Aus dem Münsterlande kenne ich die ganz ähnliche Fassung:

Hüppelken-Büppelken up de Bant,
Hüppelken-Büppelken unner de Bant:
't is 'n Dokter in Engelland,
De Hüppelken-Büppelken kureeren kann.

Diese Form wird auch von B. Bahlmann in seinen „Münsterländischen Märchen, Sagen und Gebräuchen“ (1898) berichtet; heute hört man statt „Engelland“ teilweise schon „Münsterland“. Es scheint, daß die ursprüngliche Vorstellung also dort am ehesten verloren geht, wo ein anderer auf-land endender Gebietsnamen naheliegt.

Nun ist das friesishe Rätsel von dem „Tüntje“ (Tönnchen) bestimmt sehr alt, denn es kommt in ganz ähnlicher Form schon in der Edda vor. In den Heidreks-rätseln (Heidreks gátur), die Odin in der Gestalt des Gestumblindi dem König Heidrek aufgibt, fragt er auch:

Weißhaarige
Weiber trugen,
Mägde beide,
ein Bierfaß zum Haus;
nicht war's mit Händen gewölbt,
noch mit Hämmern geklopft,
dennoch war auf dem Eiland
Eifers voll der Küfer.

(Übers. von Benzmer.)

Die Lösung ist: „Es gingen Schwanenweibchen zum Nest und legten Eier: die Eierschale ist nicht von der Hand gemacht, noch mit dem Hammer geklopft; der Küfer ist der Schwan draußen vor den Inseln.“ Das nennt das friesishe Rätsel etwas weniger feierlich „sünder Boom un sünder Band“.

Von „Engelland“ ist in diesem Rätsel das das hohe Alter der ganzen Gattung beweist, freilich nichts gesagt — oder sollte das „Eiland“, auf dem der „Küfer“, der männliche Schwan sitzt, doch irgend etwas damit zu tun haben? Das „Tönnchen“ kommt in dem einen Falle von Engelland, in dem anderen vom Eiland. Man kann den Verdacht nicht unterdrücken, daß hier gar nicht das Land der Angelsachsen gemeint ist, sondern ein mythisches „Engelland“, das im Volksglauben einmal eine Rolle gespielt hat. Nur andeutungsweise will ich darauf hinweisen, daß sich die christliche Engelvorstellung mit der germanischen von den Schwanenjungfern und den Fylgjen vielfach eng berührt hat; im Heliand treten ja die „Engel“ ganz nach Valkürenart im Federgetvand der Schwanenjungfern auf. Im Volksglauben findet man hin und wieder das „Engelland“ als das Land, aus dem die Kinder kommen; worunter man vielleicht ursprünglich das Land der Fylgjen, der Ahnen- und Sippengeister verstanden hat; später wird es überhaupt das Land der „Swanewitten“, und dann der Feen geworden sein. Auf Kügen ist ja heute noch der Schwan der Kinderbringer, was er ursprünglich wohl im ganzen Nord- und Ostseegebiet gewesen ist. Die Königin von „Engelland“, die in jenem altdeutschen Vers vorkommt, ist wahrscheinlich die „Feenkönigin“:

Wär das Land alles mein
Von der Elbe bis zum Rhein —
Des wollt ich mich darben,
Daß die Königin von Engelland
Läg in meinen Armen.

Schwerlich wird der Dichter dieser Zeilen sich auf ihre britische Majestät Hoffnung gemacht haben; er sieht die Geliebte unter dem Bilde der großen Feenkönigin.

Ob nun nach der alten Vorstellung auch die Eier sinngemäß aus diesem „Engelland“ kommen? Mit Sicherheit werden wir das wohl nicht feststellen können. Wir sehen aber an diesen Beispielen, daß die Einheit in der mythischen Weltdeutung in der ganzen germanischen Welt bis auf den heutigen Tag viel größer ist, als man vielfach wahrhaben will. Auch das gehört zur Erkenntnis deutschen Wesens.

Platzmann.

Die Bücherwaage

Wilhelm Teudts Germanische Heiligtümer in vierter Auflage

(Verlag C. Diederichs, Jena)

Über ein Jahrzehnt lang hat Wilhelm Teudt in nimmer müde werdendem Schaffensdrang darum gerungen, das geheimnisvolle Dunkel zu erhellen, das schwer und schier undurchdringlich über unserer vergessenen oder verkannten germanischen Vergangenheit lag. Die heiligen Kultstätten und sonstige unerforscht und ungelöst gebliebenen Einrichtungen der kulturellen Betätigung unserer Altvordern auf heimatlichem Boden hat Teudt wieder entdeckt und in ihrer wahren Bedeutung erkannt. Mit durchdringendem, scharfem Blick für die seitherigen Irrlehren, geschichtlichen Entstellungen und Fälschungen, mit unbeirrbarem Eifer, nur der Wahrheit zu dienen, baut Teudt sein Germanenwerk vor uns auf und erhebt die berechtigte Forderung, daß man auch ihm die gleiche Schluß- und Beweiskraft der Gesetze von Logik und gesundem Menschenverstand zubilligt wie der übrigen Wissenschaft. Die Ergebnisse seiner mühsamen, von berufener und un-berufener Seite oft so hartnäckig und verbissenen bekämpften Forscherarbeit sind in klarer und überzeugender Weise niedergelegt in seinem Werk „Germanische Heiligtümer“, das nun in vierter Auflage erscheint: sorgsam überarbeitet und verbessert, ergänzt durch umfangreiche wichtige Erkenntnisse, bereichert durch neue Zeichnungen und Bilder, die seiner Beweisführung noch mehr Durchschlagskraft zu verleihen vermögen. Mehr und mehr hat die Wissenschaft gerade in den letzten Jahren den Wert der Forschungen und der Erkenntnisse Teudts anerkannt und sich davon überzeugen müssen, daß hier neue Wege gezeigt werden und erfolgreich beschritten sind, um die uns verlorengegangene, von fremdem Geistesgut überwucherte und ver-tümmelte arteigene hohe Glaubens- und Geisteswelt der germanischen früh- und vorgegeschichtlichen Zeit nicht nur einem kleinen Kreis, sondern allen Schichten unseres Volkes wieder lebendig werden zu lassen. Das gewaltige Denkmal der Eggesternsteine, das einst göttlicher Schöpferwille unter den Händen unserer frommen Ahnherren zu einer ihrer herrlichsten und größten

völkischen Beihfestätten werden ließ, ist für Teudt Ausgang und Grundlage seiner wissenschaftlich festgefügteten Arbeitsgrundsätze und Beweisführung geworden und nach wie vor geblieben. Die von ihm erstmalig zur Erörterung gestellte und seither schon mit vielen, kaum zu widerlegenden Tatsachen gestützte Landschaftsforschung wird in dieser Auflage durch neue Gesichtspunkte und sorgsam gesichtetes neues Quellengut gefestigt. Wir erhalten u. a. endlich Aufschluß über die wahre Bedeutung und über den ursprünglichen Sinn und Zweck der germanischen Wallanlagen als Kult-, Weihe- und Thingstätten, als uralte Anlagen völkischen Gemeinschaftslebens und Pflegestätten völkischer Überlieferung, wir bringen staunend in das umfangreiche Gebiet der astronomischen Kenntnisse, Betätigung und Einrichtungen unserer Vorfahren ein, wir ahnen und erfassen, je mehr wir uns Teudts behutsamer und sicherer Führung anvertrauen, die reiche und erhabene Welt germanischer Gesittung und Gottesverehrung, germanischer Weltanschauung und politischer Ordnung, kurz die gesamte innere und äußere, persönliche und öffentliche Daseinsgestaltung der Germanen. Teudts Beleuchtung der harten, finsternen Zeit der Christianisierung unseres Ahnenvolkes hat seither keine ernsthafteste Widerlegung gefunden. In der neuen Bearbeitung und Form gewinnt gerade dieser Abschnitt seines Buches an Beweiskraft, und wir erleben erschüttert das graufige Ringen des edlen Sachsenvolkes um seinen angestammten, blutbedingten, artgemäßen, natürlichen Glauben, für den es durch den gewalttätigen Frankenkönig und die mit ihm verbündete Romkirche fast zum Verbluten und völligen Verlöschen gebracht wird. Wir danken Wilhelm Teudt für sein tapferes, mit soviel Liebe und Wahrheitsmut, mit soviel Überzeugungstreue, Glauben und Wissen um die geistige und seelische Vergangenheit unseres Volkes geschriebenes Lebenswerk. Möge ihm Eingang und Verbreitung in unserem ganzen Volke beschieden sein!

B. G. Beyer.

J. H. Riem, **Widukind der Sachse**, eine geschichtliche Erzählung. Verlag Abel und Müller, Leipzig.

Aus dem wenigen, was wir über den großen Sachsenherzog wirklich wissen, hat die Verfasserin eine Erzählung geformt, die Widukinds Gestalt mit menschlicher Eindringlichkeit lebendig werden läßt. Hat die dichterische Phantasie auch manche Einzelheit frei gestalten müssen, so weicht sie doch nirgendwo von der geschichtlichen Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit ab. Das Buch gehört zu den wenigen wirklich guten geschichtlichen Erzählungen, die wir bisher besitzen.

Graber, Georg, **Volksleben in Kärnten**. Lehramt-Verlag, Graz 1934. 455 Seiten mit 4 Tafeln in Mehrfarbendruck, 157 Bildern auf 100 Tafeln und 1. Flurkarte. Ganzleinen 11 RM.

Dies Buch über Kärnten ist die schönste Stammeskunde einer deutschen Landschaft, die ich kenne. Einband und Druck sind geschmackvoll und gediegen; die Bilder hervorragend. Der äußeren Gestalt steht der Inhalt nicht nach. Graber hat fast 30 Jahre seines Lebens der Erforschung des Volkstums seiner Heimat gewidmet, die Frucht dieser langen liebevollen Vertiefung ist dies Werk, über das sich jeder Deutsche freuen wird, der echtes, gesundes Volksleben zu schätzen weiß. Mit Recht sagt der Verfasser im Vorwort, daß Fragen der Volkskunde letzten Endes nur „aus liebendem Erfassen der Heimat und opfernder Hingabe an ihre Gebundenheit gelöst werden können“. Sein Buch zeugt von solcher Hingabe, ist aus echter Begeisterung erwachsen und vermag daher wiederum Begeisterung zu wecken.

Das Werk behandelt die gesamte Volkskunde Kärntens. Die ersten Abschnitte be-

schäftigen sich mit den Ursprüngen und Anfängen. Besonders beachtenswert sind die Ausführungen über den Fürstenstein, das älteste germanische Kultmal Kärntens, und die engen Beziehungen Kärntens zur nordgermanischen Welt. Graber macht eine nordgermanische Einwanderung nach Kärnten wahrscheinlich, die ja nach den Herkunftsnamen auch für Teile der Schweiz vermutet wird. Kärnten ist von allen österreichischen Ländern das noch heute am stärksten nordrassische. Dann handelt Graber über Siedlung und Haus, Mundart und Tracht. Den größten Teil des Buches nimmt die Schilderung der Jahresfeste ein. Vieles höchst Aeltertümliche ist hier in Kärnten erhalten. Dann folgt die Beschreibung der Feste des menschlichen Lebenslaufes. Ein Abschnitt über „Allerhand Zauber und Aberglauben“, der vor allem Volksheilkundliches bringt, und ein Nachweis der Quellen schließt das Werk ab.

Mit Freude lesen wir auf Seite 185, daß das Weihnachtsfest von der Kirche eingeführt wurde, „um ein altes heidnisches Fest der Geburt der Sonne zu verdrängen, die anscheinend am kürzesten Tage im Jahre wieder neu geboren werden sollte“. Diese u. G. einzig richtige Auffassung wird hoffentlich endlich allgemein wieder Anklang finden. Die Gründe gegen die Annahme eines germanischen Winterjonnentwendefestes, die Bilfinger, Tille u. a. vorgebracht haben, können einer Nachprüfung nicht standhalten und es ist verwunderlich, daß sie so lange in Geltung sein konnten.

Das Buch von Graber steht überall auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung; wie bereits hervorgehoben, ist überdies immer wieder die Begeisterung und tiefe Anteilnahme des Verfassers spürbar. Ein großartiges Werk, dem wir weite Verbreitung wünschen!

Dr. Otto Huth-Vonn.

Aus der Landschaft

Das Holzmännchen von Bauerbach. Nachdem einmal der Sinn für Dinge unserer Geschichte und unseres Volkstums in einem nie gekannten Maße erwacht ist, wird vieles, an dem man sonst achlos vorbeilief oder das man bestenfalls als einfach vorhanden hinnahm, jetzt „entdeckt“, erfährt nun erst Beachtung, Sinnbedeutung, Einordnung in große Zusammenhänge. Mehrfach

wurde in dieser Zeitschrift berichtet über Darstellungen von Männchen mit immer wiederkehrenden typischen Armhaltungen, teils als alte Steinplastiken, teils als bis in unsere Zeit gebräuchliche Gebäckformen, die mit den von Herman Wirth gegebenen Jahrgott-Deutungen gleichzusetzen sind (Will Vesper, Das Männchen von Dechsen; Hermann Moos, der Zwiefache; Marie Blent,

Verwandte des Männchens von Dechsen). Als ein weiteres Beispiel einer solchen „Entdeckung“ von Verwandten der beschriebenen Männchen-Darstellungen lege ich Lichtbild und Beschreibung einer Figur vor, die ich auf einer Wanderung in dem heftigen Dörfchen Bauerbach (etwa 5 km nordöstlich von Marburg-Bahn) fand.

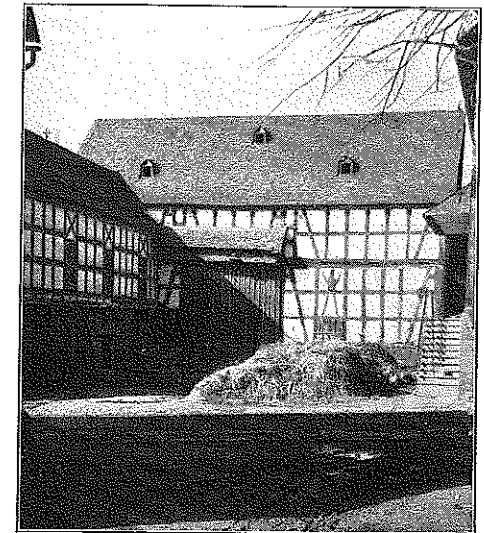
Es handelt sich um eine Holzfigur von etwa 1,50 m Höhe im Fachwerk des Bürgermeistergehöftes, ein Männchen mit erhobenen Armen und breitstehenden Beinen darstellend. Trotz der verhältnismäßig groben Ausführung des Ganzen sind Gesicht und Finger deutlich herausgearbeitet, ist ferner auf dem Kopf ein Wulst als Übergang zu dem darüberliegenden Fachwerkbalken gut erkennbar. (Dieser Wulst scheint mir ähnlich zu sein den Ringen, die in einigen Gegenden Deutschlands als Stütze beim Tragen von Lasten auf dem Kopf gebraucht werden — eine Bemerkung, die noch keine haltbare Deutung sein will!) Die Figur besteht, wie die Balken des Fachwerks, aus gut erhaltenem Eichenholz, das schwarz gestrichen ist im Gegensatz zu dem weiß gehaltenen Gefach.

Diese Figur scheint mir doch eine bemerkenswerte Ausnahme zu machen von der von H. Moos angegebenen systematischen Bestimmung solcher Figuren, vor allem was ihr Alter angeht. Es handelt sich zweifellos um eine junge Darstellung, wie die Inschrift auf dem über der Figur liegenden Mittelbalken des Fachwerks aus sagt: „Peter Schüler und seine Ehefrau, geborene Rithlin, haben auf Gott vertraut und diese Scheune neu erbaut — durch den Zimmermeister Johann Schneider von Anzefahr — aufgeschlagen am 19. Mai 1827.“

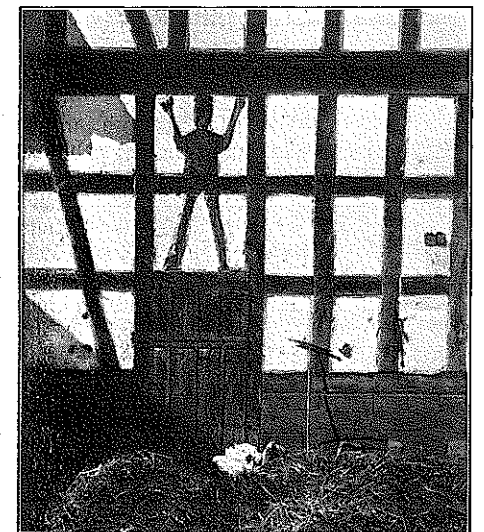
Laut freundlicher Mitteilung des Lehrers von Bauerbach befand sich in dem benachbarten Dorf Ginfeldorf eine ähnliche Holzfigur im Fachwerk eines Hauses, die aber nach Abbruch des Hauses nicht mehr vorhanden ist. Dieses Ginfeldorfer Holzmännchen soll die Arme nicht nach oben gehalten haben, „sondern nach unten, gleichsam in die Seite gestemmt“. Dagegen soll in Anzefahr, dem Wohnort des Zimmermeisters, keine Figur aus Balken zu finden sein.

Es mag kein Zufall sein, daß gerade hier diese Figuren anzutreffen sind, hat sich doch in dieser heftigen Landschaft alles bäuerliche Volkstum überaus reich erhalten, wovon die Trachten wohl am bekanntesten sind. In dem genannten Ginfeldorf sollen sich auch noch viele Fragen in Balken geschnitten befinden. Bemerkenswert die Deu-

tung, die der Volksmund gibt: es seien diese Männchen und Frauen: der Wilde Mann, zum Teufelaustreiben. In Bauerbach wußte der Besitzer des Hofes nichts an-



zugeben, nach der schon erwähnten Mitteilung des Lehrers ist die Bedeutung der Holzfigur: Schutz vor Blitzgefahr: der Holzmann erhebe flehend die Arme zum Himmel und bitte um Gottes Schutz vor Einschlag.



Als Ergebnis mag festgehalten werden: 1. Es handelt sich hier um eine Holzfigur, die den schon beschriebenen Männchen-Darstellungen des „Zwiefachen“ ähnlich ist, deren Alter aber nicht wesentlich über hun-

Siedlung und Ausbreitung

Ernst Simbringer, Beiträge zur Linearkeramik Nordböhmens. Sudeta. Sudetendeutscher Verlag, Reichenberg. Jahrgang 12, Heft 1, 1936. Zwischen Schönfeld und Koschtitz, am Nordabhang der Rabenah, wurden auf den sogenannten Teichfeldern ein germanisches Gehöft sowie Gruben der späten Hallstattzeit und der Linearkeramik untersucht, von denen letztere eingehend beschrieben werden. Wie in Köln-Indenthal fand sich ein großer rechteckiger Speicher mit erhöhtem Boden, Flechtwand und Satteldach, während die Wohnräume auch hier unregelmäßig runden Grundriß zeigten. Der Oberbau muß sehr leicht gewesen sein; weder Pfosten noch Herd waren festzustellen. Bemerkenswert eine Art einfacher Wasserleitung. Die Töpferware zeigt sehr allertümliches Gepräge. / **Martin Hell, Alte und neue Funde aus Hallstatt.** Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. LXVI. Band, Heft 1/2, 1936. Hallstatt, das infolge seiner rein industriellen Grundlage — der Salzgewinnung — stets so wohl völkisch wie kulturell eine gewisse Sonderstellung einnimmt, hat nicht nur reiche Funde von der späten Hallstattzeit bis zur späten Latènezeit geliefert; auch Anzeichen einer jungsteinzeitlichen Besiedlung sind beobachtet worden. Überhaupt scheint die Besiedlung viel stärker gewesen zu sein, als bisher angenommen werden durfte. / **Wolfgang Rimmig, Die Befestigung auf dem Ringskopf bei Allenbach, Kr. Bernkastel.** Germania. Verlag Walter de Gruyter, Berlin. 20. Jahrg., Heft 2, 1936. Hier wurde eine der zahlreichen Ringburgen im Riederer Gebiet planmäßig untersucht. Die etwa im Dreieck verlaufende Mauer erwies sich als eine Trockenmauer mit Holzverstärkung. Davor ein Spitzgraben. Weder im Burgraum selbst noch im Vorgelände konnten bis jetzt Siedlungsspuren entdeckt werden. Geringfügige Scherben verteilten die Burganlage in die Latènezeit. / **E. Streit, Das Riefenschloß.** Sudeta. 12. Jahrg., Heft 1, 1936. In der Nähe von Rotteisen (Nat. Geb. Brunn, Gem. Nikau) befindet sich das „Riefenschloß“, eine aus gewaltigen Steinblöcken errichtete Wallanlage, die mit

zwei Mauern den Grat des Berges umschließt. Wasserrinnen waren erkennbar, ein Brunnen soll vorhanden gewesen sein, doch konnte die ausgedehnte Grabung keine Wohnspuren feststellen. Daß die Burg aus vorgeschichtlicher Zeit stammt, ist jedoch unzweifelhaft. / **Fritz Tischer, Die stammeskundliche Gliederung in Schleswig-Holstein während der älteren Kaiserzeit.** Forschungen und Fortschritte. 12. Jg., Nr. 26, 1936. Durch den unfruchtbaren und unbefestigten Sanderstreifen getrennt, zeigen sich in Schleswig-Holstein vier, insbesondere in der Töpferware klar unterscheidbare Kulturgruppen, und zwar eine an der Westküste und auf den Inseln bis Sylt, die enge Beziehungen zum friesisch-haukschen Gebiet verrät, eine zweite in Ostholstein, eine dritte, die etwa das alte Nordschleswig umfaßt und mit ihrem Formkreis nach Norden verweist, und schließlich eine vierte in Angeln und Schwansen. Bei der Zuweisung dieser Kreise an die bekannten Stämme darf der letzte unbedenklich den Angeln zugewiesen werden. Der nördliche Kreis wird den Jüten zugesprochen. Die Westgruppe, insbesondere Dithmarschen, ist bereits als ursächsisches Gebiet erkannt. Verfasser will hier auch die ostholsteinische Gruppe anschließen, die gewiß nicht langobardisch ist. Er läßt aber offen, ob sie als zum ursächsischen Gebiet zugehörig anzusehen oder erst später einverleibt worden ist. / **Friedrich Grahm, Schleswig als Gründung niederrheinischer Kaufleute.** Ebenda Nr. 23/24. Galt früher die Ansicht, daß Schleswig-Haithabu eine dänische Gründung sei, so haben nunmehr die Grabungen den starken Anteil sächsisch-friesischer Siedler erwiesen. Die Untersuchung des Stadtrechtes nun zeigt, daß auch das jetzige Schleswig auf der Nordseite der Schlei durch niederrheinische Kaufleute begründet worden sein muß.

Kultur - Brauchtum - Technik

Fritz Retolitzky, Speisereste in einer Moorleiche. Forschungen und Fortschritte. 12. Jahrg., Nr. 22. Verfasser hat mehrere Moorleichen auf etwaige Speisereste hin untersucht und bei einer sehr grobes Gerstenmehl, Hirse und eine Hülsenfrucht als letzte Mahlzeit gefunden. Er regt

bert Jahre beträgt. Also offensichtlich stellt die Errichtung eines solchen Männchens Fortführung einer alten Überlieferung in dieser überlieferungsreichen Landschaft dar, da seine „Verwandten“ sehr viel älter sind; 2. die Deutung, die dem Männchen gegeben wird, dürfte wohl einzig sein. Ob es sich dabei um eine Verschriftlichung handelt, mag dahingestellt bleiben.

Diese Mitteilung soll ein einfacher Hinweis sein. Ich muß eigentlich sogar annehmen, daß das Männchen schon längst „entdeckt“ ist bei der wissenschaftlichen Bearbeitung des heftigen Volkstums. Ob allerdings in dem hier maßgebenden Zusammenhang, ist nicht bekannt. Daher diese Veröffentlichung, die vielleicht zum Bekanntwerden noch anderer solcher Figuren Anregung gibt. Karl Kuland, Xanten.

Das Fürstengrab von Bahn. Die germanische Besiedlung Mittel- und Ostpommerns. Mitten im Gebiet der ehemaligen Wehranlagen der mittelalterlichen Stadt Bahn, der zweitältesten Stadt Pommerns (Kreis Greifenhagen), fand der Erbhofbauer Pose beim Aufwerfen einer Miete ein vorgeschichtliches Grab. Er meldete den Fund dankenswerterweise sofort dem staatlichen Pfleger für Bodendenkmäler, so daß das Pommersche Landesmuseum Stettin durch Hans J. Eggers das Grab genau untersuchen lassen konnte. Das Ergebnis war überraschend. Der Ausgräber fand ein germanisches Fürstengrab aus der Zeit um 1000 v. Chr.

Obwohl das Grab nur wenige Meter vom Zuge der mittelalterlichen Stadtmauer entfernt und in einem seit Jahrhunderten in Kultur befindlichen Gartenland lag, war der Kern der Bestattung erhalten geblieben. Die Grundfläche des Grabes bildete ein sehr sauber gefügtes rechteckiges Pflaster in dreimal vier Meter Größe, das aus mehreren Schichten von Steinen, Kies und Lehm erbaut war. Darüber hat sich einst ein Holzdielenbelag gefunden, der den Boden der hölzernen Grabkammer bildete. Die überaus reiche Ausstattung des Grabes mit Beigaben wies darauf hin, daß der Tote einst ein Fürst gewesen sein muß.

Von mehreren Urnen und Tongefäßen abgesehen, wurden nicht weniger als acht- undvierzig Einzelstücke, meist aus Bronze, geborgen. Darunter waren mehrere Hals-, Arm- und Fingerringe, ein Halsarmband aus Bronzespiralrollchen, elf hellblauen Glasperlen und einem bronzenen Mittelstück, drei verschiedene große Bronzemesser, ein Rasiermesser, zwei verzierte Pinzetten, eine nordische Plattenfibel, Bronzemeißeln, Na-

deln u. a. m. Als Seltenheit lagen in dem Grab elf größere und dreizehn kleinere Bronzefingerringe mit Befestigungsösen. Das Grab war also sehr viel reicher ausgestattet, als die gewöhnlichen Gräber der gleichen Zeit, die in Pommern, aber auch sonst im germanischen Gebiet gefunden worden sind.

Ist an sich die Aufdeckung eines Fürstengrabes schon von großem Wert, so hat dieser Fund, wie die Untersuchungen des Ausgräbers beweisen, noch deshalb ganz außerordentliche Bedeutung, weil er wohl zum erstenmal gestattet, den Zeitpunkt der germanischen Besiedlung Mittel- und Ostpommerns festzulegen. Frühere Funde reichten dazu nicht aus, vor allem deshalb, weil sie nicht umfangreich genug waren. Auf Grund der im Fürstengrab von Bahn gefundenen Einzelstücke ergab sich, daß unsere Vorfahren zwischen 1200 und 1000 v. Chr. Mittel- und Ostpommern durch Landnahme germanisch machten. Vor 1200 bildete die Oder die Ostgrenze des Germanengebietes. In Pommern gab es damals zwei sich durch die Funde deutlich voneinander abhebende Volksgruppen, eine mittel- und eine ostpommersche, wobei die östliche Gruppe bis zum Samland hin verbreitet war.

Die germanische Landnahme nach 1200 v. Chr. scheint im wesentlichen friedlich erfolgt zu sein, da die alten vorgermanischen Grabsitten und eigentümlichen Beigaben nicht plötzlich verschwinden, sondern mit nordisch-germanischen zusammen auftreten. Auch die alten Handelsbeziehungen mit dem Süden, hauptsächlich mit Süddeutschland, blieben, wie die Glasperlen im Fürstengrab beweisen, erhalten. An Hand der Funde konnte Eggers sogar wahrscheinlich machen, daß die germanische Landnahme in Mittelpommern von Dänemark und in Ostpommern von Schweden aus erfolgte. Wenn tausend Jahre später die Burgunder, Rugier und Goten, von Skandinavien kommend, sich in Ostdeutschland ansiedelten, so folgten sie also uralten nordgermanischen Gepflogenheiten. Pastenaci.

Nachtrag. „Olympische Spiele der Vorzeit.“ Die Abbildungen im Juliheft auf S. 235 (Die Rennbahn von Stonehenge) und 237 (Felsritzung eines Rennwagens) sind dem Werke von Eilert Pastor, Olympische Spiele der Vorzeit (Verlag der Deutschen Landbuchhandlung, Berlin SW 11) entnommen, auf das in der „Bücherverkäufer“ desselben Heftes hingewiesen ist. Das ausgezeichnete kleine Buch behält seinen Wert auch nach der Zeit der Olympischen Spiele. Schriftleitung.

zu weiteren planmäßigen Untersuchungen an, um so unsere Kenntnis des vorgeschichtlichen Speisetzettels zu bereichern. / Kurt Willvonseder, **Halbmondförmige Knochengeräte der Glockenbecherkultur.** Sudeta. 12. Jahrg., Heft 1, 1936. Diese verzierten, etwa halbmondförmigen Schmuckstücke aus Knochen, die meist hörnchenartige Enden haben, sind sicherlich an einer Schnur um den Hals getragen worden. Sie kommen nur in den Gräbern der jungsteinzeitlichen Glockenbecherkultur vor. Die einzige, scheinbare Ausnahme ist ein erneuter Beweis für den Anteil, den die Glockenbecherkultur wenigstens teilweise an der Entstehung der Kunjetitzer Kultur hat. Dieselbe Vorliebe für Schmuckstücke aus Knochen zeigt sich übrigens in der spanischen Heimat der Glockenbecherkultur. / Derselbe, **Bemerkungen zu den Funden aus Böhmen.** Ebenda. In einem Grabhügel bei Schönfelden, vermutlich der Latènezeit zugehörig, fand sich ein kleines Gefäß mit schnauzenartigem Fortsatz, das an antike Tonlämpchen erinnert. Auch im Mittelmeergebiet hat sich die Lampe aus runden Schälchen entwickelt, die seitlich einen Fortsatz zum Einlegen des Dochtes hatten. Diesen Beleuchtungsgeräten ist bei uns bisher nur geringe Beachtung geschenkt worden. Enghalsige, kleine Gefäße, die zuweilen mit solchen Lämpchen zusammen gefunden werden, dienen offenbar zur Aufbewahrung des Öles. — „Kleine, sehr zierliche, doppelhenklige Gefäße aus Bronze“, die mehrfach besprochen worden sind, erwiesen sich als Stöcknäuse des 18. Jahrhunderts. Gertha Schemmel.

Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht veranstaltet im Einverständnis mit dem Herrn Reichs- und Preussischen Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung in seiner ständigen Schulungsstätte Rankenheim bei Groß-Röris in

der Nähe von Berlin demnächst u. a. folgende Schulungslager. Die Teilnahme wurde vom Herrn Minister durch Erlaß Eib Nr. 350 vom 24. 7. 1935 ausdrücklich empfohlen.

„Der neue Geschichtsunterricht“ vom 13.—21. 10., Lagerleiter Dr. Köhn, Berlin.

„Das Altgermanische im Deutschunterricht“ vom 1.—8. 11., Lagerleiter: Dr. Prinz, Plön/Sollst.

Außerdem veranstaltet das Zentralinstitut in der Jugendherberge Schlawa bei Glogau/Schles. ein Schulungslager für Ostdeutsche Vorgeschichte vom 1.—8. 10., Lagerleiter: Dr. Geschwendt, Breslau.

An den Schulungslagern können Erzieher und Erzieherinnen aller Schularten teilnehmen, soweit nicht besondere Einschränkungen gemacht worden sind. Die Kosten für Unterkunft, Verpflegung und Lehrbeitrag werden 25,— bis 30,— RM. nicht übersteigen. Jedem Teilnehmer wird Fahrpreismäßigung von 50 v. H. gewährt.

Merksblätter für jede Veranstaltung stehen vier Wochen vor Beginn zur Verfügung und können bei dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht — Berlin W 35, Potsdamer Str. 120 — angefordert werden.

Berichtigung: In dem Aufsatz: „Ein Handbuch der Runenkunde“ in Heft 9 ist in letzter Korrektur ohne Nachprüfung des Verfassers eine Abänderung unterlaufen, die den Sinn des Goethewortes: „Der Deutsche ist gelehrt, wenn er kein Deutsch versteht“ veränderte in: „... wenn er kein Deutsch versteht“. Die von Edmund Weber richtig angezogene Fassung steht in Goethes Gedicht „Ratibität“.

Der Verfasser des Buches „Runenkunde“ heißt Konstantin Reichardt (nicht Reinhardt).

Wenn die Religionen sich wenden, so ist es, wie wenn die Berge sich aufturn, zwischen den großen Zauberschlangen, Golddrachen und Kristallgestirnen des menschlichen Gemütes, die ans Licht steigen, fahren alle häßlichen Tatzelwürmer und das Heer der Ratten und Mäuse hervor.

Gottfried Keller.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. J. D. Plafmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Bierguck, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. M. III. H. 1936 3800. Pl. Nr. 3.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936

November

Heft 11

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Germanenkunde / Frage und Verpflichtung

Festansprache, gehalten bei der feierlichen Eröffnung der „Pflegstätte für Germanenkunde“ zu Detmold am 5. Oktober 1936 von Professor Dr. Walther Wüst, Dekan der Philosophischen Fakultät, I. Sektion der Universität München.

Wer wie ich in diese Feierstunde gerufen ward, herauf aus dem Süden des Reichs und als Vertreter einer zwar fernerstehenden, aber — recht gesehen! — doch benachbarten Wissenschaft, der großen „Arischen Kultur- und Sprachwissenschaft“, um Zeugnis abzulegen von den Gedanken und Empfindungen, die ihn heute und hier bewegen, der fühlt und weiß: mir kann nicht nur aufgegeben sein, in der eindrucksvollen Reihe der Betreuer und Glückwünschenden die freudige Anteilnahme der Lehre und Forschung und, vor allem, der deutschen Universität darzubringen, sondern ein Tiefes, Verantwortlicheres, Wesentliches. Das ist: zu berichten von dem Stand der Germanenkunde, Antwort zu geben auf die Fragen, die uns aus diesem geistigen Raum entgegenklingen, Rechenschaft abzulegen über die einzige, zwingende Pflicht, die sich aus Bericht, Antwort und Rechenschaft gestaltet. Viele Eindrücke umdrängen mich bei diesem Beginnen, Feststellungen und Tatsachen, Vermutetes und Gewußtes, freundliche und gewichtige Helfer und Gewährsleute in Form von Büchern und Menschen —, und doch tritt dies alles zunächst ins Wesenlose zurück, überstrahlt von dem Gleichnis und Sinnbild, das uns die Weihe des Ortes schenkt. Denn: um uns ist Detmold, nicht die „wunderschöne Stadt“ des Soldatenliedes, nicht Lippe's Hauptstadt in der vornehmen Stille ehemaliger Fürstenresidenz, vielmehr das Detmold der Externsteine, das Detmold, in dessen Nähe Hermann der Cherusker die Befreiungsschlacht schlug gegen fremdländische Fronböcke, das Detmold, wo das unverstandene Genie eines Grabbe inmitten der erstarrten Welt deutscher Kleinbürgerlichkeit sich zu den lebendigen Wesenheiten von Volk, Feld und Führer bekannte, wo der umfassende Sprachforscher August Friedrich Bött nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts sein monumentales „Wurzel-Wörterbuch der Indogermanischen Sprachen“ in die aufhorchende gelehrte Welt hinausgehen ließ. Dieses

Detmold! Und dann das Detmold, vor dem wir vollends ehrfürchtig stehen, weil es Leid und entgötterte Größe deutschen, germanischen Daseins schicksalhaft bewahrte. Denn dies Detmold ist ja nichts anderes als in ungebrochener Dauerverlieferung überkommenes altdeutsches *Theotmali*, *Thiatmali*, in dessen beiden ersten Silben das gemeingermanische *Theuda* „Volk“ erhalten ist. Der zunächst unklare letzte Teil des Namens aber klingt geschwisterlich zusammen mit fränkisch-lateinisch *mallus*, *mallum* „Gerichtsstätte“, das seinerseits zu gotisch *mathl* „Versammlungsort“ gehört, weiterhin zu *Mallenberg* „Gerichtsstätte“, *gamallus* „Gerichtsgenosse“, *admallare* „anlagern“. Hier befand sich also nach klarer Aussage des Sprachbefundes ein *thiodothing*, altnordisch *hyllithing*, eine Volksversammlung, eine Volksgerichtsstätte, wo die Männer und Freien unter der Leitung des Stammes-Ewantes über Krieg und Frieden berieten oder über Tod und Leben zu Gericht saßen. Und wir sehen sofort: es ist kein Zufall, daß Kaiser Karl der Franke den Sachsen, nachdem er sie drei Jahre lang mit Feuer und Schwert bekriegt hatte, gerade hier bei Detmold, der geheiligten Volksstätte, ein hartnäckiges, jedoch unentschiedenes Treffen lieferte, im gleichen Jahre 783, in welchem die Sachsen dann noch die furchtbare Niederlage an der Haase erleiden mußten. Ich wiederhole: dieses Treffen bei Detmold ist kein Zufall, sondern ein Glied in der Gesetzmäßigkeit germanischen Geschehens, dessen Gefüge wir im folgenden noch klarer verstehen lernen werden. Gegen die Volksstätte der freien Obalsbauern zielte edelste Widerstandskraft sächsischer Geschlechter zu entschlossener Verteidigung, ohne doch auf die Dauer die letzte, bittere Entscheidung verhüten zu können. Neunmalkluger Geschichtslehrer von der Gattung, die das Gras wachsen hört, bemühen sich heute mehr denn je, dieses beklagenswerte Ende uns als der Weisheit letzten Schluß zu malen, ja den Bestand des heutigen deutschen Gesamtreiches davon abhängen zu lassen; sie bedenken nicht, daß germanisch-nordische Gemeinschaftsgesinnung doch mehr schöpferische Möglichkeiten als nur die der im Blut erstickten Freiheit gehabt haben muß. Detmold, die Volksstätte, und das Treffen bei Detmold: beides ist mit den vorhin beschworenen Erinnerungen *Sinnbild und Gleichnis* der einzigen, überhaupt nur in den Umrisßen zu ahnenden germanischen Tragik, ist erschütterndes Beispiel für den Vernichtungsgriff, den volksfremder Haß nach dem Grund und Baustoff deutschen, germanischen Daseins führte und führt.

Uns ist nichts geschenkt worden! Während andere Absenker des Indogermanentums, wie etwa der italische oder der indoarische, dank der unvergleichlichen Günstigkeit ihrer geschichtlichen Wohnsitze seit der Landnahme ihre Art und Anlage, ihre Gedanken und Ziele in einer Form reifen lassen konnten, die den heutigen *Beschauer*¹ schlechthin klassisch anmutet, werden die Germanen mit Beginn ihrer völkischen Auferstehung von faustischem Drang in alle Himmelsrichtungen gerissen und zu ungeheuerlicher Ausweitung gezwungen. Germanen erscheinen in Island und England, in Rußland und Irland, am Schwarzen und Kaspischen Meer, in Nordamerika und Nordafrika, in Spanien und Italien, Bewegungen, die sich über die unselige Kaiserzeit bis in unsere Tage hinein fortpflanzen. Das „älteste“ germanische Sprachdenkmal, die Inschrift auf dem Helm von Regau, tritt in der Gegend von Klagenfurt zutage, gotische Söldnernamen sind in mittelindoarischen Inschriften mit Wahrscheinlichkeit entdeckt worden. Ich kenne kaum zwingendere Einzelbelege für so schmerzliche Vergeudung wertvollsten völkischen Gutes, der man als passenden Vergleich nur noch die Entwicklung der deutschen Front während des Weltkrieges zur Seite stellen mag. Der stählerne Koloss hier wird zwischen 1914 und 1918 mehr und mehr zum geschmeidig-dünnen Stahlband ausgewalzt, das schließlich in Armenien, Mazedonien, Palästina zerreißt, dort fallen die Helden, ein

¹ Die Stichwortfolge „Beschauer-Runde-Wesen“ wird dem Gesamtwerk J. Strzygowskis verdankt.

Teja, ein Totila, indes die Lieder, welche das Gedenken der Recken besingen, von einem Ludwig dem Frommen in *majorem gloriam ecclesiae* schmählich vernichtet werden. Dabei ist dies nur die eine Seite des Gesamtgeschehens. Auf die andere Seite wäre tief einzugraben als einzige Umschrift: die Tragik der Mitte. Das Germanentum ist ihr preisgegeben, gleichfalls seit Anbeginn seines geschichtlichen Daseins, hat ihren unerhörten Wellengang, den auflösenden Wechsel zwischen Ebbe und Flut, zwischen Brandung und Hochsee gespürt und durchkämpft, ähnlich wie China, gewaltige Volkskörper, die unter der erregenden und unheimlichen Spannung der Mittellage ihren unendlich dornenvollen, von ständigen Rückschlägen bedrohten und trotzig immer wieder neu begonnenen Weg zwischen Osten und Westen, zwischen Nord und Süd gingen und gehen mußten. Daß wir unter solchem Gesetz, solchem Verhängnis uns selber und gar erst anderen fremd und rätselhaft werden mußten, daß wir notgedrungen immer schwieriger zu verstehen waren, wen nimmt dies wunder? Das Italien von heute sieht in sicherem, selbstverständlichem Stolz auf die Zeugen seiner Vergangenheit, auf Rom, auf Forum, Trajanssäule und Kolosseum, nicht anders Griechenland oder Indoarier, das während einer nahezu viertausendjährigen Geschichte in beispielloser Kultureinschmelzung Druck und Stoß aller Fremdeinfälle überwunden und überdauert hat. Die Germanen dagegen, und zumal die Deutschen, gleichen dem Brüllknaben oder, wenn's hochkommt, dem Leuteschreck, den man entweder als hochstehenden Barbaren modisch und geflissentlich abkonterfeit, wie dies etwa Tacitus tat, oder als Wandalen der Weltgeschichte brandmarkt, wie es zuerst Papst Leo X. am 1. Februar 1515 und danach der Bischof von Blois, Henri Grégoire, am 31. August 1794 wider alles besseres Wissen der Vergangenheit gleisnerisch und lügenerisch für kulturpolitisch nötig befanden. Bald peitschte man den größten Weltwidersacher, den man witterte, mit der päpstlichen Redewendung „*Hunni, Vandali et aliae barbareae gentes*“ (in einem Ablassschreiben, der damaligen Rundfunksendung, verwendet und stilistisch engstens übereinstimmend mit der jüdisch-freimaurerischen Lösung des Weltkrieges), bald lockte man den „Unhold“ mit dem Zuckerbrot des Schlagwortes „*Ex Oriente lux*“. Die beabsichtigte Wirkung war immer dieselbe. Ob man die Volksstätte Detmold angriff im Herzstoß, ob man die deutschen Kaiser über die unwegsamen Alpen zur Krönung nach Rom zog mit Glanz und Verheißung priesterlich-himmlichen Gepräges, ob man die germanischen Heldenlieder verbrannte und die Wandalen schimpfte, es war und blieb, unverhüllt-verhüllt, der Vernichtungsgriff volksfremden Hasses nach dem Grund- und Baustoff deutschen, germanischen Daseins. Und wenn es auch unsere Brüder in aller Welt oft nicht wissen und wahr haben wollen: uns lehrte das Leid, uns warnte die Wahrheit. Oder sollen wir die Tatsache über uns triumphieren lassen, die simple Tatsache zum Beispiel, daß wir uns heute in einem dreibändigen Werke (Th. Vieders) mühsam über die Geschichte der Germanenforschung unterrichten müssen, statt derlei in lebendigstem Besitz zu hegen, oder die andere Tatsache, daß heute trotz aller gelehrten Streiterei noch nicht einmal Sinn und Ursprung des Namens „*Germane*“ endgültig geklärt sind? Thomas Carlyle, Houston Stewart Chamberlain, Graf Gobineau sind Ausnahmen. Das ist die Tragik der Germanenkunde, auf den *Beschauer* hin gesehen.

Tragik durchwaltete bis vor wenig Jahren aber auch die wissenschaftliche *Runde* vom Germanen. Wir haben innerhalb der Gesamtbewegung von Forschung und Lehre den Humanismus erlebt, die Renaissance, die Aufklärung, schließlich die stoff- und geldhörige, sogenannte voraussetzungslose Wissenschaft des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts, und alle diese Wissenschaftsgruppen haben ihren Niederschlag gefunden in kennzeichnenden Worten, Formeln und Begriffen, treulich aufnotiert von den Wörterbüchern. Aber der Frage nach dem Alter des Ausdrucks *Germanenkunde* versagen sich die Wörterbücher. Noch nicht einmal im großen deutschen Wörterbuch der

Gebrüder Grimm ist es zu finden. Statt der Germanenfunde, die ja nicht mit Deutschfunde verwechselt werden durfte, hatten und haben wir weithin eine amtlich abgestempelte Germanistik, die ursprünglich — das ist im 19. Jahrhundert — sogar nur Kunde und Lehre des deutschen Rechtes im Gegensatz zum römischen Rechte bedeutete, sich dann aber entwickelte und erweiterte zu „Kunde und Lehre der germanischen Sprachen, Geschichte und Altertümer“ und sich heute größtenteils damit begnügt, den Studierenden eine fürs Examen ausreichende Kenntnis des Mittelhochdeutschen und anhangsweise des Althochdeutschen beizubringen. Man beliebt, dafür die Sonderentwicklung und Aufspaltung des Gesamtfaches verantwortlich zu machen, während dies alles ausschließlich doch nur eine Schuld der das Fach betreibenden Menschen ist. Wer die kostbare, verpflichtende Erinnerung an die Gebrüder Grimm nachweisbar aufgegeben hat, wer mit einer wissenschaftlichen Fach- und Geheimsprache völliger Verklüderung und Entartung prunkte und sich dadurch dem lebendigen Volksganzen entzog, wer die Forschung für voraussetzungslos hielt und ihren höchsten Auftraggeber, das Volkstum, leugnete der trägt die Schuld an dem müden „Auseinanderfall der Wissenschaft in eine Unzahl vereinzelter, beziehungsloser Fächer“, (Reichsminister Rust), trägt die Verantwortung vor Ahnen und Enkeln. Hier hilft nur Eines: strenge Selbstzucht und Selbstbesinnung, Selbstbesinnung auf die „lebendig, innerlich verpflichtende Mitte“ (Reichsminister Rust), Selbstbesinnung auf die unumstößliche Tatsache, daß die Wissenschaft nicht bloß nach der Wahrheit, sondern auch nach dem Wert zu fragen hat, und daß sie keinerlei Wirklichkeit zu erkennen vermag, an die sie nicht innerlich, das ist blutsmäßig, gebunden ist. Und wem es damit ernst ist, wer sich zu dieser alt-neuen Lehre freudig bekennt, der muß mit dem gleichen Atemzug ablehnen die modischen Geschäftsmacher und Anstreicher, die getarnten Dunkelmänner, die überholten Alten, die sich vorsichtig auf den Boden der Tatsachen stellen, und schließlich die verworrenen Umstürzler und Tagelöhner. Solch reine, hohe Haltung scheint mir in der heute vom „Deutschen Ahnenerbe“ feierlich eröffneten „Pflegstätte für Germanenfunde“ vorbildlich verwirklicht, da sie sich nicht „Institut“ oder „Seminar“ für Germanenfunde schilt, sondern eben „Pflegstätte“, dem Kenner und Volksgenossen damit anzeigend, daß hier ehrfurchtsvolle Arbeit an der Gesamterscheinung unserer germanischen Altvorderen mit männlicher Entschiedenheit, wie sie von je der Thingsstätte ziemte, geleistet werden soll.

Unermeßlich sind die Kräfte, die wir aus der bis jetzt schon geglückten Bestimmung unseres Wesens aufrufen können, um die eben geforderte Haltung der Selbstzucht und Selbstbesinnung in jedem einzelnen Forscher und Lehrer, jedem wissenschaftlich Strebenden lebendig zu machen und lebendig zu erhalten. Wir sind, wie wir auf Grund neuester, sorgfältiger rassekundlicher Untersuchungen mit Stolz behaupten können, „das älteste Volk der Erde“. Unsere Altvorderen waren Bauern, seßhafte Bauern im adeligen Sinne des Wortes, die schon im vierten Jahrtausend vor der Zeitrechnung mit dem Pflug umzugehen wußten und eine hochentwickelte Vieh- und Felderwirtschaft betrieben. Ihr Leben vollzog sich in der von Wäldern umhегten, urbar gemachten Landschaft. Das war ihre Welt, nicht die Stadt mit ihrem entnervenden und entfittlichenden Einfluß. Deswegen galt diesen Menschen auch heldischer Mut und ehrenvoller Einsatz mehr „als der beste Stahl“, Sippe und Gefolgschaft mehr als Staat und Macht. Blut und Boden, Heimat und Führertum, sonnenhaftes Jahr und, über all dem, auch den Göttern, das Schicksal: das waren daneben die Gesetzmäßigkeiten, denen sich unsere Ahnen freiwillig einordneten, nicht knechtelig beugten. Der tiefgreifende Unterschied zwischen dieser nordisch-germanischen Welt-Anschauung und der großstädtisch ausgerichteten Gesinnung des Mittelmeeres oder des Vorderen Orients wird schon aus den wenigen, knapp skizzierten Stichworten hinreichend deutlich, wie es mir überhaupt geratener erscheint, die unverkennbar geistigen Vorzüge hervorzuheben als in allzu dinglicher Befangenheit selbstgenügsam bei Tongefäß

und Frauenschmuck, Bronzezierat und Drellgewebe zu verharren. Nicht auf das Holzhaus des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, nicht auf Schiff und Seife, Lure und Hafer kommt es im letzten Sinne entscheidend an, sondern ganz und gar nur auf die menschliche Leistung, die aus den Altertümern zu uns spricht. „Der Germane selbst ist es, unser Ahn und Held“ (Hofmeister), den wir meinen, wenn wir von altgermanischer Kultur reden. Wie müssen wir uns zu ihm stellen? Was hat er uns heutigen Menschen zu geben? Wie haben wir uns mit seiner Welt, die gerade im Dinglichen ja vielfach nicht mehr die unsere sein kann, auseinanderzusetzen, so daß wir mit der gleichen Ehre vor ihm bestehen, die wir ihm für Tat und Gesittung stolz, dankbar und schöpferisch befeuert zuerkennen?

So betrachtet — und andere Standorte würden die gleiche Schlußfolgerung ergeben — rückt als große, dauernde Aufgabe, als unabweisbare Verpflichtung in den Mittelpunkt unserer wissenschaftlichen Arbeit die Notwendigkeit, das Wesen, den Grund- und Baustoff des deutschen, germanischen Daseins, unbedingt zu wahren. Wir sehen dieses Wesen wirken zu allererst in der Rasse, ob wir nun den Ausgangspunkt bei den sogenannten Schnurkeramikern oder in einer alteuropäischen Langkopfguppe oder in der Endstufe der älteren und Mittelsteinezeit, dem sogenannten Magdalenien, ansetzen. Wir sehen dieses Wesen wirken in Glaube und Sitte, Sprache und Namen, Recht und Verfassung, Dichtung und Schrifttum (ausgeformt in Sage, Märchen, Volks- und Heldenlied), Musik und Kunst, Sippe und Brauchtum, Vorgeschiede und Geschichte, Wirtschaft und Handwerk, Seewesen und Himmelskunde. Der Beschäftigung mit allen diesen großen Sachgebieten ließe sich zum Geleit, nur mit verändertem Stichwort, ein schöner Satz Hans F. R. Günthers (in seiner „Rassenkunde des deutschen Volkes“) voranstellen. Er lautet: „Wenn wir, vor allem wir Deutsche, als Glieder eines nordrassisch-bedingten Volkes, einmal gelernt haben, das nordische Rassen_tum auch im Bau der einzelnen alten Sprachen, vor allem der altgermanischen Sprachen, klar zu erkennen, dann wird die Beschäftigung mit diesen Sprachen endlich aus einer gelehrten Angelegenheit ein neuererschlossener Bezirk werden unserer Erkenntnis und Selbsterkenntnis.“ Ganz ebenso verhält es sich mit dem Gegenstand der germanischen Schrift, den Runen, deren Deutung gerade in unserer Zeit besonders heftig umkämpft ist. „Sinnzeichen“ oder „Alltagsbedürfnis“, „selbständige Erkenntnis“ oder „geschäftige Entlehnung“ lauten die Lösungsworte im Kampf der Geister. Die Entscheidung kann nicht zweifelhaft sein, sobald man die klassisch erbärmliche Begründung der indogermanistischen Sprachwissenschaft durch Franz Bopp mit den haltlos schwankenden Lehnvermutungen der Jahrhunderte vor Bopp vergleicht. Wir können warten. Allerdings heißt dieses „Warten“ nicht „untätig Zusehen“ oder „besinnlich Anschauen“; man mag auch warten, den Speer im Arm, auf den Schild gestützt wie Hagen und Volker vor der Nibelungenhalle an Ehels Königshof.

Waltstatt, die Grundstimmung Wittgarts, umwittert uns, woher wir auch kommen! Wir waren sorgenvoll bei dem Besucher zu Gast und fanden vielfach nichts als nur Unverständnis, Mißgunst und Argwohn spärliche Freunde. Wir stießen auf Kunde, die, selbstam irregeleitet, den von Wenigen erst betretenen Weg suchten und unbeirrt zu Ende gehen muß. Wir fanden, müde gekämpft, Herberge in der Heimat, im Erbe, im Wesen. Jedoch die Rast war kurz. Denn dieses Wesens Schicksal ist es, daß es den Widersacher aufreizt zu ewiger Fehde und unterirdischem Haß. Der Widersacher will das Wesen entwickeln, auseinanderzerren, schwächen, entheiligen, bis es verwesen muß. Er will das Wesen aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit entführen, bis wir Verführte sind. Der Widersacher spricht mit Zungen, während das Wesen schweigt, wie alles Ewige, Zeitlose schweigt. Übersetzen wir das in die Sprache der Wissenschaft, in die Sprache der Tatsachen, gemäß den von mir beobachteten fünf großen geistesgeschichtlichen Schichten. Die Fehde entbrennt, wenn wir den oder jenen Zeitgenossen, betrogen durch die Sirenenklänge von Klang und

Laut, Zufallsparallelen schmieden sehen, die unser geliebtes Deutsch, unser Germanisch in unerträgliche Nachbarschaft zu den Sprachen und Mundarten tieftiegender Jäger- und Sammlervölker rücken. Oder, wenn die bolschewistische Archäologie auf „dialektisch-materialistische“ und „marxistisch-leninistische“ Weise klare Zusammenhänge zerrüttet und aufzulösen trachtet durch tolle Unterstellungen, etwa von der Art: „Es ist nötig, jedem verständlich zu machen, daß der Glaube an Urheimaten gleichbedeutend mit dem Glauben an die Herrschaft Gottes ist“ (Hirt-Festschrift 1, S. 227). Bolschewistischer Irrsinn versucht sich, mit seinen Mitteln und von seiner Front her, an der Vernichtung des Ewigen, des schlechthin Unabhängigen, wie es sich in Rasse und Volkstum gültig offenbart. Er versucht es umsonst! Auf der anderen Front läßt römisch-katholische Völkerkunde die Minen der Elementarverwandtschaft springen. Beziehungen der Indogermanen zum Altai-Romadentum werden ernsthaft erörtert, mit ähnlicher Grundabsicht der Hoch- und Eingottgedanke bei Feuerländern, Indianern und Australnegern nachgewiesen. Es läßt sich dann leichter Glaubensausbreitung treiben und zugleich dem Rassestolz der Indogermanen, von deren Eingottglauben man möglichst wenig spricht, ein Stoß versetzen. Die eingebildeten Zusammenhänge des Indogermanischen mit allen möglichen nichtindogermanischen Sprachen sind genau so zu beurteilen. Nicht minder gefährdet ist der Lehnerwandtschaftliche Bezirk der Forschung, den besonders der jüdische Vordergrundsgeist gepachtet zu haben glaubt zur hemmungslosen Ausbeute. Aus den von keinem Einsichtigen geleugneten Tatsachen, daß auf deutschem, germanischem Volksboden einst Fremdvölker wie Ägypter, Kelten, Römer, Slaven gesiedelt haben und umgekehrt Germanen weltweite Wanderzüge unternommen haben — man denke an die Völkerwanderung, an Wikinger, Hanse, an die Germania Romana —, aus solchen Tatsachen nimmt man sich dreist das Recht, nun überhaupt das völkische Dasein der Germanen zu bestreiten und sie für ehemalige Kelten zu erklären. So der Jude Sigmund Feist —, während Rassegenossen sich auf die deutsche Altertums-kunde werfen oder das deutsche Märchen in Bausch und Bogen als späte Entlehnung aus dem indischen Fabelschatz hinstellen. Das ist, aufs Letzte gesehen, Händlergeist in der Wissenschaft, dem die Kultur zur Ware und der Mensch zur versklavten Sache wird. Und wer weiß, ob derlei Gesinnung sich nicht da und dort auch in der Erforschung der Runen betriebsam betätigt. — Ganz besonders scharfe Aufmerksamkeit müssen wir dem Arbeitsgebiet der sogenannten *eigenständigen Entwicklung* zuwenden, wo sich die falschen Propheten und Wahrsager nur so tummeln. Ihr Lieblingswort ist das Zeitwort „Werden“. Mit sanft berechnender Hartnäckigkeit sprechen sie, auch noch in diesen Jahren, zum Beispiel vom Werden des deutschen Volkes und haben ihre Freude daran, gläubigen Studenten und Volksgenossen die Mischstoffe aufzuzählen, aus denen sich deutsches Wesen homunculusartig geformt habe: die Spätantike und das ausgehende Römertum mit Grundherrschaft und Lehnswesen — armes Odal! —, die Kirche und Frankreich, die arabische und jüdische Philosophie sowie die Renaissance, schließlich Gegenreformation und Parlamentarismus. Sogar die Mönchsorden sind nicht vergessen. Auf der Gegenseite dann der mit vorstehenden Reichtümern beglückte Germane und Deutsche, die man ja nicht miteinander verwechseln darf. Selbstverständlich muß er unstät und flüchtig sein, wichtiger Kulturwörter ermangeln und über das Indogermanentum letzten Endes der südosteuropäischen und mittelasiatischen Steppe entstammen. Das Ganze nennt man dann geistlich „unvoreingenommene, rein wissenschaftliche Betrachtung“, da „je zu Zeiten ... ja auch die Wiederholung von Altbekannten nützlich und deshalb berechtigt sein mag“ (Dannenbauer). Gegen derartige Lehren kann der Widerspruch gar nicht scharf genug ausfallen. Nicht allein, daß sie sich auf längst als irrig erwiesene gelehrte Meinungen stützen, wurden sie auch durch klare Tatsachen abgetan, durch schlagende Untersuchungen über den rein indogermanischen Grundzug des germanischen Wortschatzes,

des germanischen Lautstandes, des Konfixes, der ersten sogenannten urgermanischen Lautverschiebung, durch die nachweisbaren hochaltertümlichen Formverhältnisse, schließlich durch die neuesten Anschauungen über die gegenseitige Zusammengehörigkeit der indogermanischen Hauptmundarten untereinander. Darüber hinaus aber müssen wir es uns unmißverständlich verbitten, daß in einer Weise, wie der eben geschilderten, deutsches Wesen zerstückelt und aufgelöst wird in eine Reihe von Vorgängen, deren einziger Maßstab nicht der ihnen innewohnende Wert, sondern ausschließlich die berückende Buntheit zu sein scheint. Wer sich so an dem ewigen Grund- und Baustoff deutschen, germanischen Daseins vergreift, dem sei gesagt: wir wollen, auch kulturgeschichtlich, Herr, nicht Liebhaber im eigenen Hause sein! Indem wir dieses Bekenntnis aussprechen, sind wir zum Wissenschaftsdienst an der letzten, größten und wichtigsten Geisteserscheinung verpflichtet, zum Dienst an der Erbverwandtschaft. Dieser Dienst ist schwer, nicht nur weil er sicheres Wissen, Feinfühligkeit, andachtsvolle Geduld und männliche Entschlossenheit voraussetzt, sondern vor allem anderen, weil dieser Dienst einer schwer getroffenen Sache gilt. Kirche und Aufklärung haben mit ungleichen Waffen, aber verheerendem Erfolg gegen die Dauerüberlieferung gekämpft. Die christliche Nächstenliebe hat das römisch-katholische Priestertum nicht daran gehindert, das altgermanische Odalsrecht zu zerschlagen: „Sünden der Vergangenheit, die nicht Sünden des Bauern waren“ (von Leers), und auch sonst die Erbverwandtschaft zu verdunkeln oder gar sich anzueignen. Gerade weil so viel wertvolles Erbgut sinnlos vernichtet oder geschickt verfälscht ward, nur deswegen konnte ja die Wissenschaft so sehr und so lange von den Begebnissen der Erbverwandtschaft oder der Elementarverwandtschaft oder der eigenständigen Entwicklung berückt und gefesselt werden. Das muß jetzt anders werden! Noch ist es nicht zu spät dazu. Eine Fülle von Tatsachen wartet des erbbeständigen Forschers, kostbare Einzelheiten, die aus Trüben gezogen, in den altarischen Texten entdeckt, an Häusern wiedergefunden, im bäuerlichen Brauchtum manch einsamen Tales neu erweckt werden wollen und zusammengefügt das herrlich reiche, kraftvoll tiefe, ewig deutsche Wesen erstehen lassen.

Die Fronten sind geschieden. Die Geister sind geschieden. Immer nur scheiden sich Fronten und Geister beim Kampf um das Wesen. Wir wollen sein, was wir sind. Ich rufe die Mannschaft, die, heldisch in der Haltung, stolz auf das „edle Blut“ der Abkunft, mit voller wissenschaftlicher Verantwortlichkeit sich in Art und Tat der Ahnen vertieft. Wir wünschen, wie der Führer es will, daß diese Mannschaft in ihrer Germanenkunde sich nicht selber schwächen läßt zu tatenlosen Bewunderung, daß sie nicht entartet zu haltloser Träumerei und hohler Deutschtümelei. Wir wollen, daß diese Mannschaft in der schimmernden Wehr des Nationalsozialismus dem Ritter zwischen Tod und Teufel, dem Ritter ohne Furcht und Tadel nachreitet in das Land der Heimat, in den „germanischen Staat deutscher Nation“ (Adolf Hitler). „Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapferen Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst; wo dich beglückt, was schon deinen Urältervater beglückte“ (Ernst Moritz Arndt).

„Im Sinne der Wissenschaft „objektiv“ können die dazu Geeigneten, Begabten bis zur peinlichen Ähnlichkeit mit *Nur-Registrier-Apparaten* durch *Selbsterziehung und Unterricht im Sinne einer Dressur* werden: aber wie *echte Wissenschaft nicht stumpf-sinniger Kennerchaft entspricht*, so ist das *Ideal echten Lehrens, Schulens und Erziehens nicht ein Mensch nur mit den Eigenschaften eines präzise funktionierenden Grammophons, eines Wiederholungsapparates und Bücherfahes.*“

Prof. Dr. Hans Bahne,

Die deutsche Vorzeit in der archäologisch-volkeethnologischen Forschung.



Die Pflegstätte für Germanenkunde in Detmold

Eröffnung der Pflegstätte für Germanenkunde in Detmold am 5. Oktober 1936

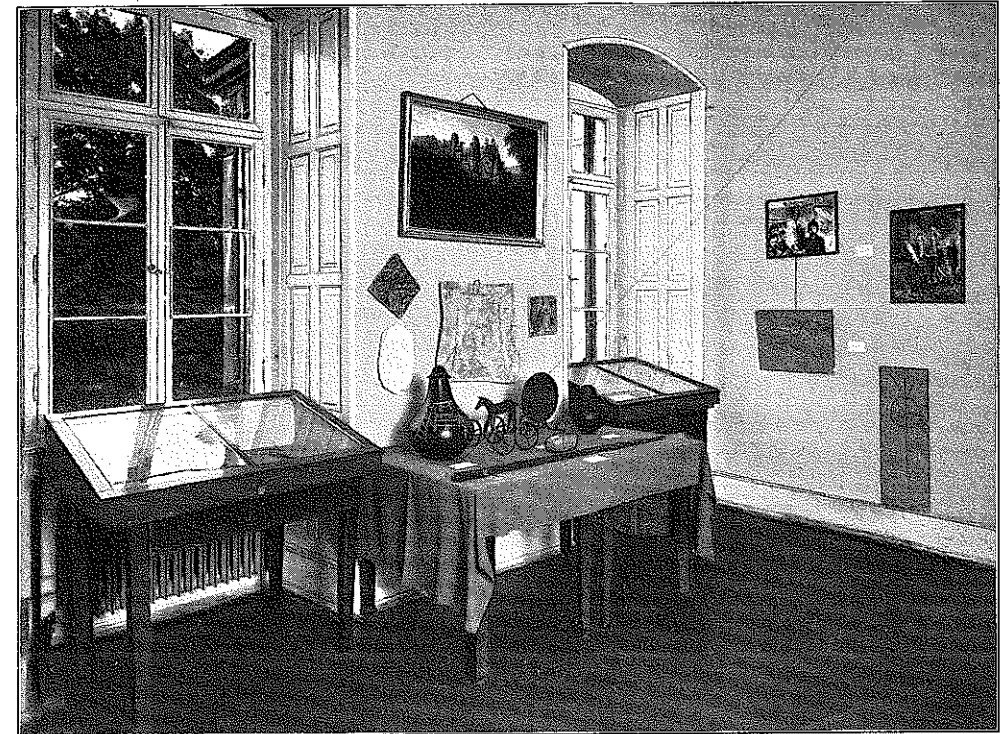
Es war ein denkwürdiger Tag, der Tag nach dem großen Erntedankfest auf dem Bückeberg; denkwürdig für die Geschichte der alten Volksmarkstätte am Osninghange, denkwürdig vor allem auch in der Geschichte des Wiedererwachens unseres germanischen Bewußtseins. Hatte dort auf den Weserhöhen ein ganzes Volk dem waltenden Allvater seinen Dank für die Ernte des Jahres ausgesprochen, so hatten wir in demselben Cherusfergau eine andere Ernte zu bergen; eine Ernte, die doch mit jener im innersten verwandt ist, die Ernte aus tausend Jahren des Verfalls und aus zehn Jahren der rastlosen Forscherstätigkeit. Wenn wir in diesen zehn Jahren von dem verwüsteten Felde unserer Ahnenerbe ihre um ihre in mühsamer Kleinarbeit gesammelt haben, so können wir jetzt das bisher Gesammelte in einer Scheuer bergen, aus der es als neues Saatgut dem ganzen deutschen Volke vermittelt werden soll.

Viele Kräfte haben dabei mitgeholfen, dieser Pflegstätte unseres Ahnenerbes ein würdiges Heim zu bereiten; außer der langbewährten Opferbereitschaft unserer Freunde und der zähen Arbeit Wilhelm Teudts waren es der Reichstatthalter, das Land Lippe, die Stadt Detmold und vor allem das hohe Verständnis, das der Reichsführer SS. dem großen Gedanken der germanischen Wiedererweckung entgegenbringt. Das Alte Palais am Hitlerdamm birgt jetzt die Sammlungen und die Lehrsäle der Pflegstätte, und ein Stab von Mitarbeitern wird für die Auswertung und Lebendigmachung dessen sorgen, was hier erarbeitet wird. Als wesentliche Abteilung des „Deutschen Ahnen-

erbes“ dient die Pflegstätte dem gemeinsamen hohen Ziel: Raum, Geist und Tat des nordischen Indogermanentums zu erforschen, die Ergebnisse dieser Forschungen dem deutschen Volke zu vermitteln und jeden Volksgenossen aufzurufen, dabei mitzuwirken.

Berufene Vertreter des Staates, der Partei und ihrer Organisationen fanden sich mit vielen anderen Gästen am Morgen des 5. Oktober in der neuen Pflegstätte ein, wo sie als Ehrengäste begrüßt wurden. Dr. Hülle überbrachte Grüße und Wünsche des Leiters des Reichsbundes für Vorgeschichte Prof. Dr. Reinerth und hob besonders dabei hervor, daß der Reichsbund immer bereit sei, alle Bestrebungen, die der deutschen Vorgeschichte dienen, tatkräftig zu unterstützen. Eine gemeinsame Ausstellung des Deutschen Ahnenerbes und der Vereinigung zeigte einen kleinen Ausschnitt aus der reichen Schatzkammer des germanischen Geistes. Dann fand im vollbesetzten Lippischen Landestheater die feierliche Eröffnung der neuen Lehr- und Forschungsstätte statt. Fanfaren der Hitlerjugend eröffneten die Kundgebung und bezeugten, daß es vor allem die deutsche Jugend ist, der wir das Erbe unserer Ahnen lebendig machen und zu treuen Händen weitergeben wollen. SS.-Brigadeführer Dr. Reischle, der Führer des Stabsamtes des Reichsnährstandes und stellvertretender Vorsitzender des Kuratoriums des „Deutschen Ahnenerbes“ richtete in seiner Eröffnungsansprache den Blick dahin, wo die Pflegstätte im Kampfe der Geister stehen soll, als eine Truhburg des deutschen Geistes wider alle fremdgeistigen Ansprüche und Einflüsse, gegen die wir jetzt zum ersten Male seit tausend Jahren den Gegenangriff führen. Ihrer grundsätzlichen Bedeutung wegen bringen wir die Rede an anderer Stelle zum Abdruck.

Das Vorspiel zu Wagners Meisterfingern verband diese große Programmverkündung mit der Ansprache des stellvertretenden Staatsministers, Kreisleiters Wedderwille, der als Vertreter des Reichstatthalters und des Chefs der Lippischen Landesregierung die



Aus der Ausstellung der Pflegstätte

Gäste begrüßte. Er verlas den Willkommensgruß des Reichsstatthalters und Gauleiters Dr. Meyer:

„Den zur Eröffnungsfeier der Pflegstätte für Germanenkunde Versammelten entbiete ich meine herzlichsten Grüße. Leider bin ich durch eine dienstliche Reise ins Ausland verhindert, selbst der Feier beizuwohnen. Ich bedaure dies um so mehr, als mit der Eröffnung der Pflegstätte für Germanenkunde ein hoffnungsreicher Abschnitt der frühgeschichtlichen Forschung eingeleitet wird, an einer Stätte, die bisher schon, insbesondere durch das verdienstvolle Wirken des Parteigenossen Professor Teudt, einen Namen in der frühgeschichtlichen Forschung erlangt hat. Kaum ein zweites Land scheint auch so dazu bestimmt zu sein, der Pflegstätte für Germanenkunde eine Heimat zu sein, wie gerade Lippe. Hier in Lippe war es, wo im Jahre 9 nach der Zeitwende zum ersten Male germanischer Geist gegen politische Vergewaltigung aufstand und mit der siegreichen Schlacht im Teutoburger Walde die deutsche Geschichte auf Jahrtausende hinaus wesentlich bestimmte. 800 Jahre später war hier einer der Schauplätze des gewaltigen Ringens, in dem Widukind die Freiheit der Sachsen gegen den Franken Karl zu verteidigen suchte. Es ist daher nicht verwunderlich, daß gerade hier Professor Teudt den Denkmälern deutscher Frühgeschichte nachging und zu Erkenntnissen kam, die das bis vor kurzem noch übliche Bild vom Leben und der Kultur unserer Vorfahren entscheidend änderte. Als eine besondere Fügung des Schicksals können wir es bezeichnen, daß es hier dem Führer gelang, die Durchbruchschlacht der nationalsozialistischen Bewegung zu schlagen.

Nach der Machtübernahme haben Partei und Staat die Auswertung der vorhandenen Geschichtsdenkmäler in Angriff genommen. In erster Linie sind die Arbeiten zu nennen, die die Externsteine wieder zu einem neuen deutschen Nationalheiligtum umgestalten wollen. Daß hier ganze Arbeit gemacht werden konnte, ist in erster Linie der Förderung des Reichsführers der SS. zu danken. Seiner Tatkraft ist es nächst der verdienstvollen Vorarbeit Professor Teudts und der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte zu danken, daß nunmehr die Pflegstätte für Germanenkunde Möglichkeiten zu fruchtbarer Arbeit gefunden hat. Ich kann es mir versagen, über die Bedeutung dieser Arbeit Ausführungen zu machen. Unter den Folgen einer jahrtausendelangen falschen Darstellung des Lebens und der Kultur unserer Vorfahren mit dem Ziele fremdem Einfluß, der angeblich alle Kultur gebracht hat, das Tor zu öffnen, haben wir bis in unsere Zeit zu leiden gehabt. Hier die Grundlagen zur gründlichen Umkehr zu schaffen und damit die deutsche Geistesfreiheit endgültig wiederherzustellen, ist die vornehmste Aufgabe der Pflegstätte für Germanenkunde. Daß sie in der Lage sein möge, diese Aufgabe in vollkommener Weise zu erfüllen, ist unser aller Wunsch.“

Bürgermeister Keller überbrachte dann die Grüße der Stadt und der Bürgerschaft von Detmold, die auf die neue Ehrung ihrer Stadt stolz sind. Nach einer Würdigung des Lebenswerkes von Wilhelm Teudt gab er bekannt, daß die Stadt Detmold Wilhelm Teudt zum Ehrenbürger ernannt habe, eine Ehrung, der die ganze Versammlung freudigsten Beifall spendete.

Professor Teudt dankte für die ihm gewordene Ehrung und betonte, daß er die Ehrung und den Dank auch auf seine Helfer und Mitarbeiter beziehe, ohne die er hier nicht stehen würde. Seine Ausführungen über die Aufgaben der Pflegstätte sind im vollen Wortlaut in der vorliegenden Folge wiedergegeben.

Nach ihm hielt Professor Dr. Walther Wüst, Dekan der Philosophischen Fakultät, I. Sektion der Universität München und Mitglied des Kuratoriums des Deutschen Ahnenerbes, die Festansprache, die alle Versammelten auf die Höhe des Erlebens führte, das zuletzt in den beiden Vaterlandsliedern seinen Ausklang fand.

Der Nachmittag führte die Gäste hinaus zu den Stätten der Vorzeit, zum Langelau,

zum Hermannsdenkmal und zu den Externsteinen. Am Dienstag wurden die wieder-ausgerichteten urgermanischen Häuser bei Drlinghausen besichtigt.

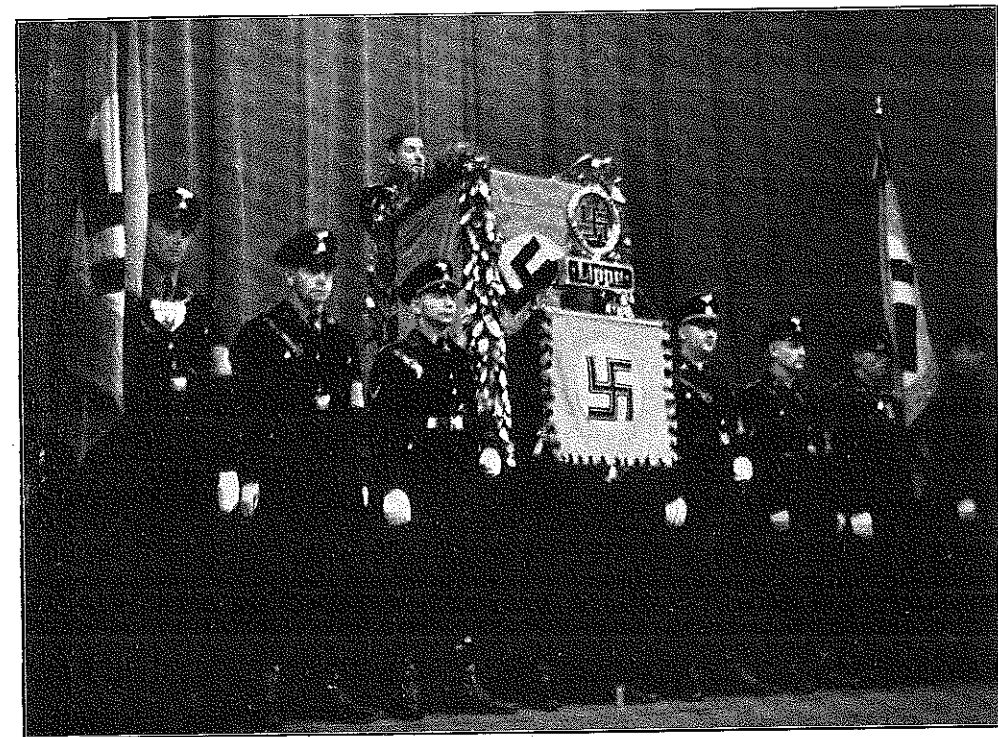
Die Pflegstätte für Germanenkunde steht. Sie wird in kämpferischer, zielbewußter Arbeit ihrem Namen und ihrer Berufung Ehre machen als erste Burg germanischen Geistes in deutschen Landen. Pl.

Eine Burg des deutschen Geistes

Ansprache zur Eröffnung der Pflegstätte für Germanenkunde zu Detmold

Von SS.-Brigadeführer Dr. Reischle

Wenn wir heute im Jahre 1936 in deutschen Landen erstmals eine Pflegstätte für Germanenkunde errichten, so muß das jeden unbefangenen denkenden Volksgenossen doch recht nachdenklich stimmen. Man sagte uns, wie herrlich weit es unsere Wissenschaft in allen Dingen gebracht habe. Wir fragen daraufhin aber mit Recht: Wie stimmt es dann damit zusammen, daß wir erst heute eine Pflegstätte für Germanenkunde errichten müssen? Dies kommt nur daher, daß das Wissen um die Germanen als unseren Vorfahren in unserem christlichen Kulturlande offenbar doch nicht oder nicht richtig gepflegt worden ist. Mit anderen Worten: Wir Deutsche haben uns mit allem möglichen beschäftigt oder beschäftigen dürfen, aber ja nicht mit den Germanen als den Trägern einer uralten Gesittung und Angehörigen einer großartigen, vollwertigen und in sich geschlossenen Welt. Dafür wußten wir bei den antiken Völkern und insbesondere in der biblischen Geschichte, d. h. in der Geschichte der Juden, um so besser Bescheid.



Stabsamtsführer SS.-Brigadeführer Dr. Reischle eröffnet die Pflegstätte für Germanenkunde

Indem wir diese unleugbare Tatsache feststellen, stellen wir zugleich fest, daß dies für ein Volk eine Ungeheuerlichkeit ist.

Diese Ungeheuerlichkeit muß eine tiefgreifende Ursache haben. Denn so gut es in einer Familie Sitte ist, über die Ahnherren und Ahnfrauen bis in die fernste Zeit zurück unterrichtet zu sein, so gut müßte dies doch eigentlich auch in einem Volke der Fall sein, zumal ein Volk ja nichts anderes ist, als eine riesige Großfamilie, d. h. ein Geschlechterbund, ein Blutsverband.

Ein Volk als Blutsverband hängt aber ohne Ahnenverbundenheit völlig in der Luft, ist jeder Mode, jedem geschichtlichen Zufall, jeder fremden äußeren Macht nicht nur in weltlichen, sondern erst recht in weltanschaulichen Dingen völlig preisgegeben. Wehe dem Volke, das ohne Ahnenverbundenheit und ohne Ahnenverehrung dahinlebt! Es lebt dahin wie eine Viehherde. Es hat kein Bewußtsein von sich selbst, weder von seinem Herkommen, noch von seinem gegenwärtigen Wesen, erst recht nicht von seiner Zukunft. Es ist ein Spielball von Mächten, die ihres Wesens, ihrer Aufgaben und Ziele bewußt sind. Geistig gesehen, ist solch ein ahnenloses Volk nichts als eine auszubeutende Provinz eines fremdvölkischen Reiches, kein freies, eigenes Volk und Reich.

Heil aber dem Volke, das seine Ahnen kennt, das seine Ahnen verehrt! Heil dem Volke, das seine ältesten und edelsten Geschlechter aus dem Zeitlosen und Göttlichen herleitet! Am Anfang seiner Geschichte steht die gottverbundene gläubige Sage. Aus dem uralten gottentsprungenen Blutsstrome wachsen all die ungezählten Geschlechter, wachsen die Stämme, wächst das Volk, verbunden durch Glaube, Sprache, Recht, Art und Gestattung. Es wächst aus der Tiefe der Geschichte hervor wie ein Baum aus unergründlichen und unzähligen Wurzeln zu einem gewaltigen Ganzen mit unzerstörbarer Eigenwüchsigkeit, mit eigenrechtlicher Macht, als arteigenes, gottgewolltes Wesen. Heil solchem Volke, das aus seinen eigenen Wurzeln wächst, das seine Geschichte nach seinem Wesen gestaltet, das den harten und schweren Weg in die Zukunft antritt gläubig, furchtlos und treu dem Gesetze der Väter!

Solch ein Volk ist nimmermehr der Spielball fremder Völker und Mächte. Solch ein Volk ist keiner anderen irgendwie gearteten Macht und keines anderen Reiches Provinz. Solch ein Volk hat uneingeschränkte Hoheitsrechte über seine Weltanschauung wie über sein Blut, über seine Kultur wie über sein Land und Reich. Solch ein Volk meldet im Kreise der Völker der Welt seine Selbstverwaltung und seine eigene Wertung an, solch ein Volk läßt ebenso wenig zu, daß fremde Mächte sich Grenzverletzungen zuschulden kommen lassen, daß sie sein Gebiet teilweise oder ganz besetzen, so wenig als es zuläßt, daß sie Widerstandsnester in eigenen Lande unterhalten oder daß sie aus eigenen Volksgenossen in eigenen Lande Fremdenlegionen für ihre eigensüchtigen und volkszerstörenden Absichten unterhalten. Diese Behauptung gilt im politischen und militärischen nicht anders wie im weltanschaulichen Leben eines Volkes.

Heil einem Volke, das sich seiner Herkunft, seiner Art und seines Wesens in der Gegenwart bewußt ist! Es ist auch seiner Zukunft bewußt und tappt nicht blind in die Jahrhunderte hinein, am Gängelband fremder Beauftragter geführt und verführt. Ein solches Volk schreitet unter seinem erkorenen Führer in die Zukunft mit unabänderlicher Sicherheit und Gewißheit. Ihm gehört nicht allein die Zukunft, ein solches Volk ist ewig.

Wenden wir nun unseren Blick zurück in die letzten tausend Jahre unserer Geschichte. Da sehen wir, daß alle diese Forderungen eines souveränen Volkes nicht erfüllt sind. Nicht nur tummelten sich aller Herren Kriegsvölker auf un-

serer heiligen Vatererde; verwüstend, raubend und zerstörend wurden Stücke des Landes und Glieder des Volkes von uns weggerissen. Ja, der römische Männerbund mit dem pfingstlichen Welt Herrschaftsauftrag begnügte sich nicht nur mit der geistigen Herrschaft in Deutschland durch einen neuen Glauben und einen riesigen Glaubensverwaltungsapparat, sondern er wollte in Deutschland auch die tatsächliche Macht haben.

Daraus entstand der endlose Streit zwischen dem deutschen Kaiser und dem römischen Papst, in dem das deutsche Land oft genug schlimmer verheert wurde als heute Spanien. Wir Nationalsozialisten wissen das.

Wir schicken uns darum an, Grenzfesten und Landwachen zu bauen, wie Rom es in seinem Vatikan und der Engelsburg und wie es Moskau im Kreml getan haben. Zu einer solchen Trutzburg in deutschen Landen wider alle Feinde legen wir heute den Grundstein. Wenn es auch eine Burg ohne Mauern und Zinnen ist, so ist es doch eine Burg, deren Schutzwände gefügt sind aus unserem Willen und aus unserem Glauben, aus unserer Liebe zum Volke und aus der Treue zum Blute. Und sie ist darum, wenn auch unsichtbar, nicht weniger fest als eine Steinburg. Und hier fürchten wir keinen Feind!

Das ist ja das erstemal in der deutschen Geschichte, daß wir gegen den weltanschaulichen Gegner keine Steinburgen mehr bauen wie einst, daß wir nicht mit Heeren gegen ihn ziehen wie einst die Salinger und Staufer über die Alpen, sondern daß wir Weltanschauung mit Weltanschauung, Geist mit Geist bekämpfen, denn immer wird der unterliegen, der mit Waffengewalt einer geistigen Macht trozt. Diesen Fehler machten die deutschen Kaiser, denn weltanschaulich waren sie samt ihrem Volke Gefangene der Lehre von Rom. Sie marschierten zwar, aber sie marschierten im Kreise.

Man gestattete unserem Volke kein Eigenleben und keine Unabhängigkeit von Rom. Vielmehr hat man uns unserer eigenen völkischen Wurzeln beraubt und hat uns Wesen, Lehre und die Ahnen eines fremden Volkes unterschoben: Man hat das deutsche Eichenreis auf eine Libanonzedern umgepfropft, man hat uns statt der Stammväter der Deutschen die jüdischen Erzbäter Abraham, Isaak und Jakob untergeschoben. So hat man versucht, uns tausend Jahre lang umzupfropfen, umzugießen, umzubiegen. Heute stellen wir fest, daß es trotz der angewandten Methoden nicht gelungen ist. Das Blut war stärker als die Gewalt, die Treue stärker als die List, das Eigene stärker als das Fremde.

Es sei mir erspart, die Leiden und Nöte zu schildern, die unser deutsches Volk seit tausend Jahren, da es mit Feuer und Schwert seiner althergebrachten Freiheit in jeglichem Sinne beraubt und als Provinz diesem angeblich unsichtbaren und doch so wirklich wirklichen Reiche einverleibt wurde. Man brachte uns einen neuen Glauben, ein neues Recht, eine neue Gestattung, eine fremde Sprache. Man lehrte uns das gottgegebene Leben verachten, lehrte uns Leib und Blut zu verdammen. Man entlehnte die Ahnen. Man bekämpfte nichts so wütend und entschlossen wie die Ahnenverehrung, die ja der Kitt ist, welcher eine Blutsgemeinschaft zusammenhält. Man schalt alles Herkömmliche als heidnisch und damit verdammungswürdig und teuflisch. Man nannte die Vorfahren Barbaren und Wilde. Jeder, in dem das alte Blut wachblieb, in dem der Trost und die Treue sich bäumten, in dem der alte Glauben und die alte Liebe erhalten blieben, kurz jedweder Gegner dieser neuen Macht wanderte auf den Scheiterhaufen, man schlug ihm den Kopf ab oder brachte ihn sonstwie um Habe und Leben. Mit geradezu infernalischer Konsequenz, wie wir sie nur noch in der bolschewistischen Tscheke finden, hat man alle Gegner ausgerottet.

Wie gründlich das gelungen ist, erkennen wir aus der einzigen Tatsache schon, daß wir erst heute, im Jahre 1936, im vierten Jahre, da Adolf Hitler des Volkes Führer ist, imstande sind, diese Pflegestätte für Germanenkunde zu gründen. Während der Vatikan mit seinen unermesslichen Schätzen seit über tausend Jahren steht, während jetzt im Kreml eine andere Zwingburg entsteht, fügen wir erst heute zu unserer Pflegestätte die ersten Steine! Dabei ist nicht nur bezeichnend für die weltanschauliche Entwicklung in Deutschland, daß wir dies heute erst tun können, sondern daß wir dies heute noch tun müssen. Denn man müßte doch meinen, daß ein Volk mit einer vieltausendjährigen Geschichte, wie unser deutsches Volk, seit Urzeiten solche Pflegestätten hätte. Nein, nicht eine einzige hatte es! Kirchen, Klöster, Universitäten und Schulen waren Pflegestätten einer geistigen Macht, die nicht den Geist der Ahnen atmet. Diesen Pflegestätten galt als Maßstab allen Wissens und Forschens, was der Macht des fremden Reiches dienlich war. Ob das eigene deutsche Volk dabei geistig hungerte und darbt, das spielte keine Rolle. So viele auch aufstanden im eigenböllischen Auftrag: Sie kamen samt ihrer Schrift auf den Scheiterhaufen oder mindestens auf den Index. Erst heute meldet sich im neuen deutschen Volke eine Macht an, die am eigenen Volke alle Werte mißt. Wir Nationalsozialisten kennen und anerkennen keinen anderen Maßstab.

Aus diesem Wollen erwächst uns eine doppelte Aufgabe:

1. Das, was uns eine fremde Macht und fremde Weltanschauung an völkischen Eigenwerten zerstört hat, mit gläubiger Liebe und Hingabe wieder aufzubauen und zu neuem Leben zu erwecken.
2. Was wir so aus den Trümmern, die uns hinterlassen sind, neu aufgebaut haben, unter keinen Umständen von dem neuen Feinde, dem Bolschewismus, uns wieder zerstören zu lassen.

Mit jedem Mittel werden wir uns dagegen wehren, daß wir nicht als Volk zermahlen werden, denn wir wissen, daß Moskau so wenig als Rom das Eigenrecht eines gottgewollten Volkes anzuerkennen bereit ist. Und wir wappnen uns gegen die Angriffe, die uns aus Moskau drohen, nicht nur in bezug auf die abendländische Kultur schlechthin, sondern auf die neue nationalsozialistische Gesittung ganz besonders. Nach beiden Seiten wollen wir auf der Hut sein und uns rüsten für die kommende Auseinandersetzung.

So lege ich denn mit wohlbedachtem Sinne und zuversichtlichem Mute hier an einem alttheiligen deutschen Orte zu Detmold, dem alten Dietmoll, inmitten des ruhmreichen Teutoburger Landes, im Auftrage des Reichsführers SS, Heinrich Himmler, den geistigen Grundstein zur Pflegestätte für Germanenkunde. Ich weihe sie dem deutschen Volke. Ich empfehle sie dem Schutze aller unserer Ahnen. Möge aus ihr dem deutschen Volke eine reiche Kraftquelle fließen zur Behauptung unseres Volkes, allen Feinden, den alten und den neuen, zum Trotz.

Die Aufgaben der Pflegstätte für Germanenkunde

Don Professor Wilhelm Teudt

Ansprache bei der Eröffnung am 5. Oktober 1936 im Landestheater zu Detmold

Der Stadt Detmold spreche ich für die mir erwiesene hohe Ehre meinen tiefgefühlten Dank aus. Dem Ehrentitel zu entsprechen wird mein Bemühen sein. Die Ehrung gründet sich auf die Bedeutung des hier entstehenden Werks für Stadt, Land und Volk. Ich kann

nicht umhin, die Ehrung und meinen Dank auch auf die Helfer und Mitarbeiter zu beziehen, ohne die ich hier nicht stehen würde. Aus ihrer großen Zahl nenne ich Geheimrat Lodemann, dem ich den Mut verdanke, an die Öffentlichkeit zu treten. Durch meine Vorträge in seiner Berliner Gesellschaft für Geschichte der Naturwissenschaften wurde das Schweigen gebrochen, welches in Presse und Wissenschaft über meine Arbeitsergebnisse verhängt zu werden drohte. Ferner Oberstleutnant Blag, der die Jahre hindurch mit verständnisvollem, unermüdlichem Schaffen die Aufgabe der Vereinigung germanischer Vorgeschichte in Verbindung mit Frau v. Bescherer und der durch Studienrat Suffer geleiteten Zeitschrift erfüllte. Heute wird die seit drei Jahren mit Ministerialrat Benze, Staatsminister Riecke, Oberschulrat Wollenhaupt vorbereitete, im Aufbau auch von Prof. Reinerth gutgeheißene und von Frau Geheimrat Merck und vielen anderen Freunden unterstützte Pflegstättengründung durch den Reichsführer SS, Himmler in Gemeinschaft mit der Landesregierung und Stadt zum guten Ende gebracht. Ich bedaure, mir versagen zu müssen, ausreichend und gebührend alle verdienstvolle Hilfe hier zu erwähnen.

Wir alle sind eins in dem Willen, mit dieser Pflegestätte für Germanenkunde ein Stück des Programms unseres Führers auszuführen, welches er in folgende Worte gefaßt hat: „Wir wollen die große Tradition unseres Volkes, seiner Geschichte und seiner Kultur in demütiger Ehrfurcht pflegen als unerschöpfbare Quelle einer wirklichen inneren Stärke.“

In unserem Institutsplan heißt es: Der Zweck der Anstalt ist germanenkundliche Forschungs- und Lehrtätigkeit mit dem Ziel der Aufdeckung des verschleierte Geistes- und Kulturlebens unserer germanischen Vorfahren.

Die Arbeit tritt ergänzend, anregend und auswertend neben die bisherigen mit Germanenkunde sich befassenden Einrichtungen und Bestrebungen.

Sie geschieht im Sinne streng wissenschaftlichen Wahrheitsdienstes, freimütiger Weiterentwicklung durch Gebrauch der jeder Geschichtsschreibung zustehenden Erkenntnismittel mit völkischer Zielsetzung und Verantwortlichkeit.

Die Arbeit soll sich demnach in möglichst enger Fühlung mit der beamteten Wissenschaft, unter Anwendung ihrer bewährten Grundsätze und ihrer sorgfältigen Arbeitsweise, der die deutsche Wissenschaft ihren Hochstand vor den Völkern verdankt, vollziehen.

Der Rechttitel der Begründung einer freien, nicht auf den Weg und die üblichen Methoden der Vorgeschichtsforschung beschränkten Anstalt liegt bereits in dem Hinweis auf die zahlreichen freien Forschungs- und Lehrinstitute, deren sich nahezu jeder Zweig der Wissenschaft heute erfreuen kann. Warum sollte die germanische Vorgeschichte, deren Bedeutung für die Geistes- und Gesinnungsbildung unseres Volkes nicht hinter der Bedeutung der Geschichte und des Geschichtsunterrichtes zurücksteht, keiner Ergänzung, Anregung und Auswertung durch eine freie Anstalt bedürfen?

Hierzu ist noch der Gesichtspunkt der Reformbedürftigkeit zu beachten, in der sich, wie allseitig zugestanden wird, die Germanenkunde, wie sie uns überkommen ist, befindet.

In der dem Reichsführer SS. überreichten Darlegung ist für unsere Detmolder Arbeit eine in Blut und Boden begründete völkische Denkgrundlage und Weltanschauung als maßgeblich erklärt. Sie muß bestimmend sein für alle Reformarbeit unserer Tage, auch in Wissenschaft und Religion. Überall muß eine Reformation durchgeführt werden, die — unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung und der Erreichbarkeit ihrer Ziele jetzt oder erst durch die heranwachsende Jugend — zu fordern und zu fördern ist. Erfreulicherweise ist die Germanenkunde eine ausreichend klar begrenzte und abgerundete Wissenschaft, in die trennende Streitigkeiten nicht hereingezogen zu werden brauchen.

Reformbedürftig ist die germanische Vorgeschichte vor allem um deswillen, weil zur Entstehungszeit dieser jungen Wissenschaft, als ihre Wissensgrundlagen gelegt wurden,

ihre Methoden, Fragestellungen und Sachausdrücke entstanden, gewisse wichtige Fortschritte nicht nur der Spatentwissenschaft, sondern sämtlicher Zubehörschaften, vor allem aber die Vererbungslehre noch fehlten. Diese aber muß einen grundstürzenden Einfluß auf die Voraussetzungen und Werturteile der Germanenfunde ausüben.

Neben der aus einleuchtenden Gründen zum Konservatismus und allzu langsamer Bedächtigkeit neigenden beamteten Wissenschaft braucht die Germanenfunde, wie es die Entwicklung unserer Detmolder Richtung gelehrt hat, auch beweglicher Aufklärungstruppen zu den Vorstößen in unbekanntes, ja vielfach absichtlich verschleiertes Land, auch wenn nicht jeder Vorstoß sofort zum Ziele führt.

Die Schulwissenschaft wird durch das Anwachsen des Stoffes immer weiter ins Spezialistentum gedrängt. Zuständigkeitsfragen und die souveräne Selbständigkeit des einzelnen Universitätsprofessors sind weder für Zusammenarbeit noch für Zusammenschau bei Lösung von Problemen, die verschiedenen Forschungsgebieten angehören, förderlich. Darum ist in unserem Pflegstättenplan vorgesehen, daß durch Beratung der Mitarbeiter an einem Tisch und durch Aufgabenteilung bei allen Einzelfragen die Erreichung der wissenschaftlichen Ziele aufs beste gefördert wird.

Die Rechtfertigung der Wahl Detmolds als Ort der Pflegstätte liegt darin, daß hier sowohl für Forschung als auch für Lehre die unmittelbare Fühlung mit zahlreichen und vielgestaltigen Stätten und Denkmälern der germanischen Vergangenheit vorliegt, wie sie ähnlich von keiner anderen Landschaft Deutschlands dargeboten wird.

Auf Grund der bisherigen Arbeit hat sich in unserem Archiv aus dem ganzen übrigen Deutschland ein großes Material von Schriften, Karten und Bildern wissenschaftlichen und wissenschaftlich anregenden Inhalts zusammengefunden, und weitgehend sind die Ansprüche an Lehrtätigkeit durch Vorträge, Führungen, Lehrgänge und Schriftstellung.

Nach einundeinhalbjährigen Erfahrungen sammelnder Vorbereitungszeit habe ich jetzt dank unserem Anschluß an das „Deutsche Ahnenerbe“ die Freude und die Ehre mit dieser Eröffnungsfeier die Einführung des Parteigenossen Studiendirektors Dr. Paul Gerhard Beyer, bisher Leiter der höheren Schule in Bad Deynhausen, als ersten hauptamtlichen, wissenschaftlichen Mitarbeiters und Abteilungsleiters zu verbinden.

Nachdem Dr. Beyer sich bereits germanistisch und als Dolmetsch alten germanenfundlichen Schrifttums von Anbeginn an als weltanschaulicher Kämpfer für unsere Richtung verdient gemacht hat, erhoffen wir von seiner Mitarbeit an unserer Anstalt ein segensreiches Wirken für unser Volk. Dieses gilt auch von der kulturellen Betreuung des nationalen Denkmals der Externsteine, deren Übertragung an die Pflegstätte der Kurator der Externstein-Stiftung in Aussicht gestellt hat. Auch Dr. Erich Studel darf ich begrüßen, der uns durch das Entgegenkommen der Zentralschulungsstelle der „Deutschen Arbeitsfront“ zur Mitarbeit an der Auskunftsverteilung in geschichtlichen und spatentwissenschaftlichen Fragen für mehrere Monate zur Verfügung gestellt ist.

Zwei Worte sollen unserer Arbeit leuchten: Wahrheit und Vaterland! Letzteres im Sinne Grabbes, dessen Detmolder Wiedererweckungswoche wir soeben erlebt haben, wie es aus seiner Dichterseele klingt:

„Was ist mir näher als das Vaterland?
Die Heimat nur kann uns beseligen.
Oh, Deutschland! Vaterland!
Kein Land, das herrlicher als du, kein Volk,
Das mächtiger und edler, als wie deines!“

Was will das Deutsche Ahnenerbe?

1. Raum, Geist und Tat des nordischen Indo-Germanentums erforschen.
2. Die Forschungsergebnisse lebendig gestalten und dem deutschen Volke vermitteln.
3. Jeden Volksgenossen aufrufen, hierbei mitzuwirken.

Mehr als einmal sind über das Deutsche Volk im Laufe seiner Geschichte verheerende Gewitter hingegangen; die Volk und Land in den Wurzeln ihres Wachstums getroffen und für lange Zeiten ihren Wuchs behindert haben. Mancherlei waren die Verheerungen, die damit an der Deutschen Volkheit angerichtet wurden: Einmal hat man dem Deutschen Volke das genommen, was es als Erbe langer Reihen von Ahnen der Welt als seine Weltanschauung abgewonnen und was es als Sinnbilder seiner Lebensauffassung geprägt hatte. Zum anderen Mal hat man ihm das Wissen um diese Welt und damit das Wissen von seinen eigenen Ursprüngen genommen, bis es, blind geworden für seine eigene Art, die besten Eigenwerte seiner Seele aus fremden Wurzeln ableitete oder aber, in unbewußtem, innerem Zwiespalt befangen, im Kampf zwischen Eigenwert und fremden Werten den inneren Halt überhaupt verlor. Das zweite hat sich aus dem ersten ergeben; ein von seinen Wurzeln abgeschnittener Baum muß ja mit Notwendigkeit verdorren und verfaulen oder zum Nährboden für wild wuchernde Parasiten werden, die ein fremder Wind aus Süden, Westen und Osten herbeigeweht hat.

Lange Zeit haben unsere Väter und wir in jenem träumenden Halbschlaf gelegen, in den hin und wieder Wahnglaube und Fanatismus wie ein schrecklicher Alp hineinspielte — Träume, die nur aus innerlich zerrissener Seele aufsteigen können, deren tiefste Sehnsucht unerfüllt geblieben ist. Und während sich das Sinnen der deutschen Seele in entlegene Bereiche oder in fremdgeistige Gebilde flüchtete, ging der Wechsel der Zeitalter über ihre deutsche Welt hinweg: Eine kalte und tote Wissenschaft scheuchte ihre tiefsten Äußerungen in den Bereich des Aberglaubens oder ließ sie in Schema und Dogma erstarrten, während eine rasende materielle Entwicklung ihren Mutterboden zerstampfte und zerstörte. Das Deutsche Volk, einst eine herrliche Einheit in Blut und Geist, wurde in Klassen und Schichten gespalten, sein gemeinsamer Bildungsinhalt wurde durch eine tote Gelehrsamkeit zerstört; Brotneid und Bildungsneid traten an die Stelle jenes Gemeinschaftsgefühls, das einst germanische Völker zu weltgeschichtlichen politischen und geistigen Leistungen befähigt hatte.

Für die Verteidigung der letzten Reste dieser unserer artgemäßen seelischen Überlieferung sind freie Bauern im Kampf mit fremden Gewalten gefallen, sind selbständige Geister als Zauberer und Keger getötet worden; um die Wiedergewinnung jener verlorenen geistigen Heiligtümer haben sich, noch bevor sie ganz verschüttet waren, die edelsten Geister des deutschen Volkes bemüht. Sie haben, selbst aus bäuerlichem deutschen Blute kommend, zunächst die Waffen geschmiedet, mit denen sie innerhalb einer kalt und seelenlos gewordenen Wissenschaft dem Deutschen Gedanken eine Stellung wiedererobert haben — eine bescheidene Stellung zwar, aber immerhin eine Kampfstellung, von der aus eine Wiedergewinnung verlorenen Bodens möglich war. Aber nichts war damit gewonnen, wenn das alte ideelle Volksgut in den Mühlen der Gelehrsamkeit zu totem Staub zermahlen wurde, anstatt als frische, grüne Saat auf dem lebendigen Boden des Volkstums von neuem zu keimen und aus uraltem Heimatboden immer neue Früchte zu bringen.

Denn eines müssen wir heute als bittere Notwendigkeit erkennen: Was einst u n b e =

wo u ß t aus seelischen Tiefen gewachsen ist, das ist bedroht und in seinen letzten Außerungen verloren, wenn es nicht mit den Waffen des b e w u ß t e n Geistes geschützt, mit nüchternem Auge erkannt, aber mit heißem Herzen gehegt und zu neuem Keimen gebracht wird. Gewaltig ist das Rüstzeug, das uns die Wissenschaften der Germanenkunde für diesen Kampf geliefert haben. Sie haben das Wurzelwort dessen offengelegt, woraus unsere Volkheit zu einem mächtigen Baum erwachsen ist. Sie haben gezeigt, was einst war und was sein und werden muß, wenn wir die lebendige Verbindung zu den Ursprüngen unseres leiblichen und geistigen Seins wiedergewinnen wollen.

Aber hiermit allein ist es nicht getan. Es gilt jetzt, unser inneres völkisches Leben wieder mit dem in Verbindung zu bringen, was uns einst durch Katastrophen innerer und äußerer Art genommen und verschüttet worden ist. Dabei mag die Führung der unbeflecklichen und klarsichtigen Wissenschaft zufallen, aber ihre Arbeit muß ihren Widerhall finden im gesamten Volke, und alle Deutschen müssen an ihren Ergebnissen teilnehmen. Nicht als Kritiker und Besserwisser, sondern als ein Abbild jener untrennbaren Einheit von Volk und Führertum, die uns die große politische Erneuerung geschenkt hat. Gewaltig ist die Fülle der Schätze, die uns das Forschen nach den Zeugnissen von dem Leben unserer Ahnen erschlossen hat; sie bestehen nicht nur in Scherben und Töpfen, in Gold und Waffen, sie leben in dem, was die Ahnenseele als Zeugnis ihrer göttlichen Sendung erschaffen hat, in Sage, Märchen und Lied und am meisten in dem lebendigen Blute jener, das auch in unseren Adern fließt. Diesen erbmäßigen Eigenwert der Deutschen Seele zu schützen, zu erhalten und vor Verkümmern und Verfälschung zu bewahren, das hat sich das „Deutsche Ahnenerbe“ als hohe Aufgabe gestellt. Es will alle jene Werte und ihre Zeugnisse sammeln und vereinigen und sie zu einem mächtigen Strom zusammenfließen lassen, der als ewige Quelle unseres inneren Lebens für die kommenden Jahrtausende fließen soll.

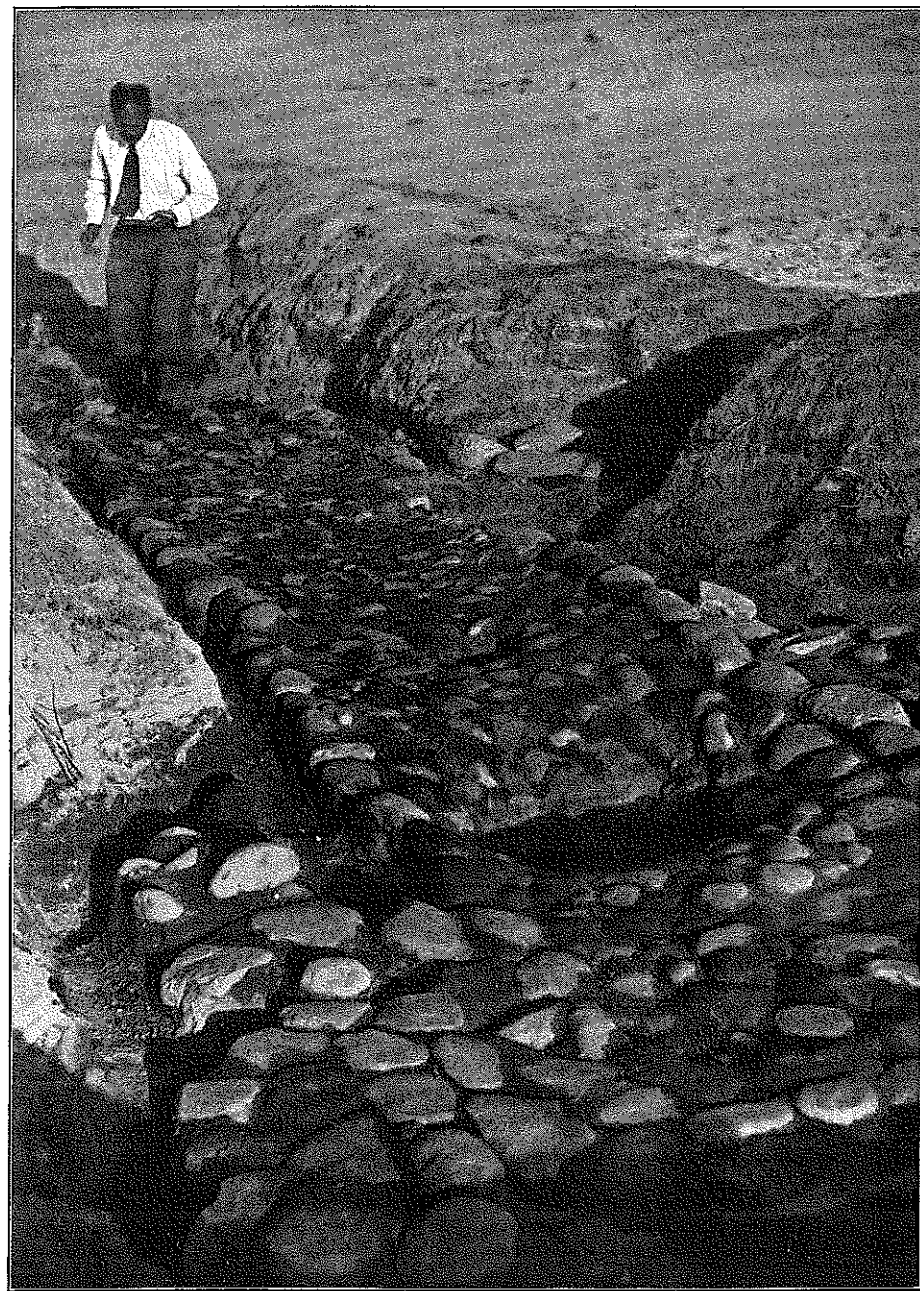
Der stellvertretende Vorsitzende des Kuratoriums,
(gez.) Dr. Reischle, SS-Brigadeführer.

Wer hat Teil am Deutschen Ahnenerbe?

Das Werk, zu dem wir uns zusammengefunden haben, soll nicht Sache einer kleinen Zunft von Wissenschaftlern bleiben, sondern Sache aller Deutschen, die sich ihrer Herkunft und ihrer Sendung bewußt sind. An dem, was hier geschaffen wird, sollen alle Anteil haben, die mit uns zu gehen bereit sind, sie sollen aber auch dabei mitwirken. Wenn eine Anzahl von Sachkennern dabei die Führung hat, so sollen doch die mit uns Gehenden wissen, wohin sie geführt werden. Wir marschieren auf dem Wege der deutschen Wissenschaft, deren ruhmvolle Überlieferungen wir aus vollem Herzen bejahen; dieser Weg aber soll uns zu unserem inneren Deutschtum führen, damit auch die Wissenschaft mit Recht eine deutsche Wissenschaft genannt werden kann.

Wissenschaftlich gesicherte Ergebnisse können nur in einem geschlossenen Kreise von Fachleuten gewonnen werden. Aber ebenso wichtig, wie die Sicherung der Ergebnisse ist ihre Nutzbarmachung für das deutsche Leben, aus dem wir kommen und für das wir wirken wollen. Wenn wir die Zeugnisse vom Leben und Wollen unserer Ahnen zerlegen und zergliedern, um ihr Wesen zu erkennen, so müssen wir sie auch wieder zusammenfügen und zu neuem Leben erwecken können, damit sie wirklich vom Leben zeugen und zu neuem Leben werden.

Dem sollen unsere Arbeitseinrichtungen dienen, die in ständigem Flusse die Ergebnisse unserer Arbeit hinaustragen und eine lebendige Brücke schlagen von der Forschung zum Leben. Auf dieser Brücke sollen nicht nur Gedanken und Forschungsergebnisse von



Aufnahme: Dr. Strube

Ein außerordentlich bedeutsamer Fund wurde auf dem Roten Kliff 4 km nördlich von Westerland gemacht. Nachdem Schüler eines Schulheims beim Spiel einzelne Scherben und Steinwerkzeuge gefunden hatten, wurde man aufmerksam und entdeckte eine eigenartige Steinsetzung von über 10 m Länge, die unter Flugand verdeckt gelegen hatte und durch das Wandern der Düne freigelegt wurde. Die wissenschaftliche Forschung, die sich der Angelegenheit sofort angenommen hat, konnte eine genaue Deutung dieser Steinsetzung bisher nicht geben. Man vermutet eine große altgermanische Kultstätte: denn die Steinsetzung hat die Form einer Menschrune mit Kopf, Armen und Körper. In der Mitte fand man zwei ungewöhnlich große Urnen. Es ist anzunehmen, daß die weitere Erforschung dieses Fundes uns wichtige Erkenntnisse über altgermanische Kultgebräuche liefern wird.

uns hinausgehen in den Kreis der Mitkämpfer; es sollen auch Gedanken und lebendige Anregungen zurückströmen in unsere Arbeitszimmer, damit ein lebendiger Blutkreislauf auch unsere Kräfte wach und frisch erhält. Wir wollen ja keine dogmenhütenden Priester eines unzugänglichen Tempels sein, sondern mit allen Deutschen zusammen Hüter des heiligen Erbes, das uns allen in Blut und Geist überkommen ist und das unser gemeinsamer Besitz sein muß, wenn es nicht untergehen soll.

So soll ausnahmslos jeder deutsche Volksgenosse ständig engen Anteil nehmen an unserer Arbeit, die wir auf Forschungsfahrten, durch Lichtbildervorträge und Ausstellungen leisten; vor allem aber durch ständige Pflege der Gemeinschaft unter der Idee, in der wir uns zusammengefunden haben. Unsere Sammlungen und Ausstellungen — deren Besuch für unsere Mitglieder kostenlos ist — dienen dazu, das Erarbeitete so sichtbar zu machen, daß man schon daran sieht, daß unsere Arbeit vom Lebendigen ausgeht und im Leben wurzelt. Es kommt nicht darauf an, daß sich soundso viele als Mitglieder einschreiben und ihre Beiträge bezahlen, um dann nichts mehr von uns zu hören oder nichts mehr von sich hören zu lassen. Wenn wir von unserer Idee erfüllt sind, so muß diese uns stets und ständig erfüllen; und jeder, der eine Frage auf dem Herzen hat, soll sich jederzeit an das Deutsche Ahnenerbe oder seine Gliederungen wenden können, das die Idee und ihre Anhänger betreut.

Und dann noch etwas ganz Wichtiges: Unsere Idee ist nicht nur für Männer da, und wir sind nicht der Meinung jener, die sagen, in der Gemeinschaft habe die Frau zu schweigen. Wer unseren Gedanken erfasst hat, der weiß, daß gerade die deutsche Frau berufen ist, seine Trägerin und Regerin zu sein, und daß auch das junge Geschlecht, das allmählich in die wiedererweckte deutsche Überlieferung hineinwächst, vollen Anteil daran nehmen soll. Denn die starken Wurzeln unserer Kraft haben immer in der Familie gelegen; hier haben sich unsere tiefsten und sinnvollsten Feiern und Bräuche zähe gegen jeden Fremdgeist behauptet; in ihr haben wir ja auch das sicherste Unterpfand einer Zukunft, die wieder aus den echten und alten Wurzeln wachsen soll. So sollen auch Frau und Kinder vollwertige Einzelmitglieder unserer Gemeinschaft sein; natürlich mit einer Beitragsverpflichtung, die der Gesamtwirtschaftskraft der Familie angemessen ist.

Was wir hier als Beitrag bezeichnen, das ist nicht zu verwechseln mit den Beiträgen, die von irgendwelchen wissenschaftlichen Regelclubs zur Förderung des Vereinslebens erhoben werden. Wir finden uns als Kämpfer zusammen, und als solche entrichten wir ein Opfer an unseren Kampfschatz, der allem anderen dienen soll als einer selbstzufriedenen Gemütslichkeit. Eine große Idee will Kämpfer, fanatische Kämpfer, und als solche schließen wir uns zusammen. Wer sich dazu nicht berufen fühlt, der möge lieber gleich draußen bleiben. So sind auch die Beiträge, die wir erheben, Mindestbeiträge, mit denen jede geordnete Organisation rechnen muß. Sie sind keine Abschlagszahlung, mit der man eine Verpflichtung endgültig los wird; sie sind nur das Mindestmaß dessen, was jeder an Opfer zu bringen hat, und zwar jeder nach seiner Kraft. Was für den Werkmann ein wirkliches Opfer ist, das ist für manchen anderen eine Kleinigkeit, und es wird auch von diesen erwartet, daß sie sich selbst zu einem wirklichen Opfer veranlassen. Der Mindestbeitrag beträgt bei kostenfreier Lieferung und Zustellung der Zeitschrift „Germanien“ monatlich 1,— RM. Wer schon anderswo in einer Kampforganisation ist, wie in der SS, der SA, der HJ, der NSKK, dem NSKK, KKB, der NS-Frauenenschaft oder der DAF, dem wird auf Antrag ein geringeres Mindestopfer zugemutet, schon deshalb, weil in diesen Kampfbünden ja durchweg nicht die Wohlhabendsten sind. Bei ebenfalls kostenfreier Lieferung der Zeitschrift „Germanien“ beträgt dann der Beitrag monatlich nur 60 Pfennig.

Wem das alles noch als zu große Zumutung erscheint, der möge bedenken, worum es geht, und was für Opfer andere für diese Idee gebracht haben. Es geht um nichts geringeres als um die Wiederverkämpfung unseres alt-heiligen Gotteserbes; um das Erbteil, das uns vom Schöpfer in die Wiege gelegt ist, damit wir es in Treue wahren, hegen

und entfalten. Und wenn er liest, welche Opfer die freien Sachsen und Friesen, die Stedinger, die Dithmarscher und die oberdeutschen Bauernkrieger für dies heilige Erbe gebracht haben, so wird er um so freudiger zu einem kleinen Opfer bereit sein. Denn wir wissen, daß das größte Opfer von uns nichts ist gegen die furchtbaren Opfer, die ein dritter Dreißigjähriger Krieg gegen die deutsche Seele erheischen würde — Opfer, unter denen der wiederergrünte Baum unseres ewigen Volkstums zusammenbrechen müßte.

Der Generalsekretär,

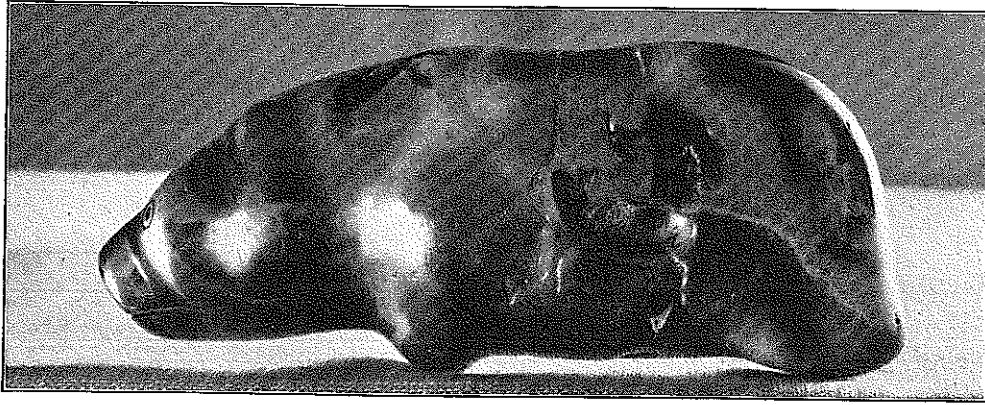
(gez.) Wolfram Sievers, SS-Untersturmführer.

Vorgeschichtliches in den Werken Wilhelm Raabes

Don Hans Fricse

Wilhelm Raabe ist einer unserer größten historischen Dichter. Wer liest heute noch Georg Ebers? Sogar Scheffels Ekkehard, Frehtags Ahnen und die besten Romane von Willibald Alexis fangen langsam an zu veralten. Raabes historische Romane und Novellen sind „herrlich wie am ersten Tag“. Unter souveräner Benützung von Stilmitteln eigener Prägung weiß dieser „Meister-Autor“ norddeutschen Blutes die alte Zeit zu beschwören. Den Wettstreit mit dem Geschichtsforscher vermeidet er und unterläßt es, uns auf die Höhepunkte des Geschehens zu führen. Vielmehr stellt er als echter Dichter dar, wie sich historische Ereignisse in den Seelen einzelner Menschen spiegeln. Mit diesen zusammen erleben wir, gewissermaßen vom Rande des Geschehens her, die Schlacht bei Fehrbellin, die Befreiungskriege, die Schillerfeier des Jahres 1859, den Krieg 1870/71. Raabe, den enger persönlicher Umgang mit Geschichtskennern und -freunden verband, war selbst ein vortrefflicher Geschichtskenner. Er, der uns so gern zu Beginn seiner Erzählungen eine Urkunde vorlegt, empfand die Freude des echten Forschers am Entdecken, am Ausgraben. Aber auch für jene fernen Zeiten, über die uns keine Urkunde Auskunft erteilt, hat er Interesse gehabt. Dies bezeugen drei seiner Werke, in welchen von Bodenfunden und vorgeschichtlicher Forschung die Rede ist. Das erste von ihnen, die heitere Groteske „Keltische Knochen“, verfaßte er als Zweihunddreißigjähriger; die beiden sehr ernststen Erzählungen „Das Odfeld“ und „Stopfuchen“ hat er als ausgehender Fünfziger geschaffen. Wenn ich das Augenmerk der Leser dieser Zeitschrift auf jene Werke Raabes lenke, so geschieht es von der Frage her: Was bedeutet in ihnen, in der Handlung sowohl wie in der Gestaltung der Menschen, die Vorgeschichte?

In einer Maiwoche des Jahres 1864 hat Raabe die Novelle „Keltische Knochen“ niedergeschrieben. Es ist ein Reiseerlebnis, das im Sommer 1859 spielt. An einem regnerischen Tage läßt sich ein merkwürdiges Dreiblatt auf dem „Einbaum“ über den Hallstätter See nach Hallstatt hinübereuern, um dort völlig festzuregnen: der Berichterstatter selbst, der nach eigenem Geständnis die Beobachtung der Menschen dem Genuß der schönen Natur vorzieht; der Dichter Krautworst aus Hannover, der sich lieber bei seinem Pseudonym „Roderich von der Leine“ nennen hört; schließlich Zuckriegel, Professor an einer kleinen norddeutschen Universität. Im Gasthof stößt noch ein vierter Mann zu ihnen: der Professor der Altertumskunde Steinbüchse aus Berlin. Er und Zuckriegel geraten sofort in einen lebhaften Streit darüber, ob die Knochen auf dem Hallstätter Gräberfelde, das sie sich übrigens beide erst ansehen wollen, keltischen oder germanischen Ursprungs seien. Aber sowenig sich die beiden verstehen: einig sind sie in der Absicht, bei der morgigen Besichtigung ein paar Gegenstände „an sich zu nehmen“. Diese Absicht setzen sie am nächsten Vormittag, dem hartnädigen Regenwetter zum Trost, in die Tat um. Raab hat die junge Gebirgsmaid den fargähnlichen Kasten, der über einem toten Krieger angebracht ist, zurückgeschlagen, als sich die Räuber auf das Skelett stürzen. Allein das Schick-



Ein Bär aus Bernstein (Länge 10 cm). Aus einem Torfmoor bei Stolp. 3. Jahrtausend vor Jw.
(Pommersches Landesmuseum Stettin. Aufn. Dr. G. Bauer, München)

sal will es, daß jeder gerade das zu packen bekommt, was den anderen interessiert: Steinbüchse ergreift Schädel, Armknochen und Rippenstück, während Zuckriegel Bronzeschwert und Brustspangen an sich reißt. Das Mädchen ruft nach Hilfe, man setzt den beiden Dieben nach. Auf der Flucht wirft der Berliner aus Angst die Knochen hinter sich, worauf der andere aus Rachgier die Waffen wegschleudert. Auch Perücke und Brille müssen die beiden zurücklassen und können froh sein, mit heiler Haut der Haft zu entkommen.

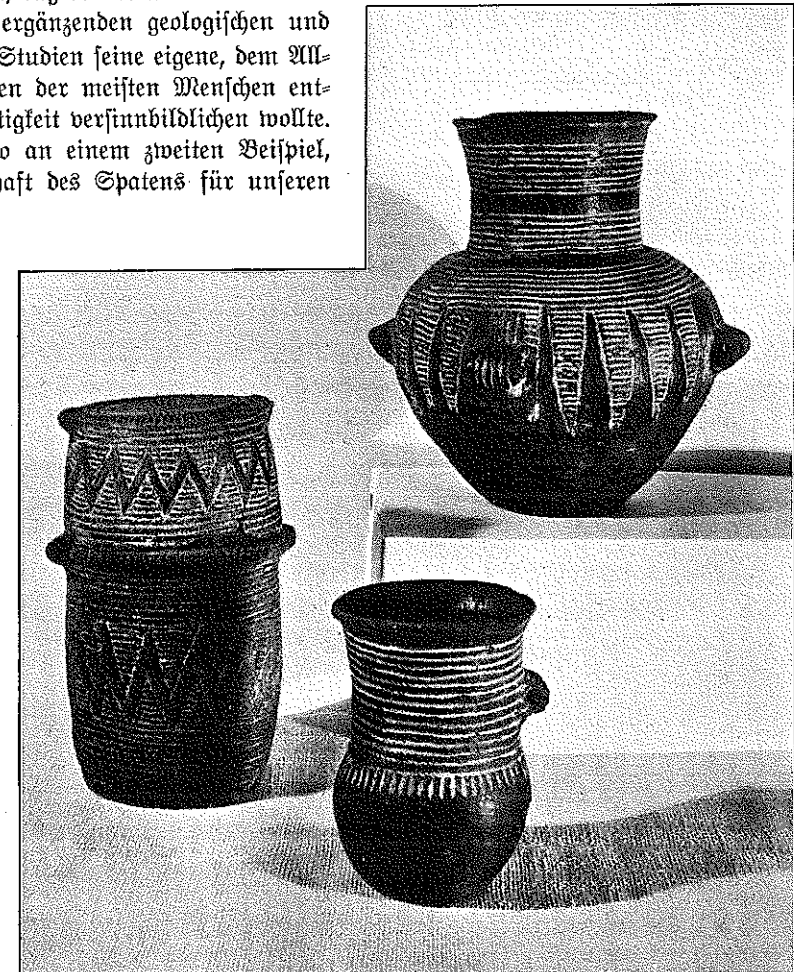
Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob der vorgeschichtliche Bodensfund lediglich einer komischen Wirkung dienen sollte und als ob es dem Dichter hauptsächlich darauf ankäme, die Zankucht und Raublust der beiden Gelehrten zu geißeln. Aber Raabe will uns viel mehr sagen. In dem weichlichen Dichterling Krautworst und dem abgeschmackten gelehrten Räuberpaar will er seine Zeit, das neunzehnte Jahrhundert, brandmarken. Man beachte, vor welchem Hintergrunde er diese Posse spielen läßt. Durch den Schleier des Regens hindurch tun wir immer wieder Blicke in eine ergreifend großartige Natur, der alle menschliche Torheit nichts anhaben kann. Und dann: diese „keltischen Knochen“, welche schon durch den Titel der Novelle als Hauptmotiv angedeutet sind! Geben wir Raabe das Wort: „Diese armen toten Krieger, Weiber, Jünglinge und Jungfrauen! Es ist nicht angenehm, sich nach so vielen Jahrhunderten ruhigen, ungestörten Schlafes von einem so verzerrten, verkümmerten, närrischen Geschlecht wecken und angaffen lassen zu müssen. Wie wäre es, wenn plötzlich solch ein tausendjähriges zerfallenes Gebein sich rasselnd zusammenraffte, aufrichtete, den Schlaf aus den hohlen Augenhöhlen riebe und ärgerlich nach dem Bronzeschwert griffe, um unter die Hämorrhoidarier, die Krinolinen, Professoren und gähnenden Reisebummler zu fahren? Das würde ein lustiges Laufen und Springen bergab werden; was würde das neunzehnte Jahrhundert alles verlieren auf dem Schlangenwege nach Hallstatt hinunter! Was würde der alte Kelte oder Germane alles aufraffen können an Brillen, falschen Böden, Schnupftabaksdosen, Sonnen- und Regenschirmen, Gummischuhen, Plaids, Vornetten!“ Der Dichter will also sagen: diese Gebeine, die Reste einer längst verblichenen starken, unverkünstelten und edlen Menschenrasse sollten uns Ehrfurcht gebieten. Statt dessen stoßen sie auf gleichgültiges Staunen oder erregen lächerlichen Sammeleifer und brutales Raubgelißt. So werden dem großen Symboliker Raabe diese „Knochen“ zum Sinnbild einer vergangenen Heldenzeit, zum Spiegel, den er einer durch Zivilisation entarteten Menschheit vorhält. Spricht hieraus nicht etwas vom Geiste echter Vorgeschichtsforschung, die zur ehrfürchtigen Erkenntnis des Wesens unserer Ahnen führen will?

Der „Stopfkuhen“, in den Jahren 1888 bis 1890 entstanden, ist eins der merkwürdigsten Werke Raabes. Doppelt umrahmt von einer „See-“ und einer „Mordgeschichte“ spielt sich eine Charakterschilderung ab, die in der ganzen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts ihresgleichen sucht. Stopfkuhen, der Besitzer des Bauernhofes zur „Roten Schanze“, trägt alle äußeren Kennzeichen des verfallenen Spießers und tut nicht das geringste, um diesen Anschein zu verbergen. Aber hinter der Maske verbirgt sich ein eigentlicher, starker und edler Charakter, der sich zur unsterblichen Gelassenheit und Selbstsicherheit, kurz: zu sich selbst emporgerungen hat. Raabe hat verraten, daß er hinter dieser Gestalt, die uns so manches Rätsel aufgibt, sich selbst verstecken wollte. Wir kommen gleichzeitig der Deutung Stopfkuhens wie der Beantwortung der eingangs gestellten Frage näher, wenn wir uns klar machen, daß die einzige wissenschaftliche Bestrebung, die Raabe diesem seinen Helden und Ebenbilde verliehen hat, geologische und paläontologische Studien sind. Stopfkuhen hat sich in seinem alten Bauernhause ein geologisches Museum eingerichtet. Auf Böden und in offenen Schränken sind Versteinerungen aufgestapelt. Ein Koprolithenschrank fehlt nicht. Das Glück hat ihm einen Hermesfund beschert: beim Kiesgraben hat er ein vollständiges Mammutgerippe entdeckt, über das er eine Abhandlung schreiben will. Er gehört geologischen und einem halben Dutzend paläontologischen Gesellschaften an und unterhält eine gelehrte Korrespondenz. Mir ist es nicht zweifelhaft, daß Raabe mit den die Vorgeschichte vielfach ergänzenden geologischen und paläontologischen Studien seine eigene, dem Alltag und den Augen der meisten Menschen entzogene geistige Tätigkeit versinnbildlichen wollte. So sehen wir also an einem zweiten Beispiel, was die Wissenschaft des Spätens für unseren Dichter bedeutet.

Aber Raabe benutzt vorgeschichtliche und verwandte Bestrebungen nicht nur als Symbol; er gibt uns nicht nur die Skizze des Prähistorikers: er bescherte uns auch ein Urbild, ein Ideal

Longefäße der mitteleuropäischen Schnurkeramik aus Kötischen, Kreis Merseburg, Provinz Sachsen. Jüngere Steinzeit um 2000 vor Chr.

(Berlin. Staatliches Museum für Vor- und Frühgeschichte. Aufn.: Dr. G. Bauer, München.)



des vorgeschichtlichen Forschers, nämlich in seinem Magister Noach Buchius, dem Gelden des „Obfeldes“. Das „Obfeld“, entstanden 1886 bis 1887, ist eine der reifsten historischen Erzählungen Raabes. Sie führt uns in jenes Gebiet zwischen Weser, Solling und Jth, in der Raabes Geburtsort Eschershausen liegt und wo in den Novembertagen 1761 Herzog Ferdinand von Braunschweig mit Hilfe englischer Truppen gegen die Franzosen kämpfte. Wir erleben diese Ereignisse vom Rande her mit. Buchius, der wider Willen in sie hineingerissen wird, ist eine gescheiterte Lehrereigenschaft. Ihm hat der Tropfen Eisen im Blute gefehlt, um die wilden Jungen der Hohen Schule vom Kloster Amelungsborn zu regieren. Darum ist der alte Mann bei der Verlegung der Anstalt nach Holzminden als unbrauchbar im Kloster zurückgelassen worden. Aber dieser anspruchslose, zaghafte Mensch, eine der sympathischsten Lehrergestalten, die Raabe gezeichnet hat, ist ein verkannter Gelehrter, und zwar ist er Höhlenforscher und Prähistoriker. Aus der großen Höhle am „roten Stein“ hat er bronzene Lanzenspitzen, Steinhammer, Tier- und Menschenknochen in seine Zelle getragen. Eine kleinere Höhle hat er in den Dolomitenklippen des Jth selbst entdeckt. Hier im Schoße der Erde hat der Magister oft eine Zuflucht vor den Belästigungen der argen Welt gefunden; hierher flüchtet er an dem Schreckenstag der Schlacht seine versprengten Schützbesohlenen. „Wie schade, daß der eifrigste Forscher auf den Spuren dieser wahrhaftigen Historia zwischen Fels und Wald am Jth ganz vergeblich nach der Kause des alten Herrn tasten und suchen wird. Der Mutter Natur ewige Arbeit auch im Erdinnern ist ihr nicht so gnädig gewesen wie jener anderen prähistorischen Spalte mehr gegen Dorf Holzen zu, am Roten Stein. Ist der „Dolomit“ zusammengedrückt — haben die Wasser ihr Spiel getrieben und die Höhlung seit des Alten Fritzen Kriegen mit Schlamm ausgefüllt? Wir können es nicht sagen. Und des Nachgrabens lohnt es sich nicht. Die Schätze, die aus der Schlucht zu holen waren, die hatte der Magister schon nach Amelungsborn in der Tasche heimgetragen.“ Begleiten wir ihn nun in seine Zelle, um die Schätze zu mustern. „Auf Börten, jene Wand entlang, sind die Merkwürdigkeiten geordnet und haben Generationen von Schulbuben, sowie dem gesamten Lehrerkonvent, sowie auch dem gestrengen Herrn Klosteramtmanne reichlichsten Grund zur Verwunderung, zum Kopfschütteln und zum Gespött gegeben, und zwar nicht der Erklärungen wegen, sondern wegen des närrischen Menschen, der sich mit dergleichen risiblen Alotrias abgab.

Nr. 5. Ein römischer Rittersporn, so wahrscheinlich in den kaiserlichen Armaden Divi Augusti oder Tiberii verloren. Im Sumpf am Molterbach gefunden. Arg verrostet.

Nr. 7. Eines herustischen Edelings Arm- und Schmuckring. In einem Topfe gefunden ohnweit Warbsen.

Nr. 7a. Derselbige Topf, der besseren Erhaltung wegen mit Draht umbunden.

Nr. 7b. Etliche Aschen und Kohlen aus dem nämlichen Topfe. Zum Andenken an unsere Vorfahren in einem Papier konserviert ...

Nr. 16. Ein Fausthammer auf der Mäusebreite, Stadtdendorfer Feldmark, auf gegraben. Wie mir dünkt, eines teutschen Offiziers Kaisers Karoli Magni Gewaffen. Doch lasse ich dieses besseren Gelehrten anheim gestellt sein.

Nr. 20. Ein versteinertes Knochen hominis diluvii testis. Eine große Rarität! Hat mir aber im Kloster mannigfachen Verdruß zugezogen, derer hierüber anders laufenden Meinungen wegen. In den Steinbrüchen im Sundern gefunden.

Nr. 23. Ein barbarisch Horn vom Urochsen, Bos primigenius, auch Wisent genannt. Ehedem von den Varden beim Gottesdienst und in der Bataille zum Tuten gebraucht. Dieses hier vorhandene Exemplar soll sich im Ruhirtenhause zu Lenne hinter dem Tüll gefunden haben.“

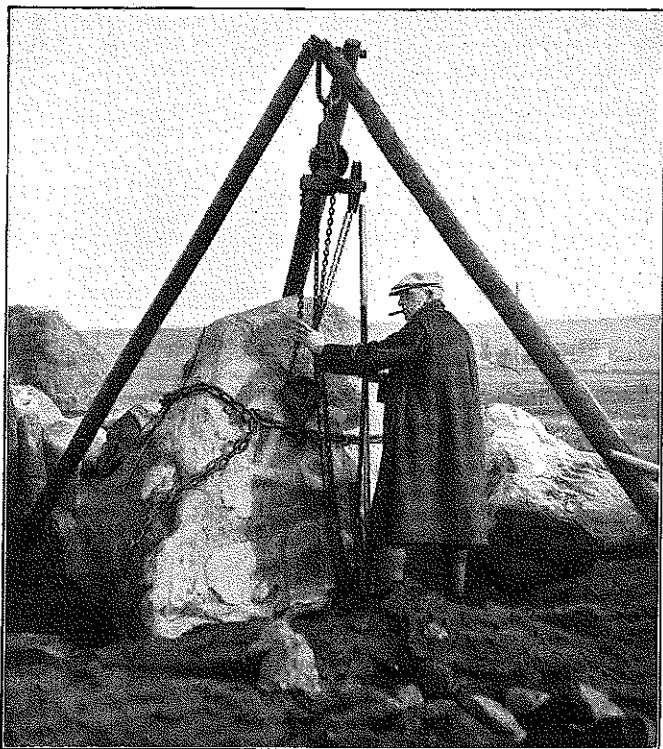
Ob die Deutung der Funde auf römische, herustische oder fränkische Besitzer richtig ist, können wir nicht nachprüfen und müssen die Verantwortung dem Magister Buchius

überlassen. Auf jeden Fall fühlt sich der alte Mann mit seinem „Raritätenkabinett“ aufs innigste verwachsen. Er nennt nicht Weib noch Kind, nicht Haus und Hof sein eigen; diese zusammengetragenen Kuriositäten sind sein einziger irdischer Besitz, und an ihnen hängt sein ganzes Herz. Immer wieder zuckt während des ereignisreichen Tages, den wir mit ihm durchleben, der Gedanke in ihm auf, was wohl aus seiner Sammlung geworden sein möchte. Als er am Abend die Stiege zu seiner Zelle empor klettert, muß er seine ganze Kraft zusammennehmen, um den erwarteten Anblick der Zerstörung zu ertragen. Und er sieht eine unerdiente Gnade darin, daß sein Stübchen unberührt geblieben ist. „Ist es denn die Möglichkeit? Rundum auf Meilen und Meilen Weges alles ruinierter und mir — mir — o mir allein solche Gnade und Barmherzigkeit! Herr, womit habe ich armer, unnützer Sünder diese Auszeichnung und Verschönerung verdient?“

Wir sind am Ziel unserer Untersuchung angelangt. Die eingangs gestellte Frage, was die Vorgeschichte in den drei von uns gemusterten Erzählungen Raabes bedeute, ist beantwortet worden. Wie wir sahen, liegt in den „Keltischen Knochen“ das Gewicht mehr auf dem Gegenstand der Forschung: jene Skelette auf dem Gräberfeld am Rudolfsturm bilden den Stimmung gebenden Kontrast zu der menschlichen Nichtigkeit, die sich vor ihnen bloßstellt. Im „Stopfuchen“ und „Obfeld“ hingegen liegt das Hauptgewicht auf dem Forscher. Und es ist kennzeichnend, daß Raabe beide Male zum Träger unserer Wissenschaft einen Menschen macht, den er mit besonderer Liebe schildert und dem er so manchen Zug der eigenen Person mitgibt. Wir sind also wohl zu dem Schlusse berechtigt, daß Raabe der zu seiner Zeit noch wenig beachteten Wissenschaft des Spatens ein teilnehmendes Verständnis entgegengebracht hat. Hat er ihre Zukunft geahnt? Hat er, der phantasievolle Erhellter der vaterländischen Geschichte, geahnt, daß die Vorgeschichte, die uns das geheimnisvolle Dunkel der fernsten Vergangenheit erleuchtet, auch einmal beitragen werde zur Erkenntnis des deutschen Wesens, dessen Darstellung er die lange Reihe seiner Bücher gewidmet hat? Oder empfand er, der Sohn niederländischer Erde, den eigentümlichen Zauber dieser Wissenschaft, die dem Heimatboden die lange und treu bewahrten Schätze der Erinnerung entnimmt? So schließen wir mit den Worten, die sein Fritz Wollenjäger an den Skeptiker Sever schreibt: „Wenn ich die Kraft und Macht anschau, welche aus dem Boden wächst in dem Volke, welchem Gott diesen Boden im Herzen von Europa gegeben hat, so kann ich nun und nimmermehr mir denken, daß alle die Macht und Kraft nur dazu wachse, um als verspottetes Spielzeug und Tändelwerk zu dienen. ... Sever, ich glaube an mein Volk, und Du solltest auch daran glauben!“

Hermann Hofmeister, ein Vorkämpfer der Germanenfunde

Am 20. Juli 1936 starb zu Braunschweig der braunschweigische Landesarchäologe und Dozent für deutsche Vorgeschichte und Germanenfunde an der Technischen Hochschule, Professor Dr. Hermann Hofmeister. Mit ihm ist einer der wenigen Männer dahingegangen, die sich schon seit Jahrzehnten für eine aus deutschem Geiste und mit deutscher Zielrichtung betriebene und angewandte Wissenschaft von der deutschen Vorzeit eingesetzt haben. Wie wenige andere hat Hofmeister schon zu Beginn seiner Forscher- und Lehrtätigkeit begriffen und herausgestellt, daß Vorgeschichte und Vorzeitkunde nur dann einen wirklichen Sinn haben, wenn sie organische Bestandteile einer Volkstumskunde sind, die Germanentum und Deutschtum, Kulturgeschichte, Geistesgeschichte und Seelenkunde der Deutschen als eine Einheit erfasst und der Volkwerdung dienstbar macht. Es ist von sinnbildhafter Bedeutung, daß er, gleichzeitig mit uns und unabhängig von uns, die Vielheit der getrennten Einzelgebiete zu dem lebendigen Gesamtbegriff „Germanen-



Professor H. Hofmeister bei der Wiederaufrichtung der Lützensteine

kunde" zusammengefaßt hat; einen Ausgangspunkt, den er mit unübertrefflicher Klarheit in seiner im vorigen Jahre erschienenen Schrift „Germanenkunde und nationale Bildung" gekennzeichnet hat. Hofmeister war denn auch einer von denen, die nicht auf dem wohlgeebneten Pfade einer im voraus bestimmten akademischen Laufbahn, sondern aus heißer innerer Liebe zu seinen germanenkundlichen Forschungen und Leistungen gekommen ist.

Am 17. Mai 1878 zu Hannover geboren, stand er von 1905 bis 1909 im

Höheren Schuldienst in Geestemünde, wo er durch die persönliche Bekanntschaft mit Schuchhardt zur Burgenforschung angeregt wurde. Hier leistete er seine erste Spatenarbeit bei der Untersuchung der Pipinsburg. Seit 1909 wirkte er als Studienrat in Lübeck, ging als Reserveoffizier ins Feld und wurde mehrere Male verwundet. Die Erforschung der Altenburg und die Bestandsaufnahme sämtlicher Wehranlagen von Schleswig-Holstein und Lauenburg sowie die archäologische Landesaufnahme für Lübeck wurden von ihm in Angriff genommen. Seine Hauptgrabung war hier die Untersuchung der Volksburg der Holfaten, der Raalsburg im Kreise Steinburg. Seine antisemitische Gesinnung und seine völkische Kampftätigkeit brachten ihn jedoch in Konflikt mit der damaligen jüdisch-demokratischen Regierung von Lübeck; er wurde gemahregelt und schied aus dem lübischen Staatsdienst aus. In Hannover widmete er sich nun ganz seiner frühgeschichtlichen und germanenkundlichen Forschungsarbeit.

Sein Ruf als Burgenforscher, begründet durch seine mustergültige Ausgrabung der Altenburg bei Niedenstein in Hessen, die noch während Hofmeisters lübischer Zeit mit dem Landesmuseum in Kassel durchgeführt wurde, bewog den Landrat von Rinteln als Vorsitzenden des Heimatbundes für die Grafschaft Schaumburg, Hofmeister die Untersuchung der Heisterburg im Deister zu übertragen. 1929 wurde die Arbeit in Angriff genommen, sie konnte jedoch von Hofmeister nicht zum Abschluß gebracht werden, da das Gelände inzwischen an die Provinz Hannover abgetreten wurde und damit unter die archäologische Betreuung des Landesmuseums Hannover kam. 1932 berief der nationalsozialistische Ministerpräsident Alagges Hofmeister als Braunschweigischen Landesarchäologen und ernannte ihn zum Dozenten an der Technischen Hochschule. Im Braunschweiger Lande nahm er nun seine Tätigkeit als Burgenforscher wieder auf; er untersuchte die Wehranlagen bei Heerte, bei Gebhardtshagen und bei Harzburg, die unbewehrte Sammelburg bei Warbsen und die Dingstätte bei Golmbach. Bekanntlich hat er

sich auch bei der Aufdeckung der Gruft Heinrichs des Löwen große Verdienste erworben; ebenso bei der Untersuchung und Wiederaufrichtung der Lützensteine, der einzigen Großsteingräber des Landes Braunschweig. Leider hat er seine Lieblingsarbeit, die für die Germanenkunde höchst bedeutungsvolle Untersuchung der alten Dingstätte bei Golmbach, nicht mehr zu Ende führen können. Es ist das erste Mal, daß eine germanische Dingstätte in Deutschland planmäßig archäologisch erforscht wurde; und wir hoffen, daß dies Vermächtnis in seinem Sinne erfüllt werden wird.

Die reiche Fülle seiner wissenschaftlichen Arbeiten zeigen 54 einzelne Veröffentlichungen; sein noch von ihm abgeschlossenes wegweisendes Volksbuch „Germanenkunde" werden wir noch gesondert würdigen. Aber ein Mann wie Hofmeister kann nicht allein nach seinen gedruckten Werken beurteilt und gewürdigt werden. Er war ein Lehrer im besten Sinne, das heißt ein Kämpfer um die Seele seiner Hörer, ein Kämpfer für das, was er mit der ganzen Kraft seiner leidenschaftlichen Seele liebte. Als solcher führte er ein scharfgeschliffenes Schwert; aber wer in einer objektiven Teilnahmslosigkeit nicht das höchste Ziel der völkischen Wissenschaft sieht, der hat ihn gerade um dieser Eigenschaften willen geschätzt. Ein Mann, der hassen konnte, weil er liebte: so ist sein Gedächtnis bei seinen zahlreichen Schülern und Freunden lebendig, zu denen auch wir uns rechnen dürfen. Als Teilnehmer an unserer Pfingsttagung in Mannheim hat er noch in engerem Kreise auf dem Heidelberger Schloß von seinen Zielen und Plänen gesprochen; ungebrochen von seinem inneren Leiden, das ihn schon seit längerer Zeit befallen hatte. Dem damals entworfenen gemeinsamen Arbeitsplan ist die Ausführung nicht beschieden gewesen. Aber wenn er schon etwas von seinem baldigen Heimgang ins Land der Ahnen gespürt hat, so wußte er auch, daß sein Erbe bei uns in guten Händen sein werde.

Germanische Totenklage hat immer darin bestanden, Wesen und Werk des Heimgegangenen zu ehren und sie in eigenen Taten lebendig werden zu lassen. Das soll auch unsere Totenehrung sein. Pfaffmann.



Professor Hofmeister mit Ministerpräsident Alagges und Reichsleiter Rosenberg an der Gruft Heinrichs des Löwen im Dom zu Braunschweig

Die Kunst und Kultur der Langobarden in Oberitalien

Von Professor Emerich Schaffran

Von allen Reichen der Germanen auf italienischem Boden hatte jenes der Langobarden den längsten Bestand, denn es dauerte, wenn man von den bis nach dem Jahr 1000 noch bestehenden mittel- und süditalienischen Herzogtümern abieht, in Oberitalien als Königreich über 200 Jahre, vom Einfall in Italien im Jahre 568 bis zur Eroberung der Hauptstadt Pavia durch Karl, den Westfranken, im Unglücksjahr 774. Doch die hohe Kunstkultur der Langobarden ging mit dem Zusammenbruch des Reiches nicht zugrunde, sondern dauerte, in Oberitalien die lombardische Romanik unmittelbar erzeugend, und im Norden am Aufbau der hochmittelalterlichen Kunst beteiligt, bis nach dem Jahr 1000 an.

Die chaubinistische ältere Geschichtsschreibung der Italiener, der sich leider auch viele deutsche Gelehrte angeschlossen, hat bis zum Weltkrieg den Langobarden jedes künstlerische Eigenleben abgestritten und nur wenige germanische Wissenschaftler, wie Haupt, Stüdelberg, Pieton und Nils Åberg haben dem widersprochen. Nun, da die Erforschung der frühgermanischen Kunst endlich brauchbare Ergebnisse zeitigte, mußten diese Ansichten überprüft werden und es macht nunmehr den Eindruck, als stünden wir vor einer „langobardischen Renaissance“. So betrachten die Italiener die ganze Sache vom Standpunkt der nationalen Einigung aus, denn ein lebender bedeutender italienischer Gelehrter schrieb: „Es ist zweifellos, daß das langobardische Königreich sich raschestens einem national-italienischen Königreich näherte, dem König Authari schon den Umfang bezeichnet hatte: Von der Alpengrenze gegen Bayern bis zum jonischen Meer.“

Mit dieser sich ändernden Einstellung dem politischen Gebilde des Langobardenreiches gegenüber, änderte sich auch die Ansicht über ihre Kunst. Der große Historiker Paulus Diaconus kommt wieder zu Ehren. Er, selbst ein Langobarde, erzählt in seiner *Historia langobardorum* Wunderdinge von den Bauten der großen Königin Theodolinde, von jenen Aripert's I., des mächtigen Grimwald und besonders von jenen des „rex gloriosissimus“ Liutprand (712—743). Es ergibt sich besonders ab 640 nachweisbar ein Mäcenatentum ganz großen Stils, das nur möglich wurde, weil der staatliche Bau durch wahrhaft zeitgemäße, das römische Recht geistvoll ergänzende und das rassistische Gefüge des Volkes schützende Gesetze zusammengehalten und verstärkt wurde. Diese staatliche Weisheit äußerte sich auch in einer vorbildlichen Förderung der künstlerischen, besonders baulichen Tätigkeit.

Groß war die Zahl der Palastbauten der Könige und der vielen Herzöge, in Treviso, in Cividale, in Brescia, in Monza, Como, Vercello, Pavia, Asti, Cremona, Modena, Parma; bedeutend dürfte auch die Zahl der Nutzbauten gewesen sein, unerhört groß ist jedoch die Menge der von den langobardischen Fürsten und Edlen gestifteten Kirchen, so wie auch die bedeutendsten Klöster Italiens unter ihnen gegründet oder wiedererrichtet wurden. Man versteht die in den päpstlichen Briefen und Erlassen vorkommenden Beschimpfungen nicht recht, wenn man ihnen jene Förderung der kirchlichen Kunst und die Kirchengläubigkeit der späteren langobardischen Könige entgegenhält.

Alle diese Werke, in unerhört großartiger Weise durch Gegenstände der schmückenden Kunst bereichert, entstanden in einem durchaus volkhaften Stil, und wir wissen heute, daß die einzigen national germanischen Bauwerke in Italien bis zum Auftreten des großen Hohenstaufen Friedrich II. nur von den Langobarden geschaffen wurden, da weder Karl der Franke, noch seine Nachfolger, noch die sächsischen Kaiser und auch Barbarossa nicht, nationale, also deutsche Monumentalwerke in Italien entstehen ließen.

Trotz dieser jüngsten Erkenntnisse schwankt die Stilkritik der langobardischen Kunst,

besonders ihrer Bauten, noch immer zwischen zwei Gegensätzen. Manche Forscher lehnen noch heute eine nationale Baukunst ab. Im Sinne der Antike konnte eine solche mit Rücksicht auf die Herkunft des Volkes und die Art seiner früheren Kunst wenigstens am Anfang der „italienischen Zeit“ nicht vorhanden gewesen sein. Aber — und das ist wohl das wichtigste Ergebnis meiner Forschungen — eine rasch eintretende nationale Verwendung römischer und byzantinischer Baugedanken liegt bis zur schließlich vollkommenen Umwandlung ins Deutsch-Volkhafte eindeutig vor. Dadurch konnte diese langobardische Baukunst auch die Grundlage für die lombardische Romanik werden; u. a. führte sie dieser (und auch dem Norden) einen reicheren Grundriß und eine Förderung der Krypta-Anlage zu. Schließlich gehen auch viele Einzelheiten der romanischen Ornamentik überhaupt auf eine langobardische Wurzel zurück.

Von den schon in dieser nationalen Umgestaltung entstandenen Bauten der Langobarden haben sich rein leider nur zwei Beispiele erhalten: Der Ostteil der Krypta San Salvatore in Brescia und jener der Krypta San Secondo in Asti. Die erwähnte Brescianer Krypta (Abb. 1) zeigt noch heute die Eindeckung mit großen flachen Ziegelplatten, ein Motiv, das aus der Zimmermannskunst genommen ist; auch die schöne Einfassung der Bogen mit Bändern aus Stuck ist in dieser Eigenart nordisch, wenn auch Einzelheiten der Schmuckformen noch auf die Herkunft aus der Antike weisen. Solche Einfassungen hat dann das ganze frühe deutsche Mittelalter in der schönsten Weise ausgebildet. Alle anderen sicher langobardischen Krypten, wie besonders die schöne Unterkirche San Procolo in Verona, jene von S. Eusebio und San Giovanni domnarum in

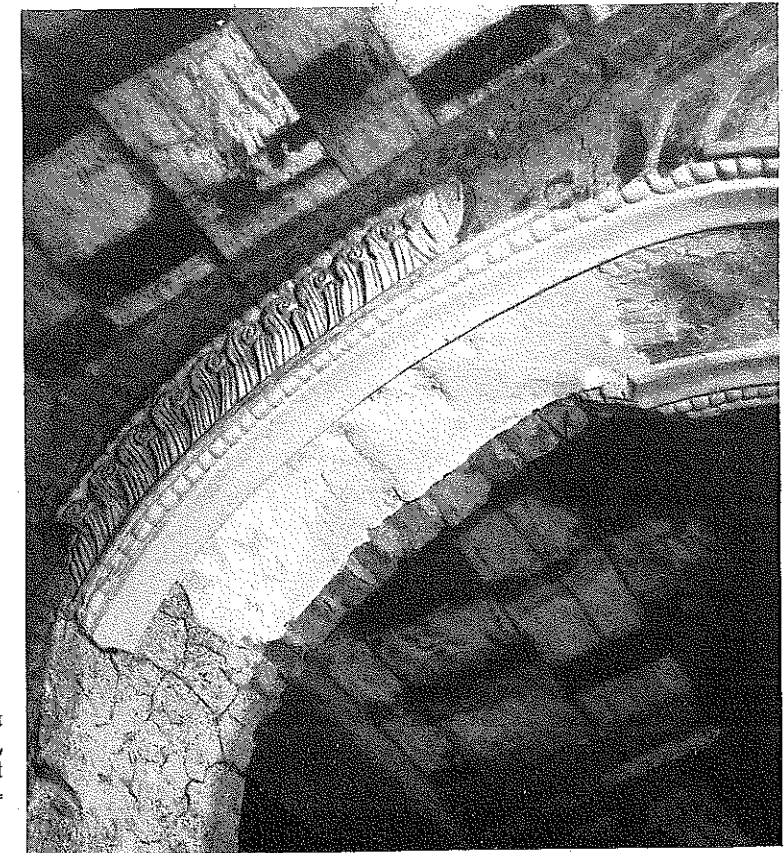


Abb. 1. Brescia, San Salvatore, Krypta, Ostteil. Sept. 35. Mit den Resten der langobardischen Stuckverzierung

Pavia und jene von San Giovanni in Asti haben später ihre ursprüngliche Eindeckung verloren, besitzen jedoch heute noch die alten Pfeiler und Säulen mit den phantastisch geschnittenen Kapitellen, auf welchen, trotz der Übertragung in Stein, noch die alte Holzbearbeitungstechnik durchleuchtet.

Bei San Procolo in Verona (Abb. 2) sieht man links im Hintergrund noch zwei solche Säulenkapitelle, welche Motive in Holzbearbeitungstechnik tragen, so das Flechtband, womit die Langobarden sehr gern ihre Bauten schmückten, und jene zellenartigen Vertiefungen zwischen Stegen, die ebensowohl deutliche Vorläufer in Westasien als auch Weiterführungen in der germanischen Kunst haben.

Langobardische Bauteile sind ferner in großer Menge und Bedeutung in zahllosen vor- und frühstromanischen Kirchen Oberitaliens anzutreffen, von denen hier nur Sant' Ambrogio und San Vincenzo in Prato in Mailand, Miate, ferner Sant' Abbondio und San Carpoforo in Como, San Salvatore und der „duomo vecchio“ in Brescia, San Lorenzo in Verona und besonders die in jeder Beziehung einzig dastehende Kirche San Giorgio in Valpolicella (nördlich von Verona) genannt werden können.

Bei San Lorenzo in Verona (Abb. 3) ist die ganze, später stark veränderte Anlage langobardisch; aus dieser Zeit stammen die drohenden zwei Rundtürme an der Westfront. Diese Form, von den Langobarden eingeführt, ist das Urbild jener besonders in Oberitalien häufigen runden, aber dann freistehenden Glockentürme (Campanili). San Giorgio di Valpolicella (Abb. 4) ist für Italien baulich einmalig. Hier antwortet der halbrunden Apsis im Osten eine solche auch im Westen, es entsteht somit in einem ganz unantiken Baugesühl „Doppelschichtigkeit“, die in Italien dann ganz verkümmerte, am Rhein jedoch in den Kaiserdomen die großartigste Fortsetzung fand. Wieder also sind es die Langobarden, die ein so wirksames Baumotiv einführen!

Der berühmte „tempietto longobardo“ in Cividale (richtig genannt Santa Maria della

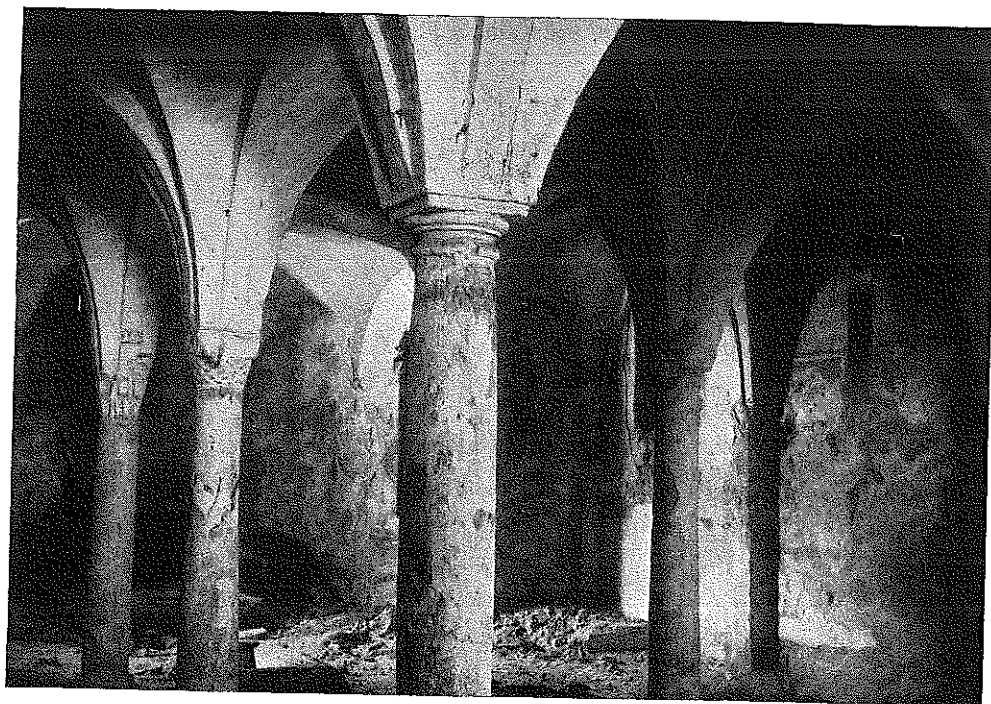


Abb. 2. Verona, San Procolo, Krypta. Sept. 35. Rückwärts zwei Kapitelle in Holzbearbeitungstechnik

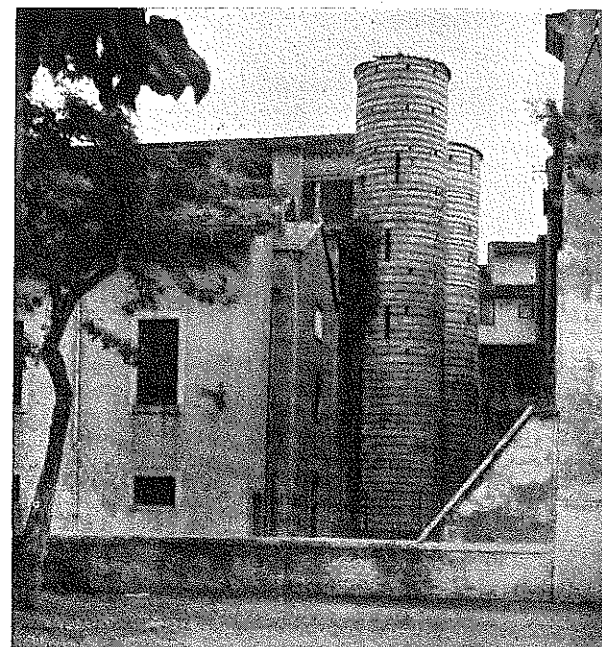


Abb. 3. Verona, San Lorenzo. Westseite mit den beiden langobardischen Rundtürmen

zahllosen, in die meisten oberitalienischen Museen verstreuten Reste von Kapitellen, Mäuren, Schranken und irgendeinem Zweck dienenden reich reliefierten Steinplatten. Arbeiten in Holz sind außerordentlich selten, solche in Edelmetallen trifft man vorwiegend in den Grabfunden und ergänzt durch Elfenbein im sogenannten Schatz der Königin Theodolinde im Dom zu Monza an.

Zwei Beispiele, eine Platte aus Sirmione am Gardasee (Abb. 5) und einige Plattenreste im Baptisterium in Venticiglia (Abb. 6) werden diesen

balle) enthält wohl langobardische Bauteile und, museal aufgestellt, zahlreiche gleichzeitige Steinreliefs, seine einzigartige Stuckaus schmückung jedoch ist später und zum Teil byzantinisch und nordisch.

Rein zeigt sich die Kunst der Langobarden besonders im Schmückenden. Volkhaft im schönsten Sinne sind die vielen Grabfunde, deren schönste sich in den Museen in Innsbruck, Cividale und Brescia befinden, national sind ferner auch die vielen Arbeiten in Stein, denen man oft den ergebnisreichen Kampf mit einem ungewohnten Werkstoff anmerkt. Hierzu gehören der dramatische Pemmo-Altar und Teile des Callixtusbaptisteriums in Cividale, das wunderbar beschristete Ciborium von San Giorgio in Valpolicella und die

Abb. 4. San Giorgio di Valpolicella, Blick gegen West-Apsis. Einziges Beispiel einer doppelschichtigen Kirche in Oberitalien

Aufnahme: Prof. E. Schöffran

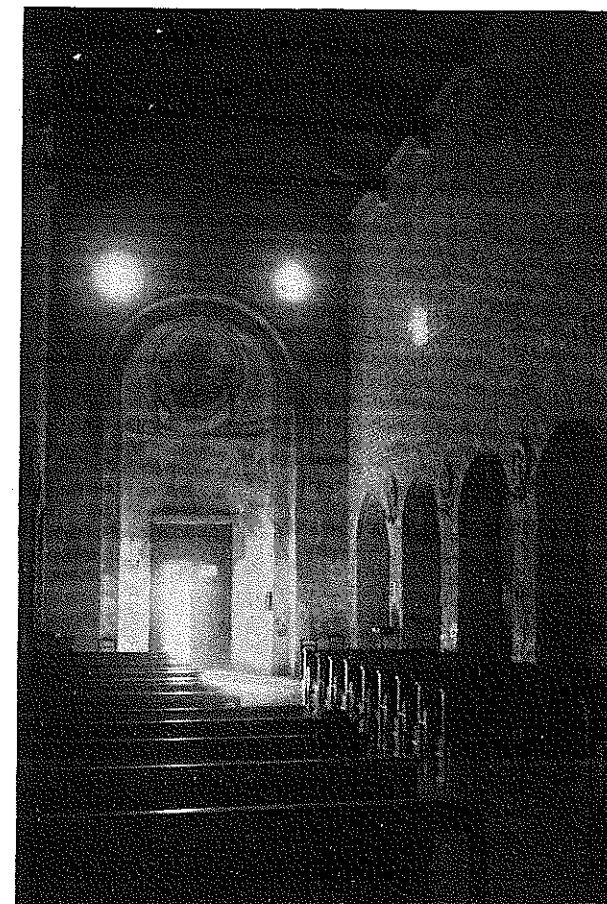




Abb. 5. Sirmione am
Gardasee.
Platte, wahrscheinlich
aus der Abteikirche

Photo: Prof. E. Schaffran

Schmuckwillen am besten erklären helfen. Deutlich ist hier die grundsätzlich antinaturalistische Grundart dieser Schmuckformen zu sehen, deutlich der Wille, sie in „ewiger Melodie“ verströmen zu lassen und sie nicht nach antikem Kunstwillen zu rhythmisieren. Hinter den Einzelheiten stehen wohl Naturvorbilder, sie werden aber durch eine ungeheure Kraft fast völlig verändert und einer gänzlich anderen Auffassung dienstbar gemacht. Dazwischen erscheinen Sinnbilder, die wie z. B. die Rosette mit ihren verschiedenen Füllungsarten urtümlich germanisch ist, oder die wie Kreuz und Lebensbaum aus dem uner-schöpflichen Born vorchristlicher Vorstellungswelt stammen.

Die Langobarden gehörten, wie alle deutschen Stämme, einer unnaturalistischen, also inhaltlich bildlos (schemenlos) schaffenden Kunstrichtung an. Daher kannten sie nicht die naturnahe Wiedergabe menschlicher und tierischer Gestalten. Christen geworden und im Lebensraum der Nachantike angesiedelt, mußten sie sich nicht nur mit neuen Baugedanken, sondern auch mit der menschlichen Gestalt künstlerisch auseinandersetzen. Das ging, wie die seltsame Platte aus Mals im Oberetschthal (Abb. 7) und ein Fels des Pemmo-altars in Cividale (Abb. 8) zeigen, nur unter Spannungen vor sich. Kaum waren jedoch die ersten Versuche in dieser Richtung gemacht, als auch hier sofort der urtümliche Wille durchbrach, die menschliche Gestalt vollhaft eigenwillig, also unnaturalistisch zu sehen und sie in jenes ungehemmte ornamentale Strömen einzubauen, das der ganzen germanischen Kunst seit jeher zu eigen ist. Diese seltsamen Gestalten sind deshalb nicht ungekonnt (im Sinne des Naturalismus), sondern rasch vorwärtsschreitende Versuche, auch diese Vorwürfe vollhaft, aber sinnbildhaft und ornamental zu gestalten.

Es dringt also immer siegreich die vollhafte langobardische Ornamentform und Kunst-art durch, und sie erhalten sich, wie schon erwähnt, bis weit über das Jahr 1000 hinaus.

So betrachtet wird die sogenannte karolingische Renaissance zu einem belanglosen höfischen Zwischenpiel, dessen bester Teil die auch nach dem Zusammenbruch des langobardischen Reiches unausgesetzt nachwirkende langobardische Formgebung ist, zu der als besonders bezeichnendes Stück vor allem das Flechtband in seinen vielen Abwandlungen zu zählen ist. Wenn man dieses im XI. Jahrhundert an der Riviera und in Südfrankreich, später noch lange in den ganzen Ostalpen bis in das Wiener Becken antrifft, so ist dies nachwirkendes langobardisches Kunstempfinden.

Die unerbittliche Feindschaft der Kurie gegen die Langobarden hatte ihre wichtigste Ursache in der geringen Geneigtheit der langobardischen Könige, den weltlichen Landbesitz der Päpste anzuerkennen. Religiöse Spannungen traten, seitdem die bisher arianischen Langobarden Katholiken wurden, in den Hintergrund. Zur Durchsetzung seiner Ansprüche fand der Papst im fränkischen Karl einen nur allzu gefälligen Helfer, der sich zugleich freute, einen gefährlichen und immer größer werdenden Nachbarn beseitigen zu können. Als Karl 774 die Königstadt Pavia nach kurzem Kampfe einnahm, war wohl das langobardische Reich beseitigt, ohne durch etwas Gleich- oder Ähnlichwertiges ersetzt zu werden. Das langobardische Volk jedoch lebte weiter in seinem immer rascher werdenden, weil nicht mehr durch die alten Rassegesetze geschützten Verschmelzungs-vorgang mit der alt-an-sässigen Bevölkerung. Es lebte aber auch weiter die nationale langobardische, durch

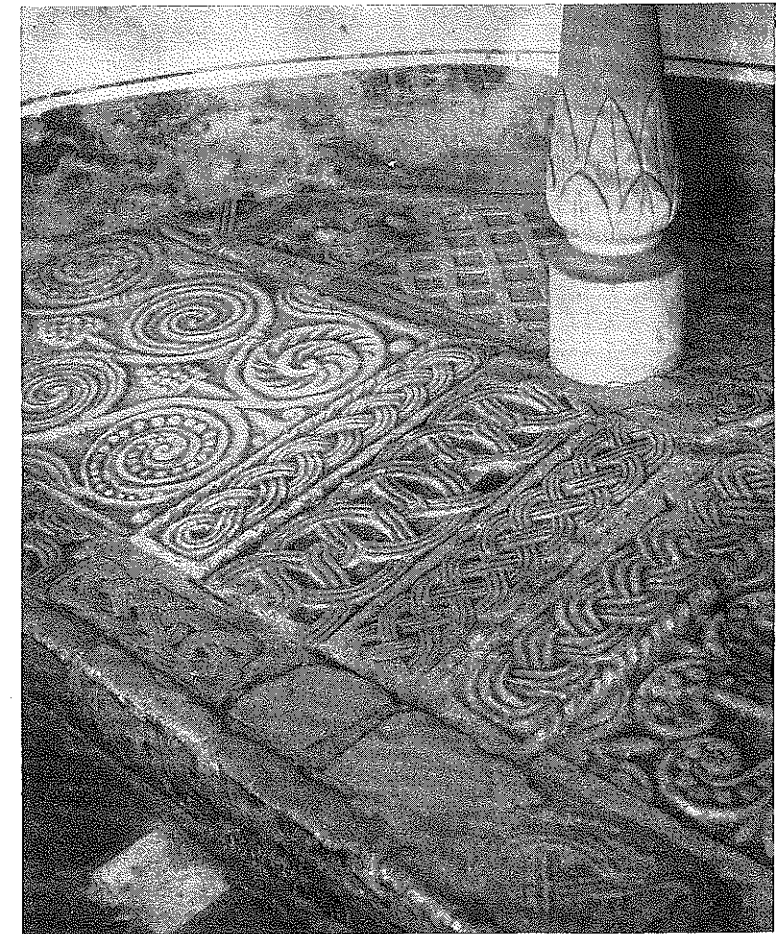


Abb. 6. Ventimiglia,
Baptisterium.
Platten vom langobardischen Dom



Abb. 7. Steinplatte Unter Mais (Bintzggau) Ferdinandus

Photo: Landesmuseum Dinsbrud

Rom und Byzanz auf neue fruchtbare Gedanken gebrachte Kunst und sie erfreute sich noch lange großer Beliebtheit.

Namen als langobardisch bezeichneter Künstler werden bis weit nach dem Jahr 1000 genannt. Auch rein erhaltene Volksteile kommen noch lange vor. So sammelte sich wiederholt der frankenfeindliche Adel in den Klöstern und schließlich sind kleine, von der

neuen Mischbevölkerung, dem Oberitaliener, abgesondert lebende Volksteile langobardischer Herkunft in Ober- und Mittelitalien bis zum Ende des XIV. (!) Jahrhunderts mit Sicherheit nachzuweisen.



Abb. 8. Cividale, Pemmo-Altar. Anbetung der Königin

Photo: Prof. E. Schaffran

Georgiritt und Langeloh in Oberfranken

Von Friedrich Frhn. von Bibra

Südlich von Bamberg, etwa 15 km von der Stadt entfernt, krönen zwischen Reicher Ebrach und Aisch — zwei linken Nebenflüssen der Regnitz — große Wälder die sanften Reupenhöhen. Nur das Aischthal trennt diese Wälder von dem weit ausgedehnteren Waldgebiet zwischen der Regnitz und dem Unterlaufe der Aisch. Durch diese Wälder führen, im Zusammenhange mit einer Furt durch die Aisch bei Lauf, drei Wege nach dem alten Markt Forchheim, in dem im Jahre 806 Kaiser Karl einen Reichstag hielt. Jener Weg, der auf der Höhe hinzieht, heißt heute noch „Rennsteig“; er ist gut erhalten, breit wie eine Staatsstraße, aber ohne Verkehr (Abb. 1).

Alle diese Wälder, die eine Fläche von etwa 175 qkm bedecken, sind Mark-Wälder, deren einzelne Teile „Die Mark“, „Mark-Wald“, „Röttenbacher- und Adelsdorfer-Mark“,

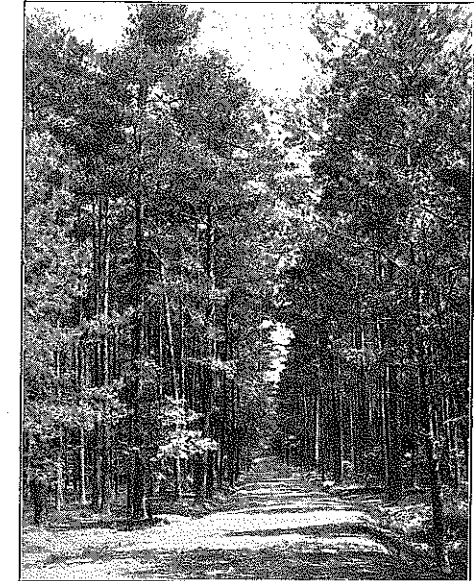


Abb. 1. Rennsteig

„Gredel-Mark“ usw. heißen. Zwischen ihnen liegen einzelne Dörfer mit ihren Aedern und Wiesen.

Die Bezeichnung „Mark-Wälder“ war der Grund, weshalb wir die Gegend durchforschten im Sinne von W. Leudts „Germanische Heiligtümer“, demnach die Marken sein sollen „die neutralen zwischen den (germanischen) Stämmen, Gauen usw. liegenden unbefestigten Gebietsstreifen“; in ihnen sollen liegen „die gemeinsamen, religiösen Heiligtümer“.

Professor G. Drophien bezeichnet in seinem M-

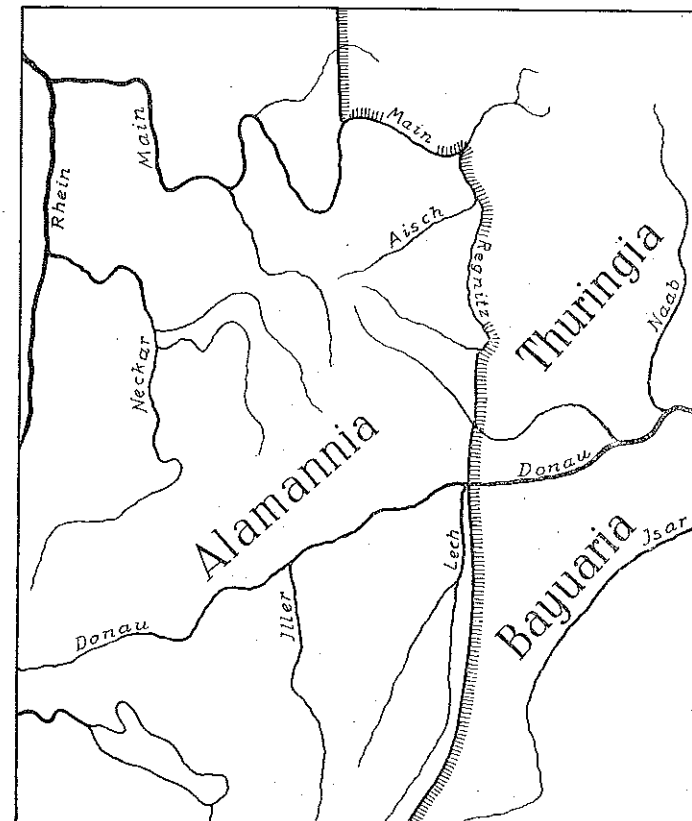


Abb. 2. Grenzlinie nach Drophien vor dem Jahre 496

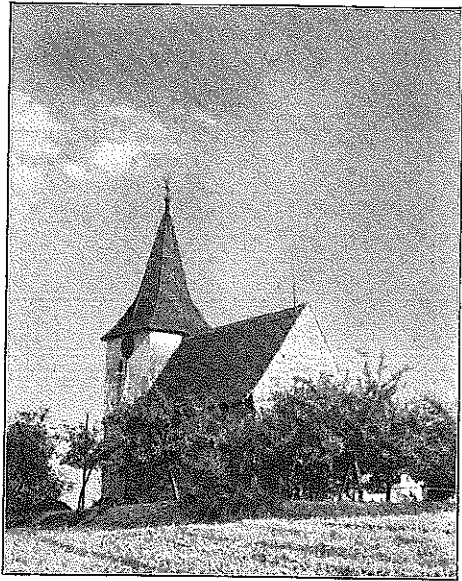


Abb. 3. St. Georgs-Kapelle bei Poppendorf

Bei Poppendorf fällt uns, einige hundert Meter westlich von dessen letztem Hause, auf einer kleinen Überhöhung eine einsame Kapelle auf (Abb. 3), eine St. Georgs-Kapelle. Ein im Januar 1935 bis auf die Grundmauern niedergebranntes Wohnhaus steht neben ihr. Die Sage läßt die Kapelle von Ludwig dem Frommen erbaut sein. Auf jeden Fall haben wir eine der ältesten Kirchen der Gegend vor uns, die man jenen Kirchen zuzählen muß, deren Grundanfänge im neunten oder zehnten Jahrhundert an die Stelle germanischer Kultstätten gestellt wurden.

Bis ungefähr zum Jahre 1800 fanden im April am Georgifeste Umritte um die Kapelle statt. Die Reiter kamen von Westen her — wir kommen hierauf nochmals zu sprechen — und warfen vom Pferde aus ihre Gaben in den Opferstock, dessen Öffnung sich heute noch außen an der Kapelle befindet. Bei einer kurz vor dem Weltkriege vorgenommenen Instandsetzung des Opferstockes, der aus einem etwa meterhohen, ausgehöhlten Baumstamme besteht, fand man Münzen bis ins sechzehnte Jahrhundert zurückgehend¹.

Ungefähr 1300 m nordöstlich der Kapelle steht im Walde, am Kreuzungspunkte von fünf Straßen, eine St. Georgseiche; sie mußte, weil altersschwach, vor einigen Jahren entfernt werden, wurde aber wieder nachgepflanzt.

Als wir nun festgestellt hatten, daß um unsere Kapelle Umritte stattgefunden hatten, suchten wir weiter im Sinne von Teudts „Germanische Heiligtümer“, worin bekanntlich am Fuße des Teutoburger Waldes eine frühgermanische Kultstätte, eine Rennbahn, beschrieben wird, Langelau genannt. Das Geläuf dieser Rennbahn soll noch gut zu erkennen sein, es ist 400 m lang und 230 m breit. Es ist von einem Zuschauerraum in Form kleiner Hügel umgeben; auch ein Tränkweiher ist daneben.

Nun stellten wir auf dem Flurplane Dsdorf-Poppendorf, nicht ganz 2 km nördlich der St. Georgskapelle, 400 m westlich von Dsdorf, ein Grundstück „Langeloh-Holz“ fest. Auf dem Katasterplane von 1847 ist das Grundstück, das zum Gute des Freiherrn von Sturmfeder-Horned gehört, als Wald eingezeichnet; heute ist es teils Wiese, teils Acker.

¹ Wir verdanken diese Mitteilung Freiherrn von Sturmfeder-Horned in Thurn und Herrn Mauser in Poppendorf. Sein 1844 verstorbener Großvater hat die Umritte noch erlebt und oft davon erzählt.

gemeinen Historischen Handatlas 1886, Blatt 20 (Abb. 2) die Regnitz in ihrem Mittel- und Unterlaufe als Grenze zwischen Alamannen und Thüringern. Unser Markt-Gebiet ist — die Richtigkeit der Drohsenschen Ansicht vorausgesetzt — bis zum Jahre 496 die Grenze zwischen den zwei obengenannten Stämmen, es wird dann durch den Sieg Chlodwigs über die Alamannen wohl allmählich die Grenze zwischen Franken und Thüringern, bis auch diese 531/32 dem Frankenreiche einverleibt wurden.

Durch jenen Teil des Marktwaldes, der nahe der Regnitz liegt, zieht heute die Nebenbahn Forchheim-Höchstädt an der Misch. Die Bahn benützt ein von einem Bächlein durchzogenes, vielleicht 1 km breites Tal nördlich vom Doppelorte Thurn-Geroldsbach, dann südlich vom Dorfe Poppendorf. Mit diesem Tale steht auch das Dorf Dsdorf, 1,5 km nördlich von Poppendorf, im Zusammenhang.

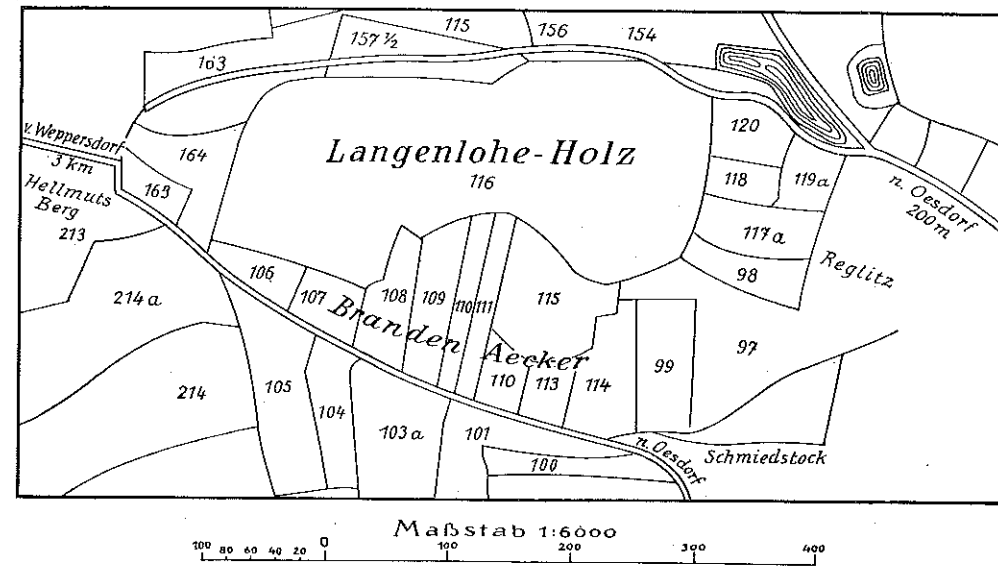


Abb. 4. Aus dem Flurplan Dsdorf bei Forchheim

Dies „Langeloh-Holz“ ist eine geschlossene Plan-Nummer (Abb. 4), von einem Gürtel von zwanzig kleineren Plan-Nummern umgeben; es ist ein Ellipsoid von 400 m Länge und 200 m Breite. Von Süden her haben sich im Laufe der Zeit die Felder etwas in das Ellipsoid hineingeschoben, wodurch die Linie hier geknickt ist. Dies Ellipsoid liegt in einem zweiten, so, daß die Nordseite leider ein langes Stück gemeinsam ist, sonst ist ringsherum die Grenze des äußeren Ellipsoides durch Wege gebildet, die einen Abstand von circa 80 m vom inneren haben.

Dort, wo die zwei Umgrenzungslinien in einander übergehen, finden wir eine für unsere Gegend nicht unerhebliche Mulde mit einem Wasserlauf, der gegen Dsdorf zu eine gute Quelle aufnimmt. Die Bevölkerung nennt den Wasserlauf „Reitgraben“. Jenseits der Mulde, also nach Norden, überragt ein niedriger, langgestreckter Höhenrücken das ganze Gelände. Dies ist eben, doch so, daß das äußere Ellipsoid das innere etwas überhöht. Hierin, in seinem südöstlichen Teile, treffen wir einige langegezogene, mehrere Meter breite Rasenstreifen, in denen man die Spur eines ehemaligen Geläufes sehen möchte; ja an inner Stelle der Kurve hat man sogar das Gefühl, als ob hier mit Absicht eine Neigung der Bahn nach innen geschaffen worden sei.

In der Südostecke des Platzes liegt ein Feld, das der Katasterplan mit „Schmiedstock“ bezeichnet.

Nicht unerwähnt sei, daß das Gelände, wie es heute ist, für eine Rennbahn nicht ganz geeignet wäre; es ist stellenweise feucht; damit ist aber nicht gesagt, daß es auch vor vielleicht 1400 Jahren schon feucht war.

Außer diesen schon gewiß nennenswerten Übereinstimmungen zwischen Teudts Langelau und unserem Langeloh-Holz, finden wir in deren nächster Umgebung noch weitere Anklänge. Teudt und wir stellen auf einer Fläche von 2 bzw. 2,5 km im Quadrat, innerhalb derer Langelau bzw. Langeloh-Holz liegt, folgende Flurnamen fest:

1. Königslau bzw. Königsteinäcker,
2. Eckelau bzw. Eggertenäcker,
3. Lindelau bzw. Lindenäcker,
4. Aschenweg bzw. Aschenäcker und Aschenfeld,
5. Sagedorn bzw. Sagenaufeld.

Die Bücherwaage

Wüst, Walther, Vergleichendes und etymologisches Wörterbuch des Alt-Indoarischen (Altindischen). Lieferung 1 bis 3 (= Indogermanische Bibliothek. Erste Abteilung: Sammlung indogermanischer Lehr- und Handbücher. Zweite Reihe: Wörterbücher. Viertes Band). VIII, 208 Seiten. Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1935. Preis 9 RM.

Die ersten drei Lieferungen des von der gelehrten Welt lange erwarteten „Vergleichenden und etymologischen Wörterbuchs des Alt-Indoarischen (Altindischen)“ von Walther Wüst liegen nunmehr der allgemeinen Beurteilung vor. Der Verfasser, o. ö. Professor für arische Kultur- und Sprachwissenschaft an der Universität München, ist mit völlig neuen Grundsätzen an sein Werk gegangen. In einer umfangreichen Vorrede sucht der Verfasser den neuen Typ des „vergleichenden und etymologischen“ Wörterbuchs nach technischem Aufbau und methodischer Stoffbehandlung zu begründen. Zum erstenmal in der Geschichte der Indogermanistik werden hier allgemein gültige Normen für die Anlage und den Aufbau eines Wörterbuchs aufgestellt und in einer strengen, aber gerechten Abrechnung die Fehler und Mängel der bisher erschienenen sogenannten etymologischen Wörterbücher aufgezeigt. Ganz besonders wird dabei die subjektive Benützung der wissenschaftlichen Fachliteratur gerügt. Viel wertvolles Überlieferungsgut, die Arbeit manches ganzen Gelehrtenlebens, geht dadurch der Wissenschaft für immer verloren. Um dieser Gefahr vorzubeugen, werden deshalb genau und ausführlich alle Einzelheiten des organisatorisch-praktisch-technischen Arbeitsverfahrens der Stoffaufnahme Punkt für Punkt durchbesprochen. Kein trockener, pedantischer Schematismus bildet die Grundlage dieser feindurchdachten Arbeitstechnik, sondern es ist „wissenschaftliche Sittlichkeit“ und Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Arbeit anderer.

Doch außer dem rein Wörterbuchtechnischen verfolgt Prof. Wüst mit seiner Vorrede, wie schon einige Aufsätze vorausahnen ließen¹, nicht mehr und nicht weniger als die Grundlegung der „Wortkunde als eines selbständigen Wissenschaftszweiges“. Für die

junge Generation ist es fast erschütternd, zu sehen, wie sich namhafte Indogermanisten junggrammatischer Schule resigniert von jeder „Etymologie“ zurückziehen und zu Spezialforschern irgendeines Fachgebietes werden, ohne je wieder dem letzten Ziele der Indogermanistik, der Erforschung der Sprache und Kultur eben des indogermanisch-nordischen Menschen zuzustreben. Dieser Notstand ist nicht zum geringsten dadurch verschuldet, daß — so unglaublich das klingt! — das Kerngebiet der Indogermanistik, die Wortkunde und Wortforschung, noch keine zusammenfassende, methodische Darstellung gefunden hat. In diese Lücke ist nunmehr Prof. Wüst getreten. Die wissenschaftliche Gesinnung, die ihn dabei leitete, mögen wir aus seinen eigenen Worten vernehmen: „Wortforschung und Wortkunde müssen ... im sittlich-höchsten Sinne kämpferisch gesinnt, um die Wahrheit ringen, dabei unentwegt auf Ganze schauen und kein Mittel unberührt lassen, das zur Erringung der Wahrheit dienlich ist“ (S. 11 f.). Das Ziel war „ein einfaches, nur aus wenigen, übersichtlichen Gliedern bestehendes Denkverfahren von allgemeiner, grundlegender Gültigkeit zu gewinnen und dieses Denkverfahren schematisch, d. h. formal-praktisch darzustellen“ (S. 78). Die methodische Verwirklichung dieses Zieles ist nichts anderes als die Zusammenfassung sämtlicher auf ein Wort anwendbaren Betrachtungsweisen. Diese neue Methode, die wie alles Wahre nun so selbstverständlich klar und einfach erscheint, ist folgerichtig als Schlüsselstein in die Gesamtentwicklung der Sprachwissenschaft gefügt. Fünf wissenschaftsgeschichtliche Entwicklungsstufen macht der Verfasser namhaft. Sie werden mit Einbeziehung aller Kulturwissenschaften sinnvoll zu einem Ganzen vereinigt in dem „Analytischen Monographie-Schema“ oder dem „betrachtend-zergliedernden Denkverfahren für wortkundliche Einzelveröffentlichungen“. Ein praktisches Beispiel dazu gibt Prof. Wüst anschließend in den „Wortkundlichen Beiträgen zur arischen Kulturgeschichte und

¹ Man vergleiche z. B. den Aufsatz „Etymologie — oder Wortkunde und Wortforschung?“ in der „Geistigen Arbeit“ 2. Hrg. Nr. 7. Berlin, 5. April 1935. p. 5 f.

Welt-Anschauung. I. Eine indo-iranische Dialekt-Topologie im Rgveda“. Das nur einmal im Rgveda vorkommende Wort *caśma* wird durch die gesamte europäisch-nordamerikanische und einheimisch-indische Forschungsgeschichte hindurch verfolgt und auf Grund des Text-Verbandes, des Klang-, Form- und Bedeutungs-Verbandes (um nur einige dieser Verbandsbezüge zu nennen) überzeugend in das Gesamtleben der Sprache eingereiht — eine wissenschaftsgeschichtlich bedingte und doch kongeniale Erfassung heute lebendigster Gedanken! Prof. Wüst Methode ist der einzige zielsichere Weg, um über die heute meist üblichen Zufalls-„Etymologien“ hinaus zu gesicherten, für Kultur- und Religionsgeschichte wirklich brauchbaren Ergebnissen gelangen zu können.

Nach diesem keineswegs erschöpfenden Bericht über die Vorrede soll zum Schluß noch kurz der weitere Inhalt der vorliegenden drei Lieferungen angedeutet werden. Prof. Wüsts Grundsätze über Literaturbenützung sind in vorbildlicher Weise in seinem „Schriftenverzeichnis“ verwirklicht. Das Schriftenverzeichnis mit rund 1100 Nummern ist eine lückenlose Darstellung der gesamten einschlägigen wortkundlichen Literatur. Sein Aufbau nach den von Prof. Wüst zum erstenmal erkannten sieben Produktionsgruppen gewährleistet sowohl die erkenntnistheoretische als auch die systematische Erfassung des Stoffes. Da die bibliographischen Angaben einzigartig in ihrer Genauigkeit sind, wird das „Schriftenverzeichnis“ auch ganz unabhängig vom Wörterbuch für jeden Sprachwissenschaftler von bleibendem Werte sein. Die ersten Proben, die uns vom Zweiten Teil, dem „Wortschatz des Alt-Indoarischen“, vorliegen, zeigen die Früchte einer allseitigen Literaturbenützung und rechtfertigen die Behauptung, daß das „Vergleichende und etymologische Wörterbuch“ Walther Wüsts Ende und Anfang sein wird. Das mangelhafte „Kurzgefaßte etymologische Wörterbuch der Altindischen Sprache“ von E. C. Uhlenbeck und das zwar bessere, aber unvollendet gebliebene „Etymologische Wörterbuch der Sanskrit-Sprache“ von Ernst und Julius Leumann werden künftighin nur mehr historischen Wert besitzen. Dank der neuen Wortbetrachtungsmethode Prof. Wüsts kann das Alt-Indoarische auch weiterhin dem Germanischen die Hand reichen für eine tiefere Erkenntnis der Kultur- und Geistesgeschichte der arisch-germanischen Urzeit. Das nordische Geistesgut, das vor Jahrtausenden kühne Auswanderer bis zum Indus und Ganges getragen haben,

erobert die Wissenschaft zurück. Eine Fülle von Anregung und Belehrung enthält das Werk, für dessen vorzügliche Ausstattung und fehlerfreien Druck wir dem angesehenen Verleger und dem Drucker unsere Anerkennung aussprechen müssen.

R. Hoffmann-München.

Zender, Matthias, Volksmärchen und Schwänke aus der Westeifel. Deutsches Volkstum am Rhein. L. Röhrscheid, Bonn 1935. Bd. 2, 171 Seiten und 4 Tafeln. 5,80 RM.

Das neue Buch Zenders schließt sich würdig seiner Sagenammlung an (siehe Germanien 1935, Dezemberheft, S. 379 f.). Von den 1200 Märchen und Schwänken, die Zender in seiner Heimat, der Westeifel, gesammelt hat, veröffentlicht er hier eine Auswahl der kennzeichnendsten Stücke, 200 an der Zahl, alle in der unverfälschten Mundart des Volkes. Ein Anhang bringt Anmerkungen und Erläuterungen. Grundsätzliche Bedeutung hat die große Einleitung über „Erzählen und Erzähler in der Westeifel“.

Dr. Otto Huth-Bonn.

Wallner, Ernst M., Die Herkunft der Nordsiebenbürger Deutschen im Lichte der Flurnamengeographie. L. Röhrscheid, Bonn 1936. 92 Seiten und 2 Tabellen. 4 RM.

Die Beobachtung der Mundartenforschung, daß zwischen Siebenbürgisch-sächsisch und Moselfränkisch-luxemburgisch besonders enge Übereinstimmungen bestehen, darf nicht zu dem Schluß führen, die Siebenbürger stammten aus dem engen Gebiet von Mosel und Luxemburg. Denn der Bereich der Mundarten wandelt sich; beständiger sind die Flurnamen. Das Ergebnis der gewissenhaften Flurnamenuntersuchung, die der Siebenbürger Wallner in Bonn durchführte, kann nicht überraschen: Die Flurnamen Nordsiebenbürgens — auf die er sich zunächst beschränken mußte — weisen eindeutig auf das gesamte mitteldeutsche Gebiet als Heimat der „Siebenbürger Sachsen“. Manches deutet auf das engere Gebiet von Fränkisch-Nassau und Siegfried. Wallner benutzte zu seiner Arbeit das Rheinische Flurnamenarchiv in Bonn und manche andere unveröffentlichte Materialsammlung. Sein Buch ist für die Flurnamenforschung überhaupt von Bedeutung und läßt erneut die große Wichtigkeit eines immer noch fehlenden Flurnamen-Atlas deutlich werden. Die volkskundliche Forschung aber kann jetzt an eine umfassende Vergleichung des rheinfränkischen und siebenbürgischen Volksgutes herangehen, die manche Aufschlüsse geben kann.

Dr. Otto Huth-Bonn.

Zeitschriftenchau

Drei grundlegende Arbeiten

W. Hülle, *Zur Herkunft der nordischen Rasse*. Mannus. Verlag Rabitsch-Verlag. 28. Jahrg. Heft 2, 1936. D. Reche hat in seinem letzten Buch (Rasse und Heimat der Indogermanen) den rassen- und rassenphysiologischen Beweis geführt, daß die nordische Rasse nur in einem meerenahen Klima und zwar im nördlichen Europa entstanden sein kann. W. Hülle unternimmt hier den vorgeschichtlichen Beweis. Für die Jungsteinzeit darf als gesichert gelten, daß der Großsteingräberkreis und die Schnurkeramik von nordischer Rasse getragen sind. Reche nimmt das gleiche auch für die Bandkeramik an, aber die von ihm untersuchten Skelette entstammen alle dem großen Ausgleichsgebiet, das die sogenannte Bandkeramik in der Hauptsache darstellt. Die Bandkeramik im engeren Sinne, d. h. die sogenannte Spiral-Mäanderkeramik, ist der nordischen stilgemäß so fremd, daß sie unmöglich den gleichen Träger gehabt haben kann. Die Verhältnisse in Böhmen lassen vermuten, daß die sudetische Rasse hier beteiligt ist. Im übrigen gilt, daß die fraglichen Kulturen, möglicherweise auch die bemalte Keramik, mehr oder minder stark nordisch bestimmt sind. Ähnlich zeigt der westliche Kreis nordische, westliche und kurzköpfige Rassenbestandteile. Die geradlinige Entstehung der nordischen Großsteingräberkultur aus der mittelsteinzeitlichen Ellerbekultur und der davor liegenden Dobbberkeramik hat schon Kossinna nachgewiesen; nach den neueren grobgerätigen Funden im Norden brauchen wir nicht einmal mehr wie er eine westeuropäische Zuwanderung anzunehmen. Die Herleitung steht auf demselben Boden, daß sie eine ziemlich junge Erscheinung der Jungsteinzeit ist, und daß sie Kossinna mit guten Gründen für eine Tochterkultur der Großsteingräberkultur gehalten hat. Nun die Herleitung aus der Altsteinzeit: Nach Beiseitlassung des französischen Schemas, das nicht mehr tragbar ist, zeigen sich für die Altsteinzeit drei große Kreise: Der Faustkeitskreis, der Handspizenkreis und der jüngere Stichelkreis. Der Faustkeitskreis (Ostgrenze etwa der Rhein) gehört der Neandertalrasse zu und kommt für die nordische

Entwicklung nicht in Frage. Östlicher Nachbar ist die zunächst wenig erkannte Handspizenkultur, die zweifellos während der Zwischensteinzeiten auch den ganzen nord-europäischen Raum erfüllt hat, beim Vorrücken des Eises z. T. an den Eisrändern verblieben und so zum Träger der ältesten grobgerätigen Mittelsteinzeitkulturen geworden sein wird. Das bisher schwer einzuordnende Solutrén gehört zweifellos in den Handspizenkreis. Die Stichelkultur der jüngeren Altsteinzeit (jüngste Stufe Magdalénien) entwickelt sich aus der Handspizenkultur; wesentliche, aus Klingen gearbeitete Geräteformen des Aurignacien sind überall schon in der Handspizenkultur vorhanden. Die Menschenfunde bestätigen diese Entwicklung, so daß wir die nordische Kultur nun ebenfalls bis in die Altsteinzeit zurück verfolgen können. / Julius Pokorny, *Substrattheorie und Urheimat der Indogermanen*. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 56. Band, Heft 1/2, 1936. Bekanntlich besteht die Substrattheorie in der Lehre, daß stets eine fremdrassische Beimischung die Ursache eines Wandels in der Sprache sei. Das trifft in vielen Fällen zweifellos zu, wobei die Siegerflexion, Wortschatz und Wortbildung, die Unterworfenen dagegen Lautbestand, Wort- und Satzmelodie sowie die innere Sprachform beisteuern. So entstand das Frische aus Indogermanisch und Samitisch, das Urslavische aus dem Indogermanischen und einem uralaltaischen Substrat. Die nordillyrischen Namen sind einwandfrei indogermanisch; auch aus diesem Grunde können also die Ägypter nicht von den wahrscheinlich ostmitteländischen Bandkeramikern hergeleitet werden. — Auch für die germanischen Lautverschiebungen ist häufig eine fremde Beimischung in Gestalt einer „Urbewölkerung“ vorausgesetzt worden. Sie erklären sich aber aus psychologischen, entwicklungsmäßigen Gründen. Rein sprachlich sind nur ganz geringe Anhaltspunkte für ein Substrat vorhanden, die sich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit besser mit uralten Beziehungen zu den finno-ugrischen Sprachen erklären lassen. Weder menschenkundlich noch kulturgeschichtlich ist irgendeine Herleitung aus dem

Osten tragbar. Wenn in spätgermanischer Zeit gewisse Kult- und Glaubenserscheinungen östliche Beziehungen vermuten lassen, so beruht das auf der östlichen Ausbreitung der Germanen und deren Rückwirkung, nicht aber auf einer Herkunft aus dem Osten oder einem östlichen Bestandteil im altgermanischen Lebensbereich. Auf Grund der Sprachforschung muß vielmehr die Urheimat der Indogermanen schon vor 2400 v. Z. zwischen Weiser und Weichsel gesucht werden. / Walther Matthes, *Die Gliederung der altgermanischen Zeit*. Grundsätzliches zur Neubearbeitung der vor- und frühgeschichtlichen Entwicklungsabschnitte des germanischen Lebenskreises. Mannus. 28. Jahrg. Heft 3, 1936. Seitdem die Vorgeschichtsforschung ein immer klareres Bild unserer germanischen Vorzeit hat aufzeigen können, erweist sich die bisher geläufige Zeiteinteilung und -benennung, die vielfach von außen her oder von Einzelercheinungen genommen sind, in steigendem Maße als unzulänglich. Nach den diesbezüglichen Vorschlägen von Ernst Petersen im „Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit“ und Wilhelm Leudt in „Germanien“ unternimmt nun Walther Matthes einen tiefgründenden Versuch einer Neugliederung. Alle sind sich darin einig, daß der Beginn der germanischen Zeit um rund 2000 v. Z., also dem ungefähren Beginn der Bronzezeit anzusetzen ist. Ihr Ende ist bezeichnet durch den Zerfall in die europäischen Einzelvölker und die schweren inneren Erschütterungen und Zersetzungen, die die Übernahme des Christentums mit sich brachte, fällt also für die Festlandgermanen etwa in die Zeit des 6. bis 8. Jahrhunderts n. Z., für die Nordgermanen etwa um 1000 n. Z. Eine innere Gliederung dieses altaermanischen Lebensabschnittes kann nur an den Punkten erfolgen, wo wirklich auf allen Gebieten des Lebens ein Wandel, eine Neugestaltung, ein Umbruch erfolgt ist. Verfasser verfolgt nun die verschiedensten Lebensäußerungen des Germanentums und kommt zu der Feststellung, daß nur einmal, und zwar etwa um 500 v. Z., ein solcher, alles erfassender Wandel zu erkennen ist. Diese Einteilung deckt sich annähernd mit den Begriffen „Bronzezeit“ und Eisenzeit, wobei nur der älteste Abschnitt der Eisenzeit, wie auch stilmäßig durchaus berechtigt, zur Bronzezeit geschlagen werden muß. Siedlungsgeschichtlich und raumpolitisch gesehen, gliedert sich das Germanengebiet bis

etwa um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Z. an die beiden Nordmeere, erst von da ab werden weitere Räume, zunächst der Osten, dann fast ganz Europa in den germanischen Lebensbereich einbezogen. Der gleiche Wandel zeigt sich zur gleichen Zeit in der völkischen Umwelt wie der inneren Gliederung des Germanentums, der Neugestaltung der Stammesbildung. Denselben Einschnitt finden wir auch bei der Kulturhinterlassenschaft, bei Handwerk und bildender Kunst, wobei Matthes von Adam van Scheltema dahin abweicht, daß er die frühe Eisenzeit nicht als Erschöpfungsperiode, sondern als Entsprechung zur älteren Bronzezeit auffaßt. Entspricht die jüngere Lautverschiebung dem Ende der altgermanischen Zeit, so ist die ältere vielleicht auch Ausdruck einer inneren Umgestaltung und dürfte dann den übrigen Erscheinungen an die Seite gestellt werden. Diese zwei großen Abschnitte bezeichnet Matthes als urgermanische Zeit und Wanderzeit und gliedert sie wiederum je in drei Unterabschnitte.

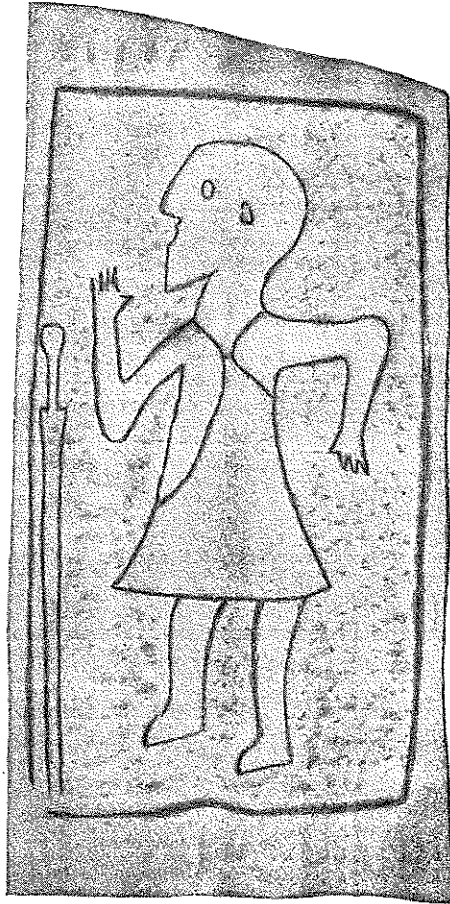
Aus der Urzeit

Fritz Berdheimer, *Der Urmenschen-Schädel aus den zwischensteinzeitlichen Flußschottern von Steinheim an der Murr*. Forschungen und Fortschritte. 12. Jahrg. Nr. 28. Der Schädel von Steinheim (den Reche als den Urbater der nordischen Rasse erkannt hat) wurde zusammen mit Resten des Waldelephanten gefunden, gehört also spätestens in die letzte Zwischensteinzeit. Obwohl er älter ist als die bekannten Neandertalerfunde, zeigt er doch in Gesicht- und Schädelbildung bedeutend stärkere Anklänge an den homo sapiens, erweist sich also als Vorfahr der Rassen der jüngeren Altsteinzeit. / Ferdinand Birkner, *Das grobgerätige Mesolithikum in Deutschland*. Ebenda. Nr. 23/24. Verf. erwägt die Frage, ob nicht viele von den als grobgerätige Kultur der Mittelsteinzeit bezeichneten Oberflächenfunden natürlicher Einwirkung ihr Dasein verdanken und verlangt den Nachweis dieser Kultur im Zusammenhang mit unzweifelhaften menschlichen Spuren. / H. Maier, *Die altsteinzeitliche Wohnhöhle „Kleine Schauer“ im Rosenstein (Schwab. Alb)*. Mannus. 28. Jahrg. Heft 2, 1936. Die Grabung ergab Funde der Willendorfer und Thauringer Stufe und erwies die hochgelegene Höhle als nur zeitweilig bewohnten Jagdaufenthalt.

Gertha Schemmel.

Aus der Landschaft

Der Jahrgott auf dem Stein von Gliende. Die Gestalt auf diesem vermutlich mittelalterlichen Grabstein hat einen Arm erhoben, einen gesenkt; d. h. es handelt sich um den Jahrgott, „Gottessohn“ oder „Heilbringer“ der nordischen Urreligion in der winter Sonnenwendlichen Armhaltung. Denn wie Herman Wirth nachwies, wurde der Jahrgott als der Zwiefache (Zwisto) mit zwei verschiedenen Armhaltungen in den beiden Jahreshälften dargestellt. In der Hälfte des steigenden Lichtes (Januar bis Juni) steht er mit erhobenen Armen (als Rune: Y „Mensch“, d. i. Armenisch, Gott), in der des sinkenden Lichtes (Juli bis Dezember) mit gesenkten Armen († „Gott“, germ. tiu, vgl. lat. divus „göttlich“). Noch auf einem schwedischen Bauernstabskalender aus dem 17. Jahrhundert (Original im Volkskundemuseum zu Berlin) sind die beiden Runen des Jahrgottes vor den entsprechenden Jahreshälften eingeritzt. In den Wenden nun ist der Jahrgott der, der beide Hälften in sich faßt, der der beides ist: Todes- und Lebensgott. Hier erscheint er als Jahr-„mensch“, sei es in Kreuzhaltung, sei es mit Jahrhaupt (Doppelkopf) oder mit eingestemmtten, kreisbildenden Armen (Rune φ „Jahr“). Im Rheinland wird heute noch vielfach am Nikolaustag (6. Dezember) ein solches Männchen mit eingestemmtten Armen aus Teig gebacken und gegessen. Der Nikolaustag ist, wie wir in „Germanien“ noch genauer darzulegen Gelegenheit haben werden, nichts anderes, als das unter kirchlichem Einfluß verschobene germanische Julfest (Jul = Rad, d. i. Jahresrad), das ebenfalls dem „Weihnachtsfest“ und dem „Neujahrsfest“ zugrunde liegt. Als rheinisches Nikolausgebäud erscheint auch eine Gestalt mit einem gehobenen und einem gesenkten Arm, die Hände am Kopf bzw. Hüfte angelegt, so daß zwei Halbkreise entstehen. Diese versinnbildlichen einleuchtend die beiden Jahreshälften der steigenden und sinkenden Sonne: es handelt sich bei dieser Darstellung also nur um eine Wechselform (Variante) der zuvor beschriebenen. Die Bedeutung bleibt natürlich dieselbe, wenn der eine Arm frei erhoben, der andere frei gesenkt ist — wie auf dem Gliender Stein — oder nur ein Arm eingestemmt ist, wie beim „Männchen von



Dechsen“ und dem Weihnachtsgebäud der Schweiz (Bern u. Bedyh. S. Germanien 1935, S. 7, S. 212).

Zu erwägen wäre noch folgendes: die Gestalt auf dem Grabstein von Gliende steht in einem Rechteck, das Zeichen des Grabhauses ist und dem Sinne nach somit entspricht dem „Ur“-bogen, in dem das Männchen von Dechsen steht. Es würde sich dann in beiden Fällen um eine graphische Darstellung des Winter Sonnenwendmythos handeln, demzufolge der Jahrgott in der Wintertwende in das Grabhaus, die Mutter Erde eingeht und aus ihr wiedergeboren wird.

Dr. D. Guth.

Die Abbildung wurde uns von Lehrer W. Kunze (Gr.-Schierstedt) zur Verfügung gestellt.

Hieb und Stich

Verdrehungen und Verschweigungen. Eine größere Anzahl von Tageszeitungen brachte kürzlich unter dem Titel „Chemie, der Feind der Fälschungen“ eine im übrigen wenig belangreiche Zusammenstellung von gefälschten Handschriften, die auf chemischem Wege als unecht nachgewiesen sind. Diese Notiz ist offenbar von einer zentralen Stelle an die gesamte Presse gelangt worden. Wes Geistes Kind der anonyme Urheber ist, wird dadurch gekennzeichnet, daß er dem Leser die Annahme suggeriert, Herman Wirth habe die Handschrift der Ura-Vinda-Chronik für echt gehalten und sei auf eine Fälschung herein gefallen. Solch böswilligen Verdrehungen gegenüber sei hier noch einmal festgestellt, daß Wirth auf Seite 135 seiner Ausgabe ausdrücklich betont, daß das Papier der Handschrift ungefähr aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stamme, und daß diese Tatsache durch eine von ihm veranlaßte Untersuchung noch einmal bestätigt worden sei. — Gelasse „Kämpfer“ bedienen sich eben heute, wie ehemals, lieber eines heimtückisch abgeschossenen Pfeiles, als einer ehrlichen blanken Waffe. — Wir lesen ferner in den „Deutschen Briefen“ (Verlag Hans Börner, Berlin W 35):

„In der genannten Rede (der des Führers auf dem Reichsparteitag) befand sich jene unmißverständlich scharfe Abjage gegen die „Völkcherstraßenkultur“, also die längst notwendige Feststellung, daß eine Zukunftskultur nicht aus dem Museum entstehen kann, wie es diejenigen im Auge haben, die in Übertreibung eines an sich durchaus achtbaren Forschungsprinzips nach „atlantischen“ Motiven suchen. Was für die Völkcherstraße in der Baukunst gilt, gilt für Herman Wirth und andere auf anderen Gebieten. Eine neue Baukunst aus diesem Impuls ist ebenso wenig denkbar, wie etwa eine Neuerweckung des Wotan-Glaubens als wirklicher, lebendiger Religion.“

Dem geistreichen Verfasser dieser Ausführungen (er bezeichnet sich mit Dr. W. F.) fehlt es leider in bedauerlichem Maße an dem Geiste der Sachlichkeit, und außerdem an dem notdürftigsten Wissen von den Dingen, über die er urteilt. Denn sonst würde er nicht unterstellen, daß Herman Wirth jemals einem „Wotan-Glauben“ das

Wort geredet hätte — von der sprachwidrigen Monstrosität der Namensform „Wotan“ (trotz Richard Wagner!) ganz zu schweigen. Daß allerhand Anonymisierer die Stelle in der Führerrede in diesem Sinne verdrehen würden, war von jedem vorauszusehen, der die Taktik der Kämpfer im Dunklen kennt. Mit noch größerem Rechte könnten sie freilich Richard Wagner als einen Vorkämpfer des „Wotans-Glaubens“ denunzieren; hat er doch zweifellos mit der Gestalt des Wotan ganz wesentliche Glaubenselemente wieder zu verbinden gesucht. „Beweise“ für solche Unterstellungen in Reden des Führers zu suchen, dafür dürfte es ihnen freilich an Grundlagen, wie vor allem auch an Mut gebrechen.

Der Wahrheit die Ehre! Das bedeutet freilich nicht nur, falsches Zeugnis wider seinen Nächsten unterlassen, sondern auch, die Verdienste des Volksgenossen nicht dort verschweigen, wo sie zu einem wahrheitsgetreuen Bilde des Ganzen gehören. Im „Völkischen Beobachter“ vom 7. 5. 1936 berichtete Dr. Theodor Steche über „Den heutigen Stand der Runenfrage“. Er schreibt dort die beherzigenswerten Worte: „Die „alten germanischen Kultzeichen“, wie sie Krause nennt, findet man hauptsächlich in skandinavischen Felszeichnungen, sie stammen unteugbar aus Zeiten, die viel früher liegen als die ersten Berührungen der Germanen mit den Mittelmeervölkern. Die Felszeichnungen enthalten zwar vielfach echte Bilder, zum Teil aber auch Zeichen, die keine Bilder mehr sind, sondern Wörter (Begriffe) bezeichnen ... Unsere weltanschaulichen Gegner stellen unsere germanischen Vorfahren als unbegabte „Barbaren“ hin, die zu jeder Schöpfung erst durch die Mittelmeervölker angeregt werden mußten. Für uns ist es deshalb entscheidend wichtig, wenn wir den Nachweis führen können, daß die Germanen schon vor der Berührung mit den Mittelmeervölkern geistig so hoch standen, von sich aus eine Schrift erfinden zu können. Der Nachdruck ist zu legen auf die Worte „eine Schrift“, irgendeine Schrift; dagegen ist es weltanschaulich nicht wesentlich, ob die älteste eigenerfundene germanische Schrift dieselbe war wie die vom ersten vorchristlichen Jahrhundert an bezeugten Runen, oder

eine andere. Nur die erste Schrift unserer Vorfahren muß vom Mittelmeer unabhängig gewesen sein!

Die neue, sachlich den früheren Annahmen weit überlegene Auffassung ist also auch weltanschaulich durchaus tragbar. Deshalb ist den Fachgelehrten wie den Laienforschern dringend zu raten, nicht ihre Kräfte in unfruchtbaren Streitigkeiten zu verzetteln, sondern die neue Auffassung vom doppelten Ursprung der Runen zur Grundlage und zum Ausgangspunkt der weiteren Arbeiten zu machen und zu versuchen, diese möglichst zu vertiefen und auszubauen."

Das ist uns aus der Seele gesprochen. Es fehlt darin nur eins: die Feststellung nämlich, daß ein Forscher schon längst auf die Schriftzeichen auf den Felsbildern und anderswo hingewiesen hat, daß er diese Schriftzeichen als „Begriffszeichen“ mit einem weltanschaulichen Inhalt erkannt und sie in einem widerspruchsfreien System in den Gesamtzusammenhang unserer kulturellen und brauchsmäßlichen Sinnbilder hineingebaut hat, dafür aber von einer stattlichen Anzahl staatlicher Fachgelehrter als „Phantast“ beschimpft worden ist. Dieser Forscher heißt Herman Wirth. Wann wird man endlich dazu übergehen, wenn man zu einer besseren Überzeugung gelangt ist, diese nun auch darin zum Ausdruck zu bringen, daß man dem Verdienste seine Krone gibt? Wann wird man endlich Männer wie Ernst Krause, Willy Pastor und Herman Wirth auch mit Namen zu nennen wagen, nachdem man sich ihre Erkenntnisse zu eigen gemacht hat? Wenn es nicht geschieht, so ist es nicht in mer böser Wille, sondern zuweilen auch anscheinend jenes „Tabu“, das durch gegenstandslosgewordene Angriffe mit jenen Namen verbunden worden ist. Mut zur Wahrheit wäre hier der wahre Männerstolz!

Glücklicherweise fehlt es nicht an Gelehrten (wenn es auch noch wenige sind), denen dieser Mut Selbstverständlichkeit ist. So schrieb kürzlich Professor Dr. Hugo Dingler in München an uns: „Herman Wirth hat ganz Großes geleistet, indem er die fast verjunktene Welt der Sprache, des Frühornaments und der Symbole, die uns überall noch umgibt, sobald wir wieder sehen gelernt haben, wieder hervorgegraben hat. Er als erster vermochte so zum mindesten eine einmal plausible Deutung für weite Bereiche zu geben. Mag sonst alles falsch sein, was ich auch nicht überall für ausgemacht halte, so ist das gewiß eine ganz große Sache. Jetzt wollen kleine Geister das alles verkleinern und beiseite schie-

ben mit banalsten Kompetenzargumenten, die die Sache gar nicht treffen!“

Ehre dem, der der Wahrheit die Ehre gibt! Das lautet etwas anderes, verehrter Herr Dr. W. F., als Ihr „Wotan-Glaube“! Wir sind stolz darauf, daß wir von allem Anfang an nach dieser Erkenntnis gehandelt haben. Und wir werden es uns nicht nehmen lassen, trotz aller banalen „Kompetenzargumente“ weiter darnach zu handeln.

Mit fremden Federn. D. Dr. Anton Stonner, ehemaliger Angehöriger des Jesuitenordens, hat es sich zur Aufgabe gesetzt, die angeblich unlösliche Verbundenheit von deutschem Volkstum und römischem Kirchentum wissenschaftlich darzutun. Dies alles natürlich erst, nachdem das völkische Deutschtum zum Selbstbewußtsein erwacht ist und sein Eigenrecht verfißt — in anderen Fälle hätte man es mit samt der „unauflösbaren Verbundenheit“ ruhig abschaffen lassen. Es liegt uns ein Büchlein des besagten Mannes vor, das in dritter Auflage im Verlage Pustet in Regensburg 1934 erschienen ist und den Titel führt: „Germanentum und Christentum. Bilder aus der deutschen Frühzeit zur Erkenntnis deutschen Wesens.“

An sich brauchen wir nicht viel dagegen zu haben, wenn sich jemand unsere Federn an den Hut steckt. Nur daß es sich dabei um einen Jesuitenhut handelt, und daß die Federn intensiv schwarz gefärbt worden sind, will uns nicht recht beagen.

Greuelmärchen — „möglicherweise“. In den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ vom 24. 9. 1936 finden wir einen Bericht über die Freilegung eines großen Grabes aus der mittleren Bronzezeit in Marktleiberg-Ost, die durch Professor Tadenberg von der Universität Leipzig durchgeführt wurde. Es wird da erzählt, daß den „staunenden Jungen“ einer Schulkasse von den Grabfunden Mitteilung gemacht wurde. Die Jungen werden erst recht gestaunt haben, als sie folgendes vernahmen: „In den Gräbern sind manchmal Frauen mit Kindern beigesetzt, was möglicherweise auf die grausame Sitte schließen ließe, daß das Kind der verstorbenen Mutter in den Tod zu folgen hatte. Doch das ist noch (!!) nicht bewiesen.“

Wer es eintwandsfrei nachweist, wird zweifellos den großen Preis der Emigrantenpresse bekommen. Dies „noch nicht“ berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Aber Scherz beiseite — wir können nicht glauben, daß ein angesehener Vertreter der nationalsten Wissenschaft wirklich etwas

Derartiges den unverdorbenen deutschen Jungens verzapft hat. Und wir glauben auch nicht, daß eine mit Recht angesehene Zeitung wie die M.N. dies als ihre redaktionsamtliche Meinung angesehen wissen will. Sie sollte aber ihren Berichterstatter einmal gehörig zurechtweisen! Vielleicht klärt uns dieser dann darüber auf, welchem Umstände wir denn überhaupt unsere leibliche Existenz verdanken, wenn es bei unsern Vorfahren üblich war, daß die Kinder ihren Eltern in den Tod zu folgen hatten. Vielleicht stammt er selbst aus einer Familie, in der die Kinderlosigkeit erblich ist. — Das Ganze ist aber leider bezeichnend dafür, mit welcher inneren Einstellung an den Zeugnissen unserer Vergangenheit herumgedeutet wird. Sollte nicht vielleicht die Meinung zunächst näher liegen, daß „möglicherweise“ die dort bei-

gesetzten Kinder mit ihren Müttern zusammen einer allgemeinen Seuche erlegen und dann gemeinsam begraben worden sind? Kommt das nicht „möglicherweise“ auch heute noch vor? Aber nein — es muß zunächst die blutrünstigste Deutung herangeholt werden.

Urwaldgermanen im Weltbad. In dem Werbeblatt des Bades Pyrmont lesen wir folgenden schönen Satz: „Hier badete der Urwaldgermane, hier rastete der römische Legionär.“ Wir schlagen vor, zur Erhöhung der Wirkung den Satz noch etwas martiger zu fassen: „Hier jubelte sich urchig der Urwaldgermane.“ Der vornehme römische Legionär gewinnt dann eine noch wirksamere Folie, und der mondänen Benutzerin der heißen Quelle wird es noch heute bei dieser Erinnerung wie wohliger Schauer über die zarte Niveauhaut laufen. Huh! Pl.



Bericht über die Mitgliederversammlung der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V. am 4. Oktober 1936 in der Pflegstätte für Germanenfunde zu Detmold

Professor Teudt begrüßte die Anwesenden und drückte seine Freude über den Zusammenschluß mit dem „Deutschen Ahnenerbe“ aus. Er bezog sich auf die außerordentliche Mitgliederversammlung in Heidelberg und feierte die Krönung der in Detmold geleiteten Arbeit durch die bevorstehende Eröffnung der Pflegstätte für Germanenfunde. Er teilte mit, daß er in der Ausschusssitzung vom 18. Januar 1936 den Vorsitz der Vereinigung aus Anlaß des Zusammenschlusses mit dem Deutschen Ahnenerbe niedergelegt habe und daß an seine Stelle der Generalsekretär des Deutschen Ahnenerbes, SS-Untersturmführer Sievers, einstimmig gewählt worden ist. Zum stellvertretenden Vorsitzenden sei der hauptamtlich an die Pflegstätte übernommene Studiendirektor Dr. Beher, Bad Dethnhausen, der nach Detmold übersiedelt, gewählt worden. Dr. Beher sei vom Deutschen Ahnenerbe als sein wissenschaftlicher Mitarbeiter und Stellvertreter berufen worden.

Dann eröffnete der Vorsitzende die Mitgliederversammlung und stellte ihre Beschlußfähigkeit fest. Er gab zu Punkt I der Tagesordnung einen Überblick über die Aufgaben des Deutschen Ahnenerbes und seiner Abteilung „Pflegstätte für Germanenfunde“, die in den Aufsätzen dieses Heftes „Was will das Deutsche Ahnenerbe“ und „Wer hat Teil am Deutschen Ahnenerbe“ ausführlich behandelt sind.

Punkt II der Tagesordnung umfaßte die zum Zwecke des Anschlusses durchzuführenden Satzungsänderungen. Die neuen Satzungen lauten:

„Satzung der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte zu Detmold e. V.

§ 1

Die Vereinigung bezweckt, die Forschungen des Deutschen Ahnenerbes e. V. Berlin, insbesondere ihre Abteilung „Pflegstätte für Germanenfunde“ mit dem Sitz in Detmold, in jeder Beziehung zu fördern.

§ 2

Die Gemeinschaft führt den Namen „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte zu Detmold e. V.“ und hat ihren Sitz in Detmold. Sie ist in das Vereinsregister des Amtsgerichts Detmold einzutragen.

§ 3

Mitglied der Vereinigung können natürliche und juristische Personen werden. Über die Aufnahme entscheidet der Vorsitzende. Die Gründe einer Ablehnung brauchen nicht bekanntgegeben zu werden.

§ 4

Die Mitgliedschaft erlischt a) durch Tod, b) durch Austritt, c) durch Ausschluß. Mit dem Verlust der Mitgliedschaft erlischt jeder Anspruch an das Vermögen oder an die Leistungen der Vereinigung. Der Austritt erfolgt durch schriftliche Anzeige an den Vorsitzenden der Vereinigung und wird wirksam zum Schluß des Kalenderjahres. Der Ausschluß eines Mitgliedes erfolgt durch den Vorsitzenden mit sofortiger Wirkung ohne Angabe von Gründen.

§ 5

Jedes Mitglied hat die vom Vorsitzenden festgesetzten Beiträge zu entrichten. Es hat das Recht, an den Veranstaltungen der Vereinigung teilzunehmen und Anträge an den Vorsitzenden zu richten. Der Vorsitzende darf in besonderen Fällen die Beiträge ermäßigen oder erlassen.

§ 6

Der Vorstand im Sinne des § 26 des BGB. ist der Vorsitzende der Vereinigung, in dessen Behinderung sein Stellvertreter. Der Vorsitzende führt alle Geschäfte der Vereinigung nach bestem Wissen und Gewissen.

§ 7

Dem Vorsitzenden des Kuratoriums des Deutschen Ahnenerbes e. V., der alleiniges Aufsichtsorgan der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte zu Detmold e. V. ist, steht die Ausübung aller mangels besonderer Vorschriften dieser Satzung nach gesetzlichen Bestimmungen der Mitgliederversammlung zustehenden Rechte, außer über die Auflösung der Vereinigung zu beschließen, zu. Insbesondere stehen ihm folgende Rechte und Pflichten zu:

1. Die Berufung und Abberufung des Vorsitzenden der Vereinigung,
2. ein Kuratorium der Vereinigung zu bilden, das beratende Aufgaben hat, und die Mitglieder des Kuratoriums zu berufen und abzuberufen,
3. Satzungsänderungen zu beschließen,
4. im Falle der Auflösung der Vereinigung über die Verwendung des Vermögens zu bestimmen.

§ 8

Das Recht über die Auflösung der Vereinigung zu beschließen, steht der Mitgliederversammlung zu. Der Auflösungsbeschluß kann nur mit Dreiviertel-Mehrheit erfolgen.

§ 9

Die Einberufung der Mitgliederversammlung erfolgt nach den Vorschriften des § 36 des BGB. Der Vorsitzende ist verpflichtet, die Mitgliederversammlung zu berufen, wenn mehr als die Hälfte aller Mitglieder die Berufung verlangt. Zur Einberufung genügt der Abdruck einer Einladung in der Zeitschrift „Germanien“.

Auf Wortmeldungen zu dem Satzungsantrag wurde allgemein verzichtet. Die verlesenen Satzungen wurden von der Mitgliederversammlung und vom Ausschuß einstimmig unter Beifall angenommen. Der Vorsitzende stellte fest, daß durch Annahme der neuen Satzungen der bisherige Ausschuß nunmehr aufgehoben ist und an seine Stelle das Kuratorium der Vereinigung tritt.

Die Versammlung beschloß darauf einstimmig zu § 7, 1 der Satzungen, den Vorsitzenden des Kuratoriums des Deutschen Ahnenerbes zu bitten, in das Kuratorium der Vereinigung den Reichsstatthalter Dr. Meyer, Professor Leudt und Bürgermeister Keller zu berufen.

In der dann zu Punkt III der Tagesordnung folgenden Aussprache kamen die Ortsgruppenleiter und Mitglieder zu Worte. Die gegebenen und durchgesprochenen Anregungen wurden vom Vorsitzenden zur Erledigung vorgemerkt. Den Ortsgruppenleitern kündigte der Vorsitzende Richtlinien für die Neuorganisation an.

Mit besonderer Genugtuung und unter lebhaftem Beifall wurden die Mitteilungen über die Preisherabsetzung der Zeitschrift sowie die wertvollen Leistungen des Verlages R. J. Koehler und die tatkräftige Förderung seines Betriebsführers Dr. von Hase aufgenommen.

Nach der allgemeinen Aussprache wurde die Versammlung geschlossen.

Pl.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. J. D. Plafmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Bierguth, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Bierguth, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Bierguth, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936

Dezember

Heft 12

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Fulzeit — heilige Zeit

Nordisch-germanischer Gottglaube lebt seit Jahrtausenden in seinen Sinnbildern. Er lebt unzerstörbar in jenen, die diese Sinnbilder schufen und die in ihnen das große Gleichnis von der ewigen Wiederkehr des Seienden und der Unzerstörbarkeit der lebendigen Kräfte erkannten, mit denen sich das All schmückt. Mit ihrem Blute und Geiste haben sie das Ahnen von dem großen Geheimnis ihren Nachfahren weitergegeben, die aus den Sinnbildern uraltes Erleben immer von neuem erweckten; die in dem Gleichnis von dem neugeborenen Kindlein das Gleichnis von der Unvergänglichkeit des Lebens erkannten und in der heiligen Mitternacht, wie die frommen angelsächsischen Seiden sie nannten, sich dem ewigen Urquell allen Lebens nahesühlten.

Sinnbilder sind mehr als Zierat, mehr als Symbole im allgemeinen Sinne. Sie sind Abbilder eines innersten Erlebens, in eine Form geprägt, die geheimnisvoll zu dem sprechen, der Blut vom Blute und Geist vom Geiste jener hat, die einst in der Urzeit aus ihrem Welterleben diese Bilder schufen. Darum sprechen sie auch heute noch zu uns, darum wecken sie in uns jenes Urerlebnis, das einmalig und ewig ist, das keiner Psychologie und keiner Entwicklung unterworfen ist, weil es unmittelbar von jenem Punkte der Seele ausgeht, in dem sich das Menschliche mit dem Göttlichen berührt.

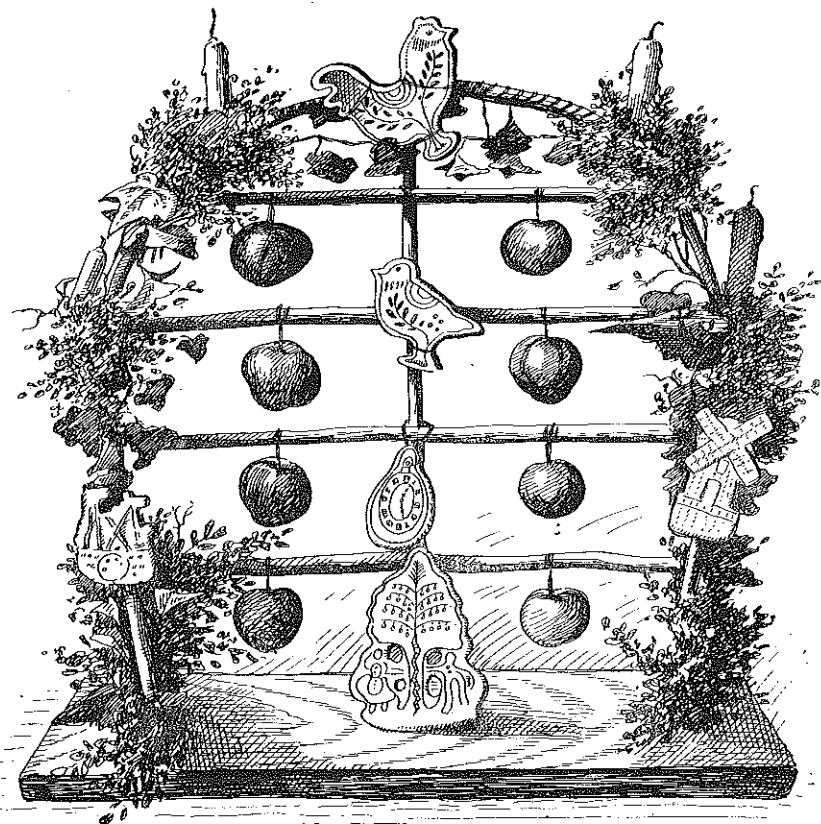
Dieses Urerlebnis ist die Geburt des Lichtes.

Dem Germanen ist alles was uns vergänglich erscheint, ein Gleichnis des großen Unvergänglichen, des Allvaters der Welt, des Lebens und unseres Seins. Unter mancherlei Bildern hat er diese ewige Wahrheit begriffen. Er fand sie im Bilde des wegelosen Wanderers wieder, der gewaltig durch die Lande fährt, und der niemals an ein Ziel kommt, weil sein Ziel ewig in ihm selber ruht. Er fand sie zugleich in dem Bilde von dem Kindlein, das in der goldenen Wiege im dunklen Grabe der Ahnen geboren wird — in der Urzeit, da die Klare schrien und heiliges Raß von den Himmelsbergen zur Erde träufte. Diese Urzeit ist ewig in ihm; zeitlos, und nur in den Zeiten der tiefsten Selbstbestimmung zum

Erleben gebracht. Darum ist ihm das Sterben und Werden eine Bürgschaft des ewigen Seins. Heilige Tage, heilige Nächte aber sind ihm jene Zeiten, in denen dies ewige Sein daran sichtbar wird, daß Tod und Leben sich berühren.

In der Vorzeit, am Rande der Arktis, hat dies Erlebnis den Nordmenschen alljährlich von neuem ergriffen und erschüttert. Wenn die Sonne, seit langem in der Finsternis unter dem Gesichtskreis versunken, zum ersten Male wieder hinter den südlichen Bergen, über dem südlichen Wintermeere aufblüht, wenn wieder das Licht in der Finsternis scheint, so wird er von übermächtiger Freude ergriffen, und eine frohe Festzeit ist der Wiedergeburt des Lichtes geweiht. Nicht anders erging es dem Bauern in der deutschen Ebene und im Gebirge: wenn ihm das neue Licht neues Leben und neues Wachsen verkündete, so fühlte er sich selbst diesem neuen Leben tief im Inneren verbunden. Der Funke des gottes- und tatfreudigen Lebens ging in ihm auf und erhob die Seele zu freier Tat und zu freiem Werke.

Dies Urlicht hat den Germanen erleuchtet und belebt, wohin er auch kam, um seine Sendung zu erfüllen. Es leuchtete in den jugendlichen Scharen des Volksfrühlings, wenn sie auszogen, dem Licht und dem Leben neues Land da draußen in Utgard zu gewinnen; es leuchtete den Krieger, die unwandelbar wie die Sonne ihre Bahn schritten, „freudig



Nordfriesisches Weihnachtsgestell

Aus der Sammlung „Deutsches Ahnenerbe“ (von Herman Wirth)

Aus Hans Strobel, Bauernbrauch im Jahreslauf (Verlag Koehler & Amelang, Leipzig)

wie ein Held zum Siegen“. Die nordischen Scharen haben es mitgebracht, als sie auf ungeheurer Weisfahrt bis in das Land von Fran kamen, und als sie den Hindufuß überstiegen.

Unvergängliche Geisteswerke kündeten dort von dem hohen Lichtglauben, der die reissigen Scharen begleitet hatte, und der nun wie aus einem Spiegel, freilich mit mancherlei Trübungen und Verzerrungen, in die nordische Heimat zurückstrahlte, als die große Götterdämmerung über dies Land der lichten Freiheit hereingebrochen war. Und weiter zeigt uns die Geschichte ein erschütterndes Bild: wie die reissigen Krieger des Nordens, von einem jugendlichen Hünen geführt, in der Grotte von Bethlechem das suchten, was doch bei ihnen selbst in der goldenen Wiege in nordischer Urzeit geboren war.

Das Licht von Norden aber hatte niemals aufgehört zu strahlen. Es leuchtete den kühnen Wikingen, wenn sie über den dunklen Schlund des Meeres ihre Kiele zu weltweiten Fahrten lenkten. Es leuchtete den Bauleuten, die aus altem, heiligem Wissen gewaltige Hallen schufen, so wie einst ihre Ahnen gewaltige Steine zu Totenhäusern für die Ahnen und zu Denkmälern ihres unvergänglichen Lebens aufgetürmt hatten. Und es strahlte in jenen deutschen Männern und Frauen, die abseits von einer fremdgeistigen Veräußerlichung das Göttliche in sich selber suchten und es in dem „Fünklein“ wiederfanden, von dem der Meister Eckehard und die anderen deutschen Mystiker sprechen.

In mancherlei Bildern hat das fromme Gemüt des Volkes die Wiedergeburt des Lichtes erlebt und von ihm gedichtet. Eines der ältesten und unvergänglichsten ist jenes von dem neugeborenen Kindlein in der goldenen Wiege, weil es dem Glauben an das sonnenhafte göttliche Leben in der Sippe wunderbaren Ausdruck gibt. Ein anderes ist das von dem wintergrünen Baum, der das Leben durch die Jahresnacht bewahrt und in den Lichtern an seinen Zweigen von neuem aufflammen läßt. Und ein drittes Bild, viel besungen in Sage und Märchen, ist die Jungfrau mit dem goldenen Haar, die in einen dunklen Turm geschlossen ist, um nach der Gefangenschaft, strahlend und leuchtend von neuem Leben, wieder auf den Zinnen zu erscheinen. Dieser Turm, in Ton gebildet, gehört zu den schönsten Sinnbildern unserer Weihnachtszeit. Ihn schmückt das Jahresrad, das heilige Jul, und das Herz, das Sinnbild germanischer Gottinnigkeit. Unten im Turme brennt ein kleines Lichtlein, das Sinnbild des Lebens in der Finsternis, bis mit dem Beginn des neuen Jahres und der Lichtwende das große Licht oben auf dem Turme entzündet wird.

So mag es einst in der Vorzeit auf den Türmen unserer Ahnen gebrannt haben, von denen nur noch eine einzige gelehrte Nachricht, aber viele Sagen und Märchen und vor allem diese Turmleuchter im Volksbrauch künden. In diesem Sinnbild haben germanische Heldengedinnung und tiefe Gemüthastigkeit ihren gemeinsamen Ausdruck gefunden. Sie

An alle SS-Führer!

Ich schenke Ihnen diesen Jul-Leuchter. Er ist nachgebildet nach einem alten aus früherer Vergangenheit unseres Volkes überkommenen Stück.

Seine Lichter sollen brennen in der Nacht der Jahreswende, nach unserem heutigen Gebrauch, vom 31. Dezember zum 1. Januar.

Das kleine Licht, das unter dem Leuchter steht, brenne als Sinnbild des zu Ende gehenden Jahres in seiner letzten Stunde.

Das große Licht flamme auf im ersten Augenblick, da das neue Jahr seinen Gang anhebt.

Es steht eine tiefe Weisheit in dem alten Brauch.

Möge jeder SS-Mann das Flämmchen des alten Jahres reinen, sauberen Herzens verlöschen sehen und erhobenen Willens das Licht des neuen Jahres entzünden können.

Das wünsche ich Ihnen und Ihrer Sippe heute und in alle Zukunft.

Heil Hitler!

K. Hummel

Widmung des Reichsführers SS an seine SS-Führer

leben heute noch in unserem deutschen Weihnachtserlebnis, an dem kein Fremdgeist jemals etwas hat verdrehen und verdunkeln können. Und weil die Schutzstaffel Adolf Hitlers vor allem die höchsten Werte der deutschen Seele zu schützen berufen ist, so hat der Reichsführer SS diesen Fülleuchter als Weihnachtsgeschenk für seine SS-Führer gewählt.

Denn wir werden nur dann einen ehernen Wall gegen alle fremdgeistige und bolsche-wistische Zersetzung bilden, wenn wir seine Fundamente in den Tiefen der deutschen Seele bauen. Es gilt, mit offenem Auge und mit liebendem Verständnis den Spuren nachzugehen, den deutscher Geist und sein tiefstes Erleben seit der Urzeit in unserem Boden, in unseren Bildern, im Dichten und Trachten unseres Volksgemütes gezeichnet haben — um auf ihnen wieder zu Blut und Geist der Väter zurückzufinden und daraus eine helle, neue, sonnenhafte Zukunft zu bauen.

Die frohe Botschaft, die uns die Ahnenseele verkündet, ist in uns auch in den dunkelsten Zeiten unserer Geschichte nie ganz verstummt. Auch die Riesengeschütze des großen Krieges haben sie nicht zum Schweigen bringen können. Wir erinnern uns noch alle, daß wir damals den Krieg nicht nach dem Tage seines Ausbruchs zählten, sondern nach den Weihnachten, die seine Dauer am fühlbarsten kennzeichneten. Unvergessen ist uns jene kalte Novembernacht bei einem brabantischen Dorfe, da wir, ein Haufe von Versprengten und von vertriebenen Deutschen mit Frauen und Kindern, um ein Feuer standen, als die letzten Reste irgendeiner Regimentskapelle Weihnachtslieder anstimmten. Es waren nicht die schlechtesten Soldaten, deren Erschütterung über das Unglück des Vaterlandes sich jetzt in dem einen Gedanken löste: Weihnachten wieder daheim zu sein. Denn gerade sie waren um die Jahreswende schon wieder dabei, als es galt, sich mit den Horden der Auflösungszeit herumzuschlagen und aus den Trümmern ein neues Deutschland aufzubauen.

Den Kampf darum haben wir auf unserem Gebiete fortgesetzt; im Kampfe darum haben wir einst diese Zeitschrift gegründet und uns zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammengefunden mit dem einen Ziel: die Erneuerung der deutschen Seele aus ihren ewigen Wurzeln.

Hugin und Munin.

Herkunft und Sinn des Lichterbaums

Von Otto Wuth

Uns mutet es heute sehr sonderbar an, daß der lichtergeschmückte Weihnachtsbaum erst seit dem 18. Jahrhundert bezeugt ist. Wir können uns ein deutsches Weihnachtsfest ohne den Tannenbaum nicht denken und neigen daher von vornherein dazu, in diesem Lichterbaum ein altes germanisches Erbgut zu sehen. Aber die Volkskunde weist streng darauf hin, daß solche Vermutungen reine Phantasien seien. Zwar gebe es Vorformen unseres Weihnachtsbaumes, die bis ins germanische Heidentum zurückreichen, aber der immergrüne Lichterbaum sei erst spät entstanden. Man müsse Lichter und Immergrün zunächst jedes für sich betrachten; dann erkenne man, daß beide nur zwei Arten der in vielfältiger Weise in der Zeit der zwölf Spuknächte des Mittwinters betriebenen Gespensterabwehr seien. Wie Räuchern, Lärmen, Glockenläuten soll auch das Immergrün (Buchs, Eibe, Wacholder, Tanne usw.) und das die ganze Nacht brennende Licht die „Dämonen“ vertreiben. Dieser Brauch des Weihnachtslichtes, das nicht auf den Baum oder Zweig gesteckt wurde, habe dann im Norden und Osten Deutschlands zu dem Weihnachtsleuchter und der Lichterkrone usw. geführt, die angeblich erst spät mit immergrünem Laub geschmückt wurden. Nur im Alemannischen des Oberrheins habe man dies gespenstervertreibende Licht auf den immergrünen Baum gesetzt. „Vielleicht war es damals (im 17. oder 18. Jahrhundert) schon ein mehr ziemlicher Gedanke, der zwei altgewohnte Erscheinungen, Weihnachtsgrün und

Weihnachtslicht, zu einer Einheit verschmolz.“ So etwa stellt in einer scharfsinnigen Abhandlung Otto Lauffer die Entwicklung des Weihnachtsbaums dar. Doch seine Schlussfolgerungen sind falsch, so gut begründet sie auf den ersten Blick erscheinen mögen.

Lauffer stellt zu Beginn richtig fest, daß der Weihnachtsbaum mit seinen Anfängen ursprünglich in den Vorstellungskreis der zwölf Nächte der Mittwinterzeit gehört und aus diesem gedeutet werden muß. „Erst dann, wenn man sich an den aus germanischen Überlieferungen entstandenen vollstümlichen Glauben der Mittwinterzeit erinnert“, gewinnt man „den richtigen Ausgangspunkt in der Beurteilung der Gesamtentwicklung.“ Leider hat Lauffer nun aber diese Mittwinterzeit nur als Gespensterzeit aufgefaßt und damit sich von vornherein den Weg zum Ursinn des Lichterbaumes versperrt. Die Mittwinterzeit ist allerdings auch Gespensterzeit, aber sie ist dies nicht ursprünglich und nicht ausschließlich. Das germanische Fest war zwar auch Totenfest, und die Ahnenseelen kamen in dieser Zeit zu den Lebenden, aber nach ursprünglich indogermanischer Anschauung sind diese Ahnen-seelen keine bösen Gespenster, sondern helfende und schützende Geister, die den Göttern nahe- stehen und die selber Götter heißen können. Heidnischer Frommsinn ehrt sie und ruft sie herbei, will sie keineswegs verschrecken. Um diese Winter Sonnenwendzeit gehen auch die Götter um, und erst christliche Missionspredigt hat Götter wie Ahnen-seelen zu ausschließlich bösen Geistern erniedrigt. In einer tiefen völkischen Schicht des Brauchtums der Winter Sonnenwende finden wir selbst noch in christlicher Zeit die Bemühung, die „Dä-monen“ herbeizulocken und keineswegs abzuwehren: die Götter und Ahnen-seelen bringen den Segen, der allein menschliches Werk fruchtbar werden läßt (vgl. hierzu Arndt, Nordische Volkskunde, 1936, S. 47 ff., insbes. 49).

Das mag hier genügen, um Lauffers Ansatzpunkt als verfehlt nachzuweisen. Grundsätzlich hat Lauffer den richtigen Ausgangspunkt zwar gesehen, ihn aber sofort auch schon verloren; ebenso hat er den Blick aufs Ganze gefordert, aber selbst nur Teile erfasst und zudem wesentliche Züge der Volksüberlieferung, die unbedingt zu berücksichtigen gewesen wären, beiseite gelassen. Auch versagt seine Deutung an einem wesentlichen Punkt. Er muß gestehen, daß er nicht ermitteln könne, „wie die Verbindung der Grünzweige mit Äpfeln und Nüssen, Backwerk und Näscherien zustande gekommen ist“. In der Tat müssen die „Dämonen“ Lauffers, die durch Äpfel und Nüsse und Honigluchen sich abschrecken lassen, höchst unsympathische Gesellen sein. Lauffer hat hier die Kleinigkeit nicht bemerkt, daß Äpfel, Nüsse und Honig Götterspeise sind.

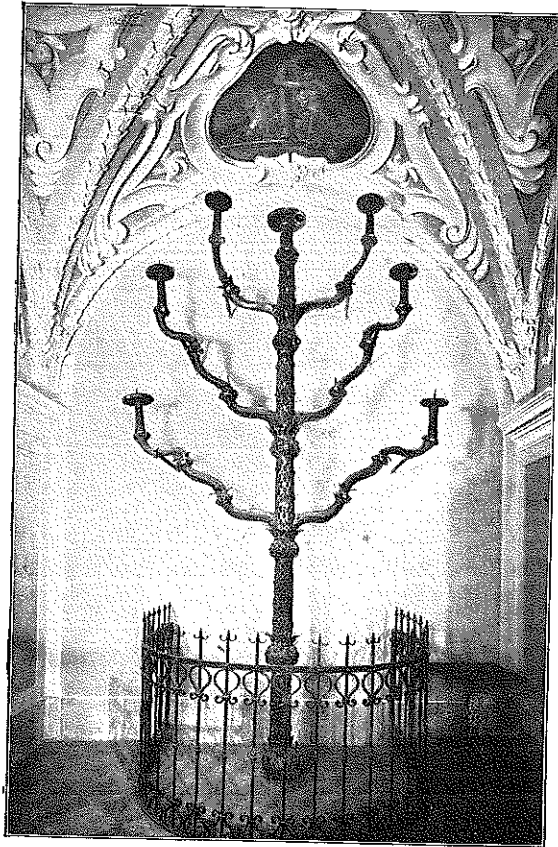
Wir sind Lauffer gegenüber der Ansicht, daß der immergrüne Baum mit Lichtern und Blumenblüten, mit Äpfeln und Nüssen, mit Honig- gebäck und glänzendem Schmuck ein ursprüngliches Ganzes ist, das nicht aus Teilen zufällig zusammengeflickt wurde. Ein Sinn erfüllt das Ganze, und das ergibt sich nicht aus sinnlos-zufälligen „Entwicklungen“. Die verschiedenen Formen des Weihnachtsbaumes, der Weihnachtspyramide, der Lichterkrone, des blühenden Zweiges (Barbarazweig) sind nur Wechselformen eines Ursymbols. Insbesondere muß man beachten, daß Blütenbaum und Lichterbaum sinnbildergleich (symbolidentisch) sind: diese Erkenntnis allein ist der Schlüssel zum Ursinn des Weihnachtsbaumes. Blüten sind Spiegelbilder der Sonne, Flammen, mit denen die Erde die Sonne anbetet. Es gibt Blumenblüten, die dem Lauf der Sonne folgen („Helio-trop“, d. i. Sonnenuhr, nämlich Sonnendrehung). Die Blüten haben häufig Sonnen- oder Ster- nen- und Flammennamen (Sonnenblumen; Sternblumen; Ästern; Phlox, d. i. Flamme; „Kerzen“ der Kastanie usw.). Wer die Dichtersprache, die die alte Symbolsprache bewahrt, einmal daraufhin beachtet, findet leicht hunderte Beispiele für die Sinnbildgleichheit von Blüte und Licht. In dem wunderbaren Gedicht „Liebesfeier“ von Lenau heißt es: „Der Lenz hat Rosen angezündet.“ Übrigens hat bereits Mannhardt darauf hingewiesen, daß Blüten und Lichter im Volksglauben einander „wechselseitig vertreten können“. Zum

Beispiel heißt es in einer Sage: „Die Kerze (in der Hand der weißen Frau) ist eine Blume gewesen.“

An Stelle des Lichterbaumes finden wir auch den Blütenbaum oder Blütenzweig im völkischen Brauchtum der Weihnachtszeit. Vielfach werden noch heute am Barbaratag (4. Dezember) Kirschzweige geschnitten und im Zimmer in Wasser gestellt. Es gilt als gutes Zeichen, wenn sie am Weihnachtsabend blühen und aus der Art des Blühens wird geweissagt. Diese Zweige werden auch geschmückt wie der Weihnachtsbaum. Sehr wichtig ist nun, daß viele Volkssagen von blühenden Bäumen der Wittwinterzeit zu erzählen wissen; darunter sind wieder die Sagen besonders bedeutsam, die von Bäumen berichten, die in der Weihnacht zugleich Blüten und Früchte tragen: das sind Sagen vom „Weihnachtsbaum“, denn der Blütenbaum und der Lichterbaum ist ein und derselbe. Gält man den Glauben an die blühenden Bäume und den Brauch des Blütenbaums für „uralt“, dann ist es auch der Lichterbaum. Außerdem wird wohl deutlich geworden sein, daß die Lichter nicht allmählich dem Baume näher gerückt sind, sondern daß seine Blüten ursprünglich zum Baum gehören wie seine Früchte. Der Weihnachtsbaum ist der Blütenbaum, der zugleich Früchte trägt: es ist der Jahr- und Weltbaum, ein Sinnbild des ewig-jungen und ewig-früchtestreuenden Lebens. Diese Früchte (Apfel, Nüsse, Honig) sind Götterspeise, die ewige Jugend, Göttlichkeit verleihen. Ebenso ist das Immergrün des Baumes Bild ewiger Jugend und unerschöpflicher Fülle. Als Segenszweig vermag der immergrüne Zweig allerdings auch Schädliches abzuwehren; aber er ist zunächst einmal Bild größter Lebensstärke.

— Diese Sinnbilder völkischen Brauchtums sind ebenso einfach wie tief und jeder vermag sie zu verstehen (ausgenommen allein den Übergelehrten). —

Die Sonnentwenden waren die Hauptfeste des germanischen Altertums; man sollte daher ihr Brauchtum nie getrennt betrachten, denn im Grunde stimmen beide Feste in ihrem Sinnbilderbestand überein und die Überlieferungen vermögen sich daher wechselseitig zu ergänzen. Diese Wendepunkte des ewigen Kreislaufs des Jahres, in dem Werden und Vergehen, Frühling und Herbst, Blüte und Frucht immer wieder einander folgen, sind gewissermaßen die Verschmelzungspunkte des Auf- und Abstiegs, des Werdens und Vergehens, in ihnen vollendet und schließt sich das Jahr und beginnt aufs neue. Die Wintersonnentwende ist das Neujahrsfest, das Fest des Todes und der Geburt der Sonne und damit das Fest der Erneuerung der Welterschöpfung; die Sommersonnentwende ist nur das kleine Spiegelbild der Wintersonnentwende. Das Kultfest der Sonnentwende ist ursprünglich



Baumleuchter in Klosterneuburg

der Ausdruck des Erlebnisses der Welterneuerung; in der heiligen Begeisterung der Feststimmung offenbart sich dem glühenden Herzen des Menschen das „goldene Herz der Welt“: daher die strömende Glanzfülle dieses Festes, daher die Verbindung mit den Ahnenseelen und die Möglichkeit der Weissagung. Das Kommen meldet sich an; wer in die Tiefe des Weltgeschehens, wo das Schicksal wächst, zu schauen vermag, vernimmt die Zeichen der Zukunft. — Der fruchttragende, immergrüne Lichterbaum ist ein herrliches Sinnbild dieses größten germanischen Kultfestes. Wie war es möglich, daß dies verkannt wurde? Unsere Gelehrten glauben nur dann wissenschaftlich zu verfahren, wenn sie „Entwicklungen“ annehmen, selbst wenn die spärlichen literarischen Belege keine ausreichende Handhabe dafür geben. Statt aufs Ganze zu sehen, den Sinn des Ganzen zu beachten und die großen Zusammenhänge aufzufassen, zerstückt man das ohnehin schon kümmerlich Überlieferte und flicht die Teile notdürftig zusammen. — Daß für den Lichterbaum kein Beleg über den Beginn des 18. Jahrhunderts zurückreicht, beweist gar nichts für das Alter des Brauches. Gerade im Alemannischen, wo die ältesten Belege herkommen, können wir ja beobachten, daß die Kirchen den Brauch befehdeten. Der „Paradiesbaum“ (mit Äpfeln und Schmutz versehener immergrüner Baum) mittelalterlicher Weihnachtsspiele ist als eine Verkirchlichung völkischen Brauchtums anzusehen. Unser Weihnachtsbaum ist nicht aus dem „Paradiesbaum“ herzuleiten, sondern beide sind als Abzweigungen des alten germanischen Fulbaumes aufzufassen, der uns literarisch nicht bezeugt ist, den wir aber mit Bestimmtheit erschließen können. Auch der Mai- und der Sonnentwende ist urgermanisch und daran zweifelt wohl niemand, obgleich wir auch dafür keine schriftlichen Belege haben. Daß die Lichter ursprünglich zum Baum gehören, wird übrigens dadurch bestätigt, daß mitunter auch Mai- und Sonnentwende mit Kerzen oder Lichtern versehen sind. Die Zeugnisse dafür stammen aus den verschiedensten Gegenden, und diese Form des Jahrbaums muß daher früher viel weiter verbreitet gewesen sein.

Im hanfischen Brauchtum in Reval und Riga ist der Tannenbaum mit Rosen als Weihnachtsbaum im 16. Jahrhundert nachweisbar; diese Sitte verschwand dort, da die protestantische Geistlichkeit sie bekämpfte, und erst im 19. Jahrhundert kommt dann der Weihnachtsbaum wieder ins Baltikum. Bezeichnenderweise kennt die hanfische Überlieferung auch einen bei feierlichen Gelegenheiten verwandten Leuchter, der „Baum“ genannt wird. Leider wird er nicht näher beschrieben; hier hätte die weitere Untersuchung einzusetzen. Es soll daher ein Hinweis wiederholt werden, den Haberlandt in der Wiener Zeitschrift für Volkskunde (1936, S. 34) gab: „Im Stift Klosterneuburg bei Wien steht ein solcher (Lichterbaum) gegenüber dem Verduner Altar, gewaltig aus Bronze gegossen und wohl noch aus dem 11. Jahrhundert stammend. Er harret der Bearbeitung durch einen Forscher der Volks- und Altertumskunde, was die Frage ein Stück weiter fördern könnte.“ Dabei wäre übrigens auch der Baumleuchter in der St. Kunibertkirche zu Köln zu beachten. Wie beim Paradiesbaum alttestamentliche Überlieferung unter dem Einfluß der Kirche mit der germanischen verknüpft wurde, so offenbar auch bei den sonderbaren Baumleuchtern der mittelalterlichen Kirchen. Der siebenarmige Leuchter des Alten Testaments ist nebenbei bemerkt auch ein Baumleuchter, die Träger der Lichter haben die Gestalt von Mandelbaumblüten. Gunkel zeigte, daß dieser Kultleuchter den Weltbaum darstellt, und Wirth machte seine indogermanische Herkunft wahrscheinlich. —

Beachten wir den Sinngehalt und die großen Zusammenhänge, so scheint der Schluß unausweichlich, daß der Lichterbaum urgermanisch ist. Der Lichter- und fruchttragende Baum ist der Baum der Fülle, der Glanz und Fruchtbarkeit verleiht. Er schenkt Verjüngung, Erneuerung, Göttlichkeit; denn Göttlichkeit ist ewige Jugend und leuchtender Glanz. Die Götter heißen im Germanischen die „Leuchtenden“, und göttliche Abstammung verrät das leuchtende Auge des Helden. Diese Leuchte ist eine von innen hervorbrechende

Sohe, das Offenbarwerden der Flammenseele. Wer in diese letzten Geheimnisse der germanischen Götter- und verborgenen Heldenmythe sich vertieft, der wird schließlich einsehen, daß das Urbild unseres weihnachtlichen Lichterbaumes im Mittelpunkt des eddischen Weltbildes steht:

„Eine Esche weiß ich / heißt Yggdrasil. / Den hohen Baum / umfließt leuchtender Glanz (aus inn hvita aure). / Von dort kommt der Tau, / der in Täler fällt. / Immergrün steht er / am Brunnen Urds“ (Gesicht der Seherin).¹

Die Springerle, eine alte Backwerkssitte in Süddeutschland

Don Lore Bidingmayer

Vielleicht ist man beim Ansehen der Bilder einen Augenblick im Zweifel, was man eigentlich vor sich hat, und ist erstaunt, zu erfahren, daß es sich um ein eigenartiges Backwerk handelt, das nicht nur jahrhundertlang zur Feier des Weihnachtsfestes, der Winter Sonnenwende gehörte, sondern das auch heute noch um diese Zeit in jedem schwäbischen Haushalt eine Selbstverständlichkeit ist.

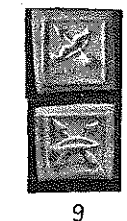
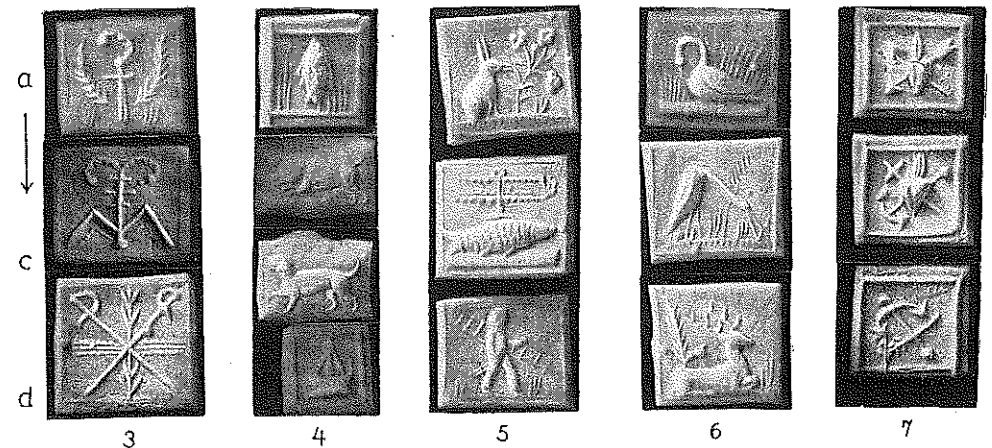
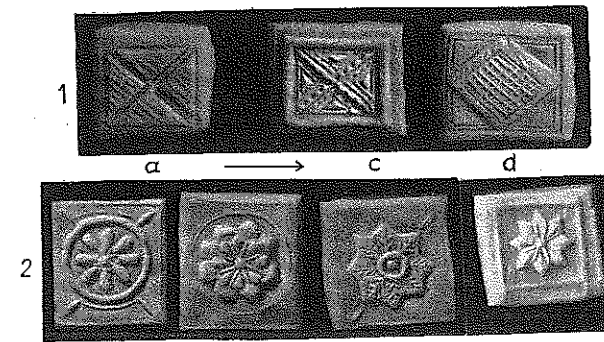
Vielfach ist in den letzten Jahren jene Erklärung der Sitte schon recht bekannt geworden, daß die „Springerle“ auf Wodan, den Reiter und Springer, zurückgehen und daher ihren Namen haben sollen. Ihm wurden ursprünglich zur Winter Sonnenwende Tieropfer gebracht, und dieser Brauch soll von der späteren Sitte, die Tiere nur noch in Teig zu backen, abgelöst worden sein. Dazu gesellte sich eine Reihe von Backformen anderer Glück- und Lebenbringender Symbole, die alle auf die Feier der Sonne als Lebensbringerin zurückgehen.

Zu diesen Springerle nun finden sich überall in Schwaben überaus viele ältere und neuere Backformen aus Holz und Ton. Die nachfolgenden Bilder stellen nur einen kleinen Ausschnitt dar, in dem versucht wurde, etwas Wesentliches zu bringen. Und das Wesentliche ist uns, in der zäh überlieferten Sitte Erinnerungen zu finden an alte, vorchristliche Vorstellungen aus germanischem Geistesleben oder solche echt deutsche, die als Symbol überzeitliche Bedeutung bewahren. Eben darum wurde auf die teilweise sehr hübschen und lebendigen zeitgenössischen Darstellungen, die immer gegenüber den anderen in der Überzahl sind, fast ganz verzichtet (ausgenommen z. B. I, 10b, ein klassizistisches Urnengrab als Hilfsmittel zur Zeitbestimmung).

Doch bei jenen, die Reste alter Symbole zu tragen scheinen, stoßen wir bei dem Versuch genauerer Bestimmung auf große Schwierigkeiten: wurde doch mit dem Eindringen der Antike und des Christentums vieles verwischt, es litt dadurch die Klarheit der Form. Dazu kommt, daß viele der vorhandenen Motive zugleich im germanischen wie auch z. B. im griechischen Mythos und überhaupt bei allen indogermanischen Völkern in ähnlicher Art geläufig sind und sich so Verwandtes mit Verwandtem mischte (z. B. III, 18¹). Wenn wir dies auch nicht als zerstörend empfinden müssen, so stört es doch die Klarheit germanischer Überlieferung.

Die ältesten Formen, die sich finden ließen, sind nicht früher als im 16. Jahrhundert entstanden, und gerade die Bildchen, die noch alte Vorstellungen zu tragen scheinen, sind oft viel jünger (z. B. die Kleinbilder von I vom Anfang des 19. Jahrhunderts). Wir

¹ Schrifttum: A. Tille, Geschichte der deutschen Weihnacht, B. 1893; L. Weiser, Jul, Stuttgart-Götha 1923; O. Rauffer, Der Weihnachtsbaum, B. 1934; F. A. Redlich, Ein neuer Beitrag zur Geschichte des Weihnachtsbaumes (Hanseisches Brauchtum in Reval und Riga), Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1935, Heft 3/4. Bei Weiser und Rauffer ist weiteres Schrifttum angegeben. Über den Ursinn der Sonnenwende vergl. Huth, Janus, Bonn 1932. Baumleuchter im Stift Klosterneuburg bei Wien



sehen daraus, daß das Alter der Form an sich eine geringe Rolle spielt, daß vielmehr der Bildinhalt allein wichtig ist. Wir müssen aber annehmen, daß wohl schon im 16. Jahrhundert nicht mehr alle Bildinhalte, die sich bis dahin hatten erhalten können, völlig verstanden wurden; sondern von dem, was einst geheiligtes Symbol war, bestand oft lediglich noch die Vorstellung als von etwas Lebens- und Glückbringendem, wie es uns z. B. scheint, als ob der ehemalige Zuleber nur noch im Ausdruck und der Bedeutung des Glücksschweinchens weiterlebe. So stehen wir auch heute wieder fragend vor Bildchen, die vor nicht zu langer Zeit noch etwas Selbstverständliches waren (z. B. 4a und 4d, 5b, Fisch und Schiff).

Gerade darum sollte jedoch auf schwer erklärliche Bilder nicht verzichtet werden. Aber wir sind gezwungen, uns mit Andeutungen zu begnügen, wenn wir jetzt die Bilder genauer ansehen:

1. Sämtliche kleine Bilder gehören zu zwei großen Formen vom Beginn des 19. Jahrhunderts, von denen der eine 104, der andere 77 solche kleine Schnitzbildchen trägt, die als Springerle für die Puppenstuben der Kinder gedacht sind. In natürlicher Größe sind sie etwa doppelt so groß.

1: Einfache, „geometrische“ Ornamente, a und b an die römische X erinnernd. Kann man bei allen dreien mit Recht an formgleiche Runen denken?

2: Rosetten und Sterne mit der Zahl 8, die auch im nordischen Zauberbuch eine Rolle spielt. Vielleicht ist die Verzierung von 2c mit Zweigchen auffällig.

3d: Sollte dieser Bischofsstab zwischen grünenden Zweigen erst ein neu eingeführtes, christliches Symbol sein? Wieviel dunkler mutet uns noch der doppelte Stab zwischen zwei Bäumen 3b an! Als Drittes zwei gekreuzte Degen über einem senkrechten Zweig: Will uns das nicht an die gekreuzten Kürschwörter des Meißner Porzellans erinnern?

4, 5, 6 bringen Sinnbilder: 6b Ahebar, der Storch, der Lebensbringer — 5a der Hase, das Tier der Fruchtbarkeit (Osterhase!) — 4c der Hund als Sinnbild der Treue — 4a Fisch, 4b Schwein, 4d Schiff als Glücksbringer, dazu gesellt sich 5c der Schornsteinfeger. Auffallend ist 5b: ein anderer Fisch, der auf seinem Rücken eine Art stilisierten Baum trägt, wie überhaupt der Baum oder auch nur Zweige in ähnlicher Stilisierung eine große Rolle spielen (vgl. 2c, 3a, 3c, 6b, 7c, 12, 13, 15, 16, 18 und auch bei 21 der Baum links). Sie galten vielfach als Symbol des neu sprießenden Lebens, das die wiederkehrende Sonne weckt.

Dazu 6a Schwan und 6c Hirsch als germanische Göttertiere.

7: zeigt einige aus einer großen Zahl ähnlicher, sehr volkstümlicher Darstellungen: 7a Herz mit Pfeilen, 7b Herz, Anker, Kreuz als die christlichen Symbole Glaube, Liebe, Hoffnung, die genau in der Art auf bäuerlichem Schmuck überaus verbreitet sind. 7c Anker mit Zweig. Dazu gehört

9: Pfeile mit Bogen, die insofern mit der Jahreswende beschwörend in Zusammenhang stehen sollen, als man damit einst über die Felder schoß, um die Saaten anzufeuern, was im heutigen Neujahrsschießen nachklingt.

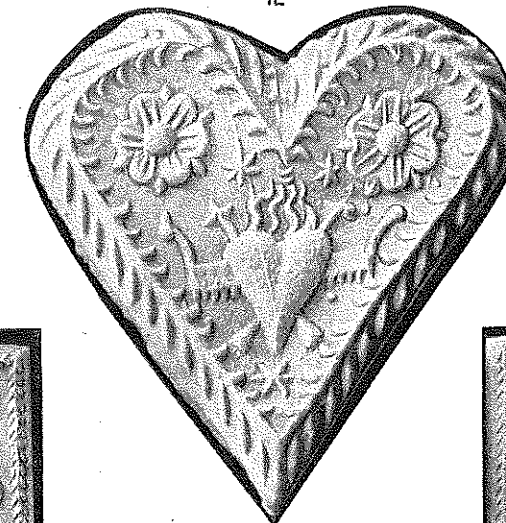
10a: als Gegenbeispiel ein Schiff ganz ohne Geheimnisse: Die Montgolfière nämlich, der 1. Luftballon von 1783, der als Sensation Abbildung fand und öfters vorkommt.

10b: ein klassizistisches Urnengrab, noch ein Bild zur Zeitbestimmung.

8: Alphabet-Tafel aus dem 17. Jahrhundert, vermutlich aus einem Kloster stammend. Man kann die Meinung hören, es sei darin etwas Ganzes, d. h. Zusammenfassendes und den Jahreslauf Beschließendes zu sehen. Fällt uns dabei nicht das alte Weihnachtslied „In dulci jubilo“ ein, wo es heißt: „Du bist A und O“? So wäre die sinnbildliche Verwendung des Alphabets nichts Neues, auch die Runenreihe ist als „heilige Reihe“ in ähnlichem Sinne verwendet worden.



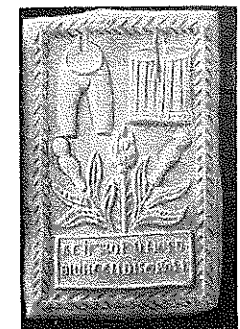
12



14



13



15

11: Dame in Ulmer Tracht aus dem 17. Jahrhundert, die des eigenartigen Rades halber aufgenommen wurde.

12: Herz aus Ulm, in städtisch feiner Ausführung; wieder sind Fische vorhanden.

14: Herz in bäuerlicher, etwas unbeholfener Form von der schwäbischen Alb.

13: Reitendes Paar mit eigenartigem Kopfschmuck, in der Ecke ein Gitter (vgl. 1c).

15: Nun ein auffallendes, uns grob anmutendes Bild, das in eigenen Worten von neuem Leben spricht: „Reifröck und Hose bringen diese Rose“ — diese Rose, deren Zweigen je ein Wickelfind entspringt.

III. 16 und 19 bringen solche Wickelfinder alleine, ein häufiges Motiv.

17: Einhorn: Wie weit hinein in die deutsche Märchenwelt werden wir von diesem Fabeltier, dem „Sinnbilde der Unbeflecktheit“, geführt? Seltsam entspringt seinem Rücken eine Blume; der Baum hat seine Wurzeln im Boden. Dazu

21: ein anderes Märchenbild, wie ein Kindlein nach dem anderen von einer Frau aus dem Wasser gefischt wird, dem „Kindlesteich“, der eine ganz geläufige Vorstellung ist.

18: Wenigstens bei diesem Bild wollen wir etwas verweilen. Dieser Hahnenreiter nämlich stellt eines der wenigen Motive dar, denen man schon genauer nachgegangen¹ ist und zu dem sich Erstaunliches fand: Auf zahlreichen antiken Gemmen ist der Hahn allein, beritten und in allerlei Zusammenstellungen dargestellt (die Gemmen wurden in Fingerringen oder als Halschmuck als eine Art Amulett getragen). Dazu erscheint mitten in Schwaben eine solch berittene Hahnenfigur in dem „Schiermaiers Guller“, einem alten, kunstvollen Kostüm mit geschnitzter Gesichtsmaske aus den Rottweiler Fastnachtsumzügen, das als eines von vielen anderen von einem Erwachsenen getragen wurde und wird. Heute noch finden nämlich diese Umzüge nach alter Art alljährlich an der Fastnacht statt. Zweifellos sind sie eine unbewusste Fortsetzung uralter germanischer Prozessionen zur Feier des Frühlingsanfanges. Ganz abgesehen von diesem mehrfachen Vorkommen spielt der Hahn in der mittelalterlichen Astrologie als Attribut des Planetengottes Merkur eine große Rolle. In den antiken Formen wie in der deutsch-germanischen Gestalt ließ sich der Hahn als Symbol der Fruchtbarkeit und der Streitbarkeit leicht erkennen und scheint in diesen Eigenschaften eine große Bedeutung als Segenssymbol besessen zu haben. So lag es nahe, bei diesem Auftreten des Hahnes an Stellen, die zeit- und wesensverschieden sind, auf ursprünglich gemeinsame Symbolik und gemeinsamen Kult in vorgermanischen und vorgriechischen Zeiten zu schließen. — Unserer bisherigen Symbolik des neuen Lebens fügt sich dieses Bild der Fruchtbarkeit dem Sinne nach ja leicht ein und so sehen wir bei unserer Hahnenreiterin, so zeitgebunden ihr Anzug auch sein mag, ein wenig klarer in Tiefen zurück, die uns bei den anderen verschlossen bleiben mußten. Angeführt sei noch, daß bei gewissen Darstellungen der Hahn sogar menschliche Gesichtszüge trägt.

20: ein Mädchen holt Wasser am Brunnen, wobei uns der Brunnen wichtig ist. Heute noch wird auf dem Lande an Neujahr darüber geblasen, ein Zeichen, daß daran noch ein Rest alten Glaubens hängt.

22: Alideutsche Spinnerin, noch mit Spindel.

23: Der erlöste Jonas steigt aus dem Walfisch —: ein Beispiel zum Schluß von vielen gleichartigen, aber eines, das, wenn man so will, auch ein Motiv der Rückkehr des Lebens zeigt.

Wir sind am Ende unserer kurzen Bilderreihe, die in ihren sinnbildlichen Darstellungen von zerbrockelten, verschwommenen Überlieferungen nicht vieles bringen konnte, die aber hier und da einen kleinen Blick öffnen wollte in eine lebendige Vergangenheit, die unser Eigentum ist.

¹ Genane Bearbeitung dieses Motivs findet sich in der Arbeit: Fastnachtssbilder auf Rottweiler Kirchstuhlswangen, von Dr. Walzer, Schwäbisches Heimatbuch, 1935, Stuttgart.



16



17



18



19



20



21



22



23

Die volkstümlichen Gestalten der deutschen Weihnachtszeit

Don Werner Köhler

„Die Anerkennung des antiken Erbes, das in unserer Volkskultur lebendig ist, hat stets zu den stolzeſten und freimütigſten Bekenntniſſen der deutſchen Volkskunde gehört; mit der Geſchichte unſerer Bildung und Forſchung aber hängt es zuſammen, wenn dieſer Einfluß der Antike meiſt überſchätzt wurde.“ Unter großer Zuſtimmung einer ſachkundigen Zuhörerschaft hat dieſe Worte vor kurzem ein junger Leipziger Gelehrter, Prof. Dr. Bruno Schier, auf dem Volkskundetag zu Bremen geſprochen. Sie paſſen in weſentlichen Punkten auch auf andere Gebiete der deutſchen Volkskunde, ſo auch auf die Geſchichte der volkstümlichen Geſtalten der deutſchen Weihnachtszeit! Wir brauchen in den klugen Worten Schiers „antik“ nur durch „chriſtlich“ zu erſetzen.

Es wäre töricht und unrecht, den ſtarke Einfluß des Chriſtentums auf Glaube, Anſchauung, Sitte und Brauch unſeres Volkes zu leugnen oder zu unterſchätzen; 700 bis 1200

Jahre teils ſtiller beharlicher, teils aber auch eifernder und ſtrafender Einflußnahme kluger Kleriker haben viele vorchriſtliche Bräuche und manchen alten Glauben entweder völlig verdrängt, oder aber in die Ebene des Geiſterhaften hinabgedrängt. Daß wir im Grunde auch heute noch Heiden ſeien, das iſt uns vor gar nicht langer Zeit von kirchlicher Seite aus bei dem Streit um den brennenden Lichterbaum wieder einmal recht deutlich geſagt worden!

Wenn wir auf die vielen alten Vorſtellungen eingehen, aus denen die bis zum heutigen Tage völlig lebendigen Geſtalten der deutſchen Weihnachtszeit erwachſen ſind, ſo befinden wir uns dabei in guter Geſellſchaft! Auf dem oben erwähnten Volkskundetag in Bremen hat A. Spamer darauf hingewieſen, daß die Geſtalten der deutſchen Weihnachtszeit germaniſche Rückbildungen der chriſtlichen Erſcheinung ſind. Der heilige Nikolaus erſcheint nach ihm erſt ziemlich ſpät, nämlich im 15. Jahrhundert, allgemein im Brauchtum. Dabei treten die alten, überkommenen Geſtalten als Geiſter wieder hervor; der „rauhe Percht“, der Ruprecht, wird von der chriſtlichen Kirche zum „Knecht“ Ruprecht gemacht. Soweit Spamer. Auch Otto Lauffer bemerkt in ſeiner „Niederdeutſchen Volkskunde“, daß alter germaniſcher Brauch, chriſtliche Anſchauung und neu entſtandene Sitte ſich auf das Weihnachtsfeſt zuſam-

mengedrängt und daß Reſte heidniſcher Umzüge ſich erhalten haben, obgleich ſie ſchon ſeit dem frühen Mittelalter durch geiſtliche und weltliche Obrigkeiten immer wieder unterdrückt worden ſind.

Dieſe heidniſchen Umzüge nun ſind es, bei denen wir zum erſtenmal in der Geſchichte der deutſchen Weihnachtsgedanken feſten Boden unter den Füßen haben. Der 6. Dezember, bekanntlich der Tag, der von der chriſtlichen Kirche dem heiligen Nikolaus geweiht iſt — auch im proteſtantiſchen Kalender heißt der 6. 12. Nikolaus! —, iſt nämlich gleichzeitig der Tag der erſten Rauhnacht! (M. W. iſt darauf biſher noch nicht hingewieſen worden!) In den Rauhnächten gehen bekanntlich die Perchten um, laufen quer über die Felder, tanzen lärmend durch Dorf und Gehöft. Dieſes Perchtenlaufen iſt zweifellos weit verbreitet und zu kult-iſchen Umzügen ausgeſtaltet geweſen, denn die Kirche verbietet bereits im 7. Jahrhundert das „Laufen über die Felder in zerriffenen Kleidern“. Daß das Verbot aber nicht überall durchgeführt worden iſt, bzw. heimlich umgangen wurde, beweist uns u. a. eine gute, geſchnittene Perchtenmaſke des 18. Jahrhunderts aus Partenkirchen, die ſich im Schloß Bellevue zu Berlin befindet und ausdrück-lich als „Perchtenmaſke aus einem Nikolausſpiel“ bezeichnet wird. Hier iſt alſo in eine Art Volksſchauspiel — ein Nikolausſpiel — die alte heidniſche Geſtalt, die von der Kirche nicht überwunden werden konnte, hineingenommen worden. Dem aufmerkſamen Beobachter kann nicht entgehen, daß die chriſtlichen Geſtalten dieſer weihnachtlichen Spiele in ihrer Tätigkeit und in ihrer Wichtigkeit für den Spielablauf meiſt hinter den alten volkstümlichen Geſtalten zurücktreten; ja, daß ſie ſich ſogar häufig mit ſtummen Rollen begnügen und ſchon dadurch als jüngere Zutaten erweiſen. (Auf dieſe Beobachtung wurde auch ſeinerzeit in einem der volkstümlichen Vorträge im Archäologiſchen Inſtitut zu Berlin hingewieſen.)

Die meiſten der volkstümlichen Weihnachtsgedanken ſind irgendwie ſchreckhaft, bedrohend, geiſterhaft. Das hängt wohl damit zuſammen, daß die Kirche ſie ins Geiſterhafte verweiſen, aber doch nicht reſtlos verdrängen konnte. Da iſt z. B. der Kinderfrefſer, in Deutſchland als Kinderfrefſer noch bis auf den heutigen Tag als ſogenanntes „ſüddeutſches Marzipan“



Der Kinderfresser. Süddeutſches Fliegendes Blatt aus dem 17. oder 18. Jahrhundert. Aus Augsburg



Der Kinderfresser. Süddeutſches — nürnbergiſches — Weihnachtsgedächtnis. Noch im Jahre 1929 zur Weihnachtszeit in Nürnberg gekauft. Die Form ſtammt aus dem 17. oder 18. Jahrhundert (eher noch wohl aus dem 17.).



Die Buzenbercht, die die ungezogenen Mädchen holt. Deutscher Holzschnitt, Fliegendes Blatt, 17. — 18. Jahrhundert. Aus Süddeutschland

— ein Eierschaumgebäck auf dem Nürnberger Weihnachtsmarkt, der dort Christkindlmarkt heißt —, käuflich. Dieser Kindlifresser, der die bösen Kinder, meist die Knaben, gleich reihenweise verschlingt, steht in Bern auf einem der schönen Brunnen, die so recht ein Wahrzeichen dieser alten Stadt bilden. Die Berner Brunnen, meist zwischen 1540—50 entstanden, sind von jeher eine Angelegenheit der ganzen Stadt gewesen, zu ihrer Errichtung hatten sich besondere Genossenschaften gebildet. So kommt es, daß bei den Berner Brunnen die volkstümlichen Motive überwiegen und die klassische und biblische Belesenheit der Stadtväter zurücktrat. Ein deutsches fliegendes Blatt des 17./18. Jahrhunderts wiederholt das Kinderfresser-Motiv.

Das weibliche Gegenstück zum Kinderfresser ist die „Buzenbercht“, die in ihrem Tragekorb vor allem die ungezogenen Mädchen mit sich nahm, aber auch auf einem Blatt des ausgehenden 18. Jahrhunderts dem ungezogenen Jungen die Hosen abgezogen hat. Sie ist aber nicht nur böse, sondern hat auch einen Korb mit Puppen und Aufknauern — einem alten Nürnberger Spielzeug — bei sich. Ihr Name setzt sich zusammen aus „Buzen“ und „Berchta“. Also die Geisterperchta, denn „buzentweis“ = geisterhaft, kommt (Hintweis von Dr. O. Pfaffmann) bereits bei Walther von der Vogelweide vor. Und Berchta, deren Existenz zuweilen angezweifelt wird, steckt ja wohl schon im alten Ortsnamen Berchtesgaden. Die Buzenbercht ist beim Grafen Pocci, dem liebenswerten Kinderfreund, im Jahre 1867 bereits ein gebeugtes altes Weiblein mit einem großen Tragekorb geworden, die einen kleinen Weihnachtsengel oder gar das Christkind auf ihrem Buckel trägt, wäh-

Der Weihnachtsmann im Elsaß kommt mit brennenden Lichterbäumchen, auf dem Kopfe trägt er einen kleinen Ziegel mit Feuer (dem Zulfener ??). Seine Begleiter sind Nebel- und Schneegeister. Deutsche Radierung um 1840



rend die Kinder hinter ihr her laufen und von ihrem lebendigen Gepäck Äpfel zugeworfen bekommen.

Der Weihnachtsmann, Knecht Ruprecht, Hans Ruprecht, Pelzmärtel, Pelzmärtel-Nikolaus, und wie die Gestalt sonst noch mit hundert Namen heißt, ist ebenfalls wieder aus vielen Einzelzügen zusammengewachsen. Märtel = Martin heißt er überall im Fränkischen, im Gebiet der alten Martinskirchen, die, vielfach auf Hügeln germanischer Götterverehrung stehend, das Gebiet der Franken begrenzen. Und daß er den Pelz trägt, das hängt wohl doch mit der Vermummung zusammen, die die Kirche bereits vor 1300 Jahren unterlag. Er kommt sonderbarerweise alle Donnerstage der Weihnachtszeit — der Donnerstag ist überhaupt der Tag, an dem die Weihnachtsbräuche ausgeübt werden —, klopft an oder wirft Erbsen an die Fenster, läßt Äpfel und Rüsse in die Stuben einrollen. Auf einem Bilde der 1840er Jahre hat er noch sehr viel vom Waldgeist an sich und trägt einen Quersack, vorn für die Geschenke, hinten für die bösen Buben.

Recht bemerkenswert erscheint eine Abbildung des elsässischen Weihnachtsmannes auf einem radierten Blatt der gleichen 1840er Jahre. Der Gabenbringer trägt nämlich auf dem Haupte ein Töpfchen mit Feuerbrand und hinter ihm erscheinen schemenhafte Gestalten, Eis- und Nebelgeister.

So bricht bei all diesen Figuren, die mehr oder minder im ganzen deutschen Sprachgebiet noch umgehen, die alte germanische Herkunft durch, — sicher zusammengewachsen mit vielen anderen Vorstellungen, aber dem forschenden Auge doch noch erkennbar.



Der heilige Nikolaus mit seinem Knecht. Kalender-Kupfer von J. J. Mettenleiter, um 1800. Mettenleiter hat viele Kalender-, Almanach- und Schulbuchillustrationen geliefert. Auch hier ist die aktive Rolle völlig bei dem Knecht oder Begleiter, während der Heilige ziemlich unbeteiligt dabeisteht



Der Nürnberger Urbansritt mit dem ausgeputzten Bäumchen, das einer der Vorläufer unseres bekanntlich als „heidnisch“ von der römischen Kirche bezeichneten Weihnachtsbaumes sein dürfte. Holzschnitt nach einer aquarellierten Federzeichnung der Nürnberger Städtischen Bucherei. Das Original stammt aus dem 16. Jahrhundert

Und ebenso, wie die deutschen Weihnachtsgestalten aus mehr als einer Quelle kamen, so steht es auch mit unserem verkehrten „heidnischen“ Weihnachtslichterbaum. Eine wenig bekannte Abbildung, eine aquarellierte Nürnberger Federzeichnung des 16. Jahrhunderts sei hier genannt. Sie zeigt den Urbansritt, der in Nürnberg bis mindestens ins 18. Jahrhundert hinein geübt wurde. Der Heilige Urban ist bekanntlich der Patron aller der Leute, die irgend etwas mit dem Wein, seiner Zucht und Pflege zu tun haben. Dieser Heilige zog in Nürnberg auf dem Rosse sitzend, in der Hand den Kelch mit Wein, im festlichen Umgang durch die Stadt. Vor ihm trug man einen ausgeputzten Baum, mit Lebkuchen, kleinen Geschenken, z. B. Spiegeln usw. behangen. Sollte nicht hier einer der Ursprünge des deutschen Weihnachtsbaumes zu suchen sein?

Neues vom alten Wodan

Don J. D. Plafmann

Im Novemberheft 1933 dieser Zeitschrift hatte ich Mitteilung gemacht von einem Brauche, der noch in Westpreußen geübt wird: Wenn auf dem Hofe ein Stück Jungvieh geboren war, so nahm die Großmutter die Eihaut, Haam genannt, mit einer Gabel (Heu- oder Mistgabel) und hängte sie in einem Apfelbaum des Gartens auf die Äste. Als der Gemährsmann sie fragte, warum sie das tue, entgegnete sie nur: „Das ist der Wod.“ Krähen und Raben fraßen dann den „Haam“ auf.

Ich hatte damals darauf hingewiesen, daß es sich hier sicher um ein altes Wodansopfer handele, zumal dem Wodan ja seine Opfergaben durch Aufhängen an Bäumen dargebracht wurden (auch das Erhängen als Gerichtsstrafe war ein Sühneopfer an den Gott). Die Raben (heute meist Krähen) verzehren als Wodes Vögel das Opfer. Jedenfalls ist es einer der seltenen Fälle, daß heute noch im Volksmunde mit einer alten Sinnverbindung auch der Name einer altgermanischen Gottheit fortlebt — sehr im Widerspruch mit gelehrten Meinungen, die diese Welt als längst und vollständig untergegangen ausgeben. Die Mitteilung hat inzwischen zahlreiche Ergänzungen gefunden, und es zeigt sich, daß nicht nur der Brauch, sondern in einzelnen Fällen auch der Name „Wod“ noch bis heute erhalten ist. Ich lasse die Mitteilungen, die uns fast durch ganz Deutschland führen, nachstehend folgen.

F. Hende in Königsberg i. Pr. schreibt:

In Ratangen, der Landschaft südlich des unteren Pregels, wurden im Plattdeutschen die Eihäute oder die Nachgeburt, „de Hame“ (dumpfes a, nach o gezogen) genannt, hochdeutsch Hamen, hinter den Stall getragen und dort meistens von den Hunden aufgefressen. Ob der Brauch noch heute geübt wird, ist allerdings nicht bekannt. — Hier haben wir also nur noch die letzte Stufe der Entwicklung. Dagegen ist er im niederfächsischen Gebiet noch weit verbreitet, wie Theodor Finmann in Altona mitteilt. In der Lüneburger Heide wird besonders auf abgelegenen Höfen die Nachgeburt (Ham) der Kuh um die Äste einer alten Eiche nahe bei dem Viehstall geschlungen, wo Krähen und Raben sie sich holen. „Dat is de Wod“, sagt der Heidjer, ohne dabei an Wodan zu denken. Der Grund ist unbekannt, es geschieht, weil es eben seit unbordenklichen Zeiten so gemacht worden ist. In allen anderen Gegenden nimmt man die Nachgeburt des Pferdes, während die des Viehs (Rindviehs) stets vergraben wird. So wird in Niederhessen (Bezirk Kassel) und in der Provinz Sachsen nur der Hamen des Pferdes an die Außenwand des Stalles gehängt; dort glaubt man damit das Gedeihen von Stute und Füllen zu sichern.

In Teilen von Holstein wie auch im Jeberland mußte, wie Finmann weiter mitteilt,

die Nachgeburt des Pferdes besonders hoch an einen Baum gehängt werden, damit das junge Pferd auch später den Kopf hochtrage, worauf ja großes Gewicht gelegt wird. Das ist ein Deutungsversuch, der ziemlich vereinzelt ist. In der Gegend von Bremen wurde ebenfalls nur der Haken vom Pferde an die Äste einer Eiche gehängt, damit das Fohlen gut gedeiht. Im südwestlichen Mecklenburg wählte man dagegen einen Obstbaum, besonders den Pflaumenbaum, zum guten Gedeihen von Stute und Füllen. Es muß also offenbar ein fruchttragender Baum sein, wie er ja auch schon in germanischer Zeit zum Schneiden der Rossstäbe benutzt wurde. Anscheinend hat nie jemand über den Sinn des Brauches nachgedacht, er wurde ausgeführt, weil es von alters so Sitte war. Man umging vielleicht, wie Finmann meint, das bei Einführung des Christentums erlassene strenge Verbot, Pferde zu opfern, indem man nur jene Teile den heiligen Raben des Gottes zum Opfer weihte.

Von demselben Brauch berichtet Wilhelm Wesemeyer in Halle aus seiner Heimat Jvenrode, Kreis Neuhaubensleben. Auch dort wird nur der „Saam“ von Pferden geopfert, andere Tiere haben diesen Vorzug nicht. Der Brauch ist zwar nicht mehr allgemein, aber noch bei sehr vielen Bauern üblich.

Amtsgerichtsrat Schöhusen in Rühringen stellt eine Anzahl von Mitteilungen zusammen, die dem Buche von L. Straderjahn, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg (Oldenburg 1919) entnommen sind. Es heißt da (S. 55): „Wenn Hunde eines Pferdes Nachgeburt fressen, werden sie toll.“ Hier kann noch der Gedanke an den „Wuterreger“ Wodan hineinspielen. Auch hier heißt es (S. 144): „Die Nachgeburt der Pferde muß man an einen Baum hängen, dann trägt das Füllen den Kopf hoch — sonst stirbt es oder gedeiht wenigstens nicht.“ In Döllingen sagen viele (S. 124): „Der Baum müsse eine Eiche“, andere (Schönemoor), „er müsse eine Eiche sein“; in den Marschen, wo es keine Eichen gibt, wählt man regelmäßig eine Esche. Die Nachgeburt hängt bis zum nächsten Jahre. Das Kopfhochtragen wird auch so erklärt, das Füllen werde eine vorteilhafte, stolze Haltung annehmen. Der Brauch des Aufhängens ist nachzuweisen in Butjadingen, friesischer Wede bis nach Ostfriesland hinein, Goldenstedt und dem benachbarten Hannover, Rneheim bei Cloppenburg. An mehreren Orten ist der Brauch jetzt (beim Erscheinen der 1. Auflage 1867) unbekannt, aber früher bekannt gewesen (Dyke, Großenkneten usw.). In Goldenstedt wählt man einen Baum, der einen passenden abgestorbenen Zweig trägt, und dieser wird dann Jahr auf Jahr benutzt. (Der „dürre Zweig“ spielt im Rechtsbrauch auch eine entsprechende Rolle! Pl.) Die Nachgeburt bleibt darauf hängen, bis sie von selbst verschwindet. Wer den Brauch nicht kennt, glaubt, ein altes verwittertes Leder wäre dort aufgehängt. Offenbar diente dies auch dem Gedeihen des Baumes selbst, denn es wird ausdrücklich betont: „Damit ein Obstbaum gut trage, muß man ihn schlagen (der „Schlag mit der Lebensrute“? Pl.) oder die Nachgeburt eines Pferdes hineinhängen“ (Jeverland). Der Verfasser stellt es noch als fraglich hin, welcher Gottheit dieser Gegenstand geweiht war; der an einzelnen Orten erhaltene Name weist aber eindeutig auf Wodan hin. Schöhusen kennt den Brauch noch aus eigener Anschauung aus seiner Heimat Altenhunteorf, 13 Kilometer östlich von Oldenburg, wo die Nachgeburt der Pferde mit einer Mistgabel in einen Eschenbaum gehängt wurde.

Zu dem dünnen Ast ist noch zu bemerken, daß nach der verbreiteten Sage von der Wiederkehr des Helden (Kaiser Rothbart, Dietrich von Bern) dieser seinen Schild an den dünnen Baum hängen wird, der dann wieder grünen soll.

Dr. E. H. Mahmann in Hoyer, Bezirk Osnabrück, teilt mit: Ich kenne denselben Volksbrauch aus der Umgegend von Barrel, Grafschaft Diepholz. Dort sah ich ihn mehrfach ausgeführt, zum letzten Male noch im Frühjahr 1931 auf dem Bauernhofe Stegmann in Dörrieh bei Barrel. Dort wird, wenn ein Kalb geboren ist, die Eihaut der Kuh, „dat Lüg“ oder neuerdings einfach „Dred“ genannt, in Eichenbäumen aufgehängt, und

zwar „bör de Kraien“, die sie dann in etwa vierzehn Tagen verzehrt haben. Oft habe ich Bauern nach dem Woher und Warum gefragt; immer aber bekam ich dieselbe Antwort: „Dat is jümmer so wäsen.“

Adolf Fricke in Bremerode berichtet: Ungefähr das erste, was ich hier sah, als ich im Jahre 1896 hierher kam, war der hochbetagte Hofmeister, der mit einer langen Heufork die Nachgeburt einer Stute im Garten hinter der Scheune auf einen dünnen Ast hängte, über drei bis vier alte, vertrocknete und von der Witterung ausgebleichte Nachgeburten aus den Jahren vorher. Auf meine Frage nach dem Warum bekam ich die trockene Antwort: „Dat mott sau sin.“ Bei Kühen habe ich nie etwas darüber gehört. Eine geborene Ostfriesin teilte mir mit, daß auf ihrem väterlichen Hofe in Nortmoor bei Leer die Nachgeburt der Stute „Saam“ hieß und in einem Baum (sie glaubt in einer Eiche) aufgehängt wurde, damit das Fohlen später den Kopf gut trägt. Die Nachgeburt der Kuh heißt in Ostfriesland „Lüg“ und wird nicht aufgehängt. Also auch hier eine mindere Bewertung der Kuh gegenüber dem Roß.

In Holland ist der Brauch genau der gleiche, wie Dr. Nachenius aus Bennekom in Gelberland berichtet, wo ein alter Mann als Bauernknecht bei den Bauern immer die Eihaut eines Fohlens — auch hier Saam genannt — in einem Baum aufhängen mußte, „damit das Pferd später den Kopf hochhalten soll. Darum braucht man es nicht für ein Kalb zu tun“, meinte der Alte, „da eine Kuh sowieso den Kopf nicht hochhält“. Im übrigen fraßen das Opfer, wie er sagte, die Krähen oder es vertrocknete. Der Alte brachte übrigens den Brauch selbst in Verbindung mit der sogenannten „Glückschaube“; er meinte, wenn ein Kind „met de helm“ geboren worden wäre, so hätte man diese Haut für sehr viel Geld an die Offiziere verkauft, damit sie „kugelfrei“ würden. Das ist besonders überraschend, denn es muß noch auf den Glauben zurückgehen, daß „der Wod“ auch in dem ihm geweihten Opfer die Macht hat, seine Schützlinge in der Schlacht zu schützen — also ein ganz uralter Glaube. Das Kind aber, das mit der „Glückschaube“ geboren wurde, war heiligt; es mußte, wenn einer starb, später als Erwachsener bei Nacht die Sperrbäume auf den Wegen öffnen, der Todesfall wurde ihm vorher im Schlaf offenbart. Das erinnert merkwürdig an die eddische Vorstellung, daß Odin die Seinen schon vorher die Helden schauen läßt, die im Kampfe fallen werden. Müssen die Sperrbäume geöffnet werden, damit Wodans Heer, das den neuen Einherier abholt, freien Durchzug hat? Auch das würde uralter Vorstellung entsprechen.

Ein Nachklang des alten Brauches findet sich auch noch in Franken, wie Georg Meuner aus Nürnberg berichtet: Wenn bei uns ein Schwein geschlachtet wird, so schneidet der Metzger beim Zerlegen des Tieres den Nabel heraus, der nach altem Glauben der Sitz des Lebens sein soll. Dabei ist er durchaus nicht auf ein sorgfältiges Herauslösen bedacht, sondern läßt ziemlich viel Speck mitgehen. Während nun andere Abfälle auf die Dungstätte geworfen oder an Hund und Katze gegeben werden, hängt man den Nabel auf einen Baum, „für die Vögel“, wie man sagt. Irigendwelche Benennungen sind bei diesem Brauche nicht mehr erhalten; er beschränkt sich aber nicht etwa auf einige entlegene Dörfer, sondern wird allenthalben auch in den Städten ausgeübt, soweit es sich nicht um gewerbliche Schlachtungen handelt.

R. Wehrhan in Frankfurt am Main gibt uns einen Überblick über die entsprechenden Bräuche bei den Angelsachsen: „Den Mitteilungen über das Aufhängen von Gebeide teilen als Opfer (vgl. Germanien 1936, S. 56 f.) kann ich noch hinzufügen, daß sich auch in England ein Rest dieser Hängeopfer als weitverbreitete Volkssitte erhalten hat. Bei den alten heidnischen Opfern wurden bestimmte Eingeweide, Teile des eßbaren Opfertieres und ganze Opfertiere, die man nicht verspeiste, an Bäumen aufgehängt. Schon das Konzil von London verbot im Jahre 1075 u. a., daß man die Gebeine getöteter Tiere aufhänge. Das Verbot besagte gleichzeitig, warum das geschah, nämlich um Vieh-

seuchen abzuwehren. Wie zähe sich dieser Glaube erhalten hat, geht daraus hervor, daß nach der englischen Volkssitte heute noch Tiere und Tierteile aufgehängt werden mit der bewußt ausgesprochenen Absicht, Seuchen zu verhindern. Zur Zeit des Königs Eduard I. (1272—1307) wurden an einer Seuche verendete Hirsche im Forste des Königs an gegabelten Ästen von Waldbäumen aufgehängt, um der Seuche zu wehren. E. A. Philippsen, der das mitteilt (Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen. Kölner Anglistische Arbeiten, herausgegeben von H. Schöffler, IV, Seite 199), fügt einige weitere Nachrichten aus neuerer Zeit hinzu. So wirft man noch jetzt in Norfolk die Nachgeburt der Schafe auf die Bäume. Der Forscher Baring-Gould sah zwei Pferde und drei Kälber an einem Baume bei Ditchling Beacon in Suffex hängen, wo man sagt: es soll für das Vieh gut sein und Unglück abwenden. Der Volkskundler Higgins berichtete, daß er im Mai 1893 zwischen Canterbury und Margate in Westbere Court (früher Island Road Farm) das Skelett eines Schafes auf einem Baume hinter dem Hause fand. Das Schaf hing an einem gegabelten Zweige. Am Anfang des Jahres waren mehrere Schafe erkrankt und verendet. Der Schäfer hatte eines genommen und in den Baum gehängt — der Schäfer sagte, daß sie oft tote Schafe in den Baum hingen — es hätte immer geholfen.

Schon die weite Verbreitung des Brauches bestätigt, daß es sich um alten Glauben handelt, ganz abgesehen davon, daß das durch die oben angeführten Mitteilungen aus dem 11. und 13. Jahrhundert noch ausdrücklich bestätigt wird. Zugleich handelt es sich wieder um ein redendes Zeugnis für die Zähigkeit und Treue der Überlieferung.

Zu diesen alten Zeugnissen kann ich nun noch ein älteres beibringen, das uns wohl am nächsten an den ursprünglichen Sinn des Brauches herankührt und auch den Namen Wodan erklärt. In der Lebensbeschreibung des heiligen Barbatus von Benevent (übrigens des einzigen langobardischen Heiligen), der zur Zeit des langobardischen Königs Grimwald (662—671) in Italien lebte, wird von einem Brauche berichtet, der noch zu seinen Lebzeiten bestand: „Obwohl die Langobarden damals bereits das Wasserbad der Taufe empfangen hatten, hielten sie doch noch an dem alten Brauch des Heidentums und beugten sich vor dem Bilde einer Schlange, statt, wie sie hätten tun sollen, vor ihrem Schöpfer. (Die Odil-Schlange war das Sinnbild der Langobarden.) Außerdem verehrten sie auch einen Baum, der nicht weit von den Mauern von Benevent stand, als heilig; sie hängten ein Fell daran auf, ritten dann alle zusammen um die Wette hinweg, so daß die Pferde von den Sporen bluteten, warfen mitten im Lauf mit den Wurfspeisen rückwärts nach dem Fell und erhielten dann jeder einen kleinen Teil davon zum Verzehren. Und dieser Ort heißt heute noch *Botum*.“

Dies *Botum* hat nun schon Jakob Grimm für eine irrtümliche Lesart des Schreibers gehalten, der das langobardische Wodan nicht mehr verstand und der denn auch törichterweise hinzusetzt „quia stulte illic persolvebant vota“ — „weil sie dort törichterweise Opfer (vota) brachten“. Der Vergleich mit dem oben angeführten Tatsachenstoff beweist aber, daß Grimm hier, wie so oft, mit sicherem Blicke das Richtige erkannt hatte: das Fell an dem Baume war offenbar von einem Opfertier und entspricht nach dem Sinne und Brauche genau dem „Saam“ der heutigen Zeit, und wie dieser wurde es offenbar selbst „Wodan“ genannt, wovon dann der ganze Baum den Namen erhielt. Daß die Teile nachher verzehrt wurden, entspricht genau dem Opferbrauche; auch das kultische Wettrennen und die zu Ehren des Speergottes geschleuderten Speere fügen sich in das Bild. Ich verweise bei dieser Gelegenheit auf den Aufsatz des Frhrn. von Vibra im letzten Heft, der von den Reitern beim Georgiritt berichtet, daß sie vom Pferde aus im Vorbeireiten ihre Gaben in einen Opferstock warfen. Dieser Opferstock ist stark verdächtig, aus dem heiligen Pfahl der Germanen, dem „Stapol“, von der Kirche „transsubstanziert“ zu sein; und auch das „abergläubische“ Werfen der Speere ist wohl in sehr einträglicher Weise in das gläubige Werfen von Geldmünzen umgewertet worden.

Noch eins ist hierbei auffällig. Wenn die dem Wodan geweihte Gabe, die an den Baum gehängt wird, selbst der „Wode“ heißt, so verstehen wir vielleicht besser jene berühmte Stelle in der Edda:

Ich weiß, daß ich hing
Neun Nächte lang am windigen Baum,
Dem Odin geweiht,
Ich selber mir selbst.

Nennen wir nicht heute noch die dem „Christkindchen“ geweihte Gabe am Weihnachtsbaum selbst das „Christkindchen“? — Was ist nun der Sinn dieser Bräuche? Fetischismus, Apotropie, Sympathiezauber oder eine andere von den vielen Etiketten, die man auf diese Dinge zu kleben pflegt, ohne damit das geringste über den wirklichen Inhalt auszusagen? — Offensichtlich ist es eine sinnbildliche Handlung, die zwar nicht mehr verstanden wird, die aber ihren ursprünglichen Sinn zweifellos daher hat, daß es sich bei diesen Eingeweideteilen gerade um die Teile handelt, die gewissermaßen die Rückverbindung des betreffenden Lebewesens mit seinem Ursprung herstellen. Sie werden dadurch sinnbildliche Träger der Lebenskraft, die in den einzelnen Lebewesen und über sie hinaus wirkt und fortwirkt. Durch das Aufhängen am heiligen Baume (der durchweg ein fruchttragender ist), werden sie dem Allwaltenden zurückgegeben, dessen Kraft damit auf das Lebewesen, das daraus hervorgegangen ist, übergehen soll. Ist das „Zauber“ im üblichen Sinne? Wir scheinen, wir müssen dieser Gedankenwelt, wenn wir sie wirklich begreifen wollen, mit etwas andern Mitteln näherzukommen suchen, als mit einer der üblichen Schematisierungen.

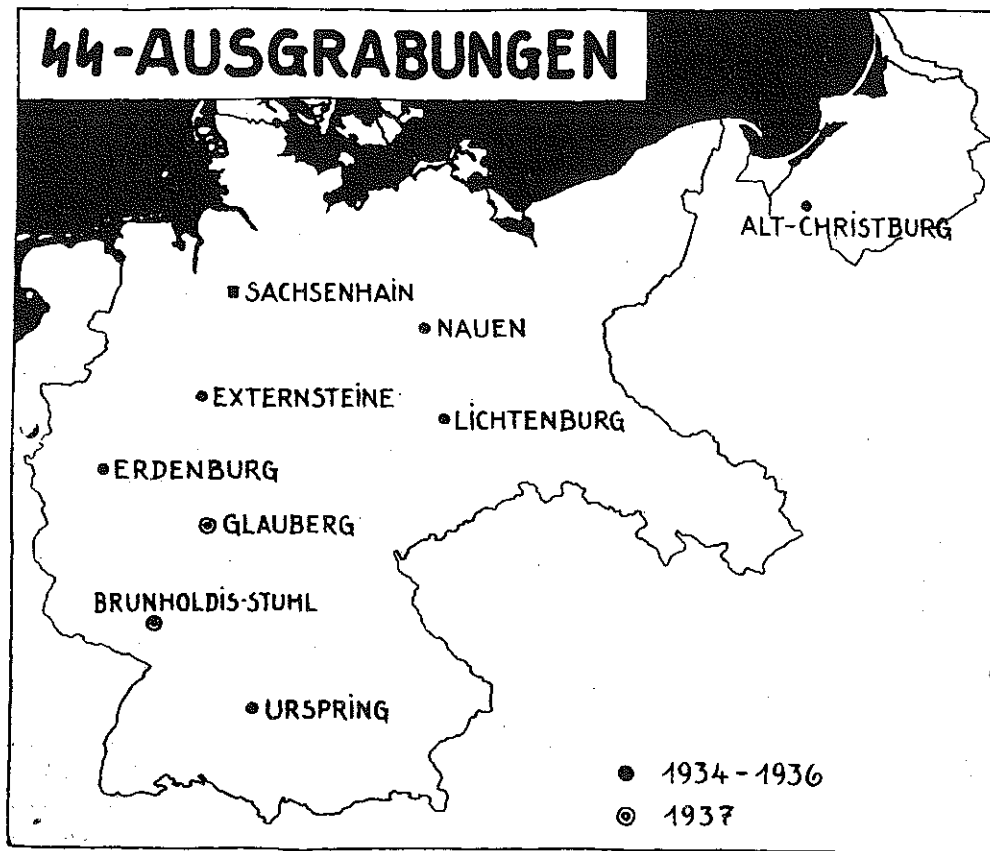
Wie mir nachträglich berichtet wird, hat man auch in dem berühmten Suebengrabe von Oberflacht eine solche Eihaut gefunden. Das beweist nicht nur das Alter dieses Brauches, sondern auch seine Sinnbeziehung auf den Gedanken der Fortdauer der Lebenskraft von Geschlecht zu Geschlecht, und darüber hinaus ist es ein wertvolles Beispiel dafür, wie wir viele vorgegeschichtliche Funde überhaupt nur dann befriedigend klären und erklären können, wenn wir sie mit unserem volkskundlichen Wissen von heute in eine sinngemäße Verbindung bringen. Wieviel von diesem Überlieferungsgut heute noch bei uns lebendig ist, das hat die vorstehende Überschau wohl ergeben, zumal sie sich sicher noch vielfältig ergänzen läßt.

Die Ausgrabungen der Schutzstaffeln

„Wir werden diese Grabungen, nicht etwa, weil wir der Wissenschaft in irgendeiner Form Konkurrenz machen wollen, sondern weil wir mit der Wissenschaft zusammen weltanschauliche Dinge suchen wollen, ganz konsequent fortsetzen ...“ (der Reichsführer SS am 2. Juli 1935 bei der Besichtigung der ersten SS-Grabung auf der „Erdenburg“ bei Köln).

Das ist Geleitwort und Zielsetzung zugleich für den Einsatz der SS in der Vorgesichtsforschung. Damit ist auch schon die oft gestellte Frage beantwortet: warum unternimmt die SS Ausgrabungen? Die Wiederherstellung einer lebendigen inneren Beziehung zu den überlieferten Werten der Vorzeit ist mit Wort und Bild allein nicht möglich. Eine Ausgrabung aber ist die unmittelbare, mit allen Sinnen erfassbare Berührung mit den wieder aus Licht gebrachten Häusern, Waffen und Geräten unserer Vorfahren. Sie erzwingt geradezu in jedem einzelnen die persönliche Erkenntnis, daß er selber auch nur ein der Zukunft verantwortliches Glied in einer sichtbaren Reihe von Menschen eines Volkes ist, dessen Schicksale wir unsere Geschichte und dessen Eigenschaften wir unsere Tradition nen-

44-AUSGRABUNGEN



nen. Auf dieser Linie liegen die Aufgaben der SS-Ausgrabungen. In jedem deutschen Gau sollen die geschichtlichen Mittelpunkte wieder aufgesucht und ihr lebendiger Zusammenhang mit den Feier- und Gedächtnisstunden der Nation wiederhergestellt werden. Ihre Aufdeckung erfolgt unter der tätigen Mitarbeit derer, die es direkt angeht, die in derselben Landschaft leben, die vielfach die direkten Nachkommen dieser Vorzeitstämme sein mögen. Und wer nicht als SS-Mann und Arbeitsmann bei der Grabung mitwirken kann, dessen Anteilnahme wird von Woche zu Woche stärker, wenn er die Grabung besucht, die Funde sieht, die Erklärung hört. Dieses persönliche Erlebnis wird dann die Wurzel bilden für weitere Gedanken über die Bindungen an Land und Rasse. Das Ziel der SS-Grabungen liegt also neben der selbstverständlichen wissenschaftlichen Bearbeitung und Verbreitung der Ergebnisse in einer möglichst vollständigen Beteiligung aller Deutschen an der Wiedergewinnung, Erhaltung und Verwertung der geschichtlichen Zeugnisse.

Die tätige Mitarbeit der SS an der Bodenforschung begann im Mai 1935 auf der „Erdenburg“ bei Bensberg/Köln. Neben den Notstandsarbeitern des Kreises Bergisch-Gladbach wurde erstmalig ein Ausgrabungstrupp aus acht Kölner SS-Männern der 58. SS-Standarte gebildet und sehr erfolgreich eingesetzt¹. Es galt einen Ringwall zu erforschen, der am Rande der Rheinebene auf einem mäßig steilen Hügel 15 km östlich von Köln liegt. In mehrmonatiger Arbeit gelang es, alle Fragestellungen dieser Grabung zu lösen und damit einen Fortschritt auf dem Gebiete der Ringwallforschung zu erzielen, der

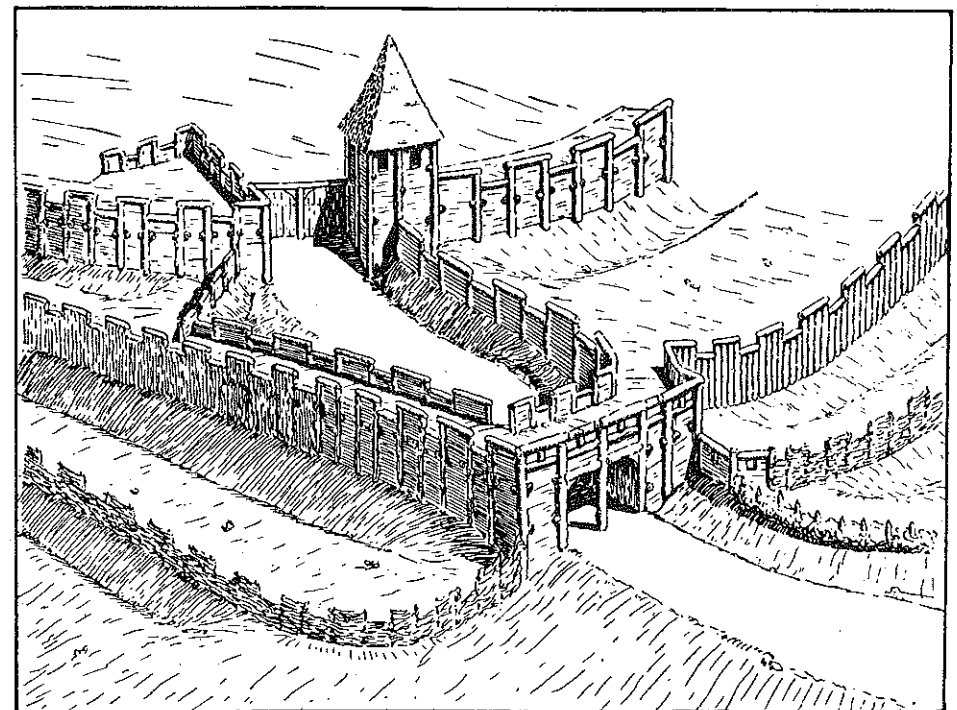
¹ Ein Vorbericht über die Grabung vom Grabungsleiter SS-Oberscharf. Dr. W. Buttler erschien in der „Germania“, 20 (1936), Heft 3.

in mehrfacher Hinsicht wichtige Aufschlüsse brachte. Die wertvollste Erkenntnis bedeutete der durch die Einheitlichkeit der Scherbenfunde geführte Nachweis, daß die Burg von den germanischen Sugambren im Kampf gegen die Römer errichtet worden ist. Dauernd bewohnt wurde sie nicht, denn im Innern fand man keinerlei Hausreste, und Gefäßscherben auch nur in so geringen Mengen, wie sie nur durch den kurzen Aufenthalt des Stammes während der Errichtung der Wälle erklärlich sind. In dreifachem ovalem Ring umzieht die Befestigung die Hügelkuppe und schließt einen Flächenraum von etwa 2 ha ein. Fast neuzeitlich wirkt dieses System der drei Stellungen hintereinander. Vor jeder liegt ein etwa 4 m tiefer spitzwinklig eingeschnittener Graben, der einen direkten Anlauf gegen die Wälle unmöglich macht. Die Brustwehren auf den Wällen bestehen aus Flechtwerk bei der vordersten Stellung, aus einer festen Palisadenwand bei der mittleren und aus einer starken Spundwand bei der hinteren, obersten, an die außerdem noch innen rings umlaufend eine Art Rafemattenraum angebaut war, dessen flaches Dach den breiten Wehrgang hinter den hölzernen Zinnen bildete.

An der Westspitze des Ovals, gegenüber der Silhouette der Stadt Köln am fernen Horizont, liegt das einzige Tor der Burg, dessen Grundriß bei der Ausgrabung erfreulich gut zutage trat. Zwischen die drei Wälle ist hier durch Querwände ein Zwinger mit einem äußeren und inneren Torbau eingebaut und an dem Rand des am Berge schräg heraufführenden Weges noch ein vierter Wall als Sturmhindernis aufgeworfen.

Hineingestellt in die geschichtlichen Zusammenhänge des deutschen Westens ist die „Erdenburg“ Beispiel und Sinnbild der Kräfte, die das Weltreich Roms zerschlugen. Das Grenzvolk der Sugambren unterlag noch der Übermacht, aber gerade in der Zeit, als es diese Burg errichtete, begann im Teutoburger Wald der Tag der Befreiung.

Die zweite Vorgeschichtsgrabung, die durch die Schirmherrschaft des Reichsführers SS gefördert wurde, zur Zeit aber noch nicht abgeschlossen ist, hat die Freilegung eines ganzen



Loranlage der Erdenburg. Rekonstruktion von Hans Schleich



Der Reichsführer SS Heinrich Himmler vor den Karten und Plänen der Ausgrabung Nauen

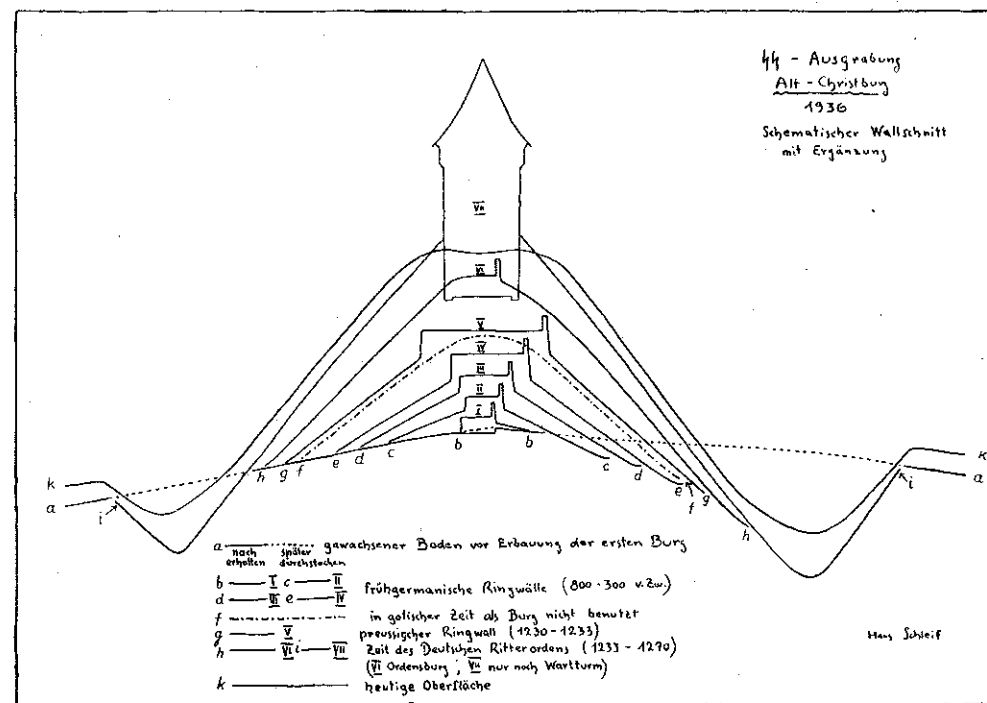
germanischen Dorfes zum Ziele. Auf dem Bärhorst bei Nauen sind die Bedingungen für diese Aufgabe günstig. Der Platz, ehemals eine Insel im Moor, ist bis heute nie wieder überbaut worden. Die Fundschicht liegt nicht tief, ihre Oberfläche ist nur durch Überackerung gestört, das Dorf hat nur kurze Zeit bis zum Aufbruch der hier siedelnden elbgermanischen Stämme bestanden, es bietet sich also ein im ganzen einheitliches und klares Bild eines germanischen Gemeinwesens aus der Zeit kurz vor Beginn der Völkerwanderung, wie es gerade für diese wichtige Epoche des Aufbruchs noch nirgends so vollkommen gefunden worden ist. Eine doppelte Palisadenreihe umzieht das ganze Dorf, dessen einzelne Gehöfte unregelmäßig im Typus des Hausendorfes nebeneinanderstehen. Drei verschiedene Arten von Häusern bestimmen den Charakter der Siedlung. Eine bisher fast unbekannte Hausform ist das Langhaus mit einer fast repräsentativen Eingangshalle an einer Breitseite, offensichtlich das bäuerliche Wohnhaus. Daneben gibt es lange Hallen, durch freistehende Innenstützen dreischiffig aufgeteilt, die wohl hauptsächlich als Ställe und Scheunen, oder auch dem Gefinde als Unterkunft dienten. Das längste Haus dieser Art ist über 40 m lang. Schließlich kommen vereinzelt noch kleine, grubenförmig eingetiefte Hausgrundrisse vor, wahrscheinlich Bad- oder Vorratshäuser.

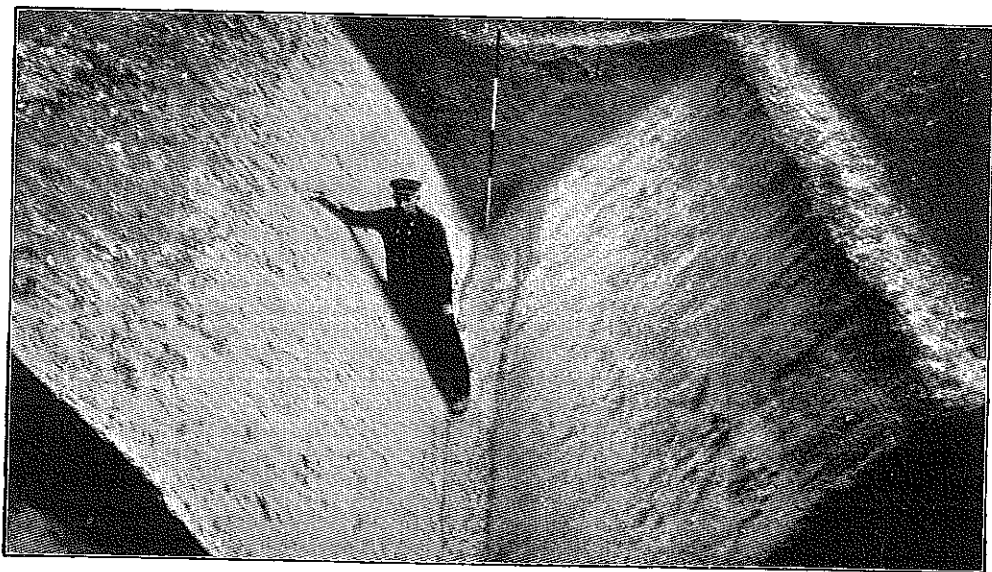
Wenn erst das ganze Dorf freigelegt ist, werden sich noch deutlichere Aufschlüsse über das Zusammenleben dieser Gemeinschaft ergeben, d. h. man wird hier erstmalig die „sozialen Einrichtungen“ der Vorzeit und ihr Verhältnis zur Gesamtheit der Siedlung studieren können. Zunächst sind in der Nähe des Dorfeinganges an einem freien Platz hinter den Palisaden drei große viereckige hölzerne Dorfbrunnen freigelegt worden.

Auch im Deutschen Osten, 50 km südlich von Elbing bei Alt-Christburg wurde auf persönliche Veranlassung des Reichsführers SS im Herbst 1935 eine große Ausgrabung in Angriff genommen. Ein von der Natur begünstigter Platz, ein Hügel mit weiter Fernsicht

in einem Bogen des Sorgebaches gelegen, hat seit dem frühesten Vordringen der Germanen über die Weichsel eine bedeutende Rolle gespielt. In jener Frühzeit vor fast dreitausend Jahren haben hier erbitterte Grenzkämpfe mit den nach Osten zurückgedrängten baltischen Völkern stattgefunden. Nicht weniger als fünfmal sind die mächtigen hölzernen Bollwerke, mit denen der Hügel besetzt war, in Flammen ausgegangen. Erst als Goten und Burgunden in einer kräftigen zweiten Welle die Grenze des germanischen Raumes weiter nach Osten vortrugen, kehrte Ruhe ein und anderthalb Jahrtausende lang bewohnten und umgaben friedliche Siedler den Burgberg. Vom Norden kam mit preußischen Einwanderern neuer Zustrom ins Land und mischte sich in friedlicher Durchdringung unter die alteingesessenen Germanen. Erst als der Deutsche Ritterorden im 13. Jahrhundert von Preußen Besitz ergriff, entbrannten generationenlange erbitterte Kämpfe im ganzen Land. Auch der Burgberg von Alt-Christburg wurde wieder besetzt, die alten Wälle erhöht und die Gräben vertieft. Mehrmals wechselte er zwischen 1230 und 1280 den Besitzer, bis der Ritterorden den blutgetränkten Boden aufgab und sich an anderen ihm günstigen Plätzen neue Burgen baute. Heute noch stehen die Wälle, die seit fast 700 Jahren unberührt liegen, bis zu 10 m hoch hinter tiefen Gräben. Bei der Ausgrabung wurden große senkrechte Schnitte hineingelegt, an deren Wänden die schwarze, mit Holzkohle durchsetzten Schichten, die in kurzen Abständen übereinanderliegen, wie ein symbolisches Seldenmal von Sieg und Untergang die vorgeschichtliche Entwicklung widerspiegeln. Das Innere der Burg war stets bewohnt, eine hohe mit Scherben und Werkzeugen gefüllte Fundschicht und darunter Hausreste verschiedener Zeiten gibt davon Zeugnis. Hier wird im nächsten Jahre die Arbeit wieder einsetzen.

Ein Zug des benachbarten Reichsarbeitsdienstlagers Rosenberg übernimmt die schöne und verantwortungsvolle Aufgabe, die Grabung auszuführen. Damit erfüllt sich in idealer Weise einer der Programmpunkte der SS-Grabungen: nicht die Wissenschaft als solche, sondern die deutsche Jugend soll der Hauptnutznießer dieser Arbeit sein. Wer mit Spaten





Die Erdenburg bei Bensberg. Spitzgraben

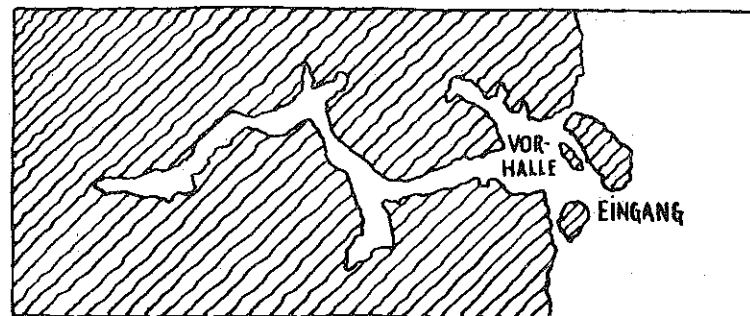
und Schaufel Schulter an Schulter mit den Arbeitskameraden einen ganzen Sommer lang die mannigfaltigen Spuren der reichen Vergangenheit seiner engeren Heimat aufdeckt, der wird für alle Zukunft ein persönliches, auf eigenen Gedanken aufgebautes Verhältnis zu den Denkmälern der Vorzeit gewonnen haben.

Noch weit über die eigentliche deutsche Vorgeschichte hinaus in die Urgeschichte der Menschheit überhaupt führte eine Grabung des Reichsführers SS im Lontal (Württemberg) bei Urspring. Dort liegt nur 20 m oberhalb des Quelltropfes der Bode eine Höhle in besonders günstiger Lage, nach Südosten geöffnet, nahe der Einmündung eines Seitentales, mit freiem Ausblick über die Hänge des anderen Ufers, mithin ein idealer Platz für den Jäger der Eiszeit, um hier zu rasten und dem an die Tränke wechselnden Großwild aufzulauern.

Die Grabung unter Leitung von Prof. Riel, Tübingen, hat diese Vermutung vollauf bestätigt. Bis zu 26 m tief im Innern des Berges hinter einem engen Durchschlupf verzweigt sich eine geräumige, an den bewohnten Stellen 2 m breite und 4 m hohe Höhle, die auch in der Eiszeit ein erträgliches Klima gehabt haben wird. Hier wurden als Speiseabfälle die Knochen von Mammut, Rentier, Bison, Wildpferd, Höhlenbär und Schneehuhn gefunden. Die Benutzung der Höhle vor etwa 70 000 Jahren ist erwiesen durch zwei prachtvolle steinerne Lanzenblätter jener Urzeit, wie sie in gleicher Schönheit und vollendeter Technik in Deutschland noch nicht gefunden wurden.

Das wichtige Gebiet der Alt-Steinzeitforschung wird der Reichsführer SS auch weiterhin durch andere Grabungen erweitern und fördern.

Als bei der Anlage eines Schießplatzes in Lichtenburg/Sachsen vorgeschichtliche Gräber der „Laufitzer“ Gruppe gefunden wurden, ließ der Reichsführer SS auch hier das Gelände planmäßig ausgraben mit dem Erfolg, daß auch noch germanisch-burgundische Brandgrubengräber aus der Zeit kurz vor der Völkertwanderung gefunden wurden. Ein sehr bedeutsamer Fund, der erst im nächsten Jahr eingehend untersucht werden kann, wurde mitten unter den Gräbern gemacht. Ein kreisförmiger Grundriß von 9 m Durchmesser, mit einem kalkhaltigen Fußboden überzogen und von Balkenlagen umgeben, läßt ein Gebäude erkennen, das aber nach seiner Lage kein gewöhnliches Wohnhaus sein kann, sondern

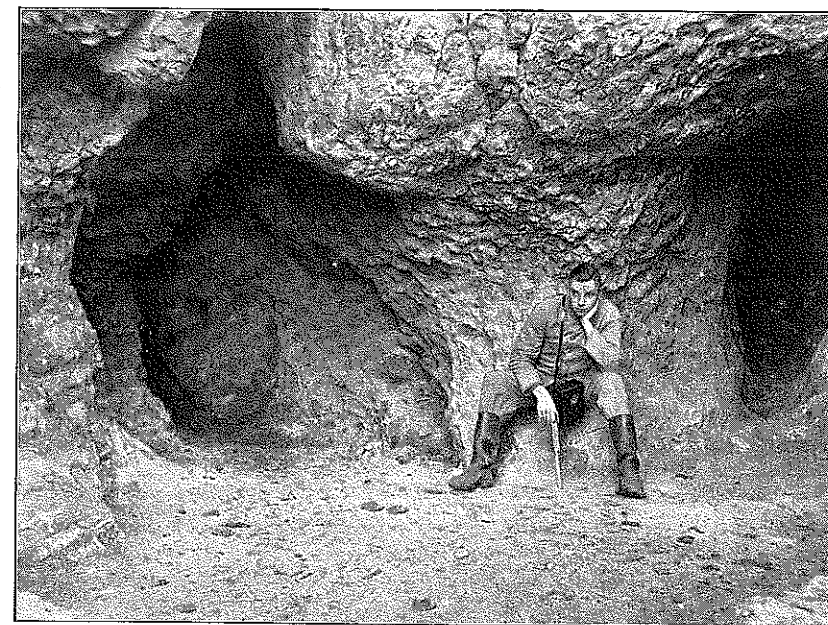


Die Höhle von Urspring.
Grundriß

in irgendeinem kultischen Zusammenhang mit den „Laufitzer“ Gräbern gestanden haben muß. Dadurch gewinnt dieses Gräberfeld, zumal wenn es gelingt den Zweck des Gebäudes noch weiter zu klären, eine besondere Bedeutung, da wir trotz der weiten Verbreitung der „Laufitzer“ Kultur noch keineswegs ausreichend über Herkunft und Sitten dieses Volkes unterrichtet sind.

Nachdem mit der Ausgrabung solcher Plätze der wissenschaftlichen Erforschung Genüge getan ist, verfolgt der Reichsführer SS mit der Pflege und Ausgestaltung dieser geschichtlichen Stätten Ziele, die über das bisher Übliche weit hinausgehen. „Denkmalschutz“ genügt nicht, es soll nicht dabei bleiben, mit Einzäunung und Gedenktafel ein Museumsstück in der Landschaft zu vermerken. Nein, es muß erreicht werden, daß diese Orte, an denen in früher Vorzeit das tätige Leben unserer Vorfahren pulsierte, auch von uns immer wieder aufgesucht werden, wenn wir uns zu einer Stunde des Gedankens an das Erbe unserer Väter versammeln wollen. In solchem Sinne wird das gewaltige Naturdenkmal der Externsteine bei Detmold in einer Form wiederhergerichtet, wie es diesem Mahnmal frühester Verehrung höherer Mächte würdig entspricht. Und ebenso ist in dem „Sachsenhain“ bei Verden (Aller) durch die Aufrichtung von viertausendfünfhundert Findlingen eine Ge-

Urspring.
Vorhalle der
Alt-Steinzeit-
Höhle



dächtnisstätte geschaffen worden für die Blutzugeen im Kampf um die Selbständigkeit der niedersächsischen Art.

Mit der tätigen Beteiligung an der Bodenforschung und mit der Herrichtung geschichtlicher Pflanzstätten ist jedoch der Beitrag, den die Reichsführung SS zur deutschen Vorgeschichtsforschung leistet, noch nicht abgeschlossen. Ebenso wichtig wie die Arbeit der Wissenschaft ist auch die Veröffentlichung und Verbreitung ihrer Ergebnisse in einem Rahmen, der dem Wert der Dinge angemessen ist. So trägt die Zeitschrift der SS, das „Schwarze Korps“, mit programmatischer Beständigkeit die Errungenschaften der Forschung in Bild und Wort weit ins deutsche Volk. Für Verbreitung und Schulung innerhalb der Schutzstaffeln sorgt das Rasse- und Siedlungshauptamt. Auch in der Richtung des modernsten Lehrmittels, des Films, ist kürzlich ein Vorstoß gemacht worden, der zunächst ein Anfang und eine Anregung sein soll. Die Ausgrabung in Nauene bot den willkommenen Anlaß zu unserem Vorgeschichtsfilm „Deutsche Vergangenheit wird lebendig“.

Der Wunsch nach einem Vorgeschichtsfilm bestand sicher in weiten Kreisen schon lange. Aber wie sollte man das Problem anfassen? Wohl wird heute vielfach bei Ausgrabungen gefilmt, aber solche Streifen werden kaum über den engen Kreis der Sachverständigen hinaus verständlich gemacht werden können. Andererseits muß ein sogenannter „populärer“ Film, womöglich noch mit einer Spielfilmhandlung gegenwartsnah gemacht, unvermeidlich zu nationalem Kitsch werden. Es galt also, einen Mittelweg zu finden und, ausgehend vom Kern der Vorgeschichtsforschung, der Ausgrabung, alle die Fäden zu spinnen, die in der Gegenwart enden und damit die lebendige Substanz der Vergangenheit als unsterblich erweisen. Unter diesem Gesichtspunkt hat die Reichsführung SS den Kulturfilm geschaffen, der allen Volksgenossen, die ihn sehen werden, eine anregende Aufklärung gibt über den Gang und die Ergebnisse einer Ausgrabung. Symbolhaft beginnt der Film mit dem Anmarsch des Arbeitsdiensttrupps, der zusammen mit dem SS-Ausgrabungstrupp die Spatenarbeit durchführt. In eindrucksvollen Bildern, unterstützt von wohlabgewogenem Text, werden die Geheimnisse einer Grabung erklärt. Pfostenlöcher, die archimedischen Punkte des Siedlungsforschers, werden gefunden, gemessen, geschnitten, ausgehoben, markiert und schließlich zum Hausgrundriß miteinander verbunden. Unter Ausnutzung der Möglichkeiten, die der Filmtick für eine Rekonstruktion bietet, entsteht über den tatsächlich gefundenen Pfostenlöchern noch einmal im Bilde das germanische Haus mit der steinernen Herdgrube in der Mitte. Kleinfunde und Keramik leiten über zu den großen geschichtlichen Zusammenhängen, den Jüngen der Elbgermanen gegen den Rimeß, die durch bewegliche Karten ver-



Langenblatt aus Ursprung (Alt-Steinzeit, ca. 70 000 Jahre alt)

anschaulicht werden. Sehr folgerichtig sind die unmittelbaren Wirkungen der Ausgrabungen in den drei Richtungen Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung dargestellt. Man sieht den Wissenschaftler in der Werkstatt, wo er die Funde wieder herstellt und bearbeitet, man sieht, wie die Jugend unmittelbar in der Grabung und später im Schulzimmer lebendige Anregung und Belehrung erfährt, und man sieht drittens, wie die Arbeitsmänner in ihrer Freizeit, angeregt von Gedanken und Vermutungen beim Ausgraben, die Ergebnisse des Arbeitstages für sich selber noch vertiefen, wie sie nach den Grabungsplänen ein Modell des Dorfes bauen.

Der Schirmherr der Grabung, Reichsführer SS Heinrich Himmler, verfolgt die Arbeit mit reger Anteilnahme, die man an den Bildern deutlich erkennen kann, wenn er die Pläne betrachtet, die Grabung besichtigt und mit den Gelehrten diskutiert. Man kann den Führern der Nation nicht dankbar genug sein, daß sie ihren Einfluß und ihre weitreichenden Kräfte in solcher Weise für die Förderung kultureller Arbeit einsetzen. Der Film als Ganzes ist ein erster Versuch, und wenn er von zuständiger Stelle mit dem höchstmöglichen Prädikat „staatspolitisch wertvoll“ ausgezeichnet wurde, darf man diesen Anfang als glücklich bezeichnen und auf eine erfolgreiche Weiterarbeit hoffen.

Auch am Schluß dieses Überblicks über die Arbeit der Schutzstaffeln für die deutsche Vorgeschichte soll wieder ein Wort des Reichsführers SS aus seiner Kölner Ansprache stehen: „Wir werden uns dieser Aufgabe mit derselben Zähigkeit widmen, mit der sich die Schutzstaffel allen anderen Aufgaben gewidmet hat.“

Berlin, Nov. 1936

SS-Obersturmführer Prof. Dr. Langsdorff

SS-Untersturmführer Dr. Schleif

Die Bücherwaage

R. R. Schmidt, Jungsteinzeit-Siedlungen im Federseeemoor. 1. Lieferung 1930, 80 Seiten Großformat, 38 Textabbildungen, 12 Tafeln. 40,— RM. 2. Lieferung 1936, Stuttgart, C. 81—187, Tafel 13—29, 50,— RM.

Die vorliegende Veröffentlichung, die eine dritte Lieferung demnächst abschließen wird, ist das grundlegende Werk über die berühmten Moorfeldungen Süddeutschlands. Prof. R. R. Schmidt gibt einen Überblick über die bisherige Forschung und berichtet vor allem eingehend über die von ihm geleitete Ausgrabungsarbeit des Tübinger Urgeschichtlichen Instituts, die sich über zehn Jahre hinzog. Erst diesen neuen Forschungen, die eine neue, immer weiter vervollkommnete Ausgrabungstechnik zur Anwendung brachten, gelang es, die steinzeitlichen Bauten bis in alle Einzelheiten aufzuklären. Diesen Grabungen verdanken wir die Erschließung der „am besten erhaltenen, reichsten Bauendenkmäler der Steinzeit“. Dem Überblick über die Geschichte der Ausgrabungen läßt

R. R. Schmidt eine Abhandlung über den „geologischen Aufbau des Federseebeckens“ folgen und legt dann das gesamte Ausgrabungsmaterial über Nischbühl, die größte der bisher ausgegrabenen Siedlungen, vor. Seite 160 bis 187 bringt die Zusammenfassung der Ergebnisse und die Auswertung für die urgeschichtliche Bauforschung, die die nächste Lieferung weiterführen wird. Hochbedeutend ist der Vergleich der Moorbauten des Federsees mit dem nordischen und dem algerischen Holzbau. „Beide, das nordische Holzmegaron (= rechtwinkliger Blockbau) und das Megaronhaus des ägäischen Gebiets, haben den gleichen Zellorganismus. ... Schon die formale Übereinstimmung des Megaronhauses in beiden Gebieten, die sich, wie später darzulegen ist, auch auf das Einzelne des Aufbaus erstreckt, ist nicht denkbar ohne gemeinsamen Ursprung dieses Baugedankens, ohne Verbindung seiner geistigen Träger“ (S. 184). R. R. Schmidt weist in den Haupttypen der Nischbühler Moorfeldung zwei Grund-

formen nach, „die einerseits zur Gestaltung des antiken Haus- und Tempelbaues, andererseits zum nordischen Stabbaue geführt haben“ (S. 186). In der Schlusslieferung wird Prof. Schmidt den baugeschichtlich-vergleichenden Teil vervollständigen; man darf auf diese abschließende Lieferung des Werkes besonders gespannt sein. Schon nach dem jetzt vorliegenden Teil kann gesagt werden, daß hier bis in alle Einzelheiten hinein der Nachweis der nordischen Herkunft des altgriechischen Haus- und Tempelbaues geführt ist. Auf die Fülle hochwichtiger Einzelheiten genauer einzugehen, fehlt hier leider der Raum. Doch muß noch hervorgehoben werden, daß höchst wichtige Schlüsse sich daraus ergeben, daß hier nicht nur Einzelbauten, sondern ganze Siedlungen freigelegt wurden. In der Siedlung Nischbühl ist klar erkennbar das Führerhaus, das Versammlungshaus mit Vorplatz und zwei Pfählen in Nordostrichtung (über deren vermutlich kultische Bedeutung vgl. S. 160, Anmerkung) und die Herdhütte, die wahrscheinlich das ewige Dorffeuer enthielt. R. A. Schmidt vermutet, daß diese Rundhütte mit Flechtwand querfl angelegt und nur bei Gründung der Siedlung vorübergehend als Kochhütte benutzt wurde, vor allem aber ein ständiges Feuer für die Anwohner enthielt (S. 177, 186). Sowohl in Altgriechenland wie in Altröm und im keltischen Altirland kannte man Gemeinschaftsherde der ganzen Siedlung, auf denen ein ewiges Feuer unterhalten wurde, und überall wurde dies ewige Feuer, das als heilig galt, in Rundbauten bewahrt. Nach der Beschreibung bei Ovid war der Vestatempel Roms, der das ewige Feuer enthielt, ursprünglich eine einfache, mit Stroh bedeckte Hütte mit Wänden aus Flechtwerk, hatte also eine sehr ähnliche Form wie die steinzeitliche Herdhütte Nischbühls! Vgl. zum Rundbau im germanischen Bereich noch Herm. Phleps, Ost- und westgermanische Baukultur, B. 1934, S. 11 f. und Hoops, Reallexikon unter Haustypen und Hütte.

Dr. Otto Huth, Bonn.

Otto Huth, Die Fällung des Lebensbaumes, Die Belehrung der Germanen in völkischer Sicht. Berlin, Widukind-Verlag N. Bsp., 1936. 1,20 RM.

Selbstanzeige: Der Hauptteil dieser Schrift hat folgende neun Abschnitte: Die Fällung des heiligen Baumes, die Tötung der Hauschlange, die Löschung des heiligen Feuers, der Auszug der Unterirdischen, das Verbot der Rieder, die Achtung des Spielmanns, das Verbot der Märchen und Sagen, die Fesselung des Tänzers, das Verbot der Weissagung und der Traumdeutung. — Die Belehrung weist der Verfasser als die erste nihilistische Aktion in Europa nach; das Sinnbild der Belehrung ist die Fällung des Lebensbaumes. Wie der Baum, wird der Mensch entwurzelt, vom nährenden Heimatboden gelöst. So fordert es paulinisch-christliche, d. h. jüdisch-jahwistische Lehre. Aber das Heidentum war nicht mit einem Schläge zu erledigen, durch die ganze deutsche Geschichte hindurch geht der Kampf der beiden unversöhnlichen Welten weiter. Es gibt kaum einen heidnisch-germanischen Volksbrauch, der nicht von den Kirchen und christlichen Obrigkeiten im Laufe der deutschen Geschichte mehrmals verboten worden wäre. Die Verbote der Volksbräuche und des Volksglaubens sind oft das wichtigste urkundliche Belegmaterial, auf das der Volkskundler angewiesen ist! Diese Belege sind zugleich Urkunden eines hasserfüllten Kampfes gegen bodenständiges, überlieferungstreues Volkstum und offenbaren die abgrundtiefe Volksfremdheit des jüdischen Christentums. Eine Zusammenfassung des zerstreuten Materials fehlte bisher; sie wird hier geboten, wobei allerdings der Verfasser sich auf eine Auswahl beschränken muß. Damit wird für die Betrachtung der entscheidend wichtigen Frage nach dem Verhältnis von Volkstum und Christentum neuer, in diesem Zusammenhang bisher weniger beachteter Stoff bereitgestellt. Die Schrift ist ein Beitrag zur Unterscheidungslehre von Volkstum und Christentum, ohne deren Kenntnis kein Volkskundler mit Erfolg zu arbeiten vermag.

Kein höheres Gut hat ein Volk als seine Sprache. Man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einnegung die Sprache schändet. Sie werden wie Flocken zerfliegen, wenn Deutschland, sich selbst erkennend, alles großen Heils bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. F. D. Plagmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Bierguth, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. III. Bj. 1936 3800. M. Nr. 3.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936

Januar

Heft 1

Aus dem Inhalt:

Unsere Zeitschrift Germanien

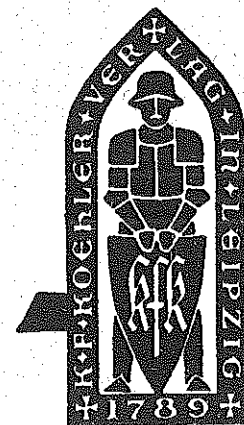
Dr. Viktor Maschnitz, Die Wiedergeburt der altisländischen Handschriften (Mit 2 Abbildungen)

William Anderson, Nibelungens Helden (Mit 11 Abbildungen)

Heinrich Karstens, Alte Goslarer Steinkunst am Wege (Mit 1 Abbildung)

Es gibt keinen »Streit um die Externsteine«!
L. Wunder, Die verbesserte Cohausensche Grabungsmethode für vorgeschichtliche Grabhügel (Mit 5 Abbildungen)

Die Fundgrube / Die Bücherwaage
Zeitschriftenschau



Verlag von K. F. Koehler Leipzig

»Germanien«, Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens
Zeitschrift der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold“, Bandelstr. 7

Jährlich erscheinen 12 Monatshefte

Bezugspreis vierteljährlich RM 3.— einschließlich
Zustellgebühr. Einzelheft RM 1.20

Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vor-
geschichte, Leipzig, Postcheckkonto Leipzig Nr. 4234

Bezugsart. Die Monatshefte können durch jede
Postanstalt, durch den Buchhandel oder vom Verlag
bezogen werden

Beschwerden wegen Ausbleiben der Hefte sind immer
zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu rich-
ten. Erst bei Nichterfolg wendet man sich an den Verlag
R. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptchriftleitung: Stu-
dienrat D. Siefert, Detmold, Hermannstr. 11, zu
senden. Für unverlangt eingehende Beiträge wird
keinerlei Haftung übernommen.

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag,
Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden. Ausführliche Be-
sprechungen erfolgen in der Gruppe „Die Bücher-
waage“

Anzeigen und Beilagen werden von der Anzeigen-
abteilung der Monatshefte (R. F. Koehler, Verlag,
Leipzig C 1, Postfach 81) bis zum 15. des vorher-
gehenden Monats angenommen. Die Preise werden
jederzeit gern mitgeteilt

R. F. Koehler Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, Fernsprecher 64121

Inhalt des Januarheftes

Unsere Zeitschrift Germanien	1
Die Wiedergeburt der altisländischen Handschriften. (Mit 2 Abbildungen.) Von Dr. Viktor Wasmittus	4
Nibelungens Helten. (Mit 11 Abbildungen.) Von William Anderson	8
Die Goslarer Steinkunst am Wege. (Mit 1 Abbildung.) Von Heinrich Karstens	12
Es gibt keinen „Streit um die Externsteine“	14
Die verbesserte Coghensche Grabungsmethode für vorgeschichtliche Grabhügel. (Mit 5 Abbildungen.) Von L. Wunder	16
Die Fundgrube	20
Die Bücherwaage	22
Zeitschriftenschau	23
Vereinsnachrichten	27

Die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold“

hat den Zweck, alle Deutschen zusammenzufassen, die den Wert der Erforschung der eigenen
Vorgeschichte erkannt haben. Sie verfolgt das Ziel, Wissen über die eigenen Ahnen im deut-
schen Volke zu verbreiten und Verständnis für seine Vorgeschichte zu erwecken. Wer diese
selbstlosen Bestrebungen unterstützen will,

werde Mitglied der Vereinigung!

Jährlich in der Pfingstwoche wird eine öffentliche Tagung abgehalten, bei der Denkmäler
aus germanischer Zeit gezeigt werden. Sie sind zahlreicher in der deutschen Landschaft vor-
handen, als gemeinhin angenommen wird.

Anmeldungen sind an die Hauptstelle, Detmold, Bandelstraße 7, zu richten

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte, e. V., Sitz Detmold
Fernruf Detmold 2766

Handbuch der deutschen Volkskunde

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Peßler, Direktor des Vaterländischen Museums, Hannover
unter Mitarbeit zahlreicher Volkskundler
Gegen 1200 Seiten Text, über 800 Bilder z. T. in Farben

In diesem Werke wird zum ersten Mal der gewaltige Stoff von hervorragenden Fachleuten zusammengefaßt. Es
entsteht durch gleichzeitige Heranziehung des Bildmaterials ein Werk, das ein lebensvolles und anschauliches Bild
des wirklichen Volkslebens in seiner Kraft und Mannigfaltigkeit, Schönheit und Bodenständigkeit entwirft.

Leichte Bezugsmöglichkeit
Überzeugen Sie sich durch eine Ansichtssendung von dem großen wissenschaftlichen Wert dieses Werkes
und von der Lebendigkeit seines Inhalts.

Verlangen Sie daher ausführliches Angebot und unverbindliche Ansichtssendung R 41 von
ARTIBUS ET LITTERIS
Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H., Berlin-Nowawes, Marienstraße 40

Bücher für den Germanien-Leser

Gerhard Raab: Ewiges Germanien

Die Gesamtschau des germanischen Mythos und seines Gestaltwandels bis in Kultur
und Gedankengut der Gegenwart hinein. In Ganzleinen 7.80 RM

Hermann Wille: Germanische Gotteshäuser

Willes Untersuchungen über die „Hünenbetten“ als Sockelmauern germanischer
Aulhallen. Mit 50 Lichtbildern. In Ganzleinen 7.50 RM

Werke von Heinar Schilling:

Germanische Führerköpfe

Packende Lebensbilder großer germanischer Führergestalten, die in fernen Zeiten Ge-
schichte, ja oft Weltgeschichte machten. In Ganzleinen 2.85 RM

Germanische Frauen

Zwanzig Lebensbilder berühmter germanischer Frauen, wie sie uns die Geschichte
und altnordische Sagen überliefert haben. In Ganzleinen 2.85 RM

Germanische Geschichte

Von den Kimbern und Leutonen bis Wittekind erlebt der Leser die dramatischen
Schicksale germanischer Völker. 600 Seiten. In Ganzleinen 9.60 RM

R. F. Koehler / Koehler & Amelang / Leipzig

Die Koehler Reihe

bringt wertvolle Zeugnisse deutschen Schrifttums

Die kleine Chronik der Anna Magdalena Bach

Es gibt kein schöneres und tieferes Buch der deutschen Familie als diese bezaubernde Dichtung. In seltener Reinheit schildert es den Zusammenklang zweier Menschen, die glückliche Vereinigung der alles überragenden Schöpferkraft Joh. Seb. Bachs mit dem feinen verständnisvollen Frauentum seiner Anna Magdalena. „Man nimmt die Dichtung heute als Lesebuch zu Bach, wenigstens tun es viele, die Bach lieben, ohne sich in Spezialstudien einlassen zu können.“ (Der Freiheitskampf, Dresden, 7. 11. 34.) 17. Auflage. 150. Tausend.

Wilhelm Jensen, Karin von Schweden

Solange es begeisterungsfähige Jugend gibt, solange wird „Karin von Schweden“ eins ihrer Lieblingsbücher sein. Erst das junge Mädchen der Gegenwart, das zum Opfergeist für Volk und Vaterland erzogen wird, vermag das Handeln dieses echt nordischen Mädchens ganz zu erfassen, das nach schweren inneren Kämpfen die Liebe zu ihrem Verlobten der Liebe zum Vaterlande opfert, das über sich selbst hinauswächst und entscheidend in den Befreiungskampf seines Vaterlandes eingreift. Es liegt bereits im 97. Tausend vor.

Else von Dase-Koehler, Ursula schreibt ins Feld

Was wissen die Liebenden, die Bräute und die jungen Ehepaare unserer Zeit, was es heißt, monatelang den liebsten Menschen in Lebensgefahr zu wissen! Was wissen sie von Postsperrre, verlorenen Briefen, von kurzen Urlaubstagen und immer neuem schweren Abschied! – Das alles klingt aus Ursulas Briefen. Sie bringen dem jungen Mädchen unserer Tage eine große und schwere Zeit nahe und zeigen ihm zugleich in der Ursula eine Persönlichkeit, die sich gegenüber unzeitgemäßen Gesellschaftsformen und überalternden Anschauungen durchzusetzen versteht. Schon in 10 Tausend Exemplaren verbreitet.

Otto Gallian, Monte Asolone

Dies Buch wurde als eins der ersten hundert Bücher für nationalsozialistische Büchereien ausgewählt. Es schildert das monatelange, den großen Schlachten an der Westfront an Heftigkeit in nichts nachstehende Ringen um den entscheidenden Eckpfeiler der italienischen Frontfront und zeugt von dem Heldentum, dem Leidensweg, den Österreichs deutsche Frontkämpfer im Weltkriege durchgemacht haben, inmitten von fremddrüssigen Truppenkörpern, die gegen das Ende des Weltkrieges nur noch widerstrebend, oft schon mit dem Feinde verschworen, an ihrer Seite fochten. Zweite Auflage, elftes Tausend.

Jeder Band in Ganzkleinen 2.85 RM

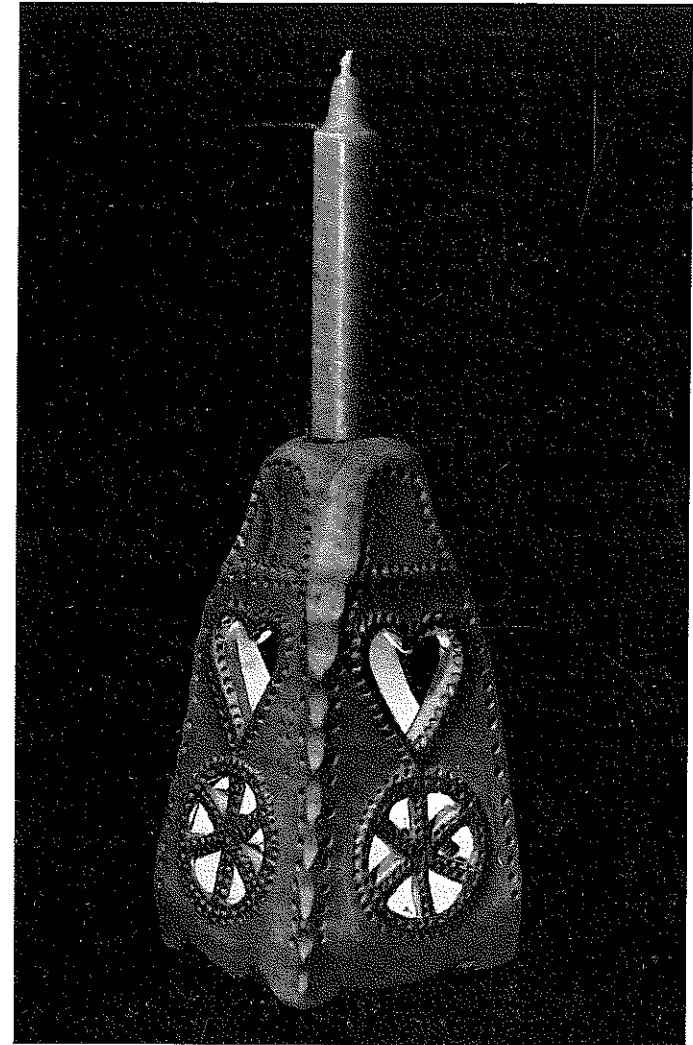
In fünf Minuten nicht –

*Post dein Rückkommen – Post Anweisung, Grizzung und Post Anweisung abzurufen
nicht selbst drück die Not des Wartens. – Galt in jedem die Lüge und*

opfern für das D. G. D.



Germanien



**Monatshefte für Germanenkunde
zur Erkenntnis deutschen Wesens**

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Leudt

Offizielles Organ des Deutschen Ahnenerbes e. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptchriftleitung: Dr. F. D. Plafmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Straße 12

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Adolf-Hitler-Damm 12

Inhalt

- | | | | |
|--|-----|---|-----|
| Zur Erkenntnis deutschen Wesens: Jetzt –
heilige Zeit | 369 | Die vollstümlichen Gestalten der deutschen
Weihnachtszeit. Von Werner Köhler . . | 382 |
| Herkunft und Sinn des Lichterbaums. Von
Otto Huth | 372 | Neues vom alten Wodan. Von F. D.
Plafmann | 387 |
| Die Springerle, eine alte Backwerkstüte in
Süddeutschland. Von Lore Widlingmaier | 376 | Die Ausgrabungen der Schutzstaffeln . . | 391 |
| Das Umschlagbild zeigt einen Turmleuchter des germanischen Volksbrauchs, der zum Julfest entzündet wird.
(Zum Leitartikel S. 371) | | Die Büchervraage | 399 |

Das vorliegende Heft enthält Verzeichnisse folgender Firmen:

F. F. Lehmanns Verlag, München und Koehler & Amelang Verlag, Leipzig

Wir empfehlen unseren Lesern, diese Beilagen zu beachten.

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede
Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM
zuzüglich Zustellgebühr

Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vor-
geschichte, Leipzig, Postcheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer
zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu
richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den
Verlag R. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag,
Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

Anskripte sind an die Hauptchriftleitung: Dr.
F. D. Plafmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisen-
heimer Str. 12 zu senden, oder an die Det-
molder Schriftleitung, Adolf-Hitler-Damm 12.
Für unverlangt eingehende Beiträge wird keiner-
lei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets
beizulegen

Anzeigen und Beilagen werden von der Anzeigen-
abteilung der Monatshefte (R. F. Koehler, Ver-
lag, Leipzig C 1, Postfach 81) bis zum 15. des
vorhergehenden Monats angenommen

R. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Walthabu ein germanisches Troja von Heinar Schilling

Der Völkische Beobachter urteilt:

„Ein Prosagedicht nordischer Weltanschau-
ung! Eine exakt wissenschaftliche Arbeit, deren
Bedeutung und Wert vervielfacht wurde durch
die außerordentlichen Deutungsfähigkeiten des
Verfassers, sowie durch die bewiesene Meiste-
rung der Sprache, d. h. ihre Vollstümlichkeit.
Das Werk Schillings beweist, daß sein Schöp-
fer ein wirklich deutscher Mensch ist, der in
nordischer Art Kenner wurde durch Forschung
und Ahnung und der in Folgerichtigkeit seine
Gesamtkraft als Künstler für das Heiligste,
für unsere Weltanschauung anwendet.“

(Ulf Aweon im N. B. am 25. 10. 1936)

253 S., 49 Bilder. In Ganzln. 4.80 RM

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Koehler & Amelang
Verlag / Leipzig

In dritter bzw. vierter bearbeiteter und erweiterter
Auflage erschienen folgende Werke von
Karl Georg Schaech

Die Arier, Herkunft und Geschichte des arischen Stammes

Das Werk berichtet über 30 000 Jahre arischer Geschichte.
Es gibt ferner Aufschlüsse über die drei verschiedenen Gott-
heiten des Alten Testaments: Gottvater, Jahwe, El Schab-
ai, über den Ursprung der Religionen und das Werden
des Gottesglaubens, über den Sintflut, über die Sint-
flut und viele sonstige biblische und andere Überlieferun-
gen der Vorzeit, über den Moloch- oder Teufelsdienst,
über den Unterschied zwischen den jüdischen und christ-
lichen und den germanischen Priesterkassen, über die
Bedeutung und Entstehung der Runen und Sippen-
namen sowie des Hakenkreuzes, über die Ungleichheit
der Menschengattungen, über die Zusammenhänge der Kul-
turen in der Alten und Neuen Welt.

480 S. mit Abbild., u. 2 Karten, 4. Aufl. 2 Bde. RM 9.60

Uralte Sippen- und Familiennamen

Das Buch enthält mehr als
25 000 deutsche Familiennamen.
Es berichtet über die Entstehung und Zugehörigkeit vieler
bisher unerklärlicher Sippen- und Familiennamen, die
zum Teil ein Alter von annähernd 16 000 Jahren haben.
Des weiteren enthält das Buch über 9000 englische,
französische und polnische Familiennamen sowie über
1000 indische Stammesnamen; alle diese Namen stim-
men mit alten arischen Sippennamen überein.
264 Seiten, 3. Aufl. 2 Bde. RM 8.60

Atlantis, die Urheimat der Arier

Das Buch löst das
Geheimnis über die Herkunft der Germanen
und berichtet über ihre Schicksale in fernster Vorzeit.
Auch der Sintflut und die Sintflut sowie andere Über-
lieferungen der Bibel finden ihre Aufklärung.
128 Seiten mit Karte, 3. Aufl. 2 Bde. RM 3.20

Zu beziehen durch jede Buchhdlg. oder unter Nachnahme direkt vom
Arier-Verlag G. m. b. H., Berlin-Zehlendorf

Dr. Hans Strobel Bauernbrauch im Jahreslauf

200 Seiten, 74 Abbildungen. In Ganzleinen 4.80 RM

„Eine außerordentlich wertvolle Klärstellung des Ursprungs und der Bedeutung deutschen
Bauernbrauchs bringt das Werk von Dr. Hans Strobel, das aus der Flut der volkshundlichen
Literatur eindrucksvoll herausragt. Der Verfasser hat mit sicherem Instinkt aus der Fülle über-
lieferten und heute noch lebenden Brauchtums das herausgestellt, was ursprünglich und volklich
im eigentlichen Sinne des Wortes ist. Für die Bräuche des Jahreslaufs und des Lebens, für
das Brauchtum der Arbeit und für alle anderen Gelegenheiten ist das vorliegende Werk eine
kostbare Fundgrube.“
(Zeitschriftendienst des Reichsnährstandes, Berlin)

Oskar von Zaboroky Urväter=Erbe in deutscher Volkskunst

Mit 670 Abbildungen. In Ganzleinen gebunden 9.80 RM

Mit unendlicher Liebe und Sorgfalt gibt Zaboroky auf 670 Bildern eine in dieser Vollständig-
keit bisher unerreichte Darstellung aller Zeichen, Runen und Sinnbilder deutscher Volks-
kunst, darunter vieler sonst nicht zugänglicher Stücke. Aber nicht nur dies: die Zeichen und
Sinnbilder werden auf wissenschaftlicher Grundlage geordnet und gedeutet, wobei der Ver-
fasser in tiefen und tagenkundliche Tiefen vordringt, aus denen das göttliche Geheimnis auf-
leuchtet, das einst seinen Ausdruck in diesen Zeichen fand. Ein klares, beglückendes Buch!

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Koehler & Amelang Verlag / Leipzig

An alle deutschen Studenten!

Erbe sein, bedeutet Vorrecht und Verpflichtung. Je größer das Vorrecht, um so größer ist die Verpflichtung für den, dem das Erbe zu treuen Händen übergeben ist. Es gibt aber kein heiligeres Erbe als das Ahnenerbe, das uns in Blut und Geist überkommen ist, es gibt keine höhere Verpflichtung, als die, dieses Ahnenerbe zu wahren, zu mehren und all denen zuteilwerden zu lassen, die als Miterben ein Anrecht darauf haben.

Hierzu ist vor allem die geistige Führerauslese des deutschen Volkes berufen, zu der die deutsche Studentenschaft im nationalsozialistischen Staate herangebildet werden soll. Dieser Führerauslese den Blick zu öffnen für die ewigen Wesenheiten des deutschen Volkstums, für den germanischen Grundbestand des deutschen Wesens, ihr Gefühl zu wecken für seine unvergänglichen Werte, die sie in Leben, Lehre und Tat dem gesamten Volke vorleben soll — das ist die allerdringendste Forderung, die unsere Zeit an die deutsche Studentenschaft stellen muß.

Der deutsche Student aber braucht ein Rüstzeug, das ihn über das trockene Fach- und Brotstudium hinaus zu diesem Kampfe um die deutsche Seele befähigt, zu dem er vor allem berufen ist. Aber gerade den tätigsten und begeistertsten Kräften in unserem studentischen Nachwuchs fehlt es oft an den Mitteln, sich dies Rüstzeug zu beschaffen, das über den notwendigsten Bestand an wissenschaftlichem Schrifttum hinausgeht.

Um diese Kräfte zu vollwertigen Kämpfern für unsere völkische Erneuerung auszurüsten, haben sich die Freunde des „Deutschen Ahnenerbes“ e. V. zusammengeschlossen und einen Sonder-Kampffschatz geschaffen, aus dem einer möglichst großen Schar von Studenten die Zeitschrift „Germanien“ gestiftet werden soll. In Zukunft soll es keinen deutschen Studenten, gleich welcher Fakultät, mehr geben, der nicht mit den vieltausendjährigen Grundlagen unseres Volkstums und seinen heutigen Lebenszeugnissen von Grund auf vertraut ist.

Jeder Deutsche, dem an diesem Ziele und damit an der Zukunft unseres deutschen Geistes gelegen ist, trete dieser Kampfgemeinschaft bei! Er hilft dem deutschen Studenten sein geistiges Rüstzeug zu liefern, von dem die künftige Ausrichtung unseres Führernachwuchses abhängt.

Bisher wurden 1573 Jahresbezüge gezeichnet.

Die Spenden erfolgen durch Bestellung eines Halbjahres- oder Jahresbezuges unter der Sonderbezeichnung „Studentenkampffschatz Germanien“ beim Deutschen Ahnenerbe e. V., Berlin C 2, Brüderstraße 29.